This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Durch das Auas-Gebirge.

Mit Schwert und Pflug

in

Deutsch-Südwestafrika.

Vier Kriegs- und Wanderjahre.

Von

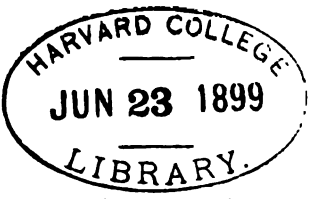
Kurd Schwabe,
Oberleutnant im I. Seebataillon.

Mit zahlreichen Karten und Skizzen sowie Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Illustriert von Maler C. Arriens, mit Beiträgen der Maler H. Albrecht und R. Hellgrewe.

Berlin 1899.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71.

~~E. 5647~~
Afr 6978.99



Minot fund

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 11. Juni 1870
sowie das Uebersetzungsrecht sind vorbehalten.

Meinen teueren Eltern

in Liebe und Dankbarkeit

zugeeignet.

Vorwort.

In den letzten Jahren, seit 1893, ist die Litteratur über unsere erste deutsche Kolonie, Südwestafrika, bedeutend angewachsen. Wenn ich es trotzdem unternommen habe, den älteren Werken ein neues hinzuzufügen, so waren es besondere Gründe, die mich hierzu veranlaßten.

Mich trieb es, nicht allein meine Ansichten über den wirtschaftlichen und politischen Wert des leider noch vielfach verkannten und gering geschätzten Landes für die Öffentlichkeit niederzulegen, sondern auch vor allem als Mitstreiter ein Bild jener an Opfern reichen Kämpfe zu geben, welche von deutschen Soldaten gegen Feinde geführt wurden, wie sie in kolonialen Kriegen nur äußerst selten europäischen Truppen gegenübergestanden haben und gegenüberstehen werden.

Aus den tausend Einzelheiten dieser Kämpfe, in denen edle Heldenthaten nicht selten waren, wird der Leser erkennen, daß auch den gemeinen Mann nicht nur die Lust nach Abenteuern, der alte deutsche Landsknechtssinn, hinaus in die Ferne treibt, sondern daß auch ihm, dem Sohne des Volkes in Waffen, ideale Ziele vorschweben; daß die menschlichen und soldatischen Tugenden, die dem jungen Deutschen durch den Dienst im Heere anerzogen werden, auch weit draußen in der Welt gehegt und gepflegt werden. Auch dort gelten Treue zu Kaiser und Reich, Tapferkeit und Gottesfurcht, Opfermut und Vaterlandsliebe für die höchsten Tugenden des Menschen, und es machte die Kämpfe härter, den Sieg ehrenvoller, daß wir auch bei unseren Gegnern einzelne dieser Eigenschaften in hohem Maße entwickelt fanden.

Ich habe das Buch als Erinnerung und Gruß, als ein Zeichen treuen Gedenkens für die geschrieben, mit denen ich im fernen Lande gearbeitet, mit

denen ich Schulter an Schulter gefochten habe, als eine Mahnung aber den Jüngeren, es jenen gleich zu thun. Ich will alte Freunde der kolonialen Sache erfreuen und in ihrer Freundschaft stärken, Gegner unserer guten und gerechten Sache aber bekehren und gewinnen und zugleich den Männern, die, sei es als Offiziere oder Beamte, als Handwerker, Kaufleute oder Farmer, voll Hoffnung und frischen Mutes hinausgehen und im Schutzgebiet arbeiten wollen, ein lebendiges Bild dessen geben, was sie jenseits des Äquators erwartet.

So zerfällt denn auch das Buch in zwei Teile, in deren erstem persönlich Erlebtes geschildert wird, während ich in dem zweiten ein möglichst ausführliches und bis auf die Ereignisse der neuesten Zeit fortgeführtes Nachschlagewerk zu geben versuche. Das alphabetische Inhaltsverzeichnis wird die Orientierung über die geographischen, politischen, wirtschaftlichen und sanitären Verhältnisse Südwestafrikas wesentlich erleichtern.

Mein besonderer Dank gebührt an dieser Stelle denjenigen meiner Freunde, die das Buch durch Beisteuerung wertvoller Einzelaufsätze bereichert haben, dem Stabsarzt Dr. Richter-Swakobmund und dem Privatdocenten Dr. Dove-Berlin, sowie denen, die mich durch Überlassung persönlicher Aufzeichnungen unterstützten, vor Allen dem Oberleutnant v. Heydebreck, dem Leutnant v. Ziethen und den ehemaligen Unteroffizieren in der Kaiserlichen Schutztruppe Franz und Lange; ferner aber auch den Herren Privatdocent Dr. Gühring, Heyer, Lange und Rohloff, die mir gestatteten, eine Anzahl ihrer photographischen Originalaufnahmen zu benutzen.

Dem Buche schließlich kann ich keinen besseren Wunsch mit auf den Weg geben, als den, daß es erfreuen und belehren, klärend wirken und der Entwickelung des Schutzgebietes nützen möge!

Kiel, im Winter 1898/99.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Seite

Von Walfischbai nach Windhoek . . . . . 1 – 24

Landung in Walfischbai. — Längs des Swakob ins Innere. — Ankunft in Windhoek.

Zweites Kapitel.

Hoornkrans . . . . . 25 – 53

Tage der Vorbereitung. — Die Erstürmung von Hoornkrans. — Ein Patrouillenritt. — Neue Bundesgenossen. — Der zweite Zug gegen Hoornkrans.

Drittes Kapitel.

Ein kühner Gegner . . . . . 53 – 77

Die Naman. — Zwei Überfälle. — Nach Rehoboth. Die Witbooi vor Windhoek.

Viertes Kapitel.

Wechselndes Kriegsglück . . . . . 78 – 100

Das Gefecht bei Naos. — Der Überfall bei Horebis. — Die Verstärkung der Schutztruppe. — Hendrik Witbooi weicht neuen Kämpfen aus.

Fünftes Kapitel.

Stationschef in Swakopmund . . . . . 101 – 132

Reise zur Küste. — In Swakopmund und Walfischbai. — Major Leutwein. — Nach Otjimbingwe.

Sechstes Kapitel.

Vom Dorisib-Rivier zur Naauwkloof . . . . . 132 – 147

Die Kämpfe in der Dorisib-Schlucht und an der Naauwkloof. — Der Vormarsch in das Groß-Namaland. — Waffenstillstand.

Siebentes Kapitel.

Distriktschef von Otjimbingwe . . . . . 147 – 182

Die Herero. — Ein Tag auf der Militärstation. Ein Kriegs- und Jagdzug gen Süden. — Zur Naauwkloof!

Achtes Kapitel.

Seite

Des Nama-Königreiches Ende . . . . . 183—247

Die Naauwkloof. — Der Vormarsch. — Der letzte Tag des Waffenstillstandes. — Vergebliche Unterhandlungen. — Ein Angriff von drei Seiten. — Auf Hendriks Spuren im Hochgebirge. — Das Gefecht im Tsauchab-Thal. — Friede!

Neuntes Kapitel.

Das Wachsen der deutschen Macht . . . . . 248—287

Unruhen im Osten. — Ein Jahr des Friedens. — Die Bastards von Rehoboth. — Neue Verwickelungen im Osten. — Ein Patrouillenritt längs des Kuiseb-Flusses.

Zehntes Kapitel.

Der Aufstand der vereinigten Khauas, Herero und Ovambandjeru 288—321

Erste Gerüchte. — Nach Okahandya. — Stationsleben im Kriege. — Durch Kampf zum Sieg. — Die Erschießung der Rebellenhäuptlinge. — Friede. — In Windhoek und Rehoboth. — Von neuem zur Küste.

Elftes Kapitel.

Heimwärts! . . . . . 321—343

Kapstadt. — Im Orange-Freistaat. — Johannesburg und Prätoria. — An der Delagoa-Bai. — Beira und Mocambique. — In Deutsch-Ostafrika. — Zanzibar. — Über Aden nach Neapel.

Verlustliste der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika vom April 1893 bis Juni 1896 . . . . . 344—346

Zweiter Teil.

Zwölftes Kapitel.

Die Entwickelung des Handels und der Siedelung . . . . . 349—373

Geschichtliches. — Die Entwickelung des Handels. — Deutsche Firmen und Produkte in Südafrika. — Das Deutschtum in Südafrika. — Die Siedelung in Südwestafrika. — Dr. Dove, Graf Pfeil und die Siedelungsgesellschaft. — Die Boeren und ihre Bedeutung für Südwestafrika. — Die Folgen der Rinderpest. — Der Großafrikanische Gedanke.

Dreizehntes Kapitel.

Südwestafrika in wirtschafts-geographischer Hinsicht. Von Privatdocent Dr. R. Dove, Berlin . . . . . 374—383

Vierzehntes Kapitel.

Kurzer Überblick über die sanitären Verhältnisse des Schutzgebietes. Von Stabsarzt Dr. Richter, Swakopmund . . . . . 383—389

Fünfzehntes Kapitel.

Zusammenfassender Überblick über die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Schutzgebietes . . . 389—436

Allgemeines: Einwohnerzahl. — Größe. — Grenzen. — Landschaften. — Küste. — Klima. — Gesundheitsverhältnisse. — Bodenbeschaffenheit. — Flüsse. — Quellen. — Wasserverhältnisse. — Vegetation. — Tierwelt. — Bevölkerung.

Seite

Landeserzeugnisse: Garten- und Ackerbau. — Viehzucht. — Guanogewinnung und Robbenschlag. — Mineralien, Bergbau. — Industrie.
Verkehrsverhältnisse: Schiffsverkehr. — Straßen. — Güterbeförderung. — Frachtsätze. — Personenbeförderung. — Eisenbahnen. — Postwesen. — Telegraphen- und Telephonanlagen.
Handel: Einfuhrzölle. — Ausfuhrzölle. — Handelsfirmen. — Gesellschaften. — Preise der Lebensbedürfnisse.
Verwaltung: Einteilung der Civilverwaltung. — Rechtspflege. — Die Kaiserliche Schutztruppe. — Kirche und Schule.
Anfiedlung: Amtliche Auskunft des Gouvernements.

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis 437–448

Verzeichnis der Abbildungen.

I. Durch das Auas-Gebirge . . . . . Titelbild
II. Groß-Windhoek 24
III. Das brennende Hoornkrans 33
IV. Premierlieutenant Schwabe 48
V. Porträts: Major Leutwein, Hptm. v. Estorff, Hptm. v. Sack, Pr. Lt. v. Perbandt, Stabsarzt Dr. Sander, Lt. Eggers, Lt. Volkmann, Roßarzt Rickmann 200
VI. Vorgehen auf Gams 216
VII. Blick vom Waterberg in die Ebene 265
VIII. Auf Höpfners Heimstätte in Klein-Windhoek 275

Abbildungen im Text.

1. Im Cañon des Swakob bei Usab 9
2. Der Vogelschlafberg 11
3. Die Wilhelmsfeste (Tsaobis) 13
4. Groß-Barmen 21
5. Dawidraai 23
6. Gurumanas 31
7. Wohnhaus und Vorratspontok Hendrik Witbooi's in Hoornkrans . . 34
8. Bergdamara-Pontoks 55
9. Rehoboth 61
10. An der Pforte von Aub 67
11. Feldwebel Heller 74
12. Feldwebel Zachalowsky 75
13. Das Kommissariat und das Wohnhaus der Herren v. François . 76
14. Hendrik Witbooi 79
15. Swakob-Thal bei Klein-Barmen 87
16. Im Engpaß von Horebis. — Anabaum bei Horebis. — Das Grab des Bauern Hermanus Meyer 91
17. Ruine der Kirche in Otjiseva 97
18. Haigamkab im Swakob-Thal 107
19. Blick auf das Hanoas-Gebirge 109
20. Swakopmund im Jahre 1893 115
21. Blick auf die englische Station und die Dünen 125
22. Premierlieutenant v. Heydebreck 135
23. Lieutenant v. Ziethen 145
24. Aus dem Garten der Militärstation Otjimbingwe 148
25. Otjimbingwe 151

Seite

26. Weiber der Feldherero 155
27. Eingang und oberer Bau der Feste in Otyimbingwe 157
28. Mein Garten in Otyimbingwe 165
29. Regierungsrat v. Lindequist 171
30. Jagdscene in der Steppe bei Tinkas 177
31. Ausspähender Posten 183
32. Revision des Postens am Hauptlager 195
33. Die Spitze der 3. Feldkompagnie besetzt die Höhen von Gams . . 219
34. Eine politische Unterredung in Windhoek 249
35. Verhandlung mit Herero 253
36. Feldwebel Hannemann 255
37. Das Auas-Gebirge von Aris aus 256
38. Männer und Frauen des Buschmann-Stammes 261
39. Swakobmund im Jahre 1895 263
40. Am Schnellladegeschütz vor der Feste in Omaruru 265
41. Bastardhaus (Kampbells) in Rehoboth 267
42. Missionar Heidmann 269
43. Missionsgehöft und Kirche in Rehoboth 270
44. Vorstellung der Bastard-Rekruten 272
45. Heyns Gastwirtschaft 1893 276
46. Heyns Gastwirtschaft 1895 277
47. Lieutenant Helm 283
48. Die Feste in Okahandya im Bau 295
49. Die Häuptlinge der Nama-Bundesgenossen und ihre Unterführer . . 297
50. Häuptling Nikodemus als Gefangener im Hofe der Feste in Okahandya 303
51. Erschießung des Nikodemus 307
52. Gefangene Khauas-Naman in Windhoek 309
53. Im Feldlager vor Otyunda 311
54. Stabsarzt Dr. Richter und Frau 317
55. Kapstadt und der Tafelberg 323
56. Landschaft bei Wijnberg 325
57. Zanzibar 337
58. Aden 341
59. Kriegerdenkmal in Windhoek 344
60. Premierlieutenant Dieftel und Sekondlieutenant Lampe 345
61. Eisenbahnzug in Südwestafrika 421

Kartenskizzen.

1. Baiweg bis Otyimbingwe 17
2. Küstengebiet Walfischbai—Swakobmund 111
3. Otyimbingwe 159
4. Der nordöstliche Teil der Naauwkloof 191
5. Blick vom Hauptlager nach Norden 197
6. Die Naauwkloof vom Hauptlager aus gesehen. — Skizze der Marsch-linien 199
7. Das Naauwkloof-Gebirge 213
8. Skizze des Gefechts bei Gurus 227
9. Swakobmund mit projektiertem Hafen 257
10. Swakobmund, Skizze nach Kapitän Heldt 259
11. Quer- und Längsprofile durch Deutsch-Südwestafrika, nach Dr. Hans Schinz 392

Erſter Teil.

Erſtes Kapitel.

Von Walfiſchbai nach Windhoek.

Landung in Walfiſchbai. — Längs des Swakob ins Innere. — Ankunft in Windhoek.

Es war am 16. März 1893 in aller Morgenfrühe. Mit ſcharfem Kiel durchſchnitt der „Karl Woermann“ die hohe Dünung des Atlantiſchen Oceans. Feucht-kalter, undurchſichtiger Nebel lag über den Waſſern, aber obwohl uns alle, die wir eben die Tropen ſüdwärts eilend durchfahren hatten, fröſtelte, herrſchte ſchon zu ungewöhnlich früher Stunde an Bord reges Leben. Sollten wir doch heute nach langer, vierwöchentlicher Seereiſe Südweſtafrika, unſere neue Heimat für Jahre hinaus, erreichen. Die Brücken und Decke des Dampfers wimmelten von Menſchen, die alle den Nebel zu durchſehen ſuchten und hinüberſpähten nach Oſten, nach dem Lande unſerer Sehnſucht.

Wie weit lag die Zeit ſchon zurück, da wir das ſtolze Hamburg verlaſſen hatten und die Elbe hinabgedampft waren unter Hurrageſchrei und unter den Klängen der Lieder „Ade, du mein lieb Heimatland“ und „Deutſchland, Deutſchland über Alles“! Und wie fremd, wie unbekannt und doch verheißungsvoll lag unſere neue Heimat vor uns! Es war wenig, was wir über ſie erfahren hatten. Wohl wußten wir, daß dort zwei Volksſtämme, die Naman oder Hottentotten und die Herero oder Kaffern, ſich Jahrzehnte hindurch bekämpft und zerfleiſcht, wohl auch, daß ſie vor kurzem Frieden geſchloſſen hatten und ſich nun gemeinſchaftlich gegen die Deutſchen wenden zu wollen ſchienen; das war aber auch alles! Wie mochte es jetzt im Lande ausſehen? War etwa ſchon der Hauptmann v. François, der mit einer kleinen Truppe von 50 deutſchen Soldaten dort draußen die Wacht hielt,

von den vereinigten Eingeborenen angegriffen worden? Konnte seine kleine Macht nicht schon dem Ansturm erlegen sein? Das waren die Fragen, die wohl Jeden von uns beschäftigten, denn wir wußten: Wir waren die Hilfe, die Hauptmann v. François von der Heimat erbeten hatte. Schon in Berlin war uns gesagt worden, daß der trotzige Namafürst Hendrik Witbooi nach dem Friedensschlusse mit den Herero stolzer denn je sein Haupt erhöbe und die deutsche Schutzherrschaft nicht anerkennen wolle. So hofften wir denn alle, daß wir sofort hinausziehen könnten zu Kampf und Sieg, zum Schutze unserer deutschen Brüder und zur Ehre des Vaterlandes.

Und allmählich hob sich der Nebel, und ein donnerndes Hurra grüßte die Küste, die immer deutlicher und deutlicher vor uns im Sonnenglanze erschien. Bald konnten wir den gelben, glitzernden Sandstrand erkennen, den die Brandung wie mit einem weißen Saume umgab, hinter ihm ein Meer von Sanddünen und darüber flimmernde Luft von der unbestimmten Farbe, die den Wüstenlandschaften jener Breiten eigentümlich ist.

Und nun tauchten eine Reihe niedriger Häuser und der Turm eines Kirchleins auf — wir fuhren in die Walfischbucht ein. Vorbei ging es an einer langgestreckten Landzunge, die eine Bake trug, in das weite Becken dieses natürlichen Hafens. Einige hundert Meter vor den Häusern rasselte der Anker in die Tiefe, die Maschine des Dampfers stoppte, und Kapitän Fastert, der erprobte Führer unseres schwimmenden Heims, rief uns lustig zu, jetzt sei die Reise beendet.

Alle sahen wir ohne Unterlaß hinüber nach dem Lande und nach einem Ruderboote, das sich uns rasch näherte, und wohl mancher, der die tropische Pracht der Küste Liberias staunend bewundert hatte, war enttäuscht von der Eintönigkeit der Landschaft, die hier vor uns lag. Sand, Sand und nochmals gelber Sand, kein Baum, kein Strauch war zu sehen; aber an den Häuschen flatterten Flaggen, und mit Freude erkannten wir neben den englischen die deutschen Farben.

Jetzt war das Boot längsseit des Dampfers. Ein Offizier in unserer Uniform saß darin. Assistenzarzt Dr. Richter und ich riefen ihm unsere Namen zu. Er antwortete: „Premierlieutenant v. François. Wieviel Mann haben Sie an Bord?“ — „2 Offiziere, 212 Reiter!“ Der Offizier, ein Bruder des Reichskommissars Hauptmanns v. François, klomm die Bordwand hinauf und stand unter uns. Auf unsere Fragen, ob Krieg sei, entgegnete er: „Nein, tiefer Friede!“ Dann gab er seiner Freude über die Stärke unseres Truppentransportes Ausdruck, und wir erfuhren, daß man in Südwestafrika auf höchstens 80 bis 90 Mann gerechnet hatte. Nachdem nun unsere Reisegefährten, die sich als Ansiedler im Lande niederlassen

wollten, Fräulein v. Hagen mit ihrem Bruder, Dr. Gadow mit Familie, dann Lieutenant Dr. Hartmann und ein englischer Herr, die Vertreter der South-West-Afrika-Company, und noch ein Deutscher, Herr Richmann, vorgestellt waren, übergab der Führer des Truppentransportes, Kompagnieführer Fischer von der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, die Papiere an Herrn v. François, und nun ging es an die Arbeit.'

Zunächst wurden die Truppen gelandet. Das war etwas für unsere braven deutschen Jungen, als sich nahe am Strande eine Horde gelbhäutiger Naman auf jedes Boot stürzte, um die Insassen durch das seichte Wasser an das Ufer zu tragen. Immer wieder konnte man den Ruf hören: „Die Kerls sehen ja aus wie Chinesen!" Und wirklich, das war auch mein erster Eindruck. Aber die meisten unserer Soldaten sprangen in das Wasser und wateten an das Land.

Zwischen den Häusern der Walfischbai-Niederlassung bezogen die Truppen ein Lager. Bald loderten hier die Feuer auf, und die erste Mahlzeit in Südwestafrika wurde gekocht. Es war schwierig, die nötigen Kochgerätschaften zu beschaffen, denn auf eine solche Anzahl Hungriger war, wie gesagt, Premierlieutenant v. François nicht vorbereitet gewesen, aber unter der freundlichen Beihilfe der hier ansässigen Familien, besonders des Missionars Böhm, des Landungsagenten Koch und des Kaufmanns Sichel, waren bald alle Schwierigkeiten gehoben.

In den nächsten Tagen hatten wir alle Hände voll mit dem Löschen der Ladung zu thun. Da waren große Mengen Proviant, Munition, Waffen, Sattelzeug, Baumaterialien und anderes mehr, das gelandet und verpackt werden mußte.

Die Ansiedler und wir Offiziere nahmen unterdessen Wohnung in dem Hause der gastfreien Firma Mertens und Sichel, und Herr Sichel, der selbst in Walfischbai wohnte, verstand es, uns allen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Und was für Herrlichkeiten gab es in seinem Geschäfte, dem „Store", wie man allgemein in Südafrika sagt, zu kaufen! Da waren Sättel, Anzüge, Decken, Hüte, Schuhe, Konserven, Weine aller Art, Cigarren, Messer, Pfeifen und anderes mehr. Aber man kauft dort auch jede Art von Vieh, Pferde, Ochsenwagen, Bauholz, Wellblech, kurz alles, was sich das Herz des Reisenden oder Ansiedlers nur wünschen kann. Außer Mertens und Sichel waren noch einige unbedeutendere englische Firmen in Walfischbai vertreten.

Die Niederlassung besteht aus nicht ganz 20, ausnahmslos aus Holz aufgeführten Gebäuden, von welchen ungefähr acht Wohnhäuser, die übrigen Lagerschuppen sind, und liegt höchstens 50 m von dem stillen Wasser der

gut geschützten inneren Bucht auf flachem Sandstrande. Die Gebäude sind durchweg auf Aufschüttungen erbaut — was besonders bei dem niedlichen, turmgeschmückten Kirchlein auffällt —, weil bei Nordwind die Wasser der Bai häufig so angestaut werden, daß sie die Fläche hinter der Ansiedelung weithin überschwemmen, so daß dann nur die erhöht liegenden Gebäude aus der Flut hervorsehen. Diese machen, bunt gestrichen, mit ihren Veranden einen freundlichen Eindruck und sind im Inneren äußerst behaglich eingerichtet.

Wir Neuangekommenen beeilten uns, auch die nähere Umgebung der Walfischbai kennen zu lernen, doch da war wenig zu sehen. Nach Osten zu — landeinwärts — hemmen auf 2500 m hohe Sanddünen, hinter denen das Dorf Sandfontein versteckt liegt, den Ausblick. Hier hausen in niederen Hütten und Häuschen die armseligen und verkommenen Topnaar-Hottentotten, der einzige Eingeborenenstamm des englischen Walfischbai-Gebietes. Vom Fischfang und der Arbeit bei dem Löschen der ankommenden Schiffe sich nährend, führt dieses Völkchen ein wenig beneidenswertes Dasein. Nur wenn die Narra, ein merkwürdiges Rankengewächs der Dünenzone mit ziemlich großen, runden, stachelbesetzten Früchten, reift, herrscht bei ihnen Überfluß, denn sie schätzen diese Früchte, denen Europäer ihres Beigeschmackes nach Terpentin wegen selten zusprechen, außerordentlich. Die mandelartigen Kerne der Narra werden übrigens nach Kapstadt verhandelt.

Sandfontein liegt im Bette des Kuiseb-Flusses, der aber nur überaus selten fließt und mit seinen Wassern das Meer erreicht. Damals jedoch — nach der außergewöhnlich guten Regenzeit 1892/93 — mündete er in verschiedenen kleinen Rinnsalen bei Walfischbai. Für die Niederlassung an der Bucht, die, obwohl englisches Gebiet, zu jener Zeit noch der bedeutendste Hafen für unser Schutzgebiet war, bedeutete das Fließen, oder südafrikanisch gesagt: „das Abkommen" des Kuiseb einen großen Vorteil. Während in früheren Jahren das Wasser, das aus den im Flußbett gegrabenen Löchern bei Sandfontein geschöpft und in Tonnen von Pferden oder Eseln nach Walfischbai gezogen wird, so brackig und salzig war, daß es die Europäer nur als Waschwasser benutzten, Trinkwasser aber sich mit dem alle fünf Wochen anlaufenden Dampfer „Nautilus" aus Kapstadt kommen ließen, wurde das Flußwasser jetzt süßer und besser, so daß es in den folgenden Jahren auch von Europäern getrunken werden konnte. Die meisten der großen periodischen Flüsse nämlich, die nur in und kurz nach der Regenzeit oberirdisch fließen, führen das ganze Jahr hindurch unter der oberen, trockenen Sandschicht Wasser.

Im Süden der Walfischbai liegt eine ausgedehnte Lagune, in welcher zahllose Wasservögel, Flamingos mit schönem, rotem Gefieder, Pelikane,

Reiher, Möwen und Taucherenten hausen. Ohrenbetäubendes Geschnatter und Gekreisch entsteht, sobald man die Vögel aufscheucht. Wenn ich dann noch den kleinen, traurigen Friedhof und eine verfallene Fischerei erwähne, so sind die Sehenswürdigkeiten an der Bai erschöpft.

Wir sehnten uns fort und hofften auf einen möglichst baldigen Abmarsch. Aber hier hieß es gleich, Geduld lernen, denn die Ochsen für die 14 Wagen, die uns begleiten sollten, weideten, während Premierlieutenant v. François auf unser Schiff wartete, weitab im Graslande, da in der Nähe des Meeres kein Hälmchen wächst. So wurde es, da die Zugtiere erst geholt werden mußten, der 19., ehe wir abrücken konnten. Dann marschierten wir längs des Meeresstrandes zunächst nach Swakobmund, der ersten deutschen Station, während die Wagenkolonne ostwärts direkt in das Innere fuhr, um sich später mit uns wieder zu vereinigen. Uns begleitete nur eine leichte Ochsenkarre.

Da es die Zeit der „Pferdesterbe", einer alljährlich während der Regenzeit auftretenden verderblichen Seuche, war, so mußten unsere Reiter den Weg bis Windhoek, der „Hauptstadt", zu Fuß zurücklegen, ganz abgesehen davon, daß die Schutztruppe bei ihrem bisherigen Stande von 50 Reitern überhaupt nicht über 200 Pferde verfügte.

Der erste Marsch war für unsere Leute ein furchtbar mühevoller und anstrengender, was besonders daran lag, daß die Unmöglichkeit, sich auf dem Schiffe Bewegung zu machen, und dann die ungewohnte Hitze in den Tropen den Körper erschlafft hatten.

Nach Angabe des Premierlieutenants v. François sollten wir 7 bis 8 Stunden marschieren, und in dieser Zeit kann ein nicht allzu schlechter Fußgänger den Weg auch zurücklegen, wir aber gebrauchten den ganzen Tag dazu. Anfangs ging alles gut, die Leute sangen und marschierten flott darauf los. Dann aber, als die Sonne höher stieg, und der Sand heißer und heißer wurde, mußte bald ein Halt gemacht werden. Nach kurzer Rast ging es weiter, die Hitze war fürchterlich geworden, die Feldflaschen waren längst leer getrunken, und die Mannschaften litten entsetzlich unter dem brennendsten Durst. Die beiden kleinen Wasserfässer, die auf der Karre, auf welcher Fräulein v. Hagen fuhr, für den äußersten Notfall mitgeführt wurden, mußten gegen den Ansturm der Durstenden geradezu verteidigt werden. Am meisten litten diejenigen, welche trotz aller Warnungen Meerwasser tranken, und die, welche sich der Fußbekleidung entledigt hatten und mit bloßen Füßen in dem glühenden Sande wateten. Die Marschordnung war längst durch Befehl aufgelöst worden: Jeder sollte dort gehen, wo es ihm am bequemsten war, und so schlichen die armen Jungen, tiefeinsinkend bei jedem Schritt in den

lockeren Sand — auf Kilometer auseinandergezogen —, dahin in dem unbarmherzigen Sonnenbrande. Spät am Abend langten die Ersten von uns an der Mündung des Swakob-Flusses an; tief in der Nacht die Letzten, denen wir Wasser, das die dort als Brandungsboots-Besatzung stationierten Kru-Neger trugen oder in kleinen Fässern zogen, entgegenschickten. Am nächsten Tage durchwateten wir den Fluß, der in seiner ganzen Breite — ungefähr 600 bis 700 m — schwach fließend in das Meer mündete. Unter Führung von Eingeborenen zogen wir im „Gänsemarsch" hinüber, denn wenn die periodischen Flüsse längere Zeit hindurch abgekommen sind, ist beim Überschreiten des Bettes die größte Vorsicht nötig. Der Sand- und Lehmboden lockert sich dann, und es entsteht sogenannter „Durchschlag", in dem Mann und Roß, Wagen und Ochsen versinken oder stecken bleiben und ertrinken können.

Im Bett des Swakob sahen wir das erste Grün, wilden Tabak und Ricinus in Strauchform und viel grünes Queckgras, ein wenn auch schlechtes Futtermittel für Pferde und Vieh. Hier hören auch, jäh in den Fluß abstürzend, die Dünen auf, und die nördliche, deutsche Seite desselben zeigt eine sanft ansteigende, ungefähr 12 m über das Meer sich erhebende Hochfläche mit hartem, kiesigem Boden, welche wir erklommen. Dort, etwas über 1000 m nördlich der Flußmündung, lag die deutsche Station, drei fensterlose Wellblechbuden. In diesen wohnte die Besatzung, die aus dem Stationschef, Unteroffizier Hannemann, der uns schon auf der englischen Seite des Flusses begrüßt hatte, einem von der Marine abkommandierten Bootsmannsmaat und einigen Kru-Negern bestand. Von den hochgelegenen Häusern aus hat man eine entzückende Aussicht weit über die wogende, tiefblaue See. Hauptmann v. François hatte die Station hier angelegt, weil die Reede von Swakobmund eine der geschütztesten an der deutschen, hafenarmen Küste schien, und die Brandung nicht so stark war wie an anderen bis dahin bekannten Punkten. Außerdem aber ist der Weg in das Hinterland von hier aus auf harter, sanft ansteigender Fläche der denkbar beste, Dünen sind nicht zu überwinden, und Weide und gutes Wasser für die Zugtiere im Bette des Swakob zur Genüge vorhanden. Es sind dies alles Vorteile, die Walfischbai, obwohl es ein guter Hafen ist, nicht aufzuweisen hat. Dort ist für die schweren Ochsenwagen besonders der breite Sanddünengürtel ein großes Hindernis, Weide ist gar nicht vorhanden und das Wasser schlecht. Im Hinblick auf diese Verhältnisse wollte der Reichskommissar versuchen, den Verkehr von dem englischen Hafen nach der deutschen Reede hinüberzuziehen, und auch das mußte in Rechnung gezogen werden, daß die Engländer uns jede nur mögliche Schwierigkeit beim Landen von Waffen und Munition nur zu gern bereiten

würden, obwohl sie freien Durchzug für Truppen und Kriegsmaterial versprochen hatten. Leider mußten wir damals jedoch noch in Walfischbai landen, da unser Kapitän als erster einen Landungsversuch in Swakobmund nicht wagen wollte, und wohl dort auch die Vorkehrungen für das Entlöschen eines Schiffes noch nicht genügende waren.

Nach einem Ruhetage, der unseren erschöpften Mannschaften gegönnt werden mußte, zogen wir weiter landeinwärts in die Namib-Wüste, immer entlang an dem Swakob-Flusse, in dessen Cañon wir täglich hinabstiegen, um Wasser für Menschen und Tiere zu erlangen. Weite, öde, allmählich ansteigende Wüstenflächen waren es, die wir durchzogen, wasser- und vegetationslose, unsagbar einförmige Ebenen, von niedrigen, langgestreckten Höhenzügen durchsetzt. Kein Fleckchen Grün bietet hier dem Auge einen Ruhepunkt; gelb in gelb liegt im Glanze der Sonne diese furchtbare Einöde da. Und mittags, wenn das Gestirn seinen Höhepunkt erreicht hat, lastet eine entsetzliche erdrückende Hitze über diesem Sandmeer, widergestrahlt von den Milliarden glitzernder, flimmernder Kiesel. Dann vermag man kaum zu atmen und ersehnt den Abend mit seiner Kühle.

Kein lebendes Wesen sahen wir in den ersten Tagen des Marsches, einige Schlangen, giftige Sandvipern, und ein Chamäleon ausgenommen, das mit weit aufgesperrtem Rachen am Wege saß und bei unseren Soldaten Staunen erregte.

Den Wüstenweg bezeichneten die Gerippe gefallener Ochsen, die von früheren Wagenzügen zurückgelassen worden waren. Abends stiegen wir dann meist hinunter in die tief eingeschnittene, von hohen, bizarren Uferfelsen eingefaßte Thalspalte des Flusses, der unten tobend und brausend seine gelben Wasser dem Meere zuwälzte. Es waren beschwerliche, oft ein bis zwei Stunden dauernde Abstiege, auf denen die Leute Proviant, Kochgeschirre und Schlafdecken tragen mußten, denn die Wagen blieben des sehr sandigen Ab- und Aufstiegs wegen oben auf der Hochfläche halten, und von dort wurden nur die Zug- und Schlachtochsen, von welch letzteren wir 70 mit uns führten, zum Tränken hinabgetrieben. Unten am Flusse war das Bild ein weit angenehmeres: himmelhohe Felsen, dazwischen tiefsandige Schluchten, niedrige Sträucher und hohe, dicht belaubte Ana- und Dornbäume. Hastig wurde abgekocht und gegessen, dann sank alles unter dem hellstrahlenden Sternenhimmel in tiefen Schlaf. Nur das Rauschen und Gurgeln des Flusses, der leise Schritt der Posten, das Wiehern eines Pferdes, das Bellen der hungrigen Schakale unterbrach die Stille der Nacht. Die Feuer verglommen allmählich. Wer je eine solche Landschaft, beschienen von dem unsicheren bläulichen Lichte des Mondes und der Sterne gesehen hat, wird sie niemals wieder vergessen.

Morgens weckte die Trompete die Schläfer, wenn sie nicht schon, durch die Kälte des Flußbettes aufgestört, fröstelnd die wieder angefachten Feuer umstanden; schnell wurde Kaffee gekocht und ein Bissen Brot gegessen, dann ging es hinauf auf die Fläche, wo die Wagen unter Bedeckung standen. Die Ochsen wurden eingespannt, die Marschkolonne formierte sich — vorwärts!

Wir marschierten der Kühle wegen von 6 bis 9 Uhr früh und von 3 bis 6 Uhr nachmittags, oft wurde auch noch ein Nachtmarsch eingelegt. Um 6 Uhr war es schon stockdunkel, und einigemale tappten wir ordentlich im Finstern umher und verloren den Weg. Dr. Richter und ich ritten stets an der Queue der Kolonne, dafür verantwortlich, daß keiner zurückblieb. Es war ein dornenvolles Amt, und wir mußten viel treiben und schelten, um die todmüden Nachzügler zusammenzuhalten. Bedeutete doch für den Einzelnen das Verlieren der Kolonne und Verirren in diesem ihm ganz unbekannten, unsagbar schwierigen Gelände sicheren Tod. Unvergeßlich wird uns allen, die wir damals Freud und Leid teilten, einer unserer Hunde sein, dem die Soldaten den Namen des berühmtesten Afrikaners gegeben hatten. Es war ein kleiner, unansehnlicher eingeborener Hund mit spitzen Ohren und Fuchskopf, aber unentwegt blieb er stets bei dem letzten Zurückgebliebenen so lange stehen, bis dieser herangeholt wurde. Jeder Soldat kannte und liebte den Hund, er bekam die besten Fleischstücke, wurde getragen oder gefahren, wenn er ermüdet war, und unsere allezeit zu Scherz aufgelegten Reiter beförderten ihn von Charge zu Charge, so daß er zuletzt die Abzeichen eines Feldwebels an seinem Halsband zeigte. Das treue Tier starb einen ehrlichen Soldatentod: es wurde später in einem Gefechte, als es in der Schützenlinie mit vorlief, erschossen.

Unser Marsch ging über Nonidas, wo wir der großen Frachtstraße folgend auf das linke oder südliche Ufer des Swakob übergingen, Kanikontes, Haigamkab, Usab, Gawieb auf Salem. Hier treten südlich die Uferfelsen des Swakob etwas zurück, und ein liebliches Thal breitet sich zu beiden Seiten des Flusses aus. Haine von hohen Anabäumen, dichte Gebüsche aus wilden Tabak-, Ricinusstauden und Dornsträuchern, ja eine einzelne schlanke Dattelpalme zeigen an, daß hier eine schon üppigere Vegetation beginnt. Die Ufer schließen saftige Wiesen von Queckgras und fast undurchdringliche Bestände von Schilf und Ried ein; auf den Felsen und Höhen wachsen Blumen und Futtergräser. Hier, an einem halbverfallenen, im Grün versteckten Mauerhäuschen, einst die Wohnung eines Missionars, machten wir einen Rasttag. Tauben aller Art und Savannenhühner bevölkerten die Uferwaldungen. Von den letzteren schoß ich einige, die Fräulein v. Hagen, die liebenswürdigerweise die Sorge für unsere Mahlzeiten übernommen hatte, uns delikat zubereitete.

Von Salem an verließen wir den Swakob, der uns durch tägliche Bäder erfrischt hatte, und schlugen den geraden Weg auf Tsaobis oder „Wilhelmsfeste“ ein. Die Straße wurde jetzt sehr schlecht. Zunächst ging es in dem tiefsandigen Bette eines trockenen Nebenflusses des Swakob bergauf durch dunkle, scharf eingeschnittene Hohlwege, dann über Klippen, Felstrümmer und riesige Steine ein Stück Weges, das jeder Beschreibung spottet. Kaum so breit, daß die Räder der Wagen Platz hatten, lief die Straße — wenn man so sagen kann — eingeengt zwischen hohen Felsen auf der einen und einem tiefen Abgrunde auf der anderen Seite auf eine kleine Hochfläche,

Privatdocent Dr. Gühring: phot.

Im Cañon des Swakob bei Usab.

die wir erklimmen mußten. Es bedurfte aller Geschicklichkeit der Treiber, um ein Abstürzen der Fahrzeuge zu verhüten, und in der That sind hier schon einige Wagen verunglückt. Kisten und Kasten, Tonnen und Säcke flogen in ihnen durcheinander, wenn sie mit Gepolter, unter Ächzen des Holzwerks und Krachen der Räder von einer der oft über fußhohen Steinstufen, die den Weg durchsetzten, auf die nächstniedrige Platte aufflogen.

Dies aushalten kann eben nur ein afrikanischer Ochsenwagen. Wahre Ungetüme sind für das Auge des Europäers diese „fahrenden Wohnungen“, in denen der Afrikaner wochen-, monate-, ja jahrelang mit Kind und Kegel haust, die sein Heim sind und die oft, besonders bei dem im Graslande umherziehenden, dem „Treck“-Boeren, alles enthalten, was er sein eigen nennt.

Auf den ungefügen, dick mit Eisen beschlagenen Rädern, dem schweren, durch eine besonders starke Längsachse verbundenen Untergestell ruht der breite Wagenkasten, der meist oben mit Segeltuch, dem „Plan", bespannt ist. Zeigt der Kasten an den Seiten eiserne oder hölzerne Leisten, „Böcke", um Fleisch, Holz oder Reserveteile außerhalb zu befestigen, so nennt man das Fahrzeug einen „Bockwagen". Vorn und hinten im Wagen befinden sich zwei große verschließbare Kisten, die „Vor-" und „Hinterkiste", zur Aufnahme von Kleidern, Kochtöpfen und anderem mehr. An den Seiten sind kleinere „Seitenkisten" angeschraubt. Außerdem kann man innen einen großen, mit Riemen bespannten Holzrahmen, die „Kattel", befestigen, der das Bett bildet, jedoch zogen wir es stets vor, unter Gottes freiem Himmel auf unseren Decken zu schlafen. Bei längeren Reisen wird man nie weniger als 18 bis 20 Ochsen vor den Wagen spannen. Diese sind zu je einem rechts und links einer langen Kette oder eines aus Ochsenfellriemen gedrehten Taues, des „Trecktaues", in Jochen befestigt und ziehen lediglich mit dem Buckel. Die Hinter- oder „Achter"-Ochsen gehen zu beiden Seiten der langen und schweren Deichsel, des „Dissselbooms". Zu jedem dieser Wagen gehört als Personal ein „Treiber", der, wenn möglich, ein Bastard ist, da diese am geschicktesten sind, und der eine ungeheuer lange Peitsche mit Bambusstiel, gedrehter Schnur und einem Schmitz aus Kuddu-Antilopenleder führt. Die ersten, die „Vorochsen", zieht der „Tauleiter" an einem Strick, der an den Hörnern befestigt ist, hinter sich her, wenn sie nicht so gut angelernt sind, daß sie von selbst den Weg halten. Dem Leiter fällt auch die Arbeit zu, die Wasserfässer, die hinten auf dem Wagen festgebunden sind oder in eisernen Reifen unter ihm hängen, an jeder Wasserstelle zu füllen und die „Remme" anzuziehen, wenn es zu steil bergab geht. Hinter der dicken Staubwolke, die den Wagen umgiebt, trottet dann der Ochsenwächter, meist wie der Leiter ein Buschmann, Bergkaffer oder Hottentott, der die Reserveochsen und das Schlachtvieh, Ochsen, Schafe oder Ziegen, antreibt.

So, unter dem Gejohle und Geschrei der Treiber, die jeden säumigen Ochsen namentlich anrufen, unter dem Poltern und Knarren der Wagen und dem Brüllen der Ochsen, fuhr unsere Kolonne in einer ungeheueren Staubwolke weiter.

„Zieh Blaubock!", „Fat! faaat! treck Deutschland!", „Bayerland! Bayerland!", „Windvogel, du Lump!" Diese Rufe hört man zuweilen heraus aus dem Chaos von anfeuernden Stimmen, untermischt mit wunderbar verdrehten deutschen Schimpfworten, welche die Eingeborenen stets zuerst lernen. Und jeder der Zugochsen, falls er nicht zu Tode ermüdet ist, folgt dem Aufrufe seines Namens und legt sich noch einmal so schwer ins Joch, bis er — nun

— bis er, wenn die Anstrengung zu groß ist und seine Kräfte erschöpft sind, ermattet, ängstlich brüllend, im Joche niedersinkt. Bei einem guten Treiber darf dies allerdings nicht vorkommen; er kennt seine Tiere und weiß, was er von ihnen verlangen darf, er spannt den ermüdeten Zugochsen aus und ersetzt ihn durch einen der lose mitlaufenden Reserveochsen.

Ich habe immer tiefes Mitleid mit diesen geduldigen, folgsamen Zugtieren gehabt, besonders auf den Reisen durch die Wüste, auf denen sie tagelang ohne Futter waren und schrecklich abmagerten, denn das Gras, welches auf dem Wagen mitgeführt werden kann, reicht für 20 Ochsen nur für eine, höchstens zwei Fütterungen aus.

Der Weg wurde immer mühseliger; bergauf, bergab ging es, durch tiefe Schluchten und über steile Höhenrücken, aber die Gegend zeigte sich von Stunde zu Stunde anmutiger. Links von uns lagen in bläulichem Dufte die hohen Randgebirge des Swakob, rechts in weiter Ferne der rötliche Gawieb-Berg und das Gebirge von Tinkas.

Ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen Salem und Tsaobis sahen wir die ersten Antilopen, ein Rudel flinker, graziöser Springböcke. Es war auf der Fläche von Wilsonsfontein. Auf allen Seiten treten hier die Berge zurück, und entzückende, weite Thäler voll saftigen Grases öffnen sich dem Blicke des Reisenden. Baum- und Buschgruppen geben der Landschaft das Gepräge eines Parkes, und majestätisch erhebt sich aus der Ebene die riesige Felspyramide des Annykurumassiv, des „Vogelschlafberges"; wilde Trümmerfelder umgeben seinen Fuß und quellen hervor aus den düsteren Schluchten, und an seinen trotzigen Hängen vorbei schweift der Blick in unbekannte weite Fernen.

Der Vogelschlafberg.

Nach einer halbtägigen Rast zogen wir weiter. Der Weg wurde jetzt besser, und nach einem starken Nachtmarsch erreichten wir Tsaobis. Die Sonne ging gerade auf, als Lieutenant v. François uns zurief: „Dort liegt die Feste!" Und richtig: in dem Meer von Felsen und Kuppen, in das wir hinabstiegen, flatterte auf einer noch undeutlich zu erkennenden Gebäudegruppe die deutsche Kriegsflagge. Bald kamen wir näher; es wurde Tritt gefaßt,

die Spielleute schlugen an, und in tadellosem Parademarsch zogen wir auf vor dieser ersten deutschen Burg in Damaraland.

Im Jahre 1889 bereits war sie von den beiden Herren v. François gegründet worden, nachdem diese mit der ersten, nur 21 Reiter starken deutschen Schutztruppe in Südwestafrika gelandet waren, um das Ansehen Deutschlands, das einen merklichen Stoß erlitten hatte, wieder herzustellen.

Als nämlich im Jahre 1884 das Land vom Orange- bis zum Kunene-Flusse unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt und ein kaiserlicher Kommissar, Dr. Goering, hinausgesandt worden war, richtete dieser sofort sein Augenmerk auf die Beilegung der zwischen Naman und Herero währenden Wirren. Das Deutsche Reich war in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und mußte in seiner ersten Kolonie vor allem für den Frieden sorgen, der für eine gedeihliche Entwickelung des Landes unumgänglich notwendig war. Sein Vorhaben auszuführen, gelang dem Reichskommissar jedoch nicht und konnte ihm nicht gelingen, da er keine Machtmittel besaß, denn die Schutztruppe, welche die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika aus wenigen Europäern und angeworbenen Eingeborenen zu bilden versuchte, versagte vollständig. So konnte es dazu kommen, daß englische Agenten unter Führung eines gewissen Lewis die Herero derartig aufhetzten, daß Dr. Goering im Jahre 1888 unter Lebensgefahr gezwungen wurde, mit seinen Beamten das Land zu verlassen. Auf die Kunde von diesen Vorgängen wurde dann 1889 die erste deutsche Schutztruppe nach Südwestafrika entsandt. Diese sollte sich zwar, wenn irgend möglich, nicht in kriegerische Verwickelungen einlassen, aber mit aller Energie das Ansehen der Deutschen wieder herstellen, die Beamten wieder einsetzen und vor allem die Einfuhr von Waffen und Munition hindern. Lewis, dessen Verhaftung beschlossen war, entfloh nach Kapstadt, und die Schutztruppe setzte sich zunächst in Tsaobis, dem Kreuzungspunkt der bedeutendsten Straßen des Herero-Landes, fest.

Ein massiger, trotziger Bau war es, der auf dem kahlen Gipfel eines mäßig hohen Hügels vor uns lag. Die dicken Mauern und breiten Türme, deren einer eine recht ansehnliche Höhe zeigte, waren in Cyklopenmauerwerk roh, ohne Kalk und Mörtel, aber äußerst geschickt und haltbar zusammengefügt. Enge Thore und nach allen Seiten drohende Schießscharten wiesen auf die Bedeutung des Baues hin, welcher die ganze Umgegend beherrschte und einen geräumigen Hof, Offizier- und Mannschaftswohnungen, Munitions- und Provianträume sowie eine Küche enthielt. Ungefähr 150 m entfernt waren Stallgebäude an eine Felsklippe angebaut.

Die Feste war nur von einem Soldaten, dem Sergeanten Zimmermann bewohnt, der uns empfing. Außer ihm waren noch ein Weißer, ein

Händler Körner, sowie einige Bastardfamilien mit ihren Dienstleuten hier ansässig.

Am Fuße des Hügels liegt das Rivier (Flußbett) des Tsaobis-Flusses, der reichliches und gutes Wasser hat und bei Tsaobismund den Swakob erreicht. Hohe, schöne Baumgruppen zieren das Flußbett, und die Station

Die Wilhelmsfeste (Tsaobis).

Neuer Bau.

Alter Bau.

besaß einen gut gepflegten, ertragreichen Garten dicht am Ufer. Besonders fielen uns die dichten Hecken des Feigenkaktus, die Feigenbüsche und einige niedrige Dattelpalmen auf.

Aber das Schönste an Tsaobis ist doch die wundervolle Fernsicht und die Eigenart der Landschaft. Ein Rundblick von den Thoren der Feste aus läßt erkennen, daß wir uns tief in einem Kessel befinden. Von allen vier Himmelsrichtungen fällt das Gelände nach dem Fluß zu ab, und es ist merkwürdig, daß man trotzdem, da das Ansteigen der weit übersichtlichen Flächen ein ganz sanft-allmähliches ist, meilenweite Ausblicke hat. Aus dunstiger Ferne winken von Westen die hohen, schroffen Bergketten von Horebis herüber, und im Süden, zwischen den kahlen Felsabstürzen des Witwater-Gebirges, öffnet sich vor dem Beschauer eine weite Pforte, eine „Poort", durch welche ein zweiter Weg über Witwater, Onanis und Tinkas zur Küste führt.

Man könnte Südwestafrika so recht die „Heimat der Felsengebirge“ nennen, und selbst der Landeskundige wird immer wieder staunen, wenn er hineinreitet in dieses romantische Thal der Wilhelmsfeste. Ein Chaos von riesigen Klippen, grotesken Felsmauern und wilden Trümmerfeldern in allen nur möglichen Formen und Bildungen wächst aus dem gelben Grase der Buschsteppe hervor. Hier zackige Spitzen und Steinpyramiden, dort kolossale, wie aus einem Stücke gegossene Halbkugeln und breite Platten, dazwischen Steine und Felstrümmer in allen Größen. Hier sagt der Volksmund mit Recht: „Es hat Steine geregnet.“

Um nach Otyimbingwe zu gelangen, mußten wir nun eine sandige Hochebene ersteigen, die sich südöstlich des Swakob bis zum Kurikaub-Gebirge hinzieht. Der Weg war recht gut, der Charakter der Landschaft Buschsteppe, in welcher uns die überaus große Menge trockenen Holzes auffiel. An Feuerholz war selbst für unsere zahlreiche Karawane kein Mangel, und ich erinnerte mich in diesem Überfluß mit Schaudern einiger Halte in der Wüste, auf welchen wir nachts in schneidender Kälte getrockneten Ochsenmist — „afrikanische Preßkohlen“ nannten es unsere Reiter — sammelten und davon kümmerliche Feuerchen unterhielten.

Der Ausspannplatz „Plattklippe“, an welchem nur in der Regenzeit in einigen Felslöchern sich Wasser sammelt, wurde passiert. Dann zogen wir, rechts und links ununterbrochen von einzelnen Felsgruppen begleitet, auf langsam absteigender Straße hinab zu dem dichtbewaldeten Kurikaub-Rivier, um sofort auf dem jenseitigen Ufer wieder hinaufzusteigen auf die letzten vor Otyimbingwe liegenden Bergzüge.

Alles drängte vorwärts, die Marschgeschwindigkeit wurde immer größer, denn ein jeder brannte darauf, die erste große und älteste deutsche Ansiedelung zu sehen. Da — Hurrarufen und Mützenschwenken an der Spitze! Ich reite schnell vor, und unter uns liegt, ein entzückender Anblick, im Morgensonnenglanze das Thal von Otyimbingwe.

In mächtigem Bogen umspannt es der Swakob, den wir als alten Bekannten begrüßten, und dessen Lauf wir bis in die dunstige Ferne an den grünen Baumkronen der Uferwaldungen verfolgen konnten. Dicht an ihn geschmiegt sahen wir auf dem hohen rechten Ufer die weißen Häuser des Dorfes mit ihren blinkenden Fenstern und den rauchenden Schornsteinen liegen. Wir sahen die runden Hütten, die Pontoks der Eingeborenen, die Viehkraale, wir sahen Herden hinausziehen auf die Weide, weithin kenntlich an aufsteigendem Staub, Menschengewimmel und im Orte fahrende Wagen.

Die Kolonne hielt einige Augenblicke, um sich an dem anheimelnden Bilde zu erfreuen, das wohl manchen an die liebe Heimat erinnerte, um

noch einmal den Anblick dieses schönen Thales zu genießen, das wiederum im Hintergrunde hochragende Berge abschlossen. Dann ging es behenden Schrittes bergab, nach einer halben Stunde überschritten wir den Swakob und zogen bald darauf unter Trommelwirbel und Pfeifenklang in das Dorf ein. Unter den wundervollen Anabäumen, die am Omusema-Flusse, der im Orte selbst in den Swakob mündet, einen dichten Hain bilden, schlugen wir das Lager auf. Dann machten wir Besuche bei dem Missionar Meyer und bei den ansässigen Kaufmannsfamilien Dannert, Hälbich, Redeker und Kleinschmidt. Überall herrschte großer Jubel über die bedeutende Verstärkung der Schutztruppe. Auch die Kaffern, die Herero oder Damara, kamen in Massen in das Lager, und ihre Frauen und Mädchen brachten Milch und Eier zum Verkauf.

In der Nähe unseres Halteplatzes, dicht am Swakob, lagen die Häuser, in welchen der erste deutsche Reichskommissar residiert hatte. Jetzt bewohnte sie ein Unteroffizier der Truppe, Kallweit.

Doch betrachten wir den Ort näher. Ebenso wie Tsaobis ist Otyimbingwe in einem Kessel gelegen, der aber hier, weit enger, eher den Charakter eines schmalen, langgedehnten Thales hat. Im Westen, in der Richtung auf Tsaobis, sind es die Berge bei Kurikaub, im Süden die steilen Höhen des Tawitsaub-Gebirges und im Nordosten der mächtige Lieven-Berg mit seinen Ausläufern, die das Bild abschließen, während im Norden und Nordwesten sanft ansteigende, buschbestandene Flächen sich hinziehen.

Durch den tief eingeschnittenen Omusema wird der Ort in zwei Teile getrennt. In dem westlichen befinden sich die großen Gehöfte der Firmen Hälbich und Redeker, die zahlreichen Gebäude der Rheinischen Missionsgesellschaft, die geräumige, mit Ried gedeckte Kirche und das etwas abseits liegende Eingeborenendorf, denn Otyimbingwe ist eine Niederlassung christlicher Herero, jedoch wohnen auch viele Bergdamara, meist als Diener, sowie einige Afrikaner-Hottentotten und Bastardfamilien hier. Der östliche Teil des Dorfes enthält neben den leerstehenden Regierungsgebäuden das Gehöft des Händlers Dannert und das Wohnhaus des Herrn Kleinschmidt, eines Sohnes des bekannten Missionars, der lange Jahre hindurch segensreich im Lande gewirkt hat.

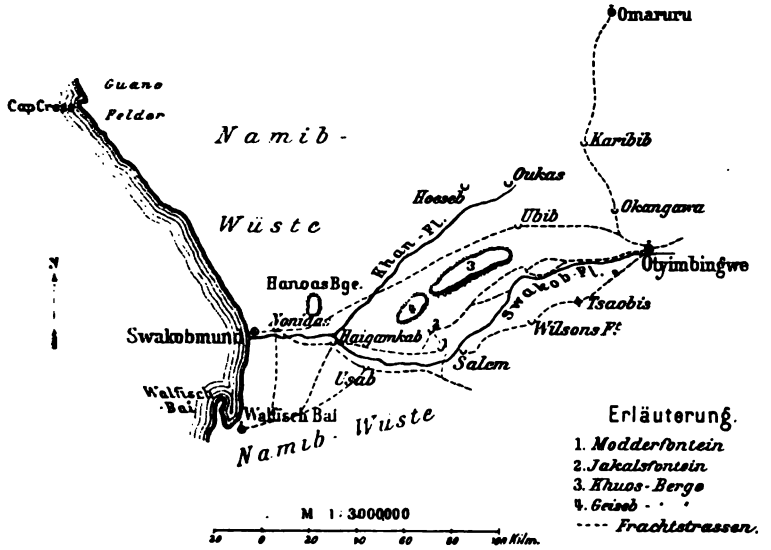
Am Abend marschierten wir weiter. Vor dem Aufbruch ließ Premierleutenant v. François den zahlreich versammelten Herero einige Griffe vormachen, deren exakte Ausführung ihnen sichtlich imponierte. Eine Menge Kaffern gab uns noch, teils zu Fuß, teils auf ganz kleinen Eseln reitend, eine Zeit lang das Geleit. Ungeheuer komisch ist es, diese meist sehr großen Leute auf den Eselchen dahinreiten zu sehen, wobei die langen Beine der

Reiter fast den Boden berühren. Daß es nebenbei eine schreckliche Tierquälerei ist, ficht die Herero wenig an, wie ich denn überhaupt niemals brutalere Menschen als sie gesehen habe.

Der nächste Ausspannplatz, den wir erreichten, war Uitdraai am Fuße des Lieven-Berges. Dichtbewaldete Inseln teilen hier den Swakob in mehrere Arme. Wildverflochtenes Gestrüpp, zahllose angeschwemmte Stämme, niedergestürzte Baumriesen und ein Netz von Ranken- und Schlinggewächsen machen die Uferwaldungen an vielen Stellen undurchdringlich. Pittoreske Felskolosse sieht man allenthalben.

Hier wendet sich der Fluß nach Osten, während die Heerstraße westlich des Lieven-Berges, der mit seinen jähen Abstürzen, seinen tiefen Schründen und finsteren Schluchten herüberdroht, wieder ansteigt, um eine weitausgedehnte, wildreiche Hochfläche zu überschreiten, die sich bis zu dem schroff eingerissenen Bett des Quaaipütz-Flusses hinzieht. Kurz hinter Uitdraai müssen die Wagen zwei mächtige, bewachsene Sanddünen überwinden. Strauße sind an dieser Stelle nicht selten, wie denn überhaupt die Hochfläche von Quaaipütz Wild in Menge birgt. Mit Vorliebe durchstreift die stattliche Kuddu-Antilope die dichte Dornbuschsavanne, gravitätisch schreitet die Riesentrappe, der „Pauw" der Afrikaner, über die sonnige Fläche, und zwischen den schwanken Gräsern picken und scharren große Völker von Perlhühnern nach den mehligen Ointjes, einer nahrhaften kleinen Zwiebelart, die auch bei den Eingeborenen roh oder geröstet genossen, von Feinschmeckern mit Milch zu einem Brei gekocht, eine große Rolle spielt. Der Reichtum aller Steppengebiete des Landes an Flugwild ist ein erstaunlicher, und so mancher Zuhörer in Europa denkt sicherlich: „Ach — Jägerlatein!", wenn der Afrikaner begeistert schildert, wie man an einem Tage Tausende von Kreaturen sehen kann, Perlhühner, Fasanen, kleine und große Tauben, Savannenhühner, Pfefferfresser, Elsterpapageien und wie sie alle heißen, die munteren, federgeschmückten Bewohner der Steppe. Tagelang kann man oft dahinreiten, um mindestens stündlich einen Koran, eine kleinere Trappenart, aufzujagen. Zuerst erblickt man über dem Grase einen Kopf, der sich ängstlich hin- und herwendet, dann trippelt der schön weiß und schwarz gefärbte Vogel unruhig herum, als wollte er sagen: „Herrgott, was will denn der fremde Kerl hier!" Endlich aber ein Ducken des Körpers, ein Lüften der Flügel und „Kora-kora-kora-kora-kora!" — mit mißtönendem, aufdringlichem Geschrei, das ihm den Namen gegeben hat, hebt sich der einer Federkugel nicht unähnliche Vogel in die Lüfte, um nach einigen Minuten mit weit abwärts gespreizten Ständern, nicht allzuweit von dem Orte des Auffliegens, wieder einzufallen. Oft ist er uns geradezu lästig geworden, dieser Radaubruder der Savanne.

Ein anderes Bild! — Blicke hinüber nach der Thalmulde voll gelben Grases, und du wirst eine Anzahl weißer Punkte bemerken, die sich auf und ab bewegen. Es sind die Spiegel und Mähnen graziöser Springböcke, die dort im Rudel äsen. Und abends, wenn die Sonne gesunken ist, und der Nachtwind vom Gebirge her kühl über die Steppe weht, wirst du das klagende Geheul des umherstreifenden Schakals, den leisen Tritt der häßlichen Hyäne, das Fauchen der wilden Katze im Busche hören. Vielleicht auch, wenn das Glück dir günstig ist, siehst du im ersten Dämmerschein des beginnenden Tages das bunte Fell des jagenden Leoparden durch das Gestrüpp schimmern, bist du aber ein Pechvogel, dann holt er dir nachts eine der meckernden Ziegen aus dem frischgeschlagenen Dornbuschkraale.



Baiweg bis Otyimbingwe.

Bei den „Banken", einer Gruppe flacher Felsplatten, halbwegs zwischen Uitdraai und Quaaipütz, auf denen sich das Regenwasser in großen Lachen sammelt, hatten Dr. Richter und ich unser erstes kleines Abenteuer. Wir waren früh um 5½ Uhr von unserem Lagerplatze aufgebrochen, um einen Braten für unsere Küche zu schießen. In der dichten Buschsteppe vordringend, stießen wir bald auf einige der kleinen braunen Buschböcke, die wir eifrig verfolgten. Stunden waren vergangen, als die höher und höher steigende Sonne und der Durst uns daran erinnerten, den Heimweg anzutreten, über dessen Richtung wir sicher zu sein glaubten; denn wir hatten uns Gestalt und Formation einiger in der Nähe des Lagers gelegener Felsklippen genau eingeprägt. Stundenlang gingen wir in der unserer Ansicht nach zutreffenden Richtung

fort, ohne die Truppe zu erreichen. Dann drehten wir um und irrten nun von Ost nach West, von Nord nach Süd, durch Thäler und über Höhen die Steppe durchstreifend umher, von brennendem Durste gepeinigt. Ab und zu wurde eine der Klippen erstiegen und Umschau gehalten, aber kein lebendes Wesen war zu erblicken, Busch an Busch, Fels an Fels lag die Steppe da, tot, regungslos unter dem glühenden Brande der Sonne. Auch die Notschüsse, die wir in Zwischenräumen abfeuerten, blieben ohne Antwort. Vergebens versuchten wir, in einem der sandigen Hochlandsriviere mit unseren Jagdmessern Wasser zu ergraben. Es war inzwischen $3^1/_2$ Uhr nachmittags geworden. Todmüde und gänzlich erschöpft, mit trockenem, geschwollenem Gaumen gaben wir endlich das erfolglose Umherirren auf und legten uns im Schatten eines Baumes nieder. Ich hatte schon den Plan gefaßt, eine Taube zu schießen und das Blut zu trinken, als wir plötzlich Menschenstimmen und das Klappern von Pferdehufen hörten. Und da brachen auch schon Eingeborene durch die Büsche und eilten auf uns zu. Gierig tranken wir von dem Wasser, das sie mit sich führten. Es waren Wagentreiber der Truppe, die Lieutenant v. François ausgeschickt hatte, uns zu suchen, und die, unseren Fußspuren folgend, uns hier gefunden hatten. Immer wieder und wieder erlabten wir uns an dem köstlichen Naß, dann bestiegen wir die von den Treibern mitgeführten Pferde und ritten hinter unseren Wegweisern dem Lager zu. Aber wir sollten dieses nicht ungestraft erreichen. Mit großem Geschrei stoben plötzlich die Eingeborenen auseinander, ich fühlte in demselben Moment einige heftige Stiche im Gesicht, mein Pferd schlug aus und raste dann vorwärts. Schließlich klärte sich der Vorfall auf. Wir hatten einen Busch gestreift, in welchem sich ein Bau der großen roten Wespen, der „Rooikamps", befand, und diese hatten sich, erbost über die Störung, auf uns gestürzt. Am Lagerplatze wurden wir mit Freude begrüßt und gelobten uns, in der ersten Zeit nie ohne eingeborenen Führer größere Jagdpartien zu unternehmen, bis wir gelernt haben würden, uns selbst zurecht und zurück zu finden. Hätten wir damals schon das oft nicht leichte Suchen und Beurteilen von Spuren verstanden, so wäre es ja das Einfachste für uns gewesen, auf unseren eigenen Spuren den Rückweg anzutreten. Es stellte sich übrigens heraus, daß wir, obwohl gar nicht übermäßig weit von dem Biwaksplatze entfernt, einige Salven, die von einem Zuge als Signal abgefeuert worden waren, trotz vollkommener Windstille nicht gehört hatten.

In der Abendkühle zogen wir weiter, und am nächsten Tage wurde Quaaipütz passiert. Von dort führte unser Marsch über das Sney-Rivier, ein herrliches breites Flußthal mit dichten üppigen Uferwaldungen, nach Klein-Barmen, oder in der Hererosprache Otyikango okatiti. Der Weg blieb, be-

sonders in seinem ersten Teile, recht schlecht, und das Gelände zu beiden Seiten zeigte immer noch den Charakter der dichten, felsdurchsetzten Buschsteppe mit einzelnen, nicht sonderlich hohen Dornbäumen. Der Boden war meist vollständig mit kleinen Steinen besät, zwischen denen es infolge der guten Regenzeit überall grünte und blühte. Ununterbrochen ging es bergauf, bergab, bald durch das enge Thal eines Flüßchens oder Baches, bald eine Zeit lang in dem sandigen Bett eines solchen, bald über niedrige Höhen und felsige Trümmerfelder; plötzlich aber öffnete sich vor uns ein bedeutender Thalkessel, die Buschsavanne trat auf allen Seiten zurück — wir waren in Klein-Barmen angelangt. Aber wer erwartet hatte, hier eine Ansiedelung zu finden, sah sich bitter enttäuscht; kein Haus, nicht einmal eine Hütte war zu sehen. Der Platz gewährt einen öden Anblick. An niedrigen, kahlen Felsen entspringen heiße Quellen, deren Temperatur nach den Messungen des Meteorologen Dr. Dove 63° C. beträgt, und aus deren Becken heiße nach Schwefelwasserstoff riechende Dämpfe aufsteigen. Auch das Wasser selbst hat warm getrunken einen unangenehmen Nachgeschmack, der sich jedoch nach guter Abkühlung fast ganz verliert. Die Wasserfläche der Quellen bedeckt ein ziemlich bedeutendes Areal, und es macht auf den Laien durchaus den Eindruck, als hätten die heißen Sprudel sich in dem Boden, der starke mineralische Niederschläge zeigt, weiter und weiter fortgefressen.

Überall sehen Felsplatten und -Spitzen aus dem Quellengebiet hervor, das von dichten Binsenbeständen vollständig überwuchert ist, und an einigen Stellen zeigt das Wasser die höchste Temperatur, während es an anderen ganz abgekühlt ist. Wir nahmen ein warmes Bad und scheuchten dabei eine große Anzahl Kibitze auf, die mit mißtönendem Geschrei aufflogen. Auch einige Enten sahen wir, und am Abend ließen sich große Schwärme der sogenannten „Wasserwachtel" oder „Patryze" an den Quellen nieder. Zu Hunderten, ja Tausenden kommen diese braunweiß gesprenkelten Vögel von der Größe einer kleinen Taube am Abend aus der Steppe geflogen und bevölkern die Wasserstellen. Man findet sie überall von den nördlichsten Teilen des Hererolandes bis zu den Ufern des Orange. Dicht gedrängt, ununterbrochen piepend, sitzen sie da, trinken öfter und verlassen nach kurzer Zeit wieder das Wasser, in lautem weit hörbarem Fluge über den Boden hinstreichend. Ein Schuß mit feinem Schrot bringt oft 12 bis 20 zur Strecke.

Am folgenden Tage erreichten wir, nachdem wir mehrfach den breiten, dichtumwaldeten Swakob-Fluß durchquert hatten, Groß-Barmen. Schon von weitem sahen wir die weißgetünchten Mauerhäuser durch die hohen Anabäume schimmern; aber wie öde und verlassen zeigte sich das Dorf, als wir einritten! Die meisten Gebäude, darunter das geräumige Missionsgehöft

mit schöner Kirche, standen leer, und nur wenige Hererofamilien waren anwesend. Dies hatte seinen guten Grund, denn Groß-Barmen ist eine der am weitesten nach Süden vorgeschobenen Herero-Niederlassungen und wurde in den ununterbrochenen Kriegen dieses Volkes mit den Naman öfter, zuletzt im Jahre 1880, von den vereinigten Naman- und Bastardhorden berannt.

Das Dorf ist durch ein niedriges aber weitausgedehntes Felsgelände, auf dem zahlreiche heiße und kalte Quellen entspringen, vom Swakob-Flusse getrennt. Gruppen schöner, schattenspendender Anabäume und hoher Dattelpalmen zieren den Platz, der nach Norden und Nordosten zu von hohen Felsklippen eingeschlossen wird.

Die Herero oder, wie sie sich selbst damals mir gegenüber nannten, die „Beest- (Ochsen-) Damara", welche in unser Lager kamen, um uns zu begrüßen, schienen wenig erfreut über die große Verstärkung der Truppe. Es waren durchweg stattliche, schöngewachsene Leute in europäischer Kleidung, mit guten Henry Martini-Gewehren bewaffnet, und fast alle sprachen etwas kapholländisch. Ihr Benehmen dagegen war unausstehlich. Sie bettelten bald um Tabak, bald um „einen kleinen Schnaps", bald wollten sie eins unserer Gewehre kaufen. Dabei waren die Preise, die sie für Eier und Milch forderten, geradezu horrende. Für zwei Eier eine Mark, für eine kleine Tasse Milch 50 Pfennige, das war die Regel.

Premierlieutenant v. François sagte uns, daß die Herero noch über das von seinem Bruder, dem Reichskommissar, erlassene Waffen- und Munitionseinfuhr- und Handelsverbot ergrimmt seien. Dieses war von Hauptmann v. François kurz nach seinem Eintreffen im Schutzgebiete angeordnet und energisch durchgeführt worden, denn nur so konnte den ewigen Kriegen der Eingeborenen und der Unsicherheit im Lande ein Ende gemacht werden. In früheren Jahren war Südwestafrika von umherziehenden Händlern mit Waffen neuester Konstruktion und Munition geradezu überschwemmt worden.

So erregten denn auch, wie gesagt, die neuen Mehrladegewehre M/88, mit denen die Truppe bewaffnet war, den Neid der Herero im höchsten Grade, und immer wieder kamen sie auf den Wunsch zurück, ein solches erwerben zu dürfen, was ihnen natürlich abgeschlagen wurde.

Von Groß-Barmen aus wendet sich die große Straße in südöstlicher Richtung und läuft auf einer dichtbewachsenen Hochfläche, die sich östlich des Swakob hinzieht, weiter, um bei „Tabakstuin" (Tabaksgarten) einige hundert Meter im Bette dieses Flusses selbst fortzuführen. Dicht eingeengt von hohen Bergen mit schroffen Hängen ist das Thal, dessen Sohle der Fluß ganz ausfüllt. Noch ließen sich die Spuren alter Gärten an den Ufern erkennen, als die Kolonne das seicht dahinströmende Wasser in heller Mond-

nacht durchwatete. Inzwischen war auch bei Groß-Barmen unser Kommandeur, Hauptmann v. François, der uns schon in der Nähe der Küste begrüßt hatte, wieder zu uns gestoßen.

Groß-Barmen.

Über Dawidraai, einen Ausspannplatz, der in breitem, tiefem Thal zwischen sehr hohen Bergen gelegen ist, erreichten wir nach einigen Tagen Otjiseva, ein verlassenes Dorf der Herero. Eine wundervolle Landschaft bot sich unseren entzückten Blicken dar: Zu unseren Füßen lag das breite Rivier des Otjiseva-Flusses, der in den Swakob mündet, dichte Baumgruppen und hohes Ried an den Ufern. Dahinter eine wellige, buschige Fläche und die helleuchtenden Häuser des Dorfes. Aber kein Mensch zeigte sich hier, verlassen gähnten die Thüren der zahlreichen Gebäude, und vor der Kirche lag unter herabgestürztem Dachgebälk und Mauertrümmern eine Glocke, welche die Aufschrift zeigte: „Der Gemeinde Otjiseva von Eiserfelder Freundinnen". Ein trauriges Bild bot er, dieser menschenleere, öde Platz mit allen Spuren eines einst lebhaften Treibens. Die Station wurde im Jahre 1880, als der Krieg zwischen Naman und Herero nach zehnjährigem Frieden wieder ausbrach, aus demselben Grunde aufgegeben wie Groß-Barmen. Missionsinspektor v. Rohden sagt darüber in seiner „Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft": „Die erste Hererostation, welche von den Naman, die

von Süden her über die Grenze drangen, angegriffen und zerstört wurde, war Otjiseva. Die Gemeinde war dort bis auf 165 Seelen gewachsen mit 73 Kommunikanten. Der Bau einer neuen Kirche war begonnen, Gemeindeälteste waren eingesetzt, und die Station erfreute sich eines sichtlichen Gedeihens. Da kam am 22. August (1880) ein Reiter auf die Station, welcher meldete, daß ein Trupp feindlicher Naman im Anrücken gegen Otjiseva sei. Sofort machten sich die Hereros auf, ihnen entgegen, trafen zuerst auf eine Namawerft, deren Männer zu dem feindlichen Trupp zu gehören schienen, und schossen alles nieder, leider auch Weiber und Kinder. Darüber erbittert, setzten die Naman den umkehrenden Herero nach, machten den größten Teil nieder und raubten alles Vieh, was in der Nähe stand, an 1200 Ochsen. Jetzt entstand auf Otjiseva eine große Verwirrung. Der Kirchbau blieb liegen, alles eilte der Grenze zu, um an den Naman Rache zu nehmen und das Vieh wieder zu gewinnen. Fr. Eich, der Missionar, eilte seinem bedrängten Kollegen Missionar Schröder nach Windhoek zu Hilfe und holte ihn nach Otjiseva, während die Plünderer und Brandstifter*) auf Windhoek schon anfingen, ihr Werk zu treiben. Schröder flüchtete weiter nach Walfischbai, Eich aber eilte nach Okahandja, dem Sitz des Oberhäuptlings, wo er schon andere Missionare versammelt fand. Hier war bereits die greuliche Schlächterei geschehen, ohne daß die Missionare und die christlichen Gemeindemitglieder sie hätten hindern können. Als Maharero**) die Nachricht bekam, daß alle seine besten und größten Ochsen, gleichsam die Garde unter seinem Ochsenheer, von den Naman gefangen und geschlachtet seien, da kannte die Wut des Heiden keine Grenzen. Zur Vergeltung befahl er, augenblicklich alle Naman, die sich innerhalb der Damaragrenze fänden, zu töten, und so wurden wohl an 200 Naman, die in der Nähe von Okahandja zerstreut wohnten oder hantierten, gleich in der Nacht und den nächsten beiden Tagen abgeschlachtet". Den ganzen Lauf des Swakob entlang, wird dann weiter erzählt, bis östlich in das Sandfeld, in die „Omaheke" hinein habe sich das Morden fortgepflanzt. Dann befahl Maharero, die südlich vorgeschobenen Posten, auch Otjiseva, zu räumen, und zog seine ganze Macht in Okahandja zusammen. So verödete das Dorf und wurde bald darauf von den vorrückenden Naman zerstört, so daß nur die dicken Mauern der Häuser stehen blieben. Damals aber, als wir unsere Pferde aus den Wassern des Otjiseva-Flusses tränkten, waren die Herero, nachdem sie im Jahre 1892 mit den Naman Frieden geschlossen hatten, bereits wieder im Vordringen nach Süden. Schon konnte man abends von den Höhen bei Dawidraai und Otjiseva den

*) Herero, denn Windhoek war eine Nama-Missionsstation.

**) Der Oberhäuptling der Herero.

Staub ihrer heimkehrenden Herden sehen, wenn sie auch diese Plätze selbst noch nicht wieder besetzt hatten.

Bei Okapuka erreichten wir das ungeheure, wunderbar schöne Thal, das sich von Okahandya in beinahe direkt südlicher Richtung bis Windhoek und bis an das Auas-Gebirge hinzieht. Hart an den westlichen sanften Höhenzügen, den Ausläufern der Komas-Berge, entlang führt die Straße, auf der anderen Seite begleitet von dem lieblichen, mäßig tief eingeschnittenen Flußbett. Dann folgt eine 1 bis 3 km breite Fläche, und diese östlich abschließend, hinter niederen, buschbedeckten Vorbergen, eine mächtige, imponierende Gebirgskette, die sich bis nach Windhoek erstreckt.

Steil und kahl, mit finsteren Schluchten, jähen Abstürzen und einsamen Hochflächen wächst dieses trotzige, nur von wilden Bergdamara durchschweifte Gebirge aus der Ebene empor. Berg türmt sich hinter Berg, Kuppe hinter Kuppe. Besonders am Abend ist es ein Anblick würdig des Pinsels eines berühmten Malers, wenn die Schluchten schon in tiefem Dunkel daliegen, und die Felsmauern der Gipfel in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne erglühen. Dann muß es einsam und schauerlich sein auf den Höhen, die der Sturmwind umbraust.

Aber unten im Thale flammen die Wachtfeuer der Vorüberziehenden auf, und der wilde Bergkaffer, der aus seinen öden Jagdgebieten hernieder-steigt, hört staunend den Gesang deutscher Lieder aus dem Lager hinüber-schallen bis zu den steilen Abstürzen des Gebirges. Das war unstreitig der schönste Punkt, den wir bisher berührt hatten, dieses Thal, in welchem wir jetzt

dahinzogen. Überall gutes, nahrhaftes Gras und Bestände hoher Dornbäume in solcher Dichtigkeit, daß man besonders bei Okapuka, Brackwater und Yams doch einmal von „Wald" reden konnte. Über diese Wasserplätze marschierten wir auf Windhoek und lagerten am 1. April abends dicht vor dem Orte. Noch spät wurden wir von einigen Ansiedlern im Lager begrüßt und verlebten mehrere angenehme Stunden mit ihnen.

Am nächsten Morgen wurde es in dem Biwak schon früh lebendig; Kleider, Gewehre und Lederzeug wurden einer möglichst gründlichen Reinigung unterzogen, und Jeder machte sich so „schön", wie es eben ging. Dann wurde angetreten, und nachdem wir eine enge Gebirgspforte, Pokjesdraai, passiert hatten, lag Groß-Windhoek vor uns. Stolz und weithin sichtbar thronte auf dem kahlen Gipfel eines an seinen Hängen dichtbewaldeten Berges die viertürmige, zinnengeschmückte Feste, während unter ihr aus dem Grün der Bäume und Büsche, eng an den Berg geschmiegt, die anderen Häuser des Dorfes, durchweg Regierungsgebäude, hervorlugten. Eine Anzahl von Weißen, Beamte, Kaufleute und Ansiedler, ritt uns entgegen.

Unter dem Klange der Trommeln und Hörner zogen wir, empfangen von einer vielköpfigen Menge von Weißen und Eingeborenen, begrüßt von Böllerschüssen und Hurrarufen, hindurch zwischen Gärten und fahnengeschmückten Häusern auf einen freien Platz an der Feste, auf dem ein wohlgelungener Parademarsch vor dem Hauptmann v. François die Reise beschloß.

Dann wurden die Truppen entlassen, so gut es ging, einquartiert und konnten der wohlverdienten Ruhe pflegen; wir aber begrüßten zunächst die Gemahlin des Premierlieutenants v. François und die Herren, in deren Mitte wir in der nächsten Zeit leben sollten. Es waren dies der stellvertretende Reichskommissar, Regierungsassessor Köhler, der Vorsteher der Kaiserlichen Bergbehörde, Herr Duft, Premierlieutenant a. D. v. Bülow und Dr. Dove, der meteorologische Studien im Lande machte. Im Kreise dieser liebenswürdigen Herren frühstückten wir, und mittags vereinigte uns ein Diner bei dem Lieutenant v. François. Auch Lieutenant Dr. Hartmann, der uns vorausgeeilt war, begrüßte uns hier wieder, und von ihm erfuhren wir, wie man es in Windhoek kaum hatte glauben wollen, daß über 200 deutsche Soldaten im Anzuge seien.

Früh begaben wir uns an diesem Tage zur Ruhe in das Kommissariat, in welchem die anderen Herren wohnten und in dem auch für uns Quartier gemacht worden war, in dem ungewohnten Genusse eines Bettes schwelgend und in dem angenehmen Bewußtsein, einen tüchtigen Marsch hinter uns zu haben. Die Truppe hatte den fast 400 km langen Weg in 12 Tagen, also täglich etwa 33 km, zurückgelegt, und, was die Hauptsache war, unsere Leute waren frisch, guten Mutes und vorzüglich einmarschiert.

Groß-Windhoek.

Zweites Kapitel.

Hoornkrans.

Tage der Vorbereitung. — Die Erstürmung von Hoornkrans. — Ein Patrouillenritt. — Neue Bundesgenossen. — Der zweite Zug gegen Hoornkrans.

Die nächsten Tage vergingen wie im Fluge. Zwei Kompagnien wurden gebildet, die Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände, die Waffen und vor allem das Schuhzeug der Mannschaften, das sich infolge des langen Marsches in bedauernswertem Zustande befand, nachgesehen, ausgebessert oder ersetzt. Täglich wurde fleißig geschossen, auf dem großen Platze an der Feste exerziert und, wie man militärisch zu sagen pflegt, die Kompagnien „zusammengeschweißt". Die „1. Feldkompagnie" führte Premierlieutenant v. François, die 2. ich.

Unsere dienstfreien Stunden füllten Besuche bei den ansässigen Weißen, Spaziergänge in der Umgebung Windhoeks und fröhliche Abende im Freundeskreise aus. Dr. Richter und ich wohnten Stube an Stube in dem Kommissariatsgebäude, das außer den Beamtenwohnungen und einer Küche mit Vorratsraum die Bureaus des Reichskommissariats enthielt. Die Vorderseite des Hauses, nach Pokjesdraai und dem Weg zur Küste, dem „Baiweg" zu, zieren eine geräumige Veranda und ein achteckiger Turm mit zinnengekröntem, flachem Dach, welches man auf einer eisernen Wendeltreppe ersteigt. Hier sah uns mancher Abend versammelt im Genusse eines farbenprächtigen Sonnenunterganges.

Windhoek zählte damals erst wenige Gebäude. Auf halber Bergeshöhe lag das Wohnhaus der Herren v. François mit hohem viereckigem Turm und wunderhübschen wohnlichen Stuben, weiterhin nach der Feste zu das des Sekretärs Reichelt, dann das Proviantamt, in dem der Proviantmeister v. Goldammer wohnte, und endlich ein Gebäude, in dem sich ein Kaufladen der Firma Mertens und Sichel befand. Alle Häuser sind aus gebrannten, in Windhoek selbst hergestellten Ziegeln als Rohbauten aufgeführt.

Auch das Thal von Klein-Windhoek lernten wir in dieser Zeit kennen. Es liegt von Groß-Windhoek aus südöstlich, und der Weg von dort führt südlich des Forts an der befestigten Spitzkuppe „Sperlingslust" vorbei durch einen engen Hohlweg und über einen Paß schroff bergab in das liebliche, dichtbewaldete Thal, das von dem fast 200 m hohen Klein Windhoeker Berg beherrscht wird.

Von den Hängen dieses Bergzuges rieseln reiche, zum Teil heiße Quellen hernieder, und wenn man hier steht und umhersieht, hat man einen entzückenden Rundblick. Gerade gegenüber, so nahe, daß man glauben könnte, hinüberreichen zu können, türmen sich die wilden Bergzüge des Eros-Gebirges auf, Berg hinter Berg, Thal hinter Thal. Von Südosten glänzen die schroffen Abstürze der quarzdurchsetzten Granitmauern des Auas-Kolosses herüber, und im Nordosten hemmen die Höhen, die vor Groß-Windhoek lagern, den Blick. Zu unseren Füßen aber liegt das lachende Thal mit seinem Wipfelmeer und dem Flusse, der in der Regenzeit seine tosenden Fluten dem Swakob zuwälzt. Nur wenige Ansiedler lebten hier, als ich zum ersten Male dieses herrliche Thal durchritt, und nur ein bewohnbares Haus befand sich in Klein-Windhoek, ein früheres Missionsgebäude, das einst Missionar Schröder zu Jan Jonkers Zeiten bewohnte. Ein Sohn des Oberamtmanns Nitze, welcher selbst nach Deutschland gereist war, um seine Familie zu holen, lebte dort und hielt Haus und Garten in Ordnung. Und was für einen Garten! Quellendurchrauscht, mit großen, ehrwürdigen Baumriesen, dichtem Feigen- und Kaktusgebüsch, üppigen Mais- und Gemüsefeldern, eine Weinlaube an der Veranda des Hauses, bot er einen erfreulichen, anheimelnden Anblick. Gerade gegenüber dem Nitzeschen Gehöft hatte sich Lieutenant a. D. Stoß angesiedelt und arbeitete fleißig in seinem Garten.

Unvergeßlich werden uns allen die Nachmittage und Abende sein, die wir damals und später nach dem Dienst und nach des Tages Last und Hitze im Kreise der Familien Klein-Windhoeks bald hier, bald dort verbrachten.

In Groß-Windhoek war unterdessen interessanter Besuch angekommen: Samuel Isaak, der bedeutendste Unterführer Hendrik Witboois, mit einigen Reitern.

Der gelbhäutige „Unterkapitän" und „Feldkornet", wie er sich selbst nannte, zeigte verschmitzte, intelligente Züge. Klein und beweglich, schien er alles zu sehen und alles sehen zu wollen. Er und seine Leute trugen das Abzeichen ihres Stammes, den mit weißer Leinwand bespannten Hut, und waren gegen uns Europäer sehr zutraulich. Daß sie nur des Spionierens halber gekommen waren, stand bei uns fest, aber wir ließen uns nichts merken, besonders da Samuel in dem Rufe stand, ein Freund der Deutschen zu sein und als solcher seinem Herrn und Meister die Annahme der deutschen Schutzherrschaft oft und warm empfohlen zu haben.

Nach einigen Tagen verließen die Witboois Windhoek mit Lieutenant Dr. Hartmann, der nach dem Süden reiste, und dem Samuel Führer und Wagenpersonal verschaffen wollte. Vorher aber ereignete sich noch ein interessanter Zwischenfall, der uns zeigte, daß Samuel sich durch nichts verblüffen

lassen und ganz vertrauensselig erscheinen wollte. Ich exerzierte eines Morgens meine Kompagnie auf dem großen Platze vor der Feste und ließ aus der Kompagniekolonne zum Chargieren aufmarschieren: Ein Ruck — ein Aufmarschieren — ein Halten und Herunterwerfen der Gewehre — und lautlos, starr standen diese hundert Soldaten, das Kommando zum Feuern erwartend, gewiß ein imponierender, überwältigender Anblick für die Krieger der Steppe. Aber Samuel, der zusah, entgegnete auf die Frage des Herrn v. Bülow, wie ihm dies gefalle, nur: „Gut — aber diese Leute sind angelernte, die meinigen geborene Soldaten!"

Wenige Tage nach unserem Eintreffen in Windhoek eröffnete uns Hauptmann v. François seine Pläne. Nur die Offiziere wurden eingeweiht. Es wurde uns mitgeteilt, daß wir in kurzem Hendrik Witbooi, der wiederholt die Annahme der deutschen Schutzherrschaft verweigert habe, angreifen und wenn möglich sein Hauptlager Hoornkrans überfallen würden. Alle Maßnahmen und Vorbereitungen wurden bis ins kleinste besprochen, und Hauptmann v. François machte uns eingehende Mitteilungen über das Gelände bei Hoornkrans, das er bereits früher besucht hatte. Am Sonnabend, den 8. April, abends gegen 8 Uhr, rückten die Kompagnien ab.

Ein Brief in Tagebuchform, den ich nach der Heimat sandte, möge weiter sprechen: „Sonntag, 9. April. Ich schreibe in Haris, unter einem großen, schattenspendenden Gummiakazienbaum liegend; mein Sattel dient mir als Tisch. Der gestrige Tag verging in Vorbereitungen für die Expedition; morgens 7 Uhr besichtigte Hauptmann v. François die Kompagnien in feldmarschmäßigem Anzuge. Um 8 Uhr hatte ich noch einmal Gefechtsschießen auf 350 m „Kopfscheiben" angesetzt und erzielte — außerordentlich gut — 22½ pCt. Figuren. Es ist eine wahre Lust, mit diesen ausgesuchten Leuten, die in Deutschland ausnahmslos der 1. Schießklasse angehörten, zu arbeiten.

Dann wurde rasch, was nötig war, verpackt, die Patronen in unauffälliger Weise ergänzt und der Befehl bekannt gemacht: „Heute abend Abmarsch zur Nachtübung mit anschließendem Gefechtsschießen."

Man muß hier zu Lande unglaublich vorsichtig sein, wenn man überraschend auftreten will. Hält man nicht alles bis zur Minute des Abrückens geheim und besetzt durch Patrouillen die zum Gegner führenden Straßen, so erhält derselbe, ehe man ihn erreicht hat, Nachricht, und man findet das Nest entweder stark und geschickt besetzt oder leer. Wir leben hier im Lande der „Stories", der „Gerüchte", die bald nach jeder überraschenden Begebenheit, oft ins lächerliche vergrößert, das Land durchschwirren. Daher gilt auch die Regel: Nichts eher glauben, bis man es selbst gesehen hat,

oder doch zum mindesten vier Fünftel von dem Gehörten als übertrieben streichen.

Hauptmann v. François hatte im Hinblick auf etwaige Stories die Pässe des Anas-Gebirges und die Straßen in der Richtung auf Hoornkrans durch Vedetten besetzen lassen.

Acht Ochsenwagen begleiteten die Truppe, und zwar 2 Munitions-, 2 Proviant-, 2 Wasser-, 1 Gepäck- und 1 Stabswagen, jeder mit 14 Ochsen bespannt. Zu jedem Wagen war ein Soldat kommandiert. Man ist, wenn man gezwungen ist, zu Fuß zu marschieren, stets an die Wagen gebunden, besonders da man hier und da kein Wasser findet und dies nie vorher wissen kann, weil oft ein Flußbett oder eine Vley (Sammelwasserstelle im Lehmboden), die noch vor acht Tagen Wasser führten, nach Verlauf dieser Zeit vollständig trocken sind. Hierdurch oder infolge Weglaufens der Ochsen, Reparaturen an den Wagen u. a. m. ist man oft gehindert, schnell zu marschieren. Eine große Herde Schlachtvieh wurde uns nachgetrieben.

Die Gesamtstärke der ausrückenden Truppen betrug zwei Kompagnien, jede zu 11 Unteroffizieren, 2 Lazarettgehilfen, 2 Trompetern und 93 Reitern; als Besatzung waren in Windhoek 1 Unteroffizier und 20 Reiter geblieben. Beritten waren von den Kompagnien außer den Offizieren jedoch nur die drei Zugführer (Unteroffiziere), die Lazarettgehilfen, Trompeter und drei Eingeborene als Führer, denn es war die Zeit der Pferdesterbe. Dieser Seuche, die in den Monaten Januar bis Mai alljährlich auftritt, fallen oft Hunderte von Pferden zum Opfer. Um die Tiere zu sichern, bringt man sie in der Gefahrszeit an Orte, die kühleres oder Seeklima haben, und an denen das Gras nicht so stark betaut wie anderswo. Diese Plätze nennt man — lucus a non lucendo — „Pferdesterbeplätze". Der, welcher von der Schutztruppe in Windhoek stets benutzt wird, Aredareigas, liegt hoch im Anas-Gebirge.

Um 3 Uhr nachmittags begann das Beladen der Wagen, wobei den Treibern gesagt worden war, es ginge nach der Küste. Wir thaten nach alter deutscher Sitte mit den zurückbleibenden Herren noch einen Abschiedstrunk, empfahlen uns bei Frau v. François, und fort ging's in der Richtung auf das Anas-Gebirge. Es war ungefähr $7^3/_4$ Uhr.

Bald stießen wir auf die Wagen, die vorausgefahren waren, und machten um 11 Uhr etwa eine Stunde südlich Ongeama Halt. Es war eine bitterkalte Nacht. Der Sturmwind fuhr vom Gebirge her über die Steppe wie auf einer unserer nordischen Heiden, und Dr. Richter und ich bedauerten sehr, daß wir uns nicht mehr Decken und dicke Mäntel mitgenommen hatten. Aber wir lebten damals noch in dem Wahne des „heißen" Afrikas, von dem

uns diese Expedition allerdings gründlich heilen sollte; denn gerade die Hochflächen des Bastardlandes zwischen Windhoek und Rehoboth gehören zu den kältesten Landschaften des Schutzgebietes.

So schliefen und froren wir bis 4 Uhr morgens und marschierten dann weiter bis Haris, wo wir um 8 Uhr anlangten. In der Nacht hatten wir einen sehr beschwerlichen Marsch durch die tiefen Schluchten und über die steilen Höhen des einsamen Komas-Gebirges und der sich anschließenden Hochebene, einer Gras- und Blumensteppe mit vereinzelten Büschen und großen Schattenbäumen in den üppig bewachsenen Thälern. In blauer Ferne sahen wir morgens den Gansberg bei Hoornkrans, der seiner eigenartigen Form als Tafelberg wegen weithin erkennbar ist.

Haris ist ein weites Grasthal, das der Rehoboth-Fluß, der Wannob, durchströmt. In dem Riviere steht Wasser in Menge, nur wenige Schritte von unserem Lagerplatze entfernt. Die Mannschaften schlafen trotz der Kälte wie Tote. Um 12 Uhr wird es sehr heiß; die Sonne sticht. Gegen 2½ Uhr kommen die ersten Wagen, die einen sehr schweren Marsch gehabt haben. Vorher hatten wir in der Asche geröstetes Ochsenfleisch gegessen, kein bedeutender Genuß!

Auf die Nachricht, daß einige Wagen stecken geblieben seien, werden Vorspannochsen entgegengesandt. Von Naos kommt die alarmierende Nachricht, daß sich dort starke Patrouillen der Witbooi gezeigt hätten, was sich aber später als unwahr herausstellt. Wir rücken, da wir Mondschein haben, erst um 10½ Uhr nachts ab; die Wagen, um ihnen Vorsprung zu lassen, um 10 Uhr. Ein toller Marsch bergauf und bergab beginnt; bald holen wir die Wagen ein, und die Züge der beiden Kompagnien müssen abwechselnd in die Räder greifen, um die schwerbeladenen Fahrzeuge durch die steilen Riviere zu bringen. Bald spannen sich ein Paar Ochsen aus, bald wird der Weg verfehlt, obwohl ihn zwei berittene Bastards zeigen, so daß es scheint, als ob die Eingeborenen aus Angst vor den Witbooi — denn sie ahnten wohl jetzt, um was es sich handelte — uns Schwierigkeiten machten. Kaum heißt es „Antreten", so heißt es auch schon wieder „Halt".

Montag, den 10. Um 2 Uhr nachts Halt und bis 5 Uhr fest geschlafen.. Beim Abmarsch geht ein Trompeterpferd durch, und es entspinnt sich ein allgemeines Jagen und endliches Fangen desselben. Wir steigen herab von der Hochfläche, und es wird etwas wärmer. Hauptmann v. François bestimmt, daß von jetzt ab nur bei Tage, und zwar von 4 bis 8 Uhr früh und von 4 bis 8 Uhr abends marschiert werden soll. Um 8 Uhr rasten wir an einem mit weißen Dornbäumen bestandenen, hübschen Flußbett und ziehen erst nachmittags weiter. Es ist vormittags so kühl, daß wir

unsere Mäntel anbehalten. Gegen Abend passieren wir die Bastardniederlassung Gurumanas, einen schön gelegenen Platz mit viel Wasser und großem, geräumigem Steinhause. Hier wohnte die Bastardfrau Karew, deren Mann, ein Engländer, gestorben war. Wir wurden freundlich aufgenommen und mit Milch erquickt. Dann zogen wir weiter, wieder hinein in ein neues Bergland, und machten erst abends Halt, halbwegs zwischen Gurumanas und Naos.

Dienstag, den 11. Früh um 5 Uhr rücken wir ab, um gegen 9 Uhr an einem tiefen Wasserloch zu halten. Mittags giebt Hauptmann v. François nochmals die Gefechtsbefehle aus, dann geht es weiter, und bei Sonnenuntergang erreichen wir das Plateau vor Hoornkrans. Wir halten tief im Grunde, um ungesehen Feuer anmachen zu können, und nur einige Posten werden an den Rand der Höhe vorgeschoben. Nachts um 1¾ Uhr wird zum letzten Marsche angetreten, alles zu Fuß, die Offiziere mit Gewehr.

Mittwoch, den 12. Wir hatten uns den letzten Marsch doch kleiner vorgestellt, als er war, und mußten tüchtig ausschreiten, um den Überfall noch vor Anbruch des Tages ausführen zu können; denn wären wir erst nach Sonnenaufgang vor Hoornkrans angekommen, so hätten wir leicht Leuten, die Holz holten, begegnen können, und ein Überraschen wäre dann vielleicht unmöglich geworden. Vorn, als Spitze, marschierten Hauptmann und Lieutenant v. François und ich mit acht Reitern, 300 m hinter uns folgten die Kompagnien. Ein Bastard führte die Spitze. Oft verloren wir in der Dunkelheit den Weg, und mühevoll war das Wiedersuchen desselben. Das Gelände ist wellig und hügelig, mit dichtem Busch bestanden und besät mit Felstrümmern und Klippen, vollständig unübersichtlich. Hier und dort sahen wir groteske Felsformationen gespenstisch aus dem Dunkel auftauchen; und dazu brauste wieder der Sturm heulend und pfeifend über das Land. Immer spannungsvoller wurde es, je mehr wir uns Hoornkrans näherten. Ohne Laut, jedes Waffenklirren vermeidend, wie die Katzen spähend und lauschend, schlich die Kolonne dahin. Jetzt passierten wir eine Wasserstelle an hohen Felsen, und: „Wir sind dicht heran!“ wurde uns zugeflüstert.

Werden wir bald Feuer bekommen? Wird das Nest leer sein? Wird die Schanze, die, wie wir wußten, den Weg beherrschte, besetzt sein? Dies alles durchdachten wir tausendmal. Immer eiliger wurden unsere Schritte, denn schon kündete ein fahler Schein im Osten den kommenden Tag an. Da — zwei-, drei-, viermal erschallte vor uns aus dem dämmerigen Chaos das helle „Kikeriki“ eines Hahnes, dem andere antworteten, und dumpfes Brüllen des Rindviehs. — Alles atmete auf, ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Kolonne: „Sie sind drin!“ Und da plötzlich

erscheint auch vor uns ein schanzengekrönter Bergkegel, den die Spitze sofort zu erklettern beginnt. Aber kein Schuß blitzt auf, nur das Rollen der durch die Tritte der Kletternden losgelösten Steine hört man; die Schanze ist unbesetzt. Es ist $5^1/_2$ Uhr und es dämmert.

Wasserstelle. Haus der Frau Karew.

Gurumanas.

Jetzt sind die Kompagnien heran — leise Kommandoworte — verhaltenes Sprechen und Waffenklirren — dann breiten sich die Glieder aus: es werden Schützenlinien formiert. Nach zwei verschiedenen Seiten geht es nun vorwärts, und es wird still an der Schanze. Ich sollte von Osten, Premierlieutenant v. François von Norden her angreifen. Schnell erstiegen wir einen vorliegenden Hügel, durcheilten das Thal, erklommen nochmals einen Höhenzug und schwenkten dann rechts, da wir zu weit abgekommen waren. Im Laufschritt ging es nun vor, und als wir die Höhe erreicht hatten, lag vor uns im ersten Morgensonnenscheine Hoornkrans. Schon scholl von rechts das scharfe Knattern unserer Gewehre, vermischt mit dem dumpfen Rollen der Gewehre der Hottentotten, herüber. Rasch nisteten sich meine Schützen ein und eröffneten das Feuer. Unter uns aber an den dunkeln Hütten und Schanzen, an der Umfassungsmauer und den Felsen im Orte erschienen bläuliche, verdächtige Wölkchen und: „huiiii — huiiii!“ pfiff und krachte es — der erste Gruß vom Feinde. Zum ersten Male kommandierte ich im Ernstfalle, was ich so oft in Frankfurt a. O., meiner

früheren Garnison, auf dem Exerzierplatze geübt hatte: „Gerade aus — Schützen — 650 m — Schützenfeuer!“

Unaufhörlich raste jetzt das Gewehrfeuer, und die Züge nahmen gesonderte Ziele; der am weitesten links einige Schanzen, die vor ihm lagen, der mittlere die feindlichen Schützen an der Umfassungsmauer und der rechte Flügelzug ein großes, dunkelbraunes Mauerviereck, aus dem es ununterbrochen blitzte. Der Platz selbst bot ein Bild wildester Verwirrung; brüllende Rinder, Pferde, Kleinvieh, Hunde, Männer, Frauen und Kinder, alles lief untereinander und suchte Schutz in dem unwegsamen, zerklüfteten Gelände dicht hinter dem Orte. Aber bei uns bliesen die Trompeten: „Schnell avancieren!“ Mit den Visieren 650, 600, 550, 500, 450, 350, 250 schossen wir uns heran, dann ließ ich das Seitengewehr aufpflanzen und wir stürmten an die Mauer. Auf 400 m fiel unmittelbar neben mir ein Reiter, in das Fußgelenk getroffen, gerade als wir zu einem neuen Sprunge ansetzten, wobei das Feuer der Witboois sich jedesmal bedeutend verstärkte.

Nun wurde die Mauer übersprungen und eingerissen, und unter lautschallendem „Hurra“, unter Trompetengeschmetter und dem Krachen des Gewehrfeuers drang die Kompagnie in langen Linien in den Ort. Hier folgte das letzte verzweifelte Gefecht. Hinter Felsstücken, Mauertrümmern und den kleinen Schanzen, welche die meisten der Hütten umgaben, deckten sich meine Schützen. Plötzlich bekamen wir von links rückwärts und seitwärts aus Steinschanzen lebhaftes Feuer; Reiter Bartsch, der dicht neben mir und dem Hauptmann v. François, der als erster mit in den Ort gedrungen war, lag, schrie laut auf, als er einen schweren Schuß durch beide Oberschenkel erhielt. Im lebhaften feindlichen Feuer schwenkte nun der linke Flügelzug gegen die Schanzen und vertrieb den Feind aus denselben. Dann ging es wieder vorwärts, an dem starken Mauerviereck, einer unvollendeten Kirche, vorbei, dessen letzte Verteidiger hier gefallen waren. Es waren tapfere Leute, die bis zum letzten Augenblicke ausgehalten hatten. Einer von ihnen lief, drei Gewehre im Arm, erst aus den schützenden Mauern, als Mannschaften beider Kompagnien schon dicht an der Kirche waren, und wurde hier erschossen. — Inzwischen war die erste Kompagnie unter Premierlieutenant v. François — Gefechtspatrouillen auf beiden Flügeln — nach lebhaftem Feuergefecht ebenfalls von der schmalen Nordseite in den Ort eingedrungen. Ein Reiter, Sakolowski, war gleich an der Mauer gefallen, ein anderer schwer verwundet worden. Wie notwendig das Vorschieben von Gefechtspatrouillen war, zeigte der Umstand, daß auf dem rechten Flügel der 1. Kompagnie die Witboois versuchten, diese von rechtsseitwärts zu umfassen.

Das brennende Hoornkraus.

Nun bedeckte sich, soweit wir sehen konnten, das Thal mit Fliehenden, denen Schnellfeuer nachgesandt wurde. Ich selbst erschoß hier, dicht an der Kirche, einen feuernden Witbooi und zwei weitere auf der Verfolgung, zu welcher jetzt vorgegangen wurde; denn jenseits des schroff und tief eingeschnittenen Flußbettes hatten sich Abteilungen des Feindes wieder gesetzt, und von dort aus krachten noch unaufhörlich Schüsse. Ein Labyrinth von Felsen und Klippen war es, in das wir jetzt eindrangen, so wild, so zerklüftet und zerrissen, daß es außerordentlich schwer hielt, vorzustoßen. Von Fels zu Fels, von Spitze zu Spitze mußte — oft mit umgehängtem Gewehr — geklettert werden. Im Flusse erschoß auf der Verfolgung mein Bursche, Reiter Schneidewind, den ältesten Sohn Hendrik Witbooi's. Öfter erhielten die vorgehenden Schützen, an deren Spitze sich stets die Unteroffiziere befanden, von rückwärts Feuer aus einer der überall in dem Felsgewirr liegenden Schanzen, die offenbar dazu angelegt waren, bei einem plötzlichen Angriff auf Hoornkrans den Ort von hier aus bestreichen und eventuell wiedernehmen zu können. Aber unsere Reiter drangen unaufhaltsam vor, wobei es an aufregenden Scenen nicht fehlte. So trat plötzlich hinter einem Felsblocke ein Nama-Krieger hervor und schlug auf einen der vorgehenden Reiter auf höchstens 20 Schritt an. In demselben Augenblick lag auch der Deutsche im Anschlag. Der Finger des Nama berührte den Abzug und zog ihn zurück, aber, eine wunderbare Fügung, sein Gewehr versagte, der Schuß des Reiters krachte, und der tapfere Witbooi wälzte sich, in die Brust getroffen, in seinem Blute. Schreckliche Bilder boten sich uns allenthalben dar: Unter einem überhängenden Felsen waren sieben Witboois im Todeskampfe zusammengekrochen, und ihre verzerrten Leiber lagen eng aneinandergepreßt in der Höhlung. An einer anderen Stelle versperrte der Leichnam einer Bergdamara-Frau uns den Weg, während zwei drei- bis vierjährige Kinder ruhig an seiner Seite spielten. Es war ein ergreifendes Bild, und so manches Wort des Mitleids wurde von den Lippen der vorbeieilenden Reiter laut. Englische Zeitungen haben uns zum Vorwurf gemacht, daß bei Hoornkrans Frauen und Kinder getötet wurden, und in gehässiger und lügenhafter Weise geschrieben, daß unsere Soldaten nicht Weib noch Kind geschont hätten. Sie haben uns bitteres Unrecht gethan; denn wenn man auf die größeren Entfernungen überhaupt den Mann vom Weibe hätte unterscheiden können, so wäre sicherlich keine Frau erschossen worden; dessen war keiner unserer Reiter fähig. Hätten die englischen Zeitungsschreiber gesehen, wie sorgsam und vorsichtig unsere Leute nach dem Kampfe die Verwundeten zusammentrugen, dann wären sie wohl errötet über ihre Erzählungen, nach denen unsere braven, im Kampfe tapferen und nach demselben

menschenfreundlichen Jungen an den Bajonetten aufgespießte Kinder herumgeschleppt haben sollten. Wer das für möglich hält, kennt keine deutschen Soldaten, und die Mahnung des Hauptmanns v. François, die er am Tage vor der Erstürmung an die Truppe richtete, nur Krieger zu töten, ist befolgt worden, wo es nur irgend möglich war.

Nach etwa zwei Stunden kehrten wir todmüde nach Hoornkrans zurück. Weit im Umkreise war die Gegend von dem Feinde, der durch die Verfolgung noch bedeutende Verluste erlitten hatte, gesäubert. Hendrik Witbooi und einer Anzahl seiner Hauptführer war es leider gelungen, zu entkommen, was bei der furchtbaren Unwegsamkeit und Unübersichtlichkeit des Geländes nicht zu verwundern ist. Aber ich bin mit der Zeit zu der Überzeugung gelangt, daß sich überhaupt am Tage des Überfalles zufällig nicht alle Führer in Hoornkrans befanden, besonders da ja ein Teil des Witboóischen Stammes auch noch viel weiter südlich in Gibeon saß.

Wohnhaus und Vorratspontok Hendrik Witbooís in Hoornkrans.

Auf dem freien Platze an der Kirche traten jetzt die Kompagnien an, und Hauptmann v. François sprach ihnen seinen Dank aus.

Nun kam auch Dr. Richter, der gar zu gern mit uns gefochten hätte, mit den Wagen an. Mit diesen hatte er nachts zwischen unserem letzten Lagerplatz und Hoornkrans Halt gemacht und sich verschanzt, um einem etwaigen feindlichen Angriff auf die Kolonne begegnen zu können. Er begann sofort seine segensreiche Thätigkeit. Unter Wagensegeln und Decken wurde, so gut es ging, das Lazarett eingerichtet und die Verwundeten von allen Seiten zusammengetragen. Was Dr. Richter an den beiden Tagen unseres Aufenthalts in Hoornkrans unter den ungünstigsten Verhältnissen mit beinahe übermenschlicher Kraft und Aufopferung geleistet hat, wird ihm keiner der Kampfgenossen je vergessen.

In dem Orte sah es schrecklich aus; brennende Hütten, Leichen von Menschen und Tieren, umhergestreutes Hausgerät, zerbrochene und zerschossene Gewehre, das war das Bild, das sich dem Auge bot. Aus den brennenden Pontoks schallte ab und zu das Platzen der Patronen, welche die Witboois dort liegen gelassen oder vergraben hatten. — Unter den Gefangenen, die vor-

geführt wurden, befanden sich auch die Frau und Tochter Hendrik Witbooi's. Die letztere, Margarete mit Namen, war ein außerordentlich mutiges Mädchen von 17 bis 19 Jahren.

Ohne eine Spur von Furcht trat sie vor uns und antwortete frei und stolz auf alle Fragen. Dann ließ sie durch den Dolmetscher ungefähr Folgendes erklären. Sie habe gehört, daß wir in Schiffen über das große Wasser gekommen seien, um ihren Vater zu bekriegen. Heut sei der Sieg auf unserer Seite, aber das Glück sei veränderlich, und wenn sie uns einen Rat geben dürfe, so sei es der, in unsere Heimat zurückzukehren, denn ihr Vater werde einst wie ein Löwe über uns herfallen und Vergeltung üben.

So verging der Rest des Tages, und am Abend flammten unsere Wachtfeuer in dem eroberten Orte auf. Bald sank alles in traumlosen, tiefen Schlummer, und nur die Schritte der Posten unterbrachen die Stille der Nacht.

Donnerstag, den 13. Heut brennen wir Hoornkrans nieder. Überall, weit in dem wilden Felsgelände und auf dem Platze selbst schlägt die feurige Lohe zum Himmel auf, dichte Rauchwolken lagern über der Gegend. Dann zeichne ich den Ort. Am Nachmittage geht noch einmal ein Zug in nordöstlicher Richtung vor, da einige Witbooi's gesehen sein sollen, kehrt aber bald, ohne etwas vom Feinde bemerkt zu haben, zurück. Beim Absuchen des Geländes wird tief zwischen Felsen versteckt und vermauert ein Munitionsvorratsraum der Witbooi's entdeckt, und mehrere Kisten mit Pulver, Blei und fertigen Patronen werden herausgeschafft.

Ich schätze den Verlust des Feindes auf etwa 150 Personen, darunter 60 Krieger, d. h. Männer hottentottischer Rasse, leider auch Weiber und Kinder, die während des Gefechts in den Pontoks gelegen hatten; dann vielleicht 50 Gefangene und eine Anzahl Schwerverwundeter, die mit nach Windhoek genommen und dort geheilt wurden. Die Beute, eine Menge Gewehre, Munition, Sättel, allerhand Handwerkszeug, eine Herde Groß- und Kleinvieh und etwa 20 Pferde, war für uns nicht sehr wertvoll, der Verlust schädigte aber die Witbooi's doch bedeutend. Das merkwürdigste Beutestück war jedenfalls ein Ochsenwagen, auf dem ein leider sehr zerschossenes Harmonium stand, das die Witbooi's beim Gottesdienste benutzt hatten."

Soweit mein Brief. —

Am Nachmittage des 13. April marschierten wir ab, in der Richtung auf Windhoek, das wir über Kawasis, Rehoboth, Aub, Kransneus und Aris erst am 19. früh erreichten, da wir der Verwundeten wegen sehr langsam ziehen mußten.

Wir wurden festlich mit Ehrenpforten, Böllerschüssen, Ansprachen und Hurrarufen empfangen. Schon am Abend vorher, als wir hoch in den

Pässen des Auas-Gebirges lagerten, sahen wir aus Windhoek Raketen und Leuchtkugeln aufsteigen und hörten das Krachen der Böller. Nun waren wir wieder daheim, und es gab genug zu thun für uns alle. Die Ausrüstung und Bekleidung der Mannschaften mußte vor allen Dingen nachgesehen und ergänzt, die Wagen repariert, Proviant und Munition herangeschafft werden. Auf dem Marsche durch das Auas-Gebirge hatte Hauptmann v. François glücklicherweise von unserem Pferdesterbeplatze Aredareigas alle brauchbaren Tiere holen lassen, denn am 19. schon erhielten wir die Nachricht, daß die übrigen Pferde, meist tragende Stuten und Fohlen, von witbooischen Reitern kurz nach unserem Durchmarsch weggetrieben worden seien. Es werden dies wohl Krieger gewesen sein, die am Tage der Erstürmung von Hoornkrans zufälligerweise nicht in dem Orte waren. Kurz darauf wurde auch dem Kaufmann Schmerenbeck, der in Windhoek wohnte, eine Herde von 120 Pferden, die auf den Steppen am Kuiseb bei Ganab weidete, und welche Hauptmann v. François kaufen wollte, von den Witboois geraubt. Das war ein harter Schlag für uns und bewies die Rührigkeit und Überlegung, mit welcher Hendrik Witbooi handelte.

In den nächsten Tagen gingen kleinere Abteilungen nach Yams und Heusis, um die dort weidenden Herden der Truppe nach Windhoek zu holen, auch wurde die Station Tsaobis um zwei Mann verstärkt. Mit großer Freude empfing ich am 23. einen Befehl des Kommandeurs, welcher lautete:

„Hendrik Witbooi soll mit einer größeren Zahl Reiter am 22. April vormittags Kransneus in der Richtung nach dem Schaf-Rivier passiert haben. Sie erhalten den Auftrag, mit 3 Unteroffizieren, 1 Lazarettgehilfen, 24 Mann, 1 Führer, 24 Pferden und 1 Wagen über Ongeama, Haris, Gurumanas nach Nugauais zu marschieren, um Näheres über den Zug Witboois in Erfahrung zu bringen. Den bei Nugauais befindlichen Truppenwagen haben Sie event. in Stand setzen zu lassen und darauf den Rückmarsch über Gurumanas—Aris anzutreten.

Bei Begegnungen mit Kommandos der Witboois haben Sie dieselben zu schlagen und nach Nordosten zu verdrängen. Jeder Mann hat 200 Patronen mitzunehmen. Abmarsch von Windhoek: 23. April 7 Uhr abends. Dauer der Exkursion, wenn möglich, nicht über 9 Tage.

(gez.) v. François,
Hauptmann".

Wer war froher als ich! Sollte ich doch jetzt meine erste selbständige Expedition ausführen. Premierlieutenant v. Bülow schloß sich meinem Zuge an, und ihm, der schon Jahre im Lande weilte, verdanke ich manches Wissenswerte und viele praktische Ratschläge. Zur befohlenen Zeit rückten wir ab

und erreichten am 26. früh den Platz, an welchem wir auf dem ersten Kriegszuge gegen Hoornkrans einen unserer Wagen hatten zurücklassen müssen, da seine Längsachse gebrochen war. Langsam und vorsichtig, weit auseinandergezogen ritt die Spitze vor. Jetzt — eine letzte Höhe, hinter ihr mußte der Wagen stehen. Aber wie sehr wir auch umherspähten —, nichts war zu erblicken als tief unter uns ein schwarzer Fleck auf dem Erdboden. Vorwärts! Wir ritten bergab und erkannten nun bald die Überreste des verbrannten Wagens. Nur die Eisenteile, Radreifen, Achsen, Schrauben und Beschläge lagen umher. Ich ließ schnell die nach Hoornkrans zu vorliegenden Höhen durch den Unteroffizier Schaack und einige Reiter besetzen, während wir uns daran machten, die Umgegend genauer zu untersuchen.

So waren also die Witbooi doch vor uns hier gewesen, denn daß sie es waren, sah man an den zahlreichen Pferdespuren im Boden des Thales, die alle das charakteristische Merkmal ihres Hufbeschlags, das hinten ganz geschlossene Eisen, zeigten. Sie mußten ein großes Feuer angemacht haben und hatten dazu auch Holz gefällt, wie wir an einigen angeschlagenen Baumstämmen erkannten. Schon auf dem Marsche, bei Gurumanas, fanden wir zahlreiche frische Spuren von beschlagenen und nackten Pferden und Fohlen, die in der Richtung auf Hoornkrans und Rehoboth fortführten. Es mögen wohl unsere Pferde aus Aredareigas gewesen sein, welche die Witbooi hier durchgetrieben hatten.

Am 27. erreichten wir, ohne vom Feinde etwas bemerkt zu haben, Gurumanas wieder, nachdem alle noch brauchbaren Eisenteile des verbrannten Wagens aufgeladen und mitgenommen waren, und machten einen Ruhetag, um unsere Pferde und Ochsen wieder etwas zu kräftigen. Den Platz, auf dem noch im Anfang des Monats reges Leben geherrscht hatte, fanden wir übrigens vollständig verlassen. Kein Mensch, kein Tier war zu sehen, nur Wagenspuren führten in der Richtung auf Rehoboth. Wundervolle Weiden lagen um die Wasserstelle, und wir erquickten uns an einem köstlichen Bade.

Am folgenden Morgen wurde mit Tagesanbruch aufgebrochen. Am Abend, als wir nach unserer Berechnung schon dicht bei Kransneus sein mußten, verritten wir uns vollständig und irrten pfadlos in der Dunkelheit umher. Plötzlich, von einem Höhenrücken aus, sahen wir vor uns im Thale zahlreiche Lagerfeuer. Ich ließ die ganze Abteilung sofort Schützenlinie formieren, denn es konnte zwar Kransneus, ebensogut aber eine feindliche Abteilung sein, die hier lagerte. Schußbereit ritten wir vor, und erst als wir den Feuern ganz nahe waren, erkannten wir, daß es thatsächlich der gesuchte Ort war, in den wir nun einritten. Auch die Bastards, die hier wohnten, hatten sich, als sie das Getrappel unserer Pferde hörten, bewaffnet,

aber zu beiderseitiger Zufriedenheit löste sich die kriegerische Stimmung in eine allgemeine freudige Begrüßung auf. — Es war gerade Vollmond, die Zeit, in welcher die Eingeborenen am liebsten ihre Tänze aufführen, und so hörten wir denn die ganze Nacht hindurch die eintönige Melodie des Riedtanzes von Ziehharmonika und Riedflöte erschallen und sahen die stämmigen, buntgekleideten Bastards mit ihren dunkeläugigen, schwarzhaarigen Mädchen sich im Tanze drehen. Es war ein munteres, lebensfrohes Völkchen, aber auch hilfreich und gefällig. Sie trieben unsere Pferde mit zum Wasser und schleppten Milch für die durstigen Reiter herbei. Die älteren Bastards beauftragte ich, jede Nachricht über die Witbooi sofort nach Windhoek zu melden, was sie auch versprachen, dann gingen Bülow und ich nach der anderen Seite des Flusses, wo, wie wir gehört hatten, der Kaufmann Schluckwerder aus Rehoboth auf der Reise nach Windhoek ausgespannt hatte. Wir wurden herzlich bewillkommnet, bewirtet, und Schluckwerder erzählte uns, daß er nach der Hauptstadt reite, um eine deutsche Besatzung für Rehoboth zu erbitten, und daß zugleich der Häuptling der Bastards von Rehoboth, der „Kapitän" Hermanus van Wijk, dasselbe Ziel habe, um dem Hauptmann v. François seine Hilfe gegen Hendrik Witbooi anzubieten. Dieser nämlich hatte einen Brief an die Bastards gerichtet, in dem er offene Erklärung für eine der beiden kriegführenden Parteien forderte. Schon durcheilten allerhand beunruhigende Stories das Land: Witboois sollten die Ansiedelungen am Schaf-Fluß ausgeraubt haben; Heusis, ein Viehposten der Truppe, sollte überfallen sein und Ähnliches mehr, was sich später alles als erdichtet herausstellte. Wir verbrachten eine bitterkalte Nacht in dem tief eingeschnittenen, von hohen Bergen eingeschlossenen, engen Thale von Kransneus und zogen mit Morgengrauen weiter nach Aris, das wir nach dreistündigem Marsche erreichten. Hier trafen wir den Feldwebel Heller mit einem Kommando der Truppe auf dem Wege nach Rehoboth, um dort einen Engländer, Hill, zu verhaften und nach Windhoek zu bringen, der die Bastards gegen die deutsche Regierung aufgereizt haben sollte. Hill mußte später, da ihm Thatsächliches nicht bewiesen werden konnte, wieder freigelassen werden, aber fraglos hat er einen ungünstigen Einfluß auf die Bastards ausgeübt. Mit seinem wenig vertrauenerweckenden, scheuen und verkniffenen Wesen war er der Typus des englischen politischen Agenten, wie sie damals noch zu Dutzenden im Lande lebten und von der englischen Regierung unterhalten wurden; denn diese hatte zu jenen Zeiten die Hoffnung, Südwestafrika von Deutschland erwerben zu können, noch lange nicht aufgegeben.

Abends um 6 Uhr trabten wir in Windhoek ein, freudig begrüßt von den Zurückgebliebenen. Am folgenden Tage wurde vom Hauptmann v. François

das Schutz- und Trutzbündnis mit den Bastards abgeschlossen. Diese waren durch ihren obenerwähnten Kapitän, mehrere Ratsleute und angesehene Bürger, deren hervorragendster Johannes Diergaard war, vertreten und sind uns stets treue und wertvolle Bundesgenossen gewesen. Die Bastards sind noch heute der einzige Volksstamm unseres Schutzgebietes, auf den wir im Augenblick der Gefahr uns fest verlassen können, und sie haben sich zu allen Zeiten mehr zu den Weißen als zu den Eingeborenen gehalten und gerechnet.

Diese „Bastard-Nation", wie sie sich selbst nennen, ist ein hochinteressanter und merkwürdiger Stamm. Ursprünglich eine Anzahl von Mischlingen, von holländischen Boeren und Hottentotten-Frauen stammend, fügte sie sich später zu einem festen Verbande zusammen. Durch Heiraten des männlichen Nachwuchses mit Bastard- und Hottentottenmädchen und der Mädchen mit Weißen oder Bastards vermehrte sich die Nation schnell, und Inzucht, die wohl bald das Aussterben des Mischvolkes zur Folge gehabt hätte, wurde vermieden. So finden wir denn auch Angehörige desselben Stammes, die fast wie Hottentotten aussehen, und andere, die kaum von dem Europäer zu unterscheiden sind. Diese letzteren Familien gelten als die vornehmsten und zeichnen sich durch große, schlanke aber breitschulterige Gestalten, üppigen Haar- und Bartwuchs und helle Hautfarbe aus. Die Mädchen sind oft graziös und hübsch von Gesicht, während die Frauen im Alter meist sehr breit und dick werden. Langes Haar gilt allgemein für die schönste Zierde des weiblichen Geschlechtes. — Die Bastards sind fast durchweg gute Reiter und Schützen, außerordentlich gewandte Jäger und die geschicktesten Frachtfahrer und Viehzüchter nach den Boeren, mit denen, als ihren Stammvätern, sie in jeder Beziehung, in Lebensgewohnheiten, Sprache und Sitte große Ähnlichkeit haben. Stets wird der Bastard seine Abstammung vom Weißen betonen, und er hat auch dessen gute Eigenschaften, die dem Hottentotten oft, dem Kaffern immer fehlen, geerbt. Religiosität, Treue und Redlichkeit hört man von ihm als Tugenden preisen, denn seine Altvordern waren zum Teil bereits vor über hundert Jahren Christen geworden.

Das war der Stamm, der von nun an auf unserer Seite fechten sollte und mußte, wenn er seine reichen Herden schützen und im Genusse seiner Freiheit bleiben wollte, denn die Erfahrungen, welche die Bastards bisher mit Hottentotten und Kaffern gemacht hatten, waren trübe. In den ununterbrochenen Kriegen dieser Völker hatte Freund wie Feind stets versucht, sich an den großen Herden der Rehobother schadlos zu halten. Fochten diese mit den Naman im Bunde, so mußten sie dieselben ernähren und waren oft vor den eigenen Bundesgenossen nicht sicher; kämpften sie aber mit den Kaffern gegen die Naman, so waren sie den Raubzügen derselben als am

weiteſten nach Süden vorgeſchobener Poſten unausgeſetzt preisgegeben. Auch dieſe Erfahrung trieb ſie uns in die Arme.

Hauptmann v. François verſprach den Baſtards eine Beſatzung, Gewehre und Munition, und darauf kehrte die Abordnung nach Rehoboth zurück. Dort war übrigens die Erklärung der Parteinahme für die Deutſchen nicht ohne innere Zwiſtigkeiten abgegangen, und einige, allerdings nur wenige, hottentottiſch geſinnte Bürger waren zu Hendrik Witbooi geflohen.

Im Anfang des Mai wurde, da das Grasfeld in nächſter Nähe von Windhoek infolge der ſtarken Regen ein ſehr gutes war, alles Vieh hier zuſammengezogen und die Viehpoſten Aukaigas und Gammams aufgehoben, was für uns inſofern von beſonderer Wichtigkeit war, als die kleinen Stationen die Stärke der verfügbaren Feldtruppe außerordentlich ſchwächten und von jetzt an auch die Wagen, die von der Küſte Proviant anfuhren, mit Bedeckung verſehen werden mußten. So ritt in dieſen Tagen Unteroffizier Glatz mit ſechs Reitern nach der Küſte, um Transporte, die heraufkamen, zu ſichern. — Das Vieh, Groß- und Kleinvieh, Pferde und Kamele, welch letztere früher zur Poſtbeförderung zwiſchen Windhoek und der Küſte benutzt worden waren, jetzt aber ein beſchauliches, arbeitsloſes Daſein führten, weidete auf der großen, weit überſichtlichen Fläche, die ſich von Windhoek bis zu den Auas-Bergen hinzieht, unter dem Schutze einer ſtarken Poſtenkette. Auf den Höhen, die rechts und links die Fläche begrenzen, und an anderen wichtigen Punkten waren kleine Schanzen aufgeworfen worden, die früh morgens beſetzt wurden. Dann wurden die Herden hinausgetrieben und kehrten erſt abends, mit Einbruch der Dunkelheit, unter dem Schutze der zurückgehenden Poſten, die draußen abgekocht hatten, heim. Täglich wurde die Poſtenkette von einem Offizier oder Feldwebel ein- bis zweimal abgeritten und revidiert; nachts ruhte das Vieh in großen ſteinernen Kraalen, die ſich in unmittelbarer Nähe der Feſte befanden. — So floß die Zeit dahin, und der 11. Mai ſah beide Kompagnien wieder vor der Feſte vereint, fertig zum Abrücken; denn Hauptmann v. François hatte in Erfahrung gebracht, daß Hendrik Hoornkrans wieder beſetzt habe, und beſchloſſen, ihn hier anzugreifen. Alle brauchbaren Pferde waren dazu zuſammengebracht worden. Wir marſchierten zunächſt nach Rehoboth, um dort Hilfstruppen an uns zu ziehen. Gleich nach unſerer Ankunft wurden den 50 Baſtards, die uns begleiten ſollten, Gewehre und Munition ausgehändigt und ihnen durch die Kompagnieführer der Mechanismus der Waffe erklärt. Am Abend deſſelben Tages zogen wir weiter. In Rehoboth war eine Beſatzung zurückgeblieben. Über Berg und Thal, durch Buſch und Steppe ging es auf Hoornkrans zu.

Es ist an einem Marschtage. Eine weite Fläche dehnt sich in der ersten Morgendämmerung — es ist $4^3/_4$ Uhr — vor unseren Augen aus. Sie ist bewachsen mit dichten, übermannshohen Dornbüschen, dem Ebenholzbaum und einzelnen hohen Giraffenakazien und Bastarddornbäumen, unten wundervolles Weidegras, Kakteen verschiedenster Art, Stech- und Zittergras; der Boden steinig und mit einzelnen riesigen Felsblöcken besät, auf denen es, eine Folge der reichlichen Regen dieses Jahres, grünt und blüht. Und es grünt und blüht auch die ganze, unendlich weite Steppe. Da, wo in den letzten Monaten der Trockenzeit der gelbe Sand, von der Sonne ausgedörrt und spröde gebrannt, bei jedem Windstoß durcheinander rieselte, da heben heute Tausende duftender Blumen ihre bunten Köpfe; ein Blumen- und Blütenteppich bedeckt das Land.

Glühender wird der Horizont, und einzelne Schläfer im Lager erwachen, doch noch herrscht Stille in der Natur und in der Wagenburg, nur ab und zu unterbrochen von dem Brüllen der Zugochsen und dem Wiehern der Pferde, die an den Wagen festgehalftert sind. In der dämmerigen Ferne auf den Höhen, die das Lager umgeben, verglimmen die Feuer der Außenwachen. Da plötzlich wird die Stille unterbrochen: Hell und klar tönt aus dem ehernen Munde der Trompete die Reveille, und nun wird es lebendig. Wie mit einem Schlage verändert sich das Bild. Überall aus den Büschen und dem Grase springen die Gestalten der Reiter auf, man dehnt sich, fröstelt in der frischen Morgenluft, sagt sich „Guten Morgen!" und beginnt sich zu rüsten.

Die Patronen werden nachgesehen, das Gewehr einer Prüfung unterzogen und Revolver und Messer umgeschnallt. Inzwischen haben Burschen und Bambusen (so werden die farbigen Diener, meist im Alter von 13 bis 20 Jahren, genannt) den Kaffee auf das wieder angefachte, helllodernde Feuer gesetzt, Schiffszwieback und kaltes Rindfleisch erscheint, und Jeder ist bald mit seinem Messer bewaffnet emsig beschäftigt, sich so rasch wie möglich den Magen zu füllen. Doch schon erschallen die langgezogenen Töne des Kavallerieſignals „Satteln" über die Savanne bis zu den fernen blauen Bergen. Die Reiter eilen zu den Pferden. Endlich sind auch die Ochsen eingespannt, vor jedem der riesigen Planwagen 18 Tiere, und das Gepäck der Mannschaften verladen. „Die Außenwachen sind zurück!" melde ich dem Hauptmann v. François. Die Spitze sitzt auf, und der Kommandeur, der stets bei ihr reitet, wendet sich zu seinem Bruder und mir: „Ich bitte die Herren, zu folgen, wenn die Kompagnien fertig sind. — Vorwärts!" Hinter der sichernden Spitze fahren die Wagen an. Geknalle der langen Peitschen, wüstes Geschrei und Geschimpfe der Treiber, Leiter und Ochsenwächter zeigt

es an. Nun ist auch der „Stabswagen" mit dem Gepäck der Offiziere fertig verladen, und wir, Premierlieutenant v. François, Dr. Richter und ich nebst Schneidewind, Wlotzka, dem Burschen Richters, und Timotheus, dem gewandten Hottentotten-Bambusen des Herrn v. François, steigen zu Pferde. Ich reite zur Kompagnie, die ich aufsitzen lasse.

Nun geht es hinein in den frischen, köstlichen Morgen. Tau liegt auf dem Grün, und die Sonne färbt die grotesken, massigen Klippen und Felsen mit glühendem Rot. Und jetzt beginnt auch in der Natur ein Leben und Jubilieren, daß das verstockteste Philisterherz davon ergriffen werden muß. Die wilde Taube, die von Baum zu Baum, von Ast zu Ast flattert, girrt; das Savannenhuhn gackert am sandigen Flußthal; der Koran läßt, aufgescheucht, sein Geschrei ertönen, und Scharen von Perlhühnern fliehen mit rauschendem Flügelschlage den Staub und Lärm der nahenden Kolonne. Zwischen den blühenden Büschen und inselartig verteilten Baumgruppen fliegen und flattern Hunderte von kleinen Vögelchen, grün, gelb, schwarz, rot, strahlend blau und einfach bräunlich, piepend, zwitschernd, pfeifend und singend umher. Und dort, an dem hohen Dornbaume, siehst Du ein großes, strohgedecktes und kunstvoll gebautes Nest an einem starken Aste hängen. Lustig geht es dort zu; immer hinein und heraus zu den vielen Eingängen klettern und fliegen winzige Vögelchen mit lautem Gelärme: der Siedelsperling hat hier sein Hotel erbaut. Aber sieh auch über den Steigbügel hinweg auf den Boden: Auch dort ist alles Leben! Dort huscht die flinke, smaragdgrüne Eidechse durch die Gräser, wunderbar gestaltete Laufkäfer und Spinnen treiben ihr Wesen, und fleißige Ameisen beginnen des Tages Arbeit. Doch wir werden in unseren Betrachtungen gestört — die Kolonne stockt, denn tief hinunter geht der Marsch in ein felsiges Rivier. Steil fällt der Hang gegen das Flußthal ab, und vom Regen tief ausgewaschen sind die alten Wagengeleise. Der Weg ist mit Steinen und verwitterten Blöcken bedeckt, eine gefährliche Stelle für die Wagen; denn während es rasend schnell bergab geht, so daß selbst bei scharfangezogener Hemmvorrichtung die Hinterochsen oft Gefahr laufen, überfahren zu werden, müssen, wenn es dann den gegenüberliegenden Hang hinaufgeht, meist die Mannschaften in die Räder greifen, und nicht selten ist ein zweites Gespann Ochsen nötig, um den schwerbeladenen Wagen herauszuziehen.

Auch das „Treiben eines Wagens", wie man in Südafrika sagt, ist eine schwere Kunst, die gelernt sein will, und besonders für den Neuling eine furchtbare Anstrengung. Hier- und dorthin muß der Treiber springen, rufend, anfeuernd, peitschend. Bald ist er rechts, bald links von den Ochsen, bald läuft er vor, um die Vorderochsen treffen zu können, bald pufft er mit

dem Peitschenstiel die an der Deichsel befestigten Hinterochsen in die Seite, um sie zum Ausweichen vor einem Stein, einem Baumstamme oder einem Termitenhügel zu zwingen, denn ein Anfahren kann das Fahrzeug zum Umstürzen bringen. Besonders schwierig ist es für die Treiber, zu bewirken, daß alle Ochsen gleichmäßig anziehen, wenn 40 und mehr vor einen Wagen gespannt sind. Ziehen dann, was öfter vorkommt, die Tiere verschiedener Gespanne nach zwei Seiten, so fahren sie den Wagen nur um so fester, die hölzernen Joche und Jochscheite brechen, das aus Riemen von Ochsenfell hergestellte Trecktau oder die eiserne Treckkette reißt, und eine große Verzögerung entsteht. Ist diese schon bei einem allein treckenden Wagen unangenehm genug, so bedeutet sie für eine Wagenkolonne, besonders auf dem Marsche durch Hohlwege oder an schroffen Abstürzen vorbei, häufig einen unfreiwilligen Halt von Stunden. Dann wird geflickt und gehämmert, bis die Schäden notdürftig repariert sind, und für alles dies ist der Treiber verantwortlich. Auf den Märschen der Schutztruppe war für derartige Unfälle natürlich mancherlei Vorsorge getroffen, die Wagen führten Reserveteile und leichte Feldschmieden mit, Schmiede und Stellmacher waren zur Hand.

So zog denn die Wagenkolonne dahin, staubumwirbelt und umgeben von Reitern zu Pferd und auf Reitochsen. Diese letzteren leisteten gute Dienste beim Antreiben des losen Viehs, doch war dies der einzige Zug, auf welchem Mannschaften der Truppe auf Ochsen beritten gemacht worden sind.

Jetzt erscheinen die Büsche rechts und links des Weges vollständig rot; es wimmelt und krabbelt, springt und fliegt, es saust und summt in der Luft, und eine dichte, unabsehbare Wolke scheint sich auf den Erdboden zu senken; wir sind in einem Heuschreckenschwarm! Mit unangenehmer Zudringlichkeit fliegen einem die Tiere in das Gesicht und auf die Kleider, auf Sattel und Pferd. Leider giebt es von dieser Landplage recht viele Arten, geflügelte und ungeflügelte, kleine und große, braune, rote, grüne, schwarze und eine besonders farbenprächtige Abart, die mir im Flußbett bei Haris auffiel: saftiggrün mit hellen roten Querbalken. Die ihrer Gefräßigkeit wegen gefürchtetsten sind die sogenannten „Voetgangers", d. h. die, welche zu Fuß gehen, also keine Flügel haben. Von den Buschleuten, Bergdamara und einzelnen Naman werden die „Springhahne" als Delikatesse geschätzt und roh oder geröstet verspeist. Auch ich habe sie versucht, aber ich kenne bedeutendere Genüsse.

Wieder wird ein sandiges, wasserloses Flußbett gekreuzt; hohe Felswände umgeben es. Nun durchziehen wir einen engen Hohlweg zwischen himmelhohen Klippen. Es sieht so aus, als wenn Satan hier mit Riesengranitblöcken Ball gespielt hätte; ein wüstes Chaos von Blöcken, Platten,

kolossalen Pfeilern und Bruchstücken abgestürzter und verwitterter Felsteile umgiebt uns, die Steinmauern rechts und links sind üppig bewachsen. Dornbüsche und verkrüppelte Bäume, Gras und Blumen, Aloë- und Kaktusarten in phantastischen Formen haben auf dem kahlen Fels Platz genug gefunden, um Wurzeln zu schlagen; saftiggrüne Schlingpflanzen schaukeln sich im Winde. — All diese unwegsamen, malerischen Felsgruppen, die durch fast ganz Südwestafrika verstreut sind, die der Reisende täglich, bald nah, bald in der Ferne sieht, haben ihre Bewohner. Wie auf den Bergen die Herden der munteren Paviane sich tummeln, so haust hier das possierliche Völkchen der Klippdachse. Pfeifend fahren diese scheuen, murmeltierähnlichen Geschöpfe auf den Klippen hin und her. Spähend, sichernd, verschwindend und wieder auftauchend, unruhig mit klugen Augen umherblickend, setzen sie den Beschauer durch die flinken Bewegungen ihres unbehilflich erscheinenden, dicken Körpers in Erstaunen. Das Fleisch des „Klippschliefers", der trotz seiner Kleinheit zoologisch als Dickhäuter ein naher Verwandter des Elephanten ist, wird von den Eingeborenen, ja sogar von anspruchsloseren Weißen geschätzt, und die Fellchen werden zu äußerst starken und warmen „Karossen" (Decken) verarbeitet, wozu allerdings eine große Anzahl nötig ist. Auch der Berghase, der sehr wohlschmeckend ist, äst die saftigen Kräuter der Felshänge ab, und in den tiefen Spalten und Rissen bauen die wilden Bienen ihre Waben. In der Honigzeit ziehen dann die Eingeborenen aus, um die „süße Kost" zu gewinnen und durch Gärung ein stark berauschendes, angenehm säuerlich schmeckendes Getränk, das Honigbier, daraus zu bereiten. Dann herrscht fröhliches Treiben in den Dörfern und auf den Viehposten. Es wird gesungen, getanzt und gezecht — eine afrikanische Weinlese! Aber auch wir Europäer schätzen den Honig als solchen und — in flüssiger Form.

Weiter — hindurch durch die Schlucht! Ein Felsenthor öffnet sich vor uns, und wieder ziehen wir hinaus in die freie Ebene. Den Horizont umgeben die blauen Ketten der Randgebirge. Die Sonne steigt höher, und es wird fühlbar warm. Vorbei an runden und spitzen, oft baumhohen Termitenhügeln streben wir dem Mittagsrastplatze zu. Die Marschordnung hat sich geändert. Während wir in der Reihenfolge: Avantgarde, loses und Schlachtvieh, Wagen, beide Kompagnien, abrückten, sind diese bald an Vieh und Wagen vorbeigetrabt, und bei der Ankunft am Ruheplatze sind die Reiter die ersten, und lange nach dem Absatteln und nachdem die Posten ausgestellt sind, trifft die Fuhrwerkskolonne und das „angejagte" Vieh ein. Inzwischen beschäftigen sich die Reiter damit, aus abgerupftem Gras Lagerstätten zu bereiten und abgestorbene Äste zum Kochfeuer von den Bäumen zu brechen. Der Haltplatz ist leider ohne Wasser, so daß wir aus dem großen, eisernen

Waſſertin von 1000 l Inhalt, das wir für ſolche Fälle auf einem Wagen mit uns führen, leben müſſen. Jeder Europäer und Eingeborene bekommt ein Kochgeſchirr voll zum Trinken und Kochen, ſobald die Wagen heran ſind. Im übrigen iſt der Lagerplatz „mooi", d. h. ſchön, mit ſaftigem Graſe beſtanden und herrliche Schattenbäume darauf. Ich nehme mein Gewehr, um heute den Schlachtochſen ſelbſt zu erlegen und wieder einmal einen Probeſchuß zu thun. Mit vieler Mühe, unter Gejohle, Schimpfen und Steinwürfen wird aus der Herde ein Schlachtochſe ausgejagt. Zuerſt trabt er hin und her, und ich komme nicht zum Schuß; plötzlich aber ſteht er ſtill — ein ſchriller Pfiff — er dreht den buſchigen Kopf mit den ungeheueren, lyraförmigen Hörnern mir zu, und der Schuß kracht. Ins Auge getroffen bricht der fette Ochſe zuſammen, und ſofort ſtürzt das Heer der Schlächter herbei, um ihn zu zerlegen.

Jetzt wird zum Fleiſchempfang angetreten, jeder Mann, ob Weißer oder Eingeborener, erhält zwei Pfund, außerdem Kopf und Fell der Ochſenwächter, Magen und Eingeweide die Treiber, Herzſchlag und Lunge die Hunde Leo, Afrikaner, Miang, Diana und einige unbenamſte. „2. Kompagnie Proviant empfangen!" tönt nun Sergeant Pohls Stimme von den Wagen her. Von jeder Kochgruppe eilt ein Reiter herzu. Reis, Kaffee, Salz, Mehl oder Zwieback wird ausgegeben. Die Feuer lodern auf. Am Offiziertiſch, einer umgedrehten leeren Kiſte, giebt es heute, wie faſt ſtets, Bouillon mit Reis und Suppenfleiſch, gebratenes Filet und Kaffee. Manchmal iſt die Speiſekarte auch abwechslungsreicher, wenn einer von uns — wir vier Offiziere aßen immer gemeinſchaftlich — eine Büchſe konſerviertes Gemüſe, Früchte oder Sardinen ſpendet. Dazu wird eine Flaſche Kapwein, Pontak, Heremitage, Konſtancia oder Waſſer mit Himbeereſſig getrunken. Große Quantitäten Kaffee machen den Schluß. Bald ſchmauſen nun Alle. Das Eſſen iſt gut und reichlich, und wenn auch mancher zuerſt ſich ſchwer daran gewöhnt, ſtets von ganz friſch geſchlachtetem Fleiſch zu leben, ſo iſt doch Hunger der beſte Koch, und raſch lernt jeder, auch friſches Fleiſch auf dieſe oder jene Weiſe ſchmackhaft zuzubereiten. Abends wird dann „Feldkoſt", wie der Afrikaner ſagt, gemacht, d. h. zerſchnittenes Fleiſch und Reis zuſammen gedünſtet, oder kaltes Fleiſch vom Mittageſſen mit Brot oder Schiffszwieback gegeſſen. Kakao ſpielt abends eine Hauptrolle, und wie ſchmeckt das nach vielſtündigem Ritte!

Doch kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu unſerem Lagerplatz zurück. Inzwiſchen weiden Pferde und Ochſen unter Aufſicht der Viehwache, welche die Tiere zu „kehren", d. h. zurückzujagen hat, wenn ſie zu weit laufen. Beſonders bei den Pferden iſt Vorſicht nötig, denn während die Ochſen meiſt

im großen Trupp bleiben, laufen erstere gern nach allen Himmelsrichtungen auseinander, so daß uns einmal vier Stück vollständig verloren gingen. In Friedenszeiten ist das kein allzu großes Unglück, denn da die Pferde ausnahmslos „gemerkt" sind, d. h. ihnen ein Zeichen eingebrannt ist, so werden sie meist, allerdings vielleicht erst nach Monaten, zufälligerweise von diesem oder jenem eingefangen und dem rechtmäßigen Besitzer wieder zugeführt; im Kriege aber gehen sie dann oft an den Gegner verloren.

Ein Bastard bringt die Nachricht, daß ziemlich versteckt in der Nähe eine wassergefüllte Vley liege. Sofort werden die Leiter mit den Wasserfässern abgeschickt, um diese zu füllen. Eine Untersuchung ergiebt, daß das köstliche Naß trübe, von gelblicher Farbe und von Tausenden von Tierchen belebt ist, auch schmeckt es wenig angenehm, da die Ochsen es aufgewühlt und verunreinigt haben. Doch das stört nicht. Mit Hallo wird das Wasser begrüßt und getrunken, und ich opfere für uns ein Handtuch, um es durchzuseihen und wenigstens die größeren Krabbeltiere abzufangen. Wer das schreckliche, nagende Gefühl des Durstes nicht kennen gelernt hat, der begreift nicht, ein wie großes Labsal auch das schmutzigste Wasser sein kann, und ich erinnere mich, wie gierig wir später mehrfach die Lachen und Pfützen ausgetrunken haben, die in alten Wagengeleisen und kleinen Bodenvertiefungen vom letzten Regen stehen geblieben waren.

Um 2 Uhr werden Ochsen und Pferde herangetrieben, es wird eingespannt und gesattelt. Dann geht es wieder weiter. Die Sonne steht hoch am Himmel, und es ist drückend heiß; Menschen und Tiere lassen die Köpfe hängen. Hinter den Kompagnien folgen die verbündeten Bastards, von denen jeder Kompagnie 25 zugeteilt sind. Sie reiten durchweg gut genährte, hübsche Pferde und gewähren, besonders wenn sie mit dem Gewehr in der Faust vorsprengen, einen stattlichen, kriegerischen Anblick. Ihre oft kühn geschnittenen Gesichter mit den blitzenden Augen und dem schwarzen Bart und Haar passen wie gemalt zu den breitkrämpigen, mit der deutschen Kokarde und wehenden Straußenfedern gezierten Hüten, den bunten Hemden, im Winde flatternden Jacken, zu den gelben Kordhosen und braunen Feldschuhen,*) die sie fast alle tragen.

Ich reite zusammen mit den Führern, den „Vormännern" meiner Bastards, die mir unglaubliche Räubergeschichten aus ihren früheren Kriegen und besonders von den Heldenthaten Koetjes van Wijk erzählen. Dieser, ein „berühmter Pferdedieb", wie er mir selbst sagte, und der Typus eines verschlagenen, „mit allen Hunden gehetzten" Eingeborenen, war übrigens damals nicht bei der Kompagnie, da er auf seine Bitte hin mit fünf anderen

*) Aus gegerbten Fellen von den Eingeborenen selbst gefertigte, leichte Schuhe.

Bastards ausgesandt worden war, um sein Handwerk in unserem Interesse auszuüben. Leider hatte er keinen Erfolg. Eine köstliche Scene war es, als dieser Biedermann, ehe er abritt, zum Hauptmann v. François kam und um die Erlaubnis bat, den von ihm eventuell getöteten Witbooi die Ohren abschneiden zu dürfen. Auf die unwillige Frage des Kommandeurs, was das heißen solle, gab Koetje selbst an, daß er als so großer Lügner unter seinen Stammesbrüdern bekannt sei, daß diese Trophäen für ihn als Wahrheitsbeweis seiner Thaten dringend erwünscht seien. —

Gegen 4 Uhr wird es kühler, und eine Stunde später dämmert es. Mit Gekrächze und rauschendem Flügelschlage heben sich plötzlich zwei mächtige Aasgeier von einem weißgebleichten Ochsengerippe, das seitwärts des Weges liegt. Der Wind, der jetzt leicht über die Savanne weht, trägt unangenehmen Geruch herüber. Die Sonne beginnt zu sinken, und nun genießen wir einen der farbenglühenden afrikanischen Sonnenuntergänge. Blutrot strahlt das Licht, in allen Farben glänzen und blitzen die Köpfe der Klippen, der „Kopjes", und die wenigen Wölkchen am Himmel. Zuerst erscheinen sie wie in flüssiges Gold und Blut getaucht, dann wird der Schimmer blasser und blasser. Allmählich geht er in ein fahles Gelb über, bis zuletzt nur ein leichter, gelbroſiger Ton bleibt; auch dieser vergeht; noch einmal leuchtet und blitzt es auf an den fernen Bergen, dann macht das Tagesgestirn der Nacht, dem Monde Platz. Es bricht plötzlich tiefe Dunkelheit herein, nur fahl und schwach erhellt von dem Lichte des zunehmenden Mondes. Es ist 6 Uhr. Kühl weht ein leichter Wind über die Steppe, die dichten Büsche erscheinen gespenstisch groß, und am Himmel blitzen und funkeln die zahllosen Sterne der südlichen Hemisphäre. Groß und erhaben erscheint Nacht für Nacht am Himmelsdome das südliche Kreuz. Da — Pferdegewieher — abgesessene Mannschaften der Spitze werden sichtbar. Einige sitzen schon hoch in den Baumkronen, man hört das Brechen trockenen Holzes.

„Die 1. Kompagnie links, die 2. rechts der Straße die Gewehre zusammen setzen. Die Pferde noch eine Stunde fressen lassen und dann in den Kraal. Die Wagen fahren zu einem Kreis zusammen — Schlachtvieh in die Mitte. Vier Außenwachen, eine Innenwache sind zu stellen!" überbringt ein Unteroffizier die Befehle des Kommandeurs.

Ich führe weiter aus: „Feldwebel, 4 Unteroffiziere, 16 Reiter auf Außenwachen, 1 Unteroffizier, 4 Reiter Innenwache; hierzu weitere 4 Reiter, die um den Kraal patrouillieren und auf das Vieh aufpassen — zu jeder Wache 2 Bastards — der Führer der Bastards hierher!" — Aus dem Dunkel reitet der Bastard heran. — „Du giebst 12 Bastards, die heute nacht auf Wache ziehen!" „Es ist gut!" —

Jetzt treten die Wachen, zu denen die Leute schon mittags namentlich kommandiert sind, an und rücken nach verschiedenen Seiten ab. „Haaalt! — soeben kommt noch der Befehl: Da Patrouillen der Witbooi's gespürt sind, ist es den Außenwachen verboten, Feuer anzumachen!" Ich reite mit den Außenwachen hinaus, um ihnen auf den umliegenden Höhen ihre Stellungen anzuweisen. Die Mannschaften sind zu Fuß und nehmen Mäntel und Schlafdecken mit. Spät kehre ich ins Lager zurück, wo fast alle schon in tiefem Schlummer liegen, und melde dem Kommandeur, der noch wacht. — Bald hört man nichts mehr als den Schritt der Posten, leises Sprechen bei der Wache, das Schnaufen der wiedereingespannten Zugochsen, die sich niedergethan haben, Klirren der Ketten an den Wagen und Stampfen der Pferde, die an denselben befestigt sind.

So verging Tag um Tag, und am 18. Mai nachmittags langten wir vor Hoornkrans an. Bereits mittags waren frische Spuren galoppierender Reiter bemerkt worden, die in der Richtung auf den Ort zu führten. Am Versammlungsplatz der Truppe, einer ungefähr 2000 m von Hoornkrans entfernten kleinen Ebene, gab Hauptmann v. François folgende Befehle aus:

„Hoornkrans scheint von den Witbooi's wieder besetzt zu sein. Ich beabsichtige, den Platz zu nehmen, und befehle: 1. Ein Zug der 1. Kompagnie besetzt die nordöstlich Hoornkrans gelegene Schanze und läßt eine Sektion als Reserve am Schnittpunkt der Wege Windhoek—Hoornkrans, Rehoboth—Hoornkrans stehen. Zwei Züge der 1. Kompagnie greifen die Ostfront, zwei Züge der 2. Kompagnie die Südfront von Hoornkrans an. Ein Zug der 2. Kompagnie hat westlich von Hoornkrans in nordwestlicher Richtung vorzustoßen. 2. Die Bagage nimmt zu beiden Seiten der Straße Rehoboth—Hoornkrans auf der rechten Seite eines kleinen Seitenthals des Goab Aufstellung und sichert sich durch drei Unteroffizierposten. — 3. Ich halte mich bei der 2. Kompagnie auf."

In langen Schützenlinien gingen wir kurz nach 4 Uhr vor und überschritten die Hoornkrans umgebenden Berge ohne Schuß. Kaum hatten wir den Kamm des letzten Höhenzuges erreicht und den Platz vor uns, da riefen auch schon einige der Bastards, die zwischen unseren Mannschaften verteilt waren: „Pferdereiter, Pferdereiter!" Hoornkrans war besetzt, aber schon kam Leben in die Krieger. Sobald sie unser umfassendes Vorgehen bemerkten, warfen sie sich auf die Pferde und jagten in die Berge. Als wir nur noch etwa 1000 m entfernt waren, preschten noch zwei Reiter aus der Kirche. Inzwischen hatte Hauptmann v. François mit Mannschaften der 1. Kompagnie einen Pulk von über 50 witbooischen Reitern, der in einem nördlich

Premierlieutenant Schwabe.

des Platzes gelegenen Thal hielt, unter Feuer genommen und verjagt. In eiliger Flucht verschwanden auch diese.

Meinem Auftrage gemäß stieß ich mit zwei Zügen in dem wildzerrissenen Felsenthal des Goab-Flusses gegen den Ort von Süden her vor und suchte dieses schrecklich unwegsame Gelände nach dem Feinde ab. Sobald wir in das Felslabyrinth eindrangen, erhielten wir heftiges Feuer, das wir erwiderten und nach wenigen Minuten durch umfassendes Eingreifen des 3. Zuges zum Schweigen brachten. Unendlich langsam nur konnte die Kompagnie vordringen, da die Schwierigkeiten des Geländes enorme waren. Zwei meiner Reiter stürzten schwer in den Felsen des Flusses, endlich aber erreichten wir den Platz und vereinigten uns mit der 1. Kompagnie unter Premierlieutenant v. François, die bereits das ganze Gelände nördlich und westlich des Ortes abgesucht und einen Zug zur Verfolgung abgesandt hatte, der nach zwei Stunden, ohne etwas vom Feinde bemerkt zu haben, zurückkehrte. Dr. Richter hatte sich beim Vorgehen der 1. Kompagnie angeschlossen. Wir sahen uns nun in Hoornkrans um, nachdem starke Posten ausgestellt worden waren. Es sah entsetzlich auf dem Platze aus. Überall lagen verwesende Leichen von Menschen und Tieren herum, da die Witbooi nur die Vornehmen der am 12. April Gefallenen begraben hatten, und zwar in der Nähe des von uns angelegten kleinen Kirchhofs, dessen Gräber völlig unberührt waren. Ein pestilenzialischer Gestank lag über dem Platze, so daß wir einige der Leichen verbrennen, andere beerdigen mußten.

In der Kirche, die ein Zug besetzte, befanden sich drei alte Hottentottenfrauen und einige Kinder. Sie übergaben dem Hauptmann v. François einen Brief Hendrik Witbooi an den Kapitän der Bastards, Hermanus van Wijk, voll bitterer Vorwürfe und Drohungen für diesen, weil er sich den Deutschen angeschlossen habe. Der Führer der Bastards antwortete sofort, und dies Schreiben wurde den Frauen zur Bestellung an ihren Häuptling übergeben.

Inzwischen wurde Hoornkrans vollständig besetzt und alles zu einer etwaigen Verteidigung vorbereitet. Auch neue Wasserstellen mußten ausgehoben werden, da in den alten noch Leichen lagen. Die Benutzung eines tiefen in den Fels eingesprengten Brunnens, der bis zum Rande voll war, wurde vom Kommandeur verboten, da man nicht wissen konnte, ob das Wasser nicht vergiftet wäre. Die Nacht verlief ruhig und ohne Zwischenfall.

Ich muß nun etwas zurückgreifen, um zu erzählen, daß wir bereits auf dem Hinmarsche — in Rehoboth — durch den uns von Windhoek aus nachgeschickten Ansiedler Johr eine in griechischen Lettern geschriebene Nachricht erhielten, welche besagte, daß in kurzem S. M. S. „Arkona" in Swakopmund oder Walfischbai zwei Feldgeschütze mit Munition für uns landen würde.

Infolgedessen herrschte großer Jubel im Lager, und Hauptmann v. François beschloß, zunächst nur festzustellen, wo sich Witbooi aufhalte, vor einem erneuten allgemeinen Angriff aber sich in den Besitz der Geschütze zu setzen. Zuerst war beabsichtigt worden, eine ganze Kompagnie zur Besetzung von Hoornkrans zurückzulassen, dann aber wurde der Befehl bekannt gemacht, daß 1 Sergeant, 1 Unteroffizier, 1 Lazarettgehilfe und 24 Reiter hier verbleiben sollten. Für diese wurde die feste Kirche verteidigungsfähig eingerichtet, und so sah uns der Morgen des 19. in voller Thätigkeit. Steine wurden herangetragen zum Bau, denn die Mauern mußten erhöht und verstärkt werden, Schießscharten für knieende und stehende Schützen wurden durchgebrochen, die Thore durch vorgreifende Mauern gegen frontales Feuer gesichert, und endlich ein ziemlich großer Anbau neu aufgeführt. Premierlieutenant v. François leitete die Arbeiten, während welcher schon frühmorgens zwei Rekognoszierungspatrouillen von je 15 Mann in westlicher und südwestlicher Richtung vorgeschickt wurden. Die drei Hottentottenweiber hatten nämlich erzählt, daß Hendrik sich unweit Hoornkrans am „roten Berge" verschanzt habe. Dieser, auch „Karibib" oder „der letzte Zufluchtsort" genannt, liegt etwa 11 km weiter südwestlich, und die Nachricht erschien um so glaublicher, als eine 20 Reiter starke Bastardpatrouille unter Hans Diergaard, die vom Hauptmann v. François schon von Rehoboth aus über Gurumanas nach Baalgras geschickt worden war, dort nichts von den Witboois wahrgenommen hatte.

Die Patrouille der 1. Kompagnie ging in der Richtung auf den Gans-Berg vor, dessen Koloß sich weithin sichtbar drohend aus der zerklüfteten Ebene erhebt, kehrte jedoch zurück, ohne auf den Feind gestoßen zu sein.

Die Patrouille meiner Kompagnie dagegen war bis auf 300 m an den Karibib-Berg herangekommen, als plötzlich auf diesem überall feindliche Schützen hinter Schanzen und Deckungen auftauchten und Schnellfeuer auf die Unserigen eröffneten, so daß diese sich sofort zurückziehen mußten. Zwei Reiter wurden, glücklicherweise nicht schwer, verwundet.

Als das Schießen im Lager gehört wurde, schickte Hauptmann v. François sofort 2 Unteroffiziere und 16 Reiter ab, um die angegriffene Patrouille aufzunehmen, aber diese kam zurück, ohne in dem unübersichtlichen Gelände die Hilfsabteilung gesehen zu haben, und meldete, daß der Berg stark verschanzt und besetzt sei. Nun eilte Hauptmann v. François, von nur zwei Reitern begleitet, selbst der letzten Patrouille nach, um sie zurückzuholen und persönlich das Gelände zu erkunden. Als er sich dem roten Berge näherte, hörte er plötzlich vor sich wieder stark feuern und kurz darauf sah er die Patrouille, die in dem Glauben, die zuerst abgesandte Abteilung noch vor

sich zu haben, sich dem Berge bis auf 200 m genähert hatte, zurückgehen, stark mit Feuer verfolgt von der feindlichen Stellung aus. Der Reiter Gebrmann erhielt einen Schuß in die Hüfte und sank zusammen, aber sofort sprangen andere herzu und schleppten ihn weiter. Reiter Meyer jedoch wollte den Befehl des Unteroffiziers zum Zurückgehen nicht befolgen, und diese tapfere, aber falsche Handlungsweise sollte sein Tod sein. Als, wie dies durchaus richtig und nötig war, der Führer ihm nochmals zurief, aufzustehen und zu folgen, antwortete er diesem, er wolle den Rückzug der Patrouille decken, und gab ruhig Schuß auf Schuß ab. Hier muß den furchtlosen Soldaten, der vollständig ungedeckt dalag, die tödliche Kugel getroffen haben, denn er kehrte niemals wieder und konnte auch von später abgeschickten Patrouillen nicht aufgefunden werden. Ehre seinem Andenken!

Inzwischen hatten wir die zurückbleibende Besatzung mit allem Nötigen versehen und den Ausbau der Feste vollendet. Eine große Menge Munition, etwa 75 000 Patronen, einige Reservegewehre, dann Fleisch, Mehl, Reis, Erbswurst, Kaffee, Thee, Zwieback, Salz, Tabak und Streichhölzer auf etwa sechs Wochen wurden ebenso wie ein großes Wassertin zu 1000 Liter in die Feste geschafft, und dieses sowie mehrere Blechkoffer bis zum Rande mit Wasser gefüllt.

Am folgenden Tage, dem 20., nahmen wir Abschied von den Zurückbleibenden und rückten in der Richtung auf Windhoek ab. Ich füge hier noch einen Teil des amtlichen Berichts unseres Kommandeurs über die Stellung Hendrik Witboois und die Kriegslage ein. Diese Stelle lautet: „Von meinem Standplatze (bei der Erkundung gegen den roten Berg) hatte ich einen guten Überblick über das Gelände und konnte mich überzeugen, daß die von Witbooi gewählte Stellung am Karibib-Berge durch das auf 1000 m im Umkreise vollkommen freie Schußfeld recht günstig gewählt ist. Nur einen Nachteil für Witbooi hat sie, indem ein gedeckter Rückzug wie bei Hoornkrans nicht möglich ist. Ein planmäßig durchgeführter Angriff auf die Stellung Witboois am Karibib-Berge dürfte unter Mitwirkung von Artillerie von durchschlagendstem Erfolge begleitet sein, während ohne Geschütze die Verluste schwerlich im Verhältniß zum Erfolge stehen würden. Ich habe aus letzterem Grunde von dem meinerseits geplanten Angriff Abstand genommen, um so mehr, als mir bereits in Rehoboth die amtliche Mitteilung von der Ankunft der Geschütze zugegangen war. Die am Karibib-Berg stattgehabten Gefechte werden Witbooi ermutigen, in dieser Stellung zu verharren, bis ich in der Lage bin, einen entscheidenden Schlag zu führen."

Schon an dem ersten Halteplatze, demselben, wo wir am 11. April gelegen hatten, kam von einer der Außenwachen die Meldung: „Dumpfe

Schüsse sind von Hoornkrans her zu hören." Am folgenden Tage wurde mir auf dem Marsche von der Nachspitze eine Abteilung Witbooischer Reiter gemeldet, die in unserer rechten Flanke ungefähr auf 3000 m der Kolonne folgte und beobachtete. Ich ritt zur Nachspitze und ließ dieselbe halten, und sofort hielten auch die Naman und saßen ab. Da sie stets außer Gewehrschußweite blieben, war ihnen nicht beizukommen, und erst in Naos machten sie uns einen nächtlichen Besuch. Hier lagerten wir dicht an einem engen, von steilen Felsen eingeschlossenen Flußthal. Die Posten waren längst ausgestellt, und Hauptmann und Lieutenant v. François, Dr. Richter und ich saßen am Feuer und waren gerade beschäftigt, Thee zu kochen, — da — ein donnernder Knall, noch einer — ein dritter, dann eine Salve und — tiefe Stille! Das ganze Lager ist alarmiert. Alle springen auf und greifen zu den Waffen! Hauptmann v. François und ich rennen in rasender Eile, das Gewehr schußbereit, nach der rechten Außenwache, von welcher die Schüsse herübertönten. Es ist stockdunkel — endlich blitzen Gewehrläufe, die ganze Wache ist ausgeschwärmt, und wir erfahren Folgendes von dem Wachthabenden, dem Unteroffizier Schaack meiner Kompagnie: Der Doppelposten, dem ich selbst eine grabenähnliche Bodenvertiefung als Standort angewiesen hatte, hörte plötzlich leise Schritte sich nähern und unterdrücktes Sprechen. Ein Mann kroch zur Wache zurück und benachrichtigte diese, die sofort in der Höhe des Doppelpostens in Stellung ging, und zwar so vorsichtig, wie nur möglich. Dann atemloses Lauschen; die Unseren lagen gedeckt im Schatten von Büschen und Felsen. Die Schritte nähern sich mehr und mehr, und das fahle Licht des Mondes läßt einen Mann erkennen, der sich schlangengleich vorschleicht; hinter ihm tauchen mehr dunkle Gestalten auf. Jetzt ist der Vorderste bis auf etwa 30 Schritte heran, und der spähende Blick der Reiter unterscheidet den weißen Hut eines Witbooi-Kriegers. Ein schriller Schrei: „Halt!", der Witbooi fährt zusammen, aber schon krachen die Schüsse der Wache durch die stille Nacht, und wie hinweggefegt von der Erde, verschwunden wie ein narrender Spuk, sind die dunklen Gestalten.

Ich hätte es gern gesehen, wenn nicht so früh geschossen worden wäre und die Wache wenigstens den vordersten Krieger bis an die Gewehrmündungen hätte herankommen lassen, denn bei dem unsicheren Mondlicht war ein Zielen, selbst nur auf 30 Schritte, unmöglich. Aber es war nun einmal geschehen, und ich ließ noch einmal Schnellfeuer auf eine etwa 200 m entfernte Gruppe von Büschen abgeben, die sich deutlich von dem hellen Sande des Riviers abhob, und hinter welcher sich etwas zu bewegen schien. Unsere Schüsse blieben ohne Antwort, und jetzt brach Verstärkung im Laufschritt von hinten durch die Büsche. Patrouillen gingen vor und suchten das

Gelände ab, aber nichts war zu entdecken, und in tiefer Ruhe lagen wieder Flußbett und Savanne da, nur vom Lager drang verworrener Lärm herüber. Dort stand unter Premierlieutenant v. François die Truppe gefechtsbereit. Bald jedoch lagen wieder alle in tiefem Schlummer; die Nacht verstrich ruhig. — Früh am Morgen zogen wir weiter, nachdem das Gelände nach allen Seiten durchsucht worden war. Aber wir fanden nichts, weder Leichnam noch Blutspur, und es ist möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, daß die Witbooi unversehrt davongekommen sind. Anscheinend hatten wir es mit einer feindlichen Abteilung zu thun, die uns bei Nacht in das Biwak schießen wollte und die dabei auf die Außenwache, welche ohne Lagerfeuer dalag, aufgelaufen war.

Über Gurumanas und Aris erreichten wir am 22. ohne weiteren Zwischenfall Windhoek. Die Bastards sowie Unteroffizier Köstens und acht Reiter als Besatzung waren bereits von Hoornkrans aus nach Rehoboth geritten.

Drittes Kapitel.

Ein kühner Gegner.

Die Naman. — Zwei Überfälle. — Nach Rehoboth. — Die Witbooi vor Windhoek.

Kurz nachdem wir von unserem Zuge zurückgekommen waren, erhielten wir die verschiedensten Nachrichten über die Flucht des ganzen Witbooi-Stammes. Nach einer derselben sollte Hendrik aus Furcht vor den Geschützen zu den Zwartbooi im Kaokofelde, nach einer anderen auf englisches Gebiet sich geflüchtet haben. Jedoch stellten sich diese Nachrichten als vollständig erfunden heraus. Es dürfte hier am Platze sein, über die Geschichte und Einwanderung, die Sitten und Fechtweise der Hottentotten einiges zu sagen.

Während Teile dieses merkwürdigen Volksstammes, über dessen Herkunft und älterer Geschichte ein tiefes Dunkel liegt, schon zu Anfang unseres Jahrhunderts in Südwestafrika saßen, drangen andere, die sogenannten Orlam-Stämme, erst zu dieser Zeit über den Orange-Fluß nach Norden vor. Ihre Wohnsitze hatten ursprünglich weit südlicher gelegen, in den fetten

Weidegründen der Kapkolonie, aber die einwandernden Weißen trieben sie mehr und mehr zurück; das Feuerrohr und der Branntwein lichteten die Reihen des gelben Volkes.

So sehen wir ihre Heerhaufen auf flinken Rossen nordwärts ziehen, die Einöden des Klein-Nama-Landes überschwemmend, Furcht und Schrecken verbreitend wie einst die Hunnen, denen sie in vieler Beziehung, in Aussehen, Sitten und Gewohnheiten, so sehr ähneln, daß ich es wohl verstehen kann, wenn einzelne Gelehrte sie der mongolischen Rasse zurechnen wollen.

Das starke Unabhängigkeitsgefühl, das Hendrik Witbooi den Krieg gegen uns versuchen ließ, zeigte sich schon zu jenen fernen Zeiten und brachte es mit sich, daß die von den Weißen bedrängten Stämme sich nicht unterwarfen und zu Sklaven wurden, sondern hinauszogen, sich eine neue Heimat zu suchen.

Die Führung übernahm die Familie und der Stamm der Afrikaner. Jager, Jonker und Jan Jonker Afrikaner, diese Namen kennt man noch heute in ganz Südafrika. Jonker Afrikaner war es, der, ob aus eigenem Antriebe oder von bedrängten Stammesgenossen gerufen, ist unsicher, sich das ganze Land von den buschigen Ufern des Orange bis hinauf zu dem großen Salzsee, der Etosha-Pfanne, unterwarf; nicht allein Berg-Damara und Buschleute, die auf der niedrigsten Kulturstufe stehenden Ureinwohner, sondern auch die Herero, das starke von Norden her vordringende Hirtenvolk des Bantu-Stammes. Das Feuerrohr in der Hand des Hottentotten brach den Mut des mit Speer und Keule anstürmenden Kaffern, und erst viele Jahrzehnte später, nachdem weiße Händler auch den Herero den Hinterlader im Tausch für ihre Rinder in die Hände gespielt hatten, schlug am 15. Juni 1863 in dem mörderischen Treffen bei Otyimbingwe der Tag der Freiheit für das braune Kaffernvolk.

Immer wilder und roher waren inzwischen die Naman in ihrem Nomadendasein geworden. Zwar riefen sie selbst die ersten Missionare*) in ihr Land, denn sie waren zum Teil bereits Christen, als sie aus der Kapkolonie einwanderten, und hatten durch den Verkehr mit den weißen Kolonisten auch einige europäische Sitten und Gebräuche angenommen, aber das zügellose Kriegsleben nahm sie ganz in Anspruch. Ihr Sinnen stand nur darauf, den Herero möglichst viele Rinder zu rauben, um Waffen und Munition, Pferde, Branntwein und europäische Kleider dafür einzuhandeln. Ihre Frauen und Mädchen, so erzählen uns die Berichte Reisender, gingen damals in Sammet und Seide einher.

*) Der Rheinischen Missionsgesellschaft.

Unter den Orlam-Stämmen trat neben den Afrikanern schon früh ein zweiter hervor, der, geführt von dem Häuptling Moses Witbooi, die Landschaften bei Gibeon besetzte und in den Rassenkampf eingriff. Auch die Bastards wurden Bundesgenossen der Naman. Aber die schlimmste Zeit blutiger Kriegs- und Raubzüge begann für das Damaraland erst, als den Naman ein neuer Streiter in der Person des Häuptlings Hendrik, eines Sohnes des alten Moses Witbooi erwuchs. Dieser und Jan Jonker, der in den unwirtlichen Schluchten des Gansberges hauste, fielen mordend und brennend, sengend und plündernd über Feinde und Bundesgenossen her. Jahrelang sollten sie ganz Südwestafrika in Aufregung und Unruhe erhalten.

Bergdamara-Ponkoks.

Furchtbarer Haß gegen die Damara beseelte sie, und vor allen war es Hendrik, der begeistert den nationalen, ja man kann sagen den „heiligen" Krieg gegen die Kaffern predigte. Auf die Ermahnungen seines Missionars, der wiederholt versuchte, ihn zum Friedensschlusse zu bewegen, erklärte er, daß Gott selbst ihm den Krieg geboten, ihm Gelingen verheißen und ein Zeichen am Himmel gegeben habe.

So zog er denn hinaus zum Streite, immer wieder und wieder seinem „leuchtenden Sterne" nach, und die ununterbrochenen Raubzüge und Angriffe auf die Herero dauerten mit wechselndem Kriegsglück bis zum Jahre 1892 fort. Viele der gelbhäutigen Krieger starben und verdarben in diesen wilden Zeiten, aber die Überlebenden waren stahlharte Soldaten.

Im Juni 1893 schrieb ich nach der Heimat:

„Die Hottentotten, mit denen wir hier kämpfen, gehören entschieden zu den beachtenswertesten Gegnern, die jemals in einem Kolonialkriege europäischen Truppen gegenübergestanden haben. Wenn sie auch von Natur jeder Arbeit abhold und unverschämte Bettler von maßlosem Stolze sind, so werden sie doch von ihrem energischen Häuptling in strenger Zucht und straffer Disziplin gehalten. Im Kriege aufgewachsen, geschickte Reiter von leichtem Gewicht, im Felddienst fast unübertrefflich, auch im Gebrauch hoher Visiere geübte sichere Schützen, sind sie, ausschließlich mit Hinterladern modernster Konstruktion und meist englischen Ursprungs bewaffnet, sehr gefährliche Gegner. Ihre Fechtweise ist die unserer Infanterie, und sie stehen in dieser Beziehung vollständig auf der Höhe der Zeit. Sie bringen Fußvolk und Reiter ins Gefecht, doch schießen sie nie vom Pferde, sondern springen stets ab. Marschiert wird meist ohne Benutzung der Wege querfeldein, oft in breiter Front, doch sind sie auch außerordentlich geschickt, aus der Kolonne Schützenlinien herzustellen. Bald wie die Schlangen kriechend, bald in gestrecktem Lauf von Busch zu Busch, von Klippe zu Klippe sich deckend, pürschen sie sich auf günstige Schußweite an den Gegner heran. Hieraus erhellt, daß die Ziele, die sie unseren Schützen darbieten, fast nie größer als Kopfscheiben sind, daß wirklich gute Schützen dazu gehören, um einem solchen Gegner irgendwie nennenswerte Verluste zuzufügen, und daß man andererseits nur im Felddienst ausgezeichnet ausgebildete Leute verwenden kann, wenn man nicht selbst große Verluste erleiden will. Es war einmal die Rede davon, einige Kompagnien Zulus oder Sudanesen in Südwestafrika zu verwenden. Daß diese von den Hottentotten gehörig zusammengeschossen worden wären, kann keinem Zweifel unterliegen. Wie sehr die Naman den Krieg lieben, wie sehr sie gewöhnt sind, in ihm zu leben, wie groß aber auch ihre geistige Begabung ist, zeigen einige Kriegslieder, die der jüngste Sohn Hendriks gedichtet und selbst in Musik gesetzt hat, und die ich der Güte des Missionars Heidmann in Rehoboth verdanke. Das erste dieser Lieder lautet in der Übersetzung:

1. Reiter, holt die Pferde heran,
Nehmt das Gewehr, gürtet die Tasche!
Thut Patronen hinein, sattelt die Pferde!
Fußvolk und Reiter, zieht in den Krieg!

2. Hört des Hauptmanns Stimme im Krieg!
Zieht im Dunkeln, schießt am Morgen!
Fußvolk und Reiter, schleicht euch heran,
Springt und überfallt, Brüder!
Rechten und linken Flügel ausgebreitet —
Fechtet so und kehrt zurück zur Zeit!

3. Hauptmann, ruf' deinen Fechtern jetzt zu,
Feure an, laß stürmen zur rechten Zeit!
Stürmt an mit Schießen und Kriegsruf!
Rastet nicht, der Feind erwacht;
Stürmt an mit Schießen, Schlagen und Stechen,
Fechtet — lasset den Kriegsruf schweigen!

Und ein zweites kürzeres:

Geht es in den Krieg,
Dann jubeln Alle; doch bei
Der Rückkehr weinen Einzelne.
Krieg sänftigt den Einen,
Den Andern läßt er verhungern,
Krieg erniedrigt den Einen
Und erhebt den Andern,
Krieg macht arm und reich!

Aber während die Naman bei den Raubzügen gegen die Herero lediglich darauf bedacht waren, soviel Vieh wie möglich zusammenzubringen und fort zutreiben, und deshalb fast stets nur hinhaltende Gefechte, und zwar so lange führten, bis die geraubten Herden in Sicherheit gebracht waren, haben sie uns gegenüber gezeigt, daß sie auch die Fähigkeit besitzen, längere verlustreiche Kämpfe zu bestehen.

Hendrik Witbooi, ihr Führer, ist in vieler Beziehung mit Männern wie der Mahdi, religiösen Fanatikern, schlau berechnenden Kennern der Macht der Religion, zu vergleichen. Er war früher Schullehrer, wie viele der Namahäuptlinge. Auch der bereits erwähnte Unterkapitän Samuel Isaak, sowie des Häuptlings jüngster Sohn, Kleen Hendrik, und einige der Ratsleute sind immerhin bedeutende Männer zu nennen.

Alles hatte Hendrik geordnet und organisiert. Nicht allein seine Krieger, sondern auch die Bevölkerung der Lager und Hauptplätze, vor allem in Gibeon und Hoornkrans, war scharf eingeteilt und überwacht. Ich besitze eine Liste, die eine Übersicht über das Lager von Hoornkrans giebt, und in der dasselbe in einen Nord-, Süd-, Ost- und Westdistrikt unter bestimmten Beamten, und diese Distrikte wieder in Unterabteilungen eingeteilt werden."

Solcherart waren die Männer — diese kühnen, nimmermüden, trotzigen Nomaden —, die uns damals gegenüberstanden auf den weiten Grasebenen und in den finsteren Felsengebirgen ihres Landes.

In Windhoek gab es nach unserem Einrücken viel Arbeit. Die Kleidung und Ausrüstung der Mannschaften befand sich in schauderhaftem Zustande, besonders die Stiefel. Die Handwerker hatten angestrengt zu arbeiten, zumal da auch alle möglichen Gebäude neu aufgeführt werden sollten; denn die Unterkunftsräume für unsere Leute waren ganz ungenügend. So wurde denn geflickt und geschustert, gemauert und geschmiedet, daß es eine Lust war. Dabei durfte jedoch auch die militärische Ausbildung nicht vernachlässigt werden, und in der Morgenfrühe wurde geschossen und exerziert. Es schien für den Hauptteil der Truppe eine Zeit der Ruhe zu kommen, da außer dem Kommando von 4 Unteroffizieren und 27 Reitern, das Hauptmann v. François zur Abholung der Geschütze aus Walfischbai bestimmt hatte, alles in Windhoek bleiben sollte. Aber am Tage des Abmarsches dieser Abteilung, am 24. Mai, traf aus Hoornkrans die Nachricht von den ersten Gefechten der dortigen Besatzung und von der Verwundung des Reiters Fischer ein.

Dieser mußte natürlicherweise sofort nach Windhoek geholt werden, und zu dem Zwecke rückte bereits am folgenden Tage eine Abteilung von 1 Feldwebel, 2 Unteroffizieren und 20 Reitern mit einem Wagen nach Hoornkrans ab.

Dort hatte inzwischen eine Reihe von Gefechten zwischen der Besatzung und den sie umlagernden Witbooi stattgefunden. Gleich am Morgen unseres Abmarsches aus Hoornkrans näherte sich der Feste eine Anzahl feindlicher Reiter. Es ist bemerkenswert, daß, trotzdem die von uns ausgeführte Verstärkung und Erweiterung der Befestigung weithin sichtbar war und verdächtig erscheinen mußte, die Witbooischen Krieger sorglos plaudernd heranritten; sie hatten unseren Unternehmungsgeist und den Mut unserer Leute unterschätzt. Als die vordersten Reiter sich den Schießscharten bis auf 10 m genähert hatten, eröffneten die Unseren das Feuer, und nur einer der Witbooi entkam verwundet ihren Geschossen, alle anderen fielen.

Am Mittage desselben Tages verließ Sergeant Pohl mit sechs Mann die Schanze, um eine ungefähr 400 m entfernte halbeingerissene alte Befestigung, die das freie Schußfeld beeinträchtigte, vollends zu zerstören. Als die Arbeit beendet und die Unseren bereits auf dem Rückwege waren, wurden sie plötzlich mit einem Hagel von Geschossen überschüttet. Der Reiter Fischer sank in das Fußgelenk getroffen ohnmächtig zusammen, aber Sergeant Pohl und Reiter Pevesdorf sprangen herzu und schleppten ihn weiter, und aus der Feste eilte, trotzdem die Thore derselben so scharf und geschickt vom Feinde unter Feuer genommen wurden, daß Steinsplitter und Staubwolken die Eingänge füllten, Lazarettgehilfe Loschke mit vier Reitern zu Hilfe. So konnte der Verwundete geborgen werden, unter dem Schutze der aus den Schießscharten feuernden Besatzung der Feste. Eine Untersuchung der Wunde Fischers ergab eine schwere Zersplitterung der Knochen, so daß Sergeant Pohl beschloß, sofort Meldung von dem Vorfalle nach Windhoek zu senden. Am 23. verließen die tapferen Reiter Schücke und Kirschner Hoornkrans, und es gelang ihnen, ungefährdet Rehoboth zu erreichen, von wo die Meldung durch einen berittenen Bastard nach Windhoek weiterbefördert wurde.

Wenn man bedenkt, daß Witbooische Abteilungen Tag und Nacht die Besatzung beobachteten, daß feindliche Patrouillen unausgesetzt das Gelände bis an das Auas-Gebirge durchstreiften, so wird man dem Heldenmut der beiden deutschen Soldaten, die zu Fuß mit nur geringem Proviant- und Wasservorrat das gefahrvolle Wagnis unternahmen, die höchste Anerkennung nicht versagen können. Querfeldein — ohne Benutzung der Wege — eilten sie ihrem Ziele zu, und nur in den heißesten Mittagsstunden ruhten sie im dichten Schatten eines Gehölzes oder hoch auf einer der felsigen Höhen.

Die Besatzung von Hoornkrans hatte inzwischen noch manches Gefecht zu bestehen und durfte sich tagsüber kaum aus den schützenden Mauern der Feste herauswagen. Dazu mußte der Verwundete gepflegt und täglich verbunden werden. Aber das glänzende Beispiel der Unteroffiziere Pohl, Bohr und Loschke hielt die Mannschaft bei gutem Mut. Allerhand Arbeiten wurden vorgenommen, um der drückenden Langeweile zu entgehen. Die Feste wurde täglich peinlich sauber gereinigt, die Mauern noch mehr erhöht, der Proviant und die Munition umgepackt u. a. m.

Hier bewährte sich hervorragend die soldatische Erziehung, die diese Männer, ehemals Angehörige der verschiedensten Truppenteile, in der Heimat erhalten hatten.

Am 27. Mai ritt Hauptmann v. François mit einigen Reitern nach Walfischbai ab, um persönlich das Heraufbringen der Geschütze zu leiten. Von der nach Hoornkrans abgegangenen Abteilung hörten wir nichts, bis am 2. Juni ein Bote aus Rehoboth eintraf, welcher keineswegs günstige Nachrichten überbrachte. Die Patrouille war auf dem Rückwege zwischen Hoornkrans und Rehoboth zweimal von den Witbooi überfallen worden, und einige Reiter wurden vermißt. Infolgedessen befahl mir Premierleutenant v. François, nach der Abreise seines Bruders der Höchstkommandierende in Windhoek, mit dem Rest meiner Kompagnie nach Rehoboth zu marschieren, um die anscheinend stark erschütterte Patrouille, die sich laut Meldung fast ganz verschossen hatte, dort aufzunehmen und nach Windhoek zu geleiten. Noch am Abend desselben Tages verließ ich mit 8 Unteroffizieren, 23 Reitern und 2 Wagen Windhoek. Mir schloß sich auf meine Einladung Dr. Dove an sowie der Bastard Koetje van Wijk, der die Meldung aus Rehoboth überbracht hatte.

Wir treckten am Abend noch bis zu dem sogenannten „Pferdekraal", einem niedrigen Mauerviereck im Auas-Gebirge. Hier erhielt ich die Meldung, daß auf den Höhen rechter Hand mehrfach Signale mit brennenden Holzstücken gegeben worden seien, wahrscheinlich von Spionen der Witbooi. Es hieß also schon hier, trotz der Nähe Windhoeks, die Wachen so stark zu machen, daß man gegen jeden Zufall gesichert war. Am nächsten Morgen zogen wir über die Pässe des Gebirges nach Aris, wo wir abkochten. Es war ein so herrlicher Tag, und wir sahen so viel Wild, daß mir dieser Ritt noch heute unvergeßlich ist.

Aris ist ein wunderhübscher Platz mit ergiebigen Wasserstellen, die in einem flachen Flußbett liegen, und der Blick auf die Massen des Auas-Gebirges ist von hier aus besonders großartig. Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns der Felsenpforte von Kransneus. Muntere Paviane

trieben auf den steilen Höhen ihr Spiel. Im Orte empfing uns Pitt Beukes, ein alter, wackeliger Bastard.

Wir warteten, da ich des Verwundeten wegen so schnell als möglich Rehoboth erreichen wollte, nur den Mond ab, der um 9 Uhr aufging, und zogen in der Nacht weiter. Ich beabsichtigte, noch bis Nauas am Usib-Gebirge zu trecken, aber wir verfehlten den Weg, und so ließ ich kurz nach 1 Uhr auf einer Höhe nahe am Gebirge halten. Während des letzten Teiles des sehr beschwerlichen Marsches über Aub war es bitterkalt, besonders in den Flußthälern. Wenn wir das oft über 400 m breite Rivier des Usib-Flusses mit seinem hellleuchtenden Sande kreuzten, so hatten wir bei dem plötzlichen Übergang von der warmen Höhe in das Flußbett, in welchem die Kälte sich außerordentlich empfindlich machte, stets den Eindruck, als ob wir über eine schneebedeckte Fläche im fernen Deutschland ritten. Dr. Doves Temperaturmessungen wiesen nachts oft mehrere Grade unter Null auf, und zuletzt wurde es so kalt, daß wir abstiegen und zu Fuß marschierten. Unser Lagerplatz war ein mäßig hoher Hügel. Die Posten wurden rasch ausgestellt. Bald lag alles in tiefem Schlummer, bis uns am Morgen die Trompete zu neuem Marsche weckte. Dieser ging zunächst an den unwegsamen, steilen Bergen entlang, welche längs des Usib-Flusses hinstreichen. Dann ritten wir in die große Ebene ein, die sich nach Osten und Südosten zu unabsehbar bis zur Kalahari-Steppe hinzieht. Wieder umgab uns eine entzückende Parklandschaft in ihren abwechselungsreichen Formen mit prächtigen Baum- und Buschgruppen, besonders an den Rivieren. Man denke sich ein tiefeingeschnittenes, enges Flußbett, die Wände rötlicher Lehmboden oder Fels, auf der Sohle in großen Lachen krystallklares Wasser. Der Tag ist heiß, die Sonne brennt, aber das Thal enthält köstlichen Schatten. Weitverzweigte Dornbäume stehen an den Rändern, dichtes Buschwerk und mannshohe Gräser bedecken die Hänge; dazwischen liegen wirr durcheinander gefallene Riesenstämme, das schönste Brennholz. Das Ganze ist ein Lagerplatz, so prächtig, wie man ihn sich nur denken kann.

Nach kurzem $2^1/_2$ stündigem Mittagshalt näherten wir uns am Nachmittage Rehoboth, das ganz im Grün hoher Bäume hinter einer Spitzkuppe versteckt liegt. Vor dem Dorfe begegneten uns mehrere bewaffnete Bastards mit frischen Ochsen für zwei Bastardwagen, die sich uns unterwegs angeschlossen hatten, und zwei Berittene, die Pferde für die Truppe nach Windhoek brachten.

Kurz darauf kamen uns Reiter der Truppe entgegen, die uns mit „Hurra" begrüßten. Der zweitälteste Unteroffizier des überfallenen Kommandos, König, berichtete mir über die Vorkommnisse, und unter seiner Führung ritten wir durch den dichten Rehobother Wald in den Ort ein und

vor das Haus des Kaufmanns Schluckwerder, in welchem die Beſatzung lag und in dem auch wir Quartier nahmen. Dove und ich beſuchten nun zuerſt den verwundeten Fiſcher, auf deſſen Befinden die Aufregungen der letzten Tage glücklicherweiſe nicht verſchlechternd eingewirkt hatten.

Rehoboth liegt in einem Thale, das nach Norden und Oſten — hier teilweiſe — offen iſt und den Blick in unendliche Ebenen mit ſchönſtem Weidelande ſchweifen läßt. Im Weſten ziehen Gebirgszüge in einiger Entfernung dahin, während ſie im Süden und Südoſten nahe herantreten. Viele tauſend Stück Rind- und Kleinvieh weideten damals in der Nähe

Rehoboth.

des Ortes, der Kriegsgefahr wegen zuſammengetrieben und von Bewaffneten bewacht. In unſerem Schutzgebiet giebt es, wenigſtens im mittleren und ſüdlichen Teil, wenig von der Art der Bewachſung, die man in Europa „Wald“ nennt, denn meiſt ſtehen die Bäume in größeren Zwiſchenräumen, ſo daß ſie eine mehr oder weniger dichte „Baum-Savanne“ bilden. Aber an einigen Punkten — ſo öfter bei Rehoboth, und beſonders dort, wo der Weg von Aub mündet — treten ſie ſo dicht zuſammen, daß man ohne Uebertreibung von einem „Walde“ ſprechen kann. — Reichliches Waſſer hat der Ort durch ſeine warmen Quellen, deren ergiebigſte ſich in einem in den Kalkfels eingeſprengten Bette dahinfließend zu einem recht anſehnlichen Teich vereinigen, eine ausgezeichnete Viehtränke. Die Quellen ſind übrigens nicht ſo heiß wie die in Windhoek. Dr. Dove ermittelte die Temperatur der

heißesten zu 52,5° C.*) Hier an den Quellen ist der tiefstgelegene Punkt des Dorfes, das von Norden her sanft ansteigt und dort, wo das Missionsgehöft und der oben erwähnte Store liegen, seine größte Höhe erreicht. Der Boden scheint durchgehends Kalkfels zu sein, und aus diesem Material sind auch die meisten der massiven Häuser aufgeführt. Das Dorf macht einen sehr freundlichen Eindruck. Die weißen Häuschen, die unregelmäßig durcheinanderstehen, die vielen schönen Bäume dazwischen und das ganze Leben und Treiben berühren äußerst angenehm. In der Mehrzahl der Häuser herrscht peinliche Sauberkeit, und morgens sieht man überall Frauen und Mädchen die Stuben und Kammern ausfegen und reinigen. So mancher deutsche Bauer, dessen Haushalt ich im Manöver kennen lernte, könnte sich ein Beispiel an der Reinlichkeit dieser Bastards nehmen, die übrigens ganz ähnliche Lebensgewohnheiten wie unsere Bauern haben; natürlich nur die wohlhabenden Familien; bei den ärmeren sieht es oft traurig aus.

Die Citadelle von Rehoboth bildet das schon erwähnte Gehöft des Herrn Schluckwerder, das mit seinen geschlossenen Höfen, seinen festen Gebäuden und den zur Verteidigung eingerichteten, schartenbewehrten Dächern, von denen aus man den ganzen Ort beherrscht, schon manchem Sturm getrotzt hat. Hierhinein warfen sich bei Angriffen stets die besten Schützen und hielten das Dorf. Von hier aus wurde auch der heftigste Angriff, den Rehoboth im Jahre 1882 von Jonkerschen und Zwartbooischen Hottentotten zu erleiden hatte, abgeschlagen. Gerade gegenüber liegen das ausgedehnte, feste Missionsgehöft und die Kirche, deren Thür und Altar noch heute die Spuren der Geschosse aus jenen Kämpfen erkennen lassen. Weitere bemerkenswerte Bauten sind die Häuser des Kapitäns Hermanus van Wijk, des Unterkapitäns Willem Koopmann, der Familien Diergaard, Carew, Beukes und anderer mehr. Auch noch zwei deutsche Kaufleute, die Herren Konrad und Küchler, betrieben Geschäfte auf dem Platze.

Am Hause des Kapitäns werden die Verordnungen angeschlagen und vor demselben die Beratungen abgehalten. Die Anzahl der massiven Häuser schätze ich auf 30 bis 40, dazwischen liegen Häuschen und Hütten aus Ried oder Lehm und eine große Zahl von Pontoks aller Größen und Formen, zum Teil aus hübschen in Binsengeflecht hergestellten Matten über einem Holzgestell erbaut. Herr Missionar Heidmann berechnete die Einwohnerzahl damals auf etwa 2000 Seelen, wobei die Bevölkerung der engeren Umgebung eingeschlossen ist, die sich zu jenen Zeiten gerade durch Zuwanderung Dirk Virlanderscher Bastards bedeutend vermehrt hatte.

*) Vergl. Dr. Karl Dove, Deutsch-Südwestafrika. Ergebnisse einer wissenschaftl. Reise im südl. Damaralande. Gotha: Justus Perthes, 1896, S. 11.

Am Abend entwickelt sich im Dorf das regste Leben. In langem Zuge traben lautbrüllend die Kühe aus dem Weidefelde heran, und in tollen Sprüngen laufen ihnen die Kälbchen entgegen. Große Herden meckernder Ziegen und blökender Schafe sammeln sich am Teiche. Dicke Staubwolken lagern über dem Platze, und geschäftig eilen Frauen und Mädchen in ihrer bunten, kleidsamen holländischen Tracht, auf dem Haupt die große Flügelhaube, mit den Melkeimern herbei. Die Männer stehen rauchend vor den Thüren, an den Storen oder bei den deutschen Soldaten, und die Wachmannschaften ziehen hinaus zur Ablösung. Hans Diergaard, der einflußreichste Bastard und unser treuester Freund, hatte seine Leute gut im Zuge und sah darauf, daß die Anordnungen des Kapitäns Hermanus strikt durchgeführt wurden. Er schickte Patrouillen ab, verteilte die Munition und setzte es im Rate durch, daß keiner der waffenfähigen Männer, der „Soldaten", wie sie auch hier genannt wurden, ohne vom Kapitän erteilten Urlaub den Platz verlassen durfte. Ungefähr 50 Bastards zogen allnächtlich im weiten Umkreis um das Dorf herum auf Posten. Die Bewaffnung unserer Bundesgenossen war eine recht verschiedenartige, doch wurden durchweg gute Hinterlader geführt, teils englischen Ursprungs wie Henry-Martini- und Westley-Richards-Gewehre, teils deutsche M/71 und 88, von welch letzteren 50 von uns verteilt worden waren. So bildete Rehoboth für uns den südlichsten Posten gegen Hendrik Witbooi, und der Verkehr zwischen dem Platze und Windhoek war von jetzt an ein sehr lebhafter.

Den ersten Abend verbrachten Dove, Schluckwerder und ich in dem gastlichen Hause des Missionars Heidmann, in dessen traulichem Familienkreise wir uns überaus wohl fühlten. Der nächste Tag brachte mancherlei Arbeit; zunächst allerlei Verhandlungen mit den Bastards, denen ich Munition einhändigte und für die thatkräftige Hilfe bei den Überfällen der Patrouille dankte. Die Versammlung fand im Hause des Kapitäns statt, der seiner Freude Ausdruck gab, so viele Deutsche bei sich zu sehen. Dann folgten recht unangenehme Verhöre, die ergaben, daß der die Patrouille führende Feldwebel vollständig kopflos gehandelt hatte, und die später zu seiner kriegsgerichtlichen Verurteilung führten. Es ist dies übrigens der einzige Fall geblieben, in welchem einer unserer Unteroffiziere vollständig versagte.

Am Nachmittage stellte Dr. Dove sehr lehrreiche meteorologische Untersuchungen an, und wir besuchten den gutgepflegten und bewässerten Missionsgarten, welcher Dattelpalmen, Feigenbüsche, Kartoffeln und die verschiedensten europäischen Gemüsearten enthielt. Missionar Heidmann gab uns viele wissenswerte Aufschlüsse über die Geschichte der Naman und erwähnte, daß Hendrik Witbooi ihm einst selbst gesagt habe, er nenne seine Krieger „Wit-

kamps", d. h. „Kämpfer des Lichts", weil er auf seinen Zügen einem nur ihm allein am Himmel sichtbaren „vom Herrn gesandten Lichte" folge. Nachdem wir noch einen reizenden Abend im Missionshause verlebt und uns an dem vollendeten Harmoniumspiel Schluckwerders erfreut hatten, brachen wir am folgenden Morgen früh auf, reich beschenkt mit Milch und Butter von den freundlichen Rehobothern.

Über die Ereignisse bei den Überfällen der Patrouille hatte ich inzwischen verschiedene Berichte eingefordert. Unteroffizier König meldete:

„Unsere Abteilung — 3 Unteroffiziere, 20 Reiter — wurde in Rehoboth noch um 7 Reiter und 30 Bastards verstärkt. Wir erreichten Hoornkrans, ohne etwas vom Feinde bemerkt zu haben, und verließen den Ort noch an demselben Tage, nachdem wir den verwundeten Reiter Fischer in einer Hängematte auf dem Wagen untergebracht hatten.

Am Abend — es war am 30. Mai — machten wir an der Nolsib-Bley, der zweiten Wasserstelle von Hoornkrans aus, Halt, ließen das Vieh trinken und fressen, und ich befahl dem Treiber, nach zwei Stunden wieder einzuspannen. Dann begaben wir uns ans Kochen. Von dem Feldwebel war nur ein Doppelposten ausgestellt worden, der um das Lager patrouillierte. Es war, seitdem wir Feuer angemacht hatten, ungefähr eine Stunde vergangen, und die meisten Leute schliefen schon, als wir plötzlich von drei Seiten heftiges Feuer erhielten. Eine furchtbare Verwirrung entstand: die Leute liefen schlaftrunken durcheinander, einige konnten bei der Dunkelheit ihre Gewehre und Patronen nicht finden, andere feuerten gegen den Feind, noch andere, die weiter rückwärts lagen, gefährdeten sogar uns durch ihr Feuer. Unaufhörlich hagelten die Geschosse in die brennenden Wachtfeuer, und aus den getroffenen Kochgeschirren spritzte es hoch auf. Auf der anderen Seite der Bley, die voll Wasser war, blitzte es ununterbrochen aus Schilf und Rohr. Unsere Leute bildeten eine regellose Schützenlinie; aber es gelang mir und dem tapferen Hans Diergaard, nach und nach mehr Ordnung zu schaffen und das feindliche Feuer nach einiger Zeit zum Stocken zu bringen. Die Schützen konnten nur auf die aufblitzenden Schüsse zielen.

Nun ermahnte ich alle Leute, deren ich habhaft werden konnte, ruhig zu bleiben und einer für alle und alle für einen zu stehen. Ich teilte sie ein, bildete ein Dreieck, die Wagen innen, und befahl, alles, was sich näherte, niederzuschießen; denn noch hörten wir Kommandoworte von der anderen Seite der Bley herüberschallen. Aber bald wurde alles ruhig, und nachdem wir 3 bis 4 Stunden gewartet hatten, ließ ich die Wagen in Stand setzen und suchte die Umgegend mit den Mannschaften sorgfältig ab. Dann fingen wir Pferde und Zugochsen ein und setzten uns in Marsch. Vorher ließ ich

das Signal: „2. Kompagnie“ blasen, aber von den Versprengten, deren Schießen noch kurz nach dem Einstellen des feindlichen Feuers von einigen Bastards von rechts-seitwärts gehört wurde, stieß keiner zu uns. Erst nachdem wir einige Zeit gedeckt waren, traf der Feldwebel mit einem Reiter und einigen Bastards ein. Sie sagten, daß sie in unserer rechten Flanke gefochten hätten.

Wir zogen nun weiter; voraus eine Spitze, die übrigen Leute in Schützenlinie zu beiden Seiten der Wagen. Unbehelligt kamen wir am Vormittage in die Nähe einer kleinen Wasserstelle; rechts von dieser erhoben sich in einiger Entfernung zwei hohe Berge. Die Spitze war bereits am Wasser angelangt, ohne etwas bemerkt zu haben, als wir plötzlich, gerade als die Wagen heranfuhren, von den Bergen auf 800 bis 900 m heftiges Schnellfeuer erhielten. Der erste Schuß traf den rechten Vorderochsen des Wagens, auf dem Fischer lag. Sofort wurden die Ochsen wild, gingen durch und rasten mit dem Wagen dem Wasser zu. Dort konnten sie nicht weiter, da der Wagen halbum in einen natürlichen Graben fiel. Der Feldwebel, Reiter Boser und ich gerieten hierbei in dem Augenblick, als wir uns in dem Graben einnisten wollten, unter die Räder, wurden aber zum Glück nur leicht verletzt. Ich übernahm das Kommando, und unsere Schützen erwiderten das feindliche Feuer. Der Bastard Hans Diergaard erbat sich von mir einige Leute und ging seitwärts vor. Bald hörte ich sie von rechts feuern. Am linken Flügel thaten sich besonders die Reiter Krudewig, Döring, Simon und Peeken durch ruhiges überlegtes Feuern hervor, bei mir am Wagen Käse, Kobus und Denneville. Nach rechts schickte ich Hornist Iben, nach links Reiter Mall als Posten, die auch nach rückwärts beobachteten. Fischer lag in dem Wagen, glücklicherweise unversehrt, obwohl besonders das Obergestell von vielen Geschossen durchlöchert war, und sagte zu mir: »Herr Unteroffizier, verlassen Sie mich nicht!« Wir beruhigten ihn, und das Gefecht dauerte fort.

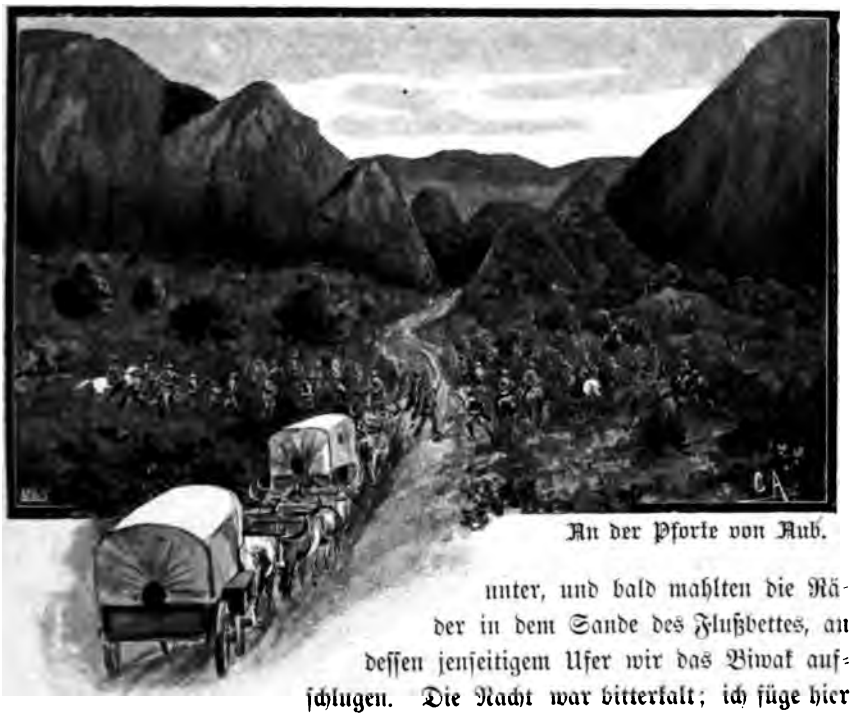
In der Zwischenzeit waren die Wagentreiber, die schon am Abend vorher bei dem ersten Gefecht entflohen waren, nach Rehoboth gelaufen und hatten die Kunde von dem Überfall dorthin gebracht. Sofort brach Unteroffizier Köstens mit ungefähr 20 berittenen und 20 bis 25 Bastards zu Fuß auf, uns zur Hilfe. Schon begann es uns an Munition zu mangeln, da griff diese Abteilung die Witboois vom Rücken aus an. Letztere saßen sofort auf und rasten in wildem Galopp davon, von Unteroffizier Köstens und seinen Reitern, denen sich noch einige der Unseren unter Hans Diergaard angeschlossen hatten, heftig aber wohl ohne Ergebnis verfolgt. Verwundungen durch feindliche Geschosse waren auf unserer Seite nicht zu verzeichnen, vermißt wurden seit dem Gefecht an der Nolsib-Bley Lazarettgehilfe Grotewohl und die Reiter Balzar und Wahlen. Wir konnten nur langsam weiter-

marschieren, da uns fünf Ochsen getötet und einige verwundet waren, doch trieben uns noch vor Rehoboth Bastards frische entgegen, so daß wir den Platz noch bei Tage erreichten. Sofort abgeschickte Patrouillen brachten keine Kunde von den Vermißten."

Soweit der Bericht des tapferen und umsichtigen Unteroffiziers König, dem die höchste Anerkennung gebührt. Ganz Rehoboth war seines Lobes voll, und er erfreute sich bei Vorgesetzten und Untergebenen der größten Achtung und des weitgehendsten Vertrauens. Die Lehre aber, die unsere Unteroffiziere aus diesen Vorfällen ziehen konnten, war die, niemals die notwendigen Vorsichtsmaßregeln auf dem Marsche und im Lager außer Acht zu lassen, d. h. vor allem niemals einen Lagerplatz zu beziehen, ehe derselbe nicht gründlich nach allen Seiten abgesucht ist, und sich dann durch weitvorgeschobene Posten zu sichern. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Witbooi's sich schon vor Ankunft unserer Abteilung in dem dichten Busch und Schilf an der Bley festgesetzt hatten. Vorgeschobene Patrouillen hätten sie dort schon entdecken müssen, als das anmarschierende Kommando noch vollständig gefechtsbereit war.

Der Weg, den ich für den Rückmarsch von Rehoboth nach Windhoek gewählt hatte, liegt westlich von dem auf dem Hinwege benutzten und führt direkt auf Aub. Unsere Kolonne hatte sich bedeutend vergrößert, und als besondere Reisegäste führte ich einen munteren Pavian, „Sabine", ein Geschenk für Herrn v. Bülow, einen Kasten mit gekauften Hühnern und einige Schafe und Ziegen — ärztliches Honorar für Dr. Richter — mit. Wir fuhren, eine mehrstündige Mittagspause abgerechnet, den ganzen Tag hindurch, und ich hoffte noch bei Tageslicht die Gebirgspforte vor Aub passieren zu können, denn unterwegs hatte eine Bastardpatrouille aus Rehoboth uns eingeholt, die meldete, daß ganz frische Spuren feindlicher Reiter westlich von Rehoboth am Morgen gefunden worden seien, und daß diese in der Richtung auf Aub weiterführten. Starke Bastardpatrouillen waren infolgedessen sofort aufgebrochen und mußten sich der Meldung nach einige Kilometer rechts und links von uns im Vorgehen auf Aub und Krausneus befinden. Aber es war schon dunkel, als wir uns der Pforte näherten. Hohe Berge mit steilen Felsabstürzen treten hier dicht zusammen und lassen der Straße, die zum Überfluß an dieser Stelle noch sehr schlecht und steinig wird, nur engen Raum, um sich hindurchzuwinden. Ein Gewirr von Spitzkuppen und Hügeln begleitet den Weg und bietet die beste Gelegenheit zu einem Hinterhalt. In breiter Schützenlinie, Reiter und Seitenpatrouillen auf den Flügeln, zogen wir heran, vorsichtig ausspähend, schußbereit, Hinter uns folgten die Wagen — gedeckt von dem Rest der Mannschaft. Dr. Dove ritt mit mir bei der

Spitze. Aber nichts regte sich auf den Höhen, kein Schuß blitzte auf, und so konnte ich die wichtigsten Punkte besetzen lassen und den Durchzug der Wagen sichern, die so schnell als möglich den dichten Busch und den Gefahrsbereich der Pforte durchfuhren. Endlich blitzten tief im Thale Feuer auf: Aub! — Polternd rollten die Fahrzeuge den steilen, abschüssigen Weg hin-



An der Pforte von Aub.

unter, und bald mahlten die Räder in dem Sande des Flußbettes, an dessen jenseitigem Ufer wir das Biwak aufschlugen. Die Nacht war bitterkalt; ich füge hier einige Temperaturmessungen ein, die ich im Mai in dieser Gegend für Dr. Dove machte:

Morgens:			Mittags:			Abends:			Bemerkungen:
Zeit	R.	Ort	Zeit	R.	Ort	Zeit	R.	Ort	
5h45	−2 1/5	Auas-Gebirge	2	+ 8 3/5	Aris	6	+5	Kransneus	Messungen morgens und abends 15 bis 20 Minuten vor Sonnenaufgang bezw. nach Sonnenuntergang. Instrument vor der Reise von Dr. Dove kontrolliert und für gut befunden.
5h45	−3	Kransneus	11h30	+11	Aub	6	+5	Nauas	
			3h30	+10					
5h45	−1 2/5	Nauas	Messung fehlt			6	+2	Noukib b. Rehoboth	
5h45	−2	Noukib b. Rehoboth	2	+ 6	Rehoboth	Messung fehlt			
5h45	−6	Flußbett b. Rehoboth	2	+ 8 1/2	Neuras	"		"	
5h45	−4 1/2	Kawasis	2	+10	Tigerkolken	"		"	
5h45	−4	Rolfis-Bley	Messung fehlt			"		"	

Am folgenden Morgen harrte unser eine wenig erfreuliche Überraschung: unsere sämtlichen Pferde waren in der Nacht durchgebrannt. Ich schickte sofort Leute nach allen Himmelsrichtungen aus und ließ einen der Wagen warten. Nach einer guten Stunde wurden die Ausreißer angetrieben, und wir brachen gen Kransneus auf, wo wir unsere Kolonne und eine der Bastardpatrouillen antrafen. Auf dem Wege begegnete uns der Kaufmann Konrad aus Rehoboth, der uns mitteilte, daß der eine der drei Vermißten in Windhoek bereits eingetroffen sei, eine Nachricht, die uns sehr erfreute. Im Laufe des Tages marschierten wir noch bis zum Fuße des Auas-Gebirges, über Aris hinaus, und erreichten gegen Mittag des 8. Juni Windhoek. Einige Tage später traf aus Rehoboth die Nachricht ein, daß die beiden letzten Versprengten, Grotewohl und Wahlen, gleichfalls dort eingetroffen seien. Ihre Kopflosigkeit werden diese drei wohl bitter bereut haben, denn nur unter unsagbaren Anstrengungen und Fährlichkeiten und im fortwährenden Kampfe mit Hunger und Durst ist es ihnen, und auch nur durch besonders glückliche Zufälle, gelungen, sich wieder zurückzufinden. In jedem Augenblick, bei jedem Schritt, den sie machten, mußten sie gewärtig sein, von feindlichen Patrouillen aufgegriffen und erschossen zu werden. Was diese Leute erduldet haben, allerdings wohl zum größten Teil durch eigene Schuld, geht aus dem Bericht des Reiters Balzar hervor, den ich mir von ihm über seine Irrfahrten einreichen ließ.

„Ich lag", so meldete er „mit Wahlen, der auch versprengt wurde, am äußersten Feuer dicht an der Nolsib-Bley. Nachdem ich Kaffee getrunken hatte, legte ich mich nieder und schlief auch gleich ein, denn ich war todmüde von dem Marsch. Durch heftiges Schießen wurde ich aufgeweckt und sah Feinde schon ziemlich dicht am Lager. Ich griff nach meinem Gewehr, konnte mich aber nicht aufrichten, da von vorn und von rückwärts ununterbrochen über mich weggefeuert wurde. So kroch ich denn nach rechts fort, sprang dann auf und lief an eine Klippe, von der aus ich in die Büsche auf der anderen Seite des Wassers schoß. Plötzlich bekam ich von rechts Feuer und sah 5 bis 6 Mann auf mich zulaufen. Durch das Feuer wurde ich gezwungen, die Klippe zu verlassen, und suchte die nächste Höhe zu ersteigen. Dies gelang mir auch, aber da ich von dort aus nichts sah, zog ich mich noch weiter rechts. Das Feuer hatte inzwischen an Stärke abgenommen, nur einzelne Schüsse waren noch zu hören, auf welche ich zuging. Aber in der tiefen Dunkelheit fand ich mich nicht wieder zurecht und geriet in immer wildere Berge. Gegen 4 Uhr morgens hörte ich nochmals Schießen. Ich änderte meine Marschrichtung sofort und lief bis zum Morgen, ohne irgend einen Menschen zu treffen. Als die Sonne aufging, erstieg ich einen ziemlich

hohen Berg, um mich zu orientieren. Da sah ich vor mir die Höhen bei Hoornkrans liegen und in der Ebene acht feindliche Reiter mit weißen Hüten ausgeschwärmt umherreiten. Nun gewahrte ich erst, daß ich zurückmarschiert war, und schlug die Richtung nach Rehoboth ein. Den ganzen Vormittag lief ich in den Bergen umher, ohne einen Weg zu finden. Dann kam ich plötzlich an eine große Ebene, und als ich von den Bergen heruntergestiegen und schon eine halbe Stunde in der Fläche fortgewandert war, sah ich rechts auf der Höhe einen Berittenen auftauchen. Ich legte mich hinter einen kleinen Busch und beobachtete den Reiter, hinter dem nun noch drei andere zum Vorschein kamen. Sie ritten genau in der Richtung auf mich zu, und bald erkannte ich die weißen Hüte der Witbooi. Ich kroch in den Schutz eines größeren Busches und überlegte, ob ich schießen sollte, denn sie kamen immer näher, aber es wurde mir klar, daß ich mit meinen fünf Patronen — die anderen hatte ich in dem Nachtgefecht verschossen — nichts würde ausrichten können. So blieb ich denn lautlos liegen, und die Witbooi zogen dicht an mir vorbei, ohne mich und meine Fußspur zu bemerken. Ich sah sie noch lange Zeit in der Ebene umherreiten, dann verschwanden sie in den rechts liegenden Bergen.

Von der Müdigkeit überwältigt, habe ich im Busch gelegen bis der Mond aufging. Dann brach ich wieder auf und lief rastlos die ganze Nacht hindurch, immer in der Hoffnung, nach Rehoboth zu gelangen. Als die Sonne aufging, erstieg ich abermals eine hohe Kuppe, um Umschau zu halten, aber ich sah um mich herum nichts als ein wildes Bergland. Nur in der Ferne glaubte ich das Gebirge bei Kransneus zu erkennen und dorthin eilte ich. Aber ich hatte mich getäuscht. Das bemerkte ich, als ich mittags diese Berge erreichte. Hier fand ich glücklicherweise das erste Wasser, das mich vor dem Verdursten rettete, denn meine Kräfte waren zu Ende, meine Füße voller Wunden, und ich konnte nicht mehr gehen. Ich badete mich und kroch dann in eine alte verfallene Buschhütte, die dort stand. In dieser schlief ich bis zum Morgen. Dann trieb es mich wieder fort. Ich hatte in der Hütte eine alte Kürbisflasche gefunden. Diese füllte ich mit Wasser und nahm sie mit. Da plötzlich, gegen Mittag, hatte ich einen Weg vor mir und nach kurzer Zeit erkannte ich den Lagerplatz wieder, an dem uns auf dem Rückwege von Hoornkrans die Witbooi abends zu überfallen versuchten.*) Nachts um $1^1/_2$ Uhr erreichte ich dem Wege folgend Gurumanas, wo ich Wasser trank. Dann ging ich bis zum nächsten Mittage den Wagenspuren nach, merkte aber bald, daß ich mich wieder verlaufen hatte. Nun folgten zwei

*) Naos.

schreckliche Tage, in denen ich ruhelos umherirrte, ehe ich am Abend des zweiten wieder Gurumanas erreichte, denn ich hatte den Entschluß gefaßt, dorthin zurückzugehen und dann dem Wege zu folgen, den wir vor dem Sturm auf Hoornkrans über Haris genommen hatten. Aber hierbei verirrte ich mich am folgenden Tage an einer Wegekreuzung nochmals. Ich mußte wieder zurück, und erst morgens um drei Uhr war ich auf dem anderen Wege, aber nicht auf dem nach Haris, denn nachmittags um drei Uhr war ich plötzlich in Aris, und nun wurde mir klar, daß ich Kransneus umgangen hatte. Hier in Aris gelang es mir, eine flügellahme wilde Taube zu greifen. Ich schlachtete sie und wollte sie braten, aber jetzt bemerkte ich erst, daß ich keine Streichhölzer hatte. Auf alle mögliche Art und Weise versuchte ich Feuer zu machen, es gelang mir jedoch nicht, und da ich mich vor Hunger nicht mehr halten konnte, aß ich die Taube roh. — Gegen Sonnenuntergang ging ich auf das Anas-Gebirge zu, aber schon nach einer halben Stunde sah ich vier feindliche Reiter, die von einer Höhe am Wege aus Umschau hielten. Da schlug ich mich rechts seitwärts in die Berge und lief die ganze Nacht hindurch. Am Morgen kam ich in eine Ebene und sah Dintjes stehen. Ich grub eine Menge der kleinen Zwiebeln aus und aß sie. Dann ruhte ich bis 9 Uhr, brach dann wieder auf und nun endlich erblickte ich vor mir die in der Sonne schimmernden Dächer von Windhoek. Das gab mir neue Kraft; bei den Viehposten bekam ich Essen und Milch und fuhr dann auf einem Wagen, der Lehm geholt hatte, in den Ort." —

Nicht besser war es den anderen Vermißten ergangen, die von Buschleuten, welche sie im Felde getroffen hatten, auf den richtigen Weg nach Rehoboth gebracht worden waren, nachdem sie bereits vier Tage ohne Wasser ausgehalten hatten. Aus ihren Berichten sowie aus denen der Bastards ging übrigens hervor, daß der Feind keinen Augenblick ruhte, ja, daß seine Patrouillen bis in die Nähe Windhoeks schweiften. Als ein ganz merkwürdiger und glücklicher Zufall, aber ich sage wohl besser: als eine Fügung, mußte es angesehen werden, daß bei den beiden Überfällen keiner der Unseren verwundet und getötet worden war, denn schlecht geschossen hatten die Witbooi nicht. Das bewiesen zur Genüge die Kochgeschirre, die an den Lagerfeuern bei der Nolsib-Vley gestanden hatten. Von diesen war eines von acht Geschossen durchbohrt, viele andere wiesen 1 bis 2 Schüsse auf; dabei war es dunkel gewesen, und die feindlichen Schützen hatten nur auf die Feuer zielen können!

Einige Tage nach unserer Rückkunft aus Rehoboth traf eine Trauerkunde von Osten her aus Naosannabis ein. Ein deutscher Händler, Krebs, der trotz der Warnungen seiner Freunde in Windhoek in das Gebiet der

Khauas-Hottentotten am weißen Nosob gezogen war, um Schulden einzutreiben, war dort ermordet worden. Es ist fraglos, daß die hinterlistige, feige That auf Anstiften des Kapitäns der Khauas, Andreas Lambert, ausgeführt wurde, der sich des lästigen Gläubigers entledigen wollte. Den tödlichen Schuß auf den ruhig schlummernden Krebs gab ein in Naosannabis weilender Witbooi, „Backsteen" mit Namen, ab. Die Habseligkeiten des unglücklichen Händlers schickte Lambert — wohl um sich von jedem Verdachte zu reinigen — nach Windhoek, wo sie versteigert wurden.

Die nächste Zeit verlief ziemlich ruhig. Ich benutzte sie, um mich eingehend über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, ganz besonders über die ersten Siedelungsversuche, die Aussichten der Viehzucht, die Landpreise und die Absichten der verschiedenen Siedelungsgesellschaften zu unterrichten. Dr. Dove, Assessor Köhler und Herr v. Bülow gaben mir die besten Aufschlüsse, denn sie hatten sich schon jahrelang mit diesen Fragen eingehend beschäftigt, und ich denke heut noch mit Freude an die interessanten Gespräche zurück, die in unserem gemeinschaftlichen Eßzimmer im Kommissariatsgebäude damals allabendlich geführt wurden. Zu diesen sogenannten „Theeabenden" erschien auch öfter dieser oder jener der ansässigen Kaufleute, so besonders die Herren Schmerenbeck, Nitzsche, Rusch und Gutsche, und dann wurde von allem möglichen gesprochen, was im Interesse des Aufblühens unserer jungen Kolonie lag. Den Tag füllte zum größten Teil der Dienst aus. Exerziert wurde meist nur ganz früh, dann gingen die Mannschaften zum Arbeitsdienst, der ein überaus mannigfaltiger war. Hier wurden Ziegel gestrichen, dort ein Haus gebaut, an anderer Stelle eine Mauer gezogen. Auch in den Gärten der Truppe wurde fleißig gearbeitet, und der der 1. Kompagnie, den Premierlieutenant v. François schon vor Jahren angelegt hatte, war unter der Leitung des Unteroffiziers Bohr eine Musteranlage in jeder Beziehung geworden. Ich wählte später einen geeigneten Platz für meine Kompagnie aus, und mein Obergärtner, Reiter Lange, schuf hier in unermüdlicher Arbeit einen reizenden und äußerst ertragreichen Garten, der in Terrassen am Hange des Fort-gekrönten Berges sich ausbreitete und durch eine hochgelegene Quelle in allen Teilen gut berieselt werden konnte. Ebenfalls ein prächtiger Gemüsegarten lag dicht an dem Kommissariat, und diesen verwaltete ganz allein und ohne jede gärtnerische Hilfe Assessor Köhler. An jedem Morgen konnte man ihn dort unter Assistenz einiger schwarzer und gelber Jungen gießen, graben und pflanzen sehen, wobei ihn Dr. Dove unterstützte. Köhler, der jetzt Gouverneur von Togo ist, war überhaupt in jeder Beziehung die „Hausmutter" unseres kleinen Kreises. Er gab den Proviant

für die Mahlzeiten heraus und beaufsichtigte die Zubereitung derselben, wozu ihm, da wir damals noch mit unseren Reitern geizen mußten, nur einige schwarze Jungen und zwei ebensolche Mädchen, Venus und Elli, zu Gebote standen. Dabei legte er oft selbst mit Hand an, und wenn unser abendliches Diner durch eine süße Speise verschönt wurde, so hatte sie sicher Köhlers geschickte Hand bereitet. Waren aber Einladungen ergangen, so mußten wir alle mithelfen, und es entwickelte sich in der Küche ein fröhliches Treiben, oft zu fröhlich, so daß die Kommandostimme Köhlers Einhalt gebot und zur Arbeit mahnte. Auch die Einkäufe und Abrechnungen besorgte er, und ich muß gestehen, daß ich bei aller Einfachheit selten draußen so gut und billig gegessen habe als damals. Im Verkehr mit den Eingeborenen kam Köhler sein großes Sprachtalent — er beherrschte z. B. das Namaqua vollständig — sehr zu gute, und er strebte unermüdlich danach, neue Ausdrücke hinzuzulernen und sich auch im Herero zu vervollkommnen. Bei den Gerichtsverhandlungen mit den Eingeborenen sind solche Sprachkenntnisse nicht hoch genug zu veranschlagen.

Die Zufuhren, die, abgesehen von dem gewöhnlichen Proviant, wie Hülsenfrüchte, Mehl, Kaffee, Thee, Zucker, Salz, Hartbrot und ähnlichem, nach Windhoek kamen, waren recht geringe, und die Preise sehr hohe. Bier, Wein, Kognak, Zigarren, Konserven, eingegipste Schinken und Würste waren durchaus nicht immer in den Kaufläden zu haben, und wenn einmal ein paar Frachten mit solchen Leckerbissen ankamen, dann entstand ein wahrer Sturm auf den betreffenden Store, und nach wenigen Stunden war alles verkauft. So war es denn auch recht schwer, Abwechselung in das Essen zu bringen, das hauptsächlich aus Bouillon, Rind- oder Schaffleisch, Brot und Gemüse bestand. Kartoffeln waren sehr teuer und nur selten zu haben, aber ab und zu erschienen doch frischer Salat, Eier oder etwas Wild, besonders Perl- und Savannenhühner, auf der Tafel, mehrfach sogar ein köstliches Rührei aus Straußeneiern. In die Fleischspeisen wurde durch Zusatz verschiedenster Gewürze einige Abwechselung gebracht. Leber, Gehirn, Zunge und saftige Schaf- oder Ziegenrippchen galten als Delikatessen. An Geflügel hatten wir nur Hühner, die aber nicht zu fleißig legten, und zwei Puter; Frau v. François und einige Kaufleute hielten auch noch Gänse und Enten.

Recht schwierig war es für Dr. Richter, geeignete Verpflegung für die Verwundeten zu beschaffen, welche die schwerverdauliche Nahrung der Truppenküche nicht essen durften. Da halfen denn vielfach die am Orte ansässigen Familien, die Milch, Eier und eingemachte Früchte als Geschenk schickten. Das Lazarett befand sich damals in großen Zelten in der Nähe des Kommissariats, da das hierzu bestimmte Gebäude auf der

Höhe an der Feste noch im Bau war. Dr. Richter erfreute sich des allgemeinen Vertrauens bei Weiß und Schwarz, Jung und Alt und war fast den ganzen Tag über angestrengt thätig. Und wie viele danken ihm Leben und Gesundheit! Unter den schwierigsten Verhältnissen — oft fehlte es an den notwendigsten Medikamenten — führte er schwere Operationen aus, nur stets auf sich selbst angewiesen, aber immer unverzagt und fröhlichen Mutes, so daß wir anderen die Spannkraft seines Geistes und Körpers bewunderten. Er war ein Mann von eiserner Gesundheit, von reichem Wissen und seltener Aufopferungsfähigkeit, eben ein ganzer Mann und ein Arzt, wie wir ihn draußen gebrauchten.

Im Laufe des Juni nahte sich Windhoek ein seltsamer Zug. Rotbraune, nicht sehr vertrauenerweckende Gestalten, mager und zerlumpt, einige auf häßlichen Kleppern und Reitochsen, die meisten aber zu Fuß, zogen eines Morgens heran, begleitet von bettelnden Frauen und Kindern und einer kleinen Viehherde. Und doch waren es die Trümmer eines einst stolzen und herrschenden Volkes, der sogenannten „roten Nation", eines Nama-Stammes, der in und um Hoachanas gesessen hatte, aber von den Witbooi zersprengt und vertrieben worden war. Bei Okahandya unter den Herero hatten sie dann eine Zuflucht gefunden und kehrten nun zurück unter der Führung ihres Kapitäns Manasse in ihre sandigen Jagdgründe an den Grenzen der Kalahari und nach Hoachanas, denn sie glaubten, den Witbooi jetzt Stand halten zu können.

In den letzten Tagen des Monats sollte uns noch eine große Überraschung bevorstehen. Es war am 26. morgens, als sich das unbestimmte Gerücht verbreitete, feindliche Reiterpulks seien von einigen Viehwächtern in der Nähe des Ortes gesehen worden. Aber niemand schenkte dieser Kunde Glauben, besonders weil schon öfter derartige alarmierende Nachrichten von ängstlichen Gemütern, die überall Witbooi sahen, ganz grundlos aufgebracht worden waren. Wir saßen gerade beim Frühstück, da stürzte plötzlich einer unserer schwarzen Diener ins Zimmer und rief unter allen Zeichen des Schreckens: „Die Witbooi — sie schießen schon!" Und wirklich, lebhaftes Gewehrfeuer schallte von Norden, von Pokjesdraai, herüber. Alles sprang wie elektrisiert auf, lief nach Gewehren und Patronen, und wenige Augenblicke später sah man die eben noch so friedlichen Bürger Windhoeks schwer bewaffnet und kampflustig den Turm und die Mauern der Veranda besetzen. Von der Feste her schallten die Töne des Alarmsignals herüber, und nach allen Seiten eilten von dort her kleine Abteilungen von Soldaten im Laufschritt in die einzelnen Gehöfte des Dorfes, um diese, und besonders die exponiertesten, zu besetzen. Das alles ging schnell und glatt vor sich, denn jeder kannte

seinen Platz, der ihm durch die „Alarmvorschrift“ zugeteilt war. Ich eilte hinauf zur Feste, vor der sich die Reste der Kompagnien sammelten. Premierlieutenant v. François teilte mir mit, daß er auf die Erzählungen eines Hirten der Firma Mertens und Sichel hin vor ungefähr einer halben Stunde eine starke Patrouille in der Richtung auf Pokjesdraai abgeschickt habe, und diese hatte, wie sich nun herausstellte, kurz vor der Pforte heftiges Feuer bekommen. Es entwickelte sich ein längeres Feuergefecht, und ich erbat und erhielt die Erlaubnis, mit 20 Mann der Patrouille zu Hilfe eilen zu dürfen. Aber schon auf halbem Wege kam diese uns entgegen; die Witboois waren davongeritten. Da es zwecklos erschien, hier nochmals vorzugehen, eilten wir zurück, zumal da jetzt von Süden, vom Auas-Gebirge her, Gewehrfeuer herüberschallte. Vieh und Pferde waren inzwischen aus dem Weidefeld in den Ort getrieben worden, aber einer Abteilung Witboois, die von Ongeama her vorbrach, fielen einige von Rehoboth kommende Bastardwagen in die Hände. Aufsteigende Rauchsäulen zeigten uns an, daß Feuer an die Wagen gelegt worden war. Den Bastards und ihren Dienern gelang es zwar, sich durch die Flucht zu retten, aber 40 Ochsen, 7 Kühe und 3 Pferde gingen verloren. Feldwebel Heller, der hier mit einer Abteilung vorging, nahm die Witboois unter Feuer, worauf sie sich zurückzogen. Leider waren unsere guten Pferde sämtlich unterwegs, und wir verfügten in Windhoek nur über eine kleine Anzahl magerer und schlechter Tiere, so daß das Vorgehen einer berittenen Abteilung ausgeschlossen erschien. Dieser Umstand muß dem Feinde genau bekannt gewesen sein, denn noch Stunden später sahen wir Reitertrupps von bedeutender Stärke im Gelände umherjagen, doch stets außer Gewehrschußweite. Gegen Mittag unternahmen wir unter dem Kommando des Herrn v. François mit allen verfügbaren Kräften eine Rekognoszierung weit in die Berge hinein in der Richtung auf Ongeama. Erst mit Einbruch der Dunkelheit kehrten wir zurück, ohne auf den Feind gestoßen zu sein. Auch die Nacht verlief ruhig. Posten und Patrouillen waren bedeutend verstärkt worden.

Feldwebel Heller.

Am nächsten Morgen wollte ich mich zur Feste begeben und war gerade an dem Wohnhaus der Herren v. François angelangt, als der dort auf

dem Turm stehende Posten mir zurief: „Witboois am Wetterhaus!“ und sofort zu feuern begann. In der That tauchten auf einer Höhe, dicht an dem für die meteorologischen Beobachtungen Doves erbauten Häuschen, ungefähr 370 m westlich unseres Wohnhauses, die weißen Hüte Witbooischer Krieger auf, die allerdings sofort verschwanden, als sich vom Kommissariat aus Schützen, es waren Bülow, Dove, Köhler und einige Soldaten, im Laufschritt näherten. Auch ich eilte mit einigen Leuten herbei, aber nur, um ebenfalls das Nachsehen zu haben. Starke Patrouillen gingen jetzt vor, doch war nichts mehr von dem leicht beweglichen Feinde zu sehen. Die Frechheit der Hottentotten versetzte uns in große Wut, und während nun berittene Patrouillen der Ansiedler aus Klein-Windhoek gegen das Auas-Gebirge vorstießen, stiegen Dr. Richter, Bülow, Kaufmann Nitzsche und ich zu Pferde und ritten mit Schneidewind und zwei Eingeborenen in der Richtung auf Ongeama. Trotzdem wir jedoch stundenlang das Gelände nach allen Seiten durchsuchten, konnten wir nichts feststellen, als die Spuren starker feindlicher Reitertrupps. Es mögen wohl 200 bis 300 Witboois vor Windhoek gewesen sein.

Feldwebel Zachalowski.

Am Abend des 27. kehrte ganz unerwartet Hauptmann v. François mit dem Vorsteher der Bergbehörde, Duft, von der Küste zurück. Letzterer kam von einer Reise aus dem Süden des Schutzgebietes und berichtete, daß der um Warmbad sitzende Nama-Stamm der Bondelzwarts treu zur deutschen Regierung halte. Von dem Feinde hatten die Reisenden, die nur wenige Reiter als Bedeckung bei sich gehabt hatten, nichts gehört noch gesehen, und doch scheint es mir unzweifelhaft, daß Hendrik den Hauptmann von François abfangen lassen wollte, dann aber aus irgend einem Grunde von dem Versuche abstand. Schlimme Nachricht brachten die Ankommenden aus Walfischbai mit: Herr Cleverly, der dortige englische Magistrat, hatte die Herausgabe der beiden Feldgeschütze, die S. M. S. „Arkona“ der heftigen Brandung in Swakobmund wegen hatte in Walfischbai landen müssen, rundweg verweigert. Er hatte erklärt, er bedürfe einer ausdrücklichen Anweisung seiner Regierung, was um so unrichtiger und auffallender war, als die englische Regierung bereits früher freien Durchgang von Truppen und Kriegsmaterial

zugesichert und gestattet hatte. In Windhoek herrschte große Erbitterung ob dieser echt englischen Handlungsweise, und obgleich ich später Herrn Cleverly und seine Familie recht schätzen lernte und ebenso wie die anderen Offiziere in seinem gastfreien Hause viel verkehrt habe, konnte ich ihm diesen Streich nie vollständig vergeben. Aber ich glaube, daß auch er selbst in der Folgezeit sein Thun sehr bedauert hat, denn dieses gab den ersten Anstoß dazu, daß die deutsche Regierung nun alle Hebel in Bewegung setzte, um sich von dem englischen Hafen frei zu machen und an der deutschen Küste in Swakobmund eine sichere Landungsstelle zu schaffen.

Das Kommissariat und das Wohnhaus der Herren v. François.

Da es erst eines Notenwechsels zwischen der deutschen und der britischen Regierung bedurfte, um die Herausgabe der Geschütze zu erwirken, und dies noch lange dauern konnte, beschloß der Kommandeur, zunächst die Besatzung von Hoornkrans einzuziehen und zugleich eine größere Erkundung zu unternehmen. —

Hendriks Macht mußte in der Zwischenzeit entschieden gewachsen sein, denn oft drangen unbestimmte Nachrichten aus dem Süden zu uns, die besagten, daß Angehörige dieses oder jenes Stammes sich den Witbooi's angeschlossen hätten. Wie wir später hörten, ist dies in einzelnen Fällen sogar von Hendrik persönlich erzwungen worden. Mit einem wilden Reiterhaufen durchstreifte der kühne Häuptling das weite Groß-Namaland und bewog bald hier bald dort einen der vor ihm zitternden Kapitäne, keinen Widerspruch zu erheben, wenn er Leute des Stammes zur Heeresfolge zwang. Aber viele den Deutschen abgeneigte Elemente strömten ihm auch freiwillig zu, in der Hoffnung auf Beute und Raub und aus tiefeingewurzelter Liebe zu dem unstäten Kriegsleben. So fochten auf Hendriks Seite Khauas- und Simon Kopper'sche Hottentotten, Krieger aus Bethanien und Bersaba, ja sogar Griquas und Bastards aus den südöstlichen Grenzgebieten. Farmer und Kaufleute wurden gebrandschatzt und terrorisiert, und an den Furten des Orange-Flusses entwickelte sich ein lebhafter Munitionshandel; mit einem Wort: Hendrik Witbooi besaß eine feste Operationsbasis und seine rückwär-

tigen Verbindungen ermöglichten ihm gesicherte Zufuhren an Munition, Gewehren und Pferden. Ich halte es sogar für erwiesen, daß die Engländer jenseits des Orange ausnahmslos mit ihm sympathisierten, und es steht fest, daß englische Händler, deren Namen man öffentlich nannte, ihm kontraktlich Munitions- und Proviantlieferungen machten.

Auch mit einzelnen Boeren in der Kapkolonie suchte der gewandte Namab Fühlung zu gewinnen und benutzte geschickt deren Absicht, in das deutsche Schutzgebiet zu trecken, indem er ihnen durch einen gewissenlosen Agenten namens Spangenberg „als König von Groß-Namaland" Farmen in „seinem Lande" zu billigen Preisen anbieten ließ. Dieser Spangenberg ging einige Monate später so weit, in kapländischen Zeitungen im Namen des „wohledlen Herrn des Namalandes, Hendrik Witbooi," zur Einwanderung und zum Kauf von Ländereien in den von diesem „beherrschten Gebieten" öffentlich aufzufordern. Darauf erließ dann der deutsche Generalkonsul in Kapstadt, Freiherr v. Nordenflycht, eine amtliche Erklärung des Inhalts, daß derartige Käufe von der deutschen Regierung nicht anerkannt werden würden.

Solcherart, d. h. ungeheuer und überwältigend, waren die Schwierigkeiten, mit denen Hauptmann v. François damals zu kämpfen hatte. Nur eines, das war auch zu jenen Zeiten schon seine Ansicht, konnte helfen, und das war, den Süden des Namalandes mit starken Militärstationen zu durchsetzen und so die Naman von ihren rückwärtigen Hilfsquellen und den Freunden jenseits des Groß-Flusses abzuschneiden. Deutsche Reiter mußten die Steppen dort unten rastlos durchschweifen und Furcht und Schrecken, besonders unter den Munitionsschmugglern, verbreiten. Um dies durchführen zu können, war aber die Schutztruppe vorläufig noch viel zu schwach, und vor allen Dingen die Zahl der Offiziere zu gering. Deswegen beschloß der Hauptmann, zunächst eine weitere Verstärkung der Truppe abzuwarten und einen Hauptschlag für später vorzubereiten.

Viertes Kapitel.

Wechselndes Kriegsglück.

Das Gefecht bei Naos. — Der Überfall bei Horebis. — Die Verstärkung der Schutztruppe. — Hendrik Witbooi weicht neuen Kämpfen aus.

Wie ich bereits im vorigen Abschnitt angeführt hatte, sollte die Besatzung von Hoornkrans nunmehr eingezogen werden.

Am 5. Juli setzte sich ein Kommando von 38 Reitern, 39 Mann zu Fuß und 3 Wagen in Marsch. Hauptmann v. François führte die Berittenen, ich die Wagenbedeckung, und wir erreichten über Gurumanas am 8. nachmittags 4¾ Uhr Hoornkrans. Wie ausgestorben lag der Ort und die Schanze zu unseren Füßen, als wir die letzten Höhen überschritten. Da setzte der Trompeter sein Instrument an, und lustig und schmetternd erklangen die hellen Töne eines Signals, tausendfach sich brechend und wiedertönend an den wilden Felsbergen. Wie wurde es da lebendig in der Schanze! Die Unseren liefen heraus, Hüteschwenken, Hurrarufen! Dann eilten sie uns entgegen, und nun begann ein Händeschütteln, ein Fragen und Antworten! In manchem Auge sah ich Thränen, als es hieß: Nun geht es nach Hause, denn acht volle Wochen hatten diese Braven fast wie Gefangene in der engen Schanze gelebt, oft, zum letzten Male am 6. Juli, vom Feinde beschossen, fast stets umlagert, ohne Verbindung mit der Außenwelt und jede Bequemlichkeit entbehrend. Und wie sahen unsere Jungen aus!

Auch wir waren nicht geschniegelt und gebügelt, sondern ungekämmt, braungebrannt und staubbedeckt, aber kaum erkannten wir in diesen schmutzstarrenden, zerlumpten Kerlen unsere Kameraden wieder. Den Frohsinn und guten Mut jedoch hatten sie sich bewahrt, und voll Humor sagte Sergeant Pohl mit einem wehmütigen Blick auf seine Hände: „Seit 5 Wochen keine Seife mehr, Herr Lieutenant!“ Auch das Fleisch, das sie getrocknet hatten, war schon seit vier Wochen zu Ende, und seitdem waren sie nur auf Erbswurst, Reis, Kaffee und Schiffszwieback angewiesen. Ein hartes Leben war es gewesen, voller Fährlichkeiten, aber sie waren stolz auf ihre Erfolge, und als wir abends, nachdem die Außenwachen ausgestellt waren, um die Schanze, über der die deutsche Flagge lustig flatterte, lagerten, da war alle Mühsal vergessen. So müssen rechte Soldaten sein!

Besonders schwierig, so erfuhren wir jetzt, war das Wasserholen gewesen, denn die nächste Wasserstelle war weit über 200 m von der Schanze entfernt. Das Wasser in dem eisernen Tin aber hatten die Unteroffiziere ihr vernünftigerweise nicht angreifen, sondern für einen Notfall aufsparen wollen, und so gingen denn an jedem Abend 6 bis 8 Mann in Schützenlinie 500 bis 600 m über das Wasser hinaus vor und sicherten durch Be-

Hendrik Witbooi.

setzen der jenseitigen Felsen eine ihnen folgende Abteilung, die das köstliche Naß schöpfte. Dann zog sich alles vorsichtig zurück, und diesen umsichtigen Maßnahmen der Führer hatte es die Besatzung wohl zu danken, daß sie nicht einmal während des Wasserholens angegriffen wurde.

In der Nacht vom 8. zum 9. versuchten mehrfach feindliche Abteilungen von uns unbekannter Stärke sich zu nähern, wurden aber stets durch das Feuer unserer Wachen zur Umkehr gezwungen. Die Nacht verlief infolge-

dessen recht unruhig, und am Morgen des 9. brachen wir, verstärkt durch die 26 Mann der Besatzung, wieder auf und lagerten abends bei Tsams, einer Wasserstelle zwischen Hoornkrans und Naos. Noch vor 5 Uhr setzten wir uns am nächsten Morgen in Marsch. Der Hauptmann war, da das Satteln der berittenen Abteilung sich etwas verzögerte, bereits mit nur 2 bis 3 Reitern vorgeritten, als Feldwebel Heller mir meldete: „Es ist fertig gesattelt. Ich bitte abrücken zu dürfen!" Ich erinnere mich noch deutlich, daß ich ihm antwortete, er solle so rasch wie möglich dem Hauptmann nachreiten, und obwohl ich nicht sagen will, daß ich etwas von dem Kommenden geahnt hätte, hatte ich doch schon auf dem ganzen Rückmarsche das Gefühl, daß wir noch hart mit dem Feinde zusammengeraten würden. Im Trabe verschwanden die Reiter in der Dunkelheit, und wenige Minuten später setzte sich auch die Wagenkolonne in Bewegung. Ein scharfer, frischer Wind wehte von den Bergen her und machte uns vor Kälte erschauern.

Wir mochten ungefähr 15 Minuten unterwegs sein und befanden uns gerade auf einer kleinen, von niedrigen, langgestreckten Hügeln eingeschlossenen Fläche, da sah und hörte ich vor uns einen einzelnen Schuß, und eine Sekunde darauf flammte vorn, wie von einem dahinzuckenden Blitz erleuchtet, der Horizont auf, und wir hörten das Krachen einer glatten und starken Salve, der sofort ein rasendes Schnellfeuer folgte. Schon pfiff es um die Wagen. Ich sprang vom Pferde, ebenso Schneidewind, der dabei geistreich bemerkte: „Aha!", und ich denke mit Stolz an das jauchzende „Hurra!", mit dem meine Leute diese immerhin überraschende Lage begrüßten. Da war kein Zagen, kein Stutzen, keine Überraschung. Ich brauchte kaum ein Kommando zu geben, nur „Schützenlinie bilden!" rief ich den in vollem Lauf herbeistürzenden Mannschaften zu, von denen ein Teil auf den Wagen gesessen hatte und eben erst herabgesprungen war. Im nächsten Moment ging es schon vor, lautlos, geschickt, im Nu war die Schützenlinie formiert, 12 Mann als Wagenbedeckung abgeteilt, und schon in der Bewegung rief ich dem zurückbleibenden Unteroffizier zu: „6 Mann rechts, 6 links, Nachspitze hinten besetzen, Ochsen vom Feinde weg! Wagen umdrehen!" — Vorwärts! Im Laufe ging es vor, und ebenso wie jeder von uns überzeugt war, daß von der Spitze wohl keiner mehr lebe, so beherrschte alle nur das eine Gefühl: „Rache!"

Von links erhielten wir sofort starkes Feuer, und dorthin wandte ich mich. Ungefähr 500 m hatten wir in ununterbrochenem Laufe zurückgelegt, und ich mußte den Leuten einen Augenblick Ruhe gönnen. An dem Kamme eines niedrigen Hügels, auf ungefähr 250 m gerade gegenüber der feindlichen Feuerlinie, warfen wir uns nieder, und jeder gab 1 bis 2 Schüsse ab.

Dann ging es weiter, im Vorstürmen wurde das Seitengewehr aufgepflanzt und mit lautschallendem „Hurra" die Stellung genommen. Aber der Feind wartete den Angriff mit blanker Waffe nicht ab. Seine Schützen flohen und warfen sich auf die Pferde, die links hinter der Stellung im Grunde standen. Ich ließ hier 10 Mann zurück, welche die davonpreschenden Reiter beschossen, und wandte mich nach meiner rechten Flanke. Von dort schallte noch immer unvermindert starkes Feuer herüber, dort mußten die Unseren sich in überaus schwieriger Lage, von zwei Seiten beschossen, befinden, und dort sah ich deutlich die beiderseitigen Feuerlinien sich auf ganz kurze Entfernung gegenüberliegen. Im Laufschritt ließ ich rechts schwenken und gab für meinen rechten Flügel die Richtung auf den rechten Flügel der Witbooi an. Alles dies nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Ich entsinne mich noch genau der Leute, die in meiner unmittelbaren Nähe liefen, es waren Unteroffizier Froede, die Reiter Mall und Schneidewind und der Trompeter Näfe. Diesem rief ich, um die Unseren von dem Herannahen der Hilfe zu benachrichtigen, zu: „Signal 2. Kompagnie!", aber er vermochte nicht zu blasen, da er die nötige Lungenkraft nicht mehr besaß, und außerdem die Trompete eingefroren war. So ließ ich denn, als wir dicht heran waren, noch einmal „Hurra" rufen. Es dämmerte bereits.

Ich muß nun die Vorgänge bei der berittenen Abteilung schildern. Ihre Spitze war gerade an dem Punkte des Weges angelangt, an dem derselbe ansteigt, um einen Hügel zu überschreiten, als sie von vorn auf ungefähr 50 m eine Salve, sowie von rechts und links Schnellfeuer erhielt. Hauptmann v. François befand sich einige Schritte vor der Spitze und war eben im Begriff, nach rechts eine Patrouille abzuschicken. Ein berittener Afrikaner-Hottentott, der diese Patrouille als Führer begleiten sollte, erhielt einen Schuß durch die Schulter, fast alle Pferde der Spitze wurden verwundet. Die Leute sprangen ab, rissen die Gewehre aus den Schuhen, warfen sich nieder und feuerten; die hintere Abteilung unter Feldwebel Heller jagte heran und verstärkte die kleine Schützenlinie. Das Gefecht stand. Mit außerordentlicher Bravour wurde auf unserer Seite gefochten, der Hauptmann feuerte die Leute durch seine persönliche Tapferkeit bis zur Begeisterung an. So sprang Unteroffizier Bohr, als der Kommandeur ihm einen Befehl zurief, in dem rasenden Feuer auf, nahm dienstliche Haltung an und erwiderte laut: „Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Auch von feindlicher Seite hörte man laute, ermunternde Kommandoworte. Einer der Führer rief laut: „Haltet aus! — Die Deutschen sind fast alle tot!" Da kamen wir. Im „Marsch—marsch!" brachen wir in

Flanke und Rücken des Feindes ein. Diesen Angriff, den meine Leute, trotzdem wir schon über 800 m im Laufe zurückgelegt hatten, mit tadellosem Schneid ausführten, hielten die Witbooi's nicht aus, sie sprangen nach ihren Pferden, die gedeckt dicht hinter ihrer Stellung standen. Hier machten wir ihnen jedoch einen Strich durch die Rechnung. Gerade an der Stelle nämlich, an der ich mit 8 bis 10 meiner Leute vorlief, öffnete sich plötzlich vor uns ein kleines enges Thal, in dem wir ein buntes Gewimmel erblickten: eine Menge Pferde, schon aufsitzende und noch herbeieilende Naman, ein wildes Chaos, und das alles vor uns auf kaum 100 m! Ein Freudengeschrei und rasendes, vernichtendes Schnellfeuer aus Gewehren und Revolvern. Dann stürzten wir feuernd vor nach den Pferden zu und hier, kaum 30 m vom Feinde entfernt, ereignete sich ein Zwischenfall, der einigen Naman das Leben rettete. Ich sah nämlich plötzlich einen sehr großen, ganz weißgekleideten Reiter mit breitem Afrikanerhut, ein Handpferd am Zügel, in der Karriere abpreschen — den gleichen Anzug trug der Diener des Hauptmanns, ein Bastard. Zugleich hörte ich deutlich, ich erkannte die Stimme trotz des lebhaften Feuers genau, den Hauptmann irgend etwas laut rufen. Wie der Blitz zuckte mir der Gedanke durch den Kopf: wir schießen vielleicht außer in die Naman in unsere eigenen Reiter, von denen ein Teil von der anderen Flanke her angreift! Ich rief den Leuten hinter mir zu: „Nicht schießen!" und sprang auf die Pferde los, meine Reiter folgten. Auf der Höhe links von uns raste das Schnellfeuer meiner Kompagnie weiter. In wenigen Sprüngen war ich bei dem ersten Pferde, und meine Augen fielen zu meinem Entsetzen auf ein Gewehr M/88*), welches im Gewehrschuh steckte. Im nächsten Moment erkannte ich jedoch den Witboo-sattel. Ich riß das Gewehr heraus, als dicht neben mir ein Hottentott sich in den Sattel schwang. Ein Schuß aus meinem Revolver und ein Gewehrschuß von links, der mich fast betäubte, machten den Sattel leer. Alles dies dauerte nur wenige Sekunden, dann begann das Feuer auch im Thale von neuem, und nun krachten auch die Schüsse der abgesessenen Reiter über uns hinweg, denn diese waren inzwischen über die erste Stellung des Feindes hinaus vorgestürmt. So wurden fast alle fliehenden Naman gezwungen, an der Feuerlinie meines linken Flügels vorbeizureiten, zumal die rechtsliegenden Höhen der überall umherverstreuten riesigen Steinblöcke und Felstrümmer wegen unpassierbar waren. 16 Pferde hatten wir schon erbeutet, gesattelt und Munition in den Satteltaschen, so daß ich selbst drei Witbooi's auf einem Pferde fliehen sah; jeder Widerstand

*) Wie sich später herausstellte, war es das Gewehr des im Mai bei Hoornkrans erschossenen Reiters Meyer, das die Witbooi's erbeutet hatten. Das Pferd, welches das Gewehr trug, war das Samuel Isaaks.

hörte auf. Ich ging nun zur Verfolgung vor und besetzte mit meinen und Leuten der 1. Kompagnie, die schon zu mir gestoßen waren, eine felsige Höhe, von der aus es mir gelang, etwa 100 feindliche Reiter, die im Pulk über das wellige Gelände vor uns flohen, mit den Visieren 500, 800, 1000 und zuletzt noch mit 1900 m mit sichtbarem Erfolge zu beschießen. Hier thaten sich besonders die Unteroffiziere Glatz und Bohr durch schnelles und richtiges Entfernungsschätzen hervor, und Witbooische haben mir später nach dem Friedensschlusse bestätigt, daß die letzte Salve auf 1900 m mitten in dem Reiterpulk, der nach allen Seiten auseinanderspritzte, gesessen hat. Bemerken muß ich hierbei, daß die Naman im Gefühle vollständiger Sicherheit schon in Schritt gefallen waren, und daß zu einem Erfolge auf eine derartige Entfernung eben Schützen gehören, wie die unseren es waren. Die Schießfertigkeit der Mannschaften, die schon in der Heimat durchweg der ersten Schießklasse angehört hatten, war durch die Kriegszüge und den in Windhoek fortwährend betriebenen Schießdienst eine ganz außergewöhnlich gute geworden.

Die Naman, die ungefähr 150 bis 200 Reiter stark gewesen sein mögen, waren jetzt vollständig zersprengt. Ein Trupp ritt kopflos gerade in die Gewehre der Wagenbedeckung und erlitt Verluste durch diese und das Feuer der Nachspitze. Hauptmann v. François versuchte mit wenigen Berittenen, die er gesammelt hatte, den fliehenden Naman den Weg abzuschneiden, konnte aber diese kühne That, die, wenn sie geglückt wäre, dem Feinde neue große Verluste gebracht hätte, nicht durchführen, da der Vorsprung der Witbooi's zu groß war.

Ich folgte dem Feinde noch 5 bis 6 km in seiner Fluchtrichtung bis zu einer hohen Spitzkuppe, die erklommen wurde, konnte aber nicht mehr zum Schuß kommen. Dann ließ ich den Rückweg antreten und dabei das Gefechtsfeld absuchen. Dasselbe war mehrere hundert Meter weit mit Ausrüstungsstücken der feindlichen Reiter bestreut. Hier lagen Hüte, Sättel, Zaumzeuge und Patronen, dort Gewehre, Messer, Felldecken, Kochtöpfe und Munitionstaschen. Auch drei brauchbare Pferde erbeuteten wir noch und zwölf verwundete ließ ich erschießen, so daß mit den 16 bereits genommenen der Verlust an Pferden auf feindlicher Seite mindestens 31 betragen hat, doch müssen von den auf der Flucht gerittenen noch viele verwundet worden sein. Wir hatten neun Pferde verloren. — Leider konnten wir das ganz unübersichtliche und ziemlich ausgedehnte Gefechtsfeld nur flüchtig durchstreifen, da wir unserer Tiere wegen weiter, dem Wasser zu, marschieren mußten. Ich selbst zählte sechs tote Hottentotten, Seitengewehr und Kolben hatten hier gearbeitet, Verwundete waren nicht festzustellen, aber wir waren gewiß, daß den Blutspuren nach zu urteilen, die vielfach zu sehen waren, viele schwer Verwundete sich

in den Felsen verkrochen haben mochten, und daß ein guter Prozentsatz der Fliehenden getroffen sein mußte.

Auf unserer Seite waren ein Reiter und ein Hottentott durch die Schulter und ein Trompeter (Baumgarten) ziemlich schwer durch die Hand geschossen. Trompeter Grünberg hatte zwei Streifschüsse am Rücken und einen Schuß durch die Trompete, was er erst merkte, als der Hauptmann ihm befahl, ein Signal zu blasen. Endlich hatte Reiter Hauffe einen Streifschuß am Koppel. Alle diese Mannschaften waren von der Abtheilung des Hauptmanns, von meinen Leuten war keiner verwundet.

Um 10½ Uhr kehrte ich von der Verfolgung zurück, und um 11 Uhr setzten wir uns auf Naos in Marsch. Als die Spitze um die nächste Wegecke bog, erblickte der vorderste Reiter, Schücke, derselbe tapfere Soldat, der im Mai, sich durch die Witbooi durchschleichend, die Nachricht von der Verwundung Fischers von Hoornkrans nach Rehoboth gebracht hatte, einen Namab in englischer Polizeiuniform (!), der sich im Schritt näherte. Schücke rief ihn an und bedeutete ihm, heran zu kommen, was der Hottentott auch ruhig that. Kaum aber hatte er sich auf ungefähr 50 m genähert, als er sich plötzlich niederwarf und einen Schuß abgab, der Schücke ein Stück Holz aus dem Kolben seines Gewehres riß. Dann versuchte er zu fliehen, fiel aber unter den Schüssen der Spitze. —

Mittags lagen wir in Naos. Hier wurden die Verwundeten ordnungsgemäß verbunden, und starke Patrouillen stießen nochmals in der Fluchtrichtung des Gegners vor, ohne jedoch auf denselben zu treffen. Hauptmann von François sagte mir, daß er vorhabe, Gurumanas zu besetzen, um diesen wichtigen Wegekreuzungspunkt stets in der Hand zu haben. Am Abend langten wir dort an, und am nächsten Morgen wurde schon früh an die Arbeit gegangen, um das feste und geräumige Mauerhaus der Bastardfamilie Carew, das jetzt unbewohnt war, zur Verteidigung einzurichten. Mehrere Fenster und Thüren wurden vermauert, Schießscharten durchgeschlagen und das flache Dach mit einer Brustwehr versehen. Diese Arbeit erforderte besonders viel Zeit, weil jeder Stein mit Ochsenfellriemen emporgezogen werden mußte. Dann wurde eine große Leiter zum Ersteigen des Daches gezimmert, Proviant, Munition*) und Wasser in das Haus geschafft, die Thür durch einen Vorbau gegen Feuer gesichert, und endlich mußten zwei Schlachtochsen ihr Leben lassen, deren Fleisch „geflecht"**) und für die Besatzung zum Trocknen vorbereitet

*) 55 000 Patronen M/88.

**) „Flecken" heißt das Fleisch in lange schmale Streifen schneiden. Diese werden mit Salz eingerieben und an der Sonne getrocknet. Dieses „Büllong" genannte Fleisch hält sich sehr lange.

wurde. Unteroffizier Wrede und 13 Reiter blieben in Gurumanas zurück, und wir erreichten am 13. früh Groß-Windhoek, wo wir jubelnd empfangen und mit Glückwünschen überschüttet wurden. Eine lustige Kneiperei beschloß den Tag des Einzuges.

Die Hoffnung, einen großen Erfolg errungen zu haben, wurde uns durch einen Brief bestätigt, den Hendrik Witbooi wenige Tage nach dem Gefecht an den Missionar Heidmann in Rehoboth schrieb. Er scheint nach diesem Schlage ganz verzagt gewesen zu sein, und es muß nach seiner eigenen Ansicht schlecht um seine Sache gestanden haben, sonst hätte er, der kühne, waghalsige Häuptling, nicht so gebrochen an einen Mann geschrieben, von dem er wußte, daß dieser uns den Brief mitteilen werde. „Mein lieber Lehrer", so schrieb er u. a., „es steht schwach mit mir." Und dann berichtete er, sein Lager sei voll von Verwundeten, dreißig seiner Leute seien getötet worden, und viele andere ihm entlaufen. Ich glaube, daß er damals nicht übel Lust gehabt hätte, sich zu unterwerfen, aber wenige Wochen — oder besser Tage — später hatte er seine alte Spannkraft wiedergefunden. Samuel Isaak, der am Tage von Naos gegen uns führte, hat mir im Jahre 1896 in einer schwachen Stunde in Okahandya gestanden, daß er 36 Reiter verloren habe, und einige Schwerverwundete noch Monate nachher gestorben seien. Er sagte auch, daß viele Bethanische Naman, die an diesem Tage gegen uns fochten, nach dem Kampfe die Fahnen Hendriks verlassen hätten. Eine große Entmutigung habe sie alle mit wenigen Ausnahmen befallen, und der Schlag sei um so härter gewesen, als sie sich von dem Überfall einen bedeutenden Erfolg versprochen hätten.

Aber, wie gesagt: Hendrik blieb nicht lange mutlos. Maßlose Wut und Durst nach Rache erfüllten bald seine Seele, und er schwor bei Gott, schreckliche Vergeltung zu üben. Auch nach Windhoek sandte er in diesen Tagen einen Brief, in dem er halb naiv, halb frech schrieb, der Kampf sei zu ungleich, da es seinen Kriegern an Munition fehle. Der Hauptmann solle ihm ein paar Frachten Henry-Martini-Patronen schicken, dann werde er sich stellen!

Schon nach drei Tagen, am 16. Juli, brach ich mit einer kleinen Abteilung wieder auf, um die beiden Geschütze, deren Herausgabe nun endlich von der englischen Regierung genehmigt worden war, von der Küste nach Windhoek zu geleiten. Auf der großen Straße über Otyiseva, Barmen, Twimbingwe, Tsaobis, Horebis und Diepdal erreichten wir Salem, wo ich erfuhr, daß die Geschütze mit einer kleinen Bedeckung diesen Ort bereits passiert hatten, und zwar auf dem Wege Salem—Wilsonsfontein—Tsaobis. Ich hatte sie somit verfehlt und beschloß, der Kolonne sofort zu folgen. Das Kommando über meine Wagen, die Proviant von der Küste holen sollten,

ging an den tüchtigen Sergeanten Zachalowsky über, und nach einer einstündigen Ruhezeit in dem schönen Thal von Salem ritt ich, nur von Schneidewind begleitet, nach Tsaobis ab. Unsere Waffen unterzogen wir vorher einer besonders eingehenden Prüfung, denn es war für zwei einzelne Reiter ein immerhin gefahrvoller Weg, den wir vorhatten: im Gefahrsbereich durch die Witbooi's, deren Spuren bereits in der Umgegend gemeldet waren. Kurz vorher hatte Hendrik in einem Briefe an einen Kaufmann in Otyimbingwe angekündigt, daß er nunmehr den Frachtverkehr auf der großen Heerstraße von der Küste mit aller Macht stören werde. Da man dies auch von unserer Seite schon längst befürchtete, sollten von nun an Abteilungen der Schutztruppe die Transportkolonnen begleiten.

Unser Ritt führte uns dieselbe Straße, die wir im März gezogen waren, sollte aber ein ungleich mühsamerer werden, denn bereits nach zweistündigem scharfen Reiten legte sich mein Pferd, eine starke schwarzbraune Stute, die sich in bester Kondition befand, plötzlich mit mir auf den Boden. Ich sprang sogleich ab, worauf sie sich wieder erhob, und ich wieder aufsaß. Nach kurzer Zeit wiederholte sich dieser Vorfall in derselben Weise, und dann in den folgenden zwei Stunden noch sechsmal. Uns war vollständig unerfindlich, was dem Tiere fehlte, denn es zeigte keinerlei Krankheitserscheinungen und war, wie gesagt, in ausgezeichnetem Futterzustande. Auch Beine und Hufe waren tadellos, und sobald ich die Stute führte, zeigte sie sich vollständig frisch. Unser Mißgeschick verfluchend sattelten wir bei Wilsonsfontein ab und ließen die Pferde mehrere Stunden fressen, aber auch das half nichts, denn als wir abritten begann das alte Spiel von neuem. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als beide Pferde zu führen. Wir wechselten uns ab; einer zog die Tiere an den Trensen nach sich, der andere trieb sie von hinten an. — So ging es stundenlang weiter, und die Dunkelheit war schon längst hereingebrochen, als wir einen Hügel überschreitend plötzlich auf ungefähr 600 m vor uns ein Feuer sahen. Jetzt war guter Rat teuer. Wer konnte das sein? Die Wahrscheinlichkeit für Freund und Feind war die gleiche! Wir hielten Kriegsrat. Dann blieb Schneidewind schußfertig, die Trensen der Pferde um den Arm geschlungen, auf der Höhe liegen, während ich auf Händen und Füßen, das Gewehr am Riemen im Munde haltend, Revolver und Dolchmesser gelockert, vorkroch und mich dem Feuer näherte. Es war ein dornenvoller Weg, und ich gebrauchte eine halbe Stunde, um mich geräuschlos bis auf 100 m heranzuwinden. Aber so angestrengt ich auch umherblickte: ich sah kein lebendes Wesen und hörte keinen Laut — auch dann nicht, als ich mich endlich erhob und rasch vorging. — Schließlich holte ich Schneidewind, und wir umgingen so schnell als möglich den Ort, denn

ein Hinterhalt erschien nicht unwahrscheinlich. Aber es ereignete sich nichts, und nach stundenlangem, entsetzlich mühsamem und anstrengendem Marsch klang es uns erlösend aus dem Dunkel entgegen: „Halt! — wer da?“ und dann sofort auf holländisch: „Steh — oder ich schieße!“ Auf die Antwort: „Lieutenant Schwabe!“ rief der eine Mann des Doppelpostens sogleich in richtiger Erkenntniß unserer Hoffnungen: „Die Geschütze sind noch hier!“ und dann laut nach der Feste zu, deren massige Formen jetzt vor uns auftauchten: „Der Herr Lieutenant ist da!“ Drinnen wurde es lebendig, Unteroffiziere und Reiter eilten heraus, der Stationschef meldete, die Pferde

Swakobthal bei Klein-Barmen.
(Regenzeit.)

wurden uns abgenommen und versorgt, und bald saß ich mit Schneidewind vor einer Schüssel rasch aufgewärmter „saurer Linsen mit Rindfleisch“ und heißem Thee. Dann wurde das Lager, das inzwischen geschäftige Hände aus alten Reissäcken und Pferdedecken bereitet hatten, aufgesucht und kurz darauf lagen wir in festem, totenähnlichem Schlummer. Wir waren von mittags 12 Uhr bis nachts 1 Uhr marschiert. —

Noch vor Sonnenaufgang weckte uns ein Höllenskandal, denn sämtliche Hühner der Station hatten auf dem Dachbalken unseres Zimmers genächtigt, und die Hähne begrüßten den jungen Morgen. Nachdem ich die beiden Geschütze besichtigt hatte, traten wir den Marsch in der Richtung auf Windhoek an.

Inzwischen war Bülow nach der Küste gereist, wo er den Befehl über die Station Swakobmund übernahm, und auch der Reichskommissar, der zum Major befördert worden war, hatte sich dorthin begeben, um die Landungsverhältnisse an der Mündung des Swakob und am Kap Croß einer genaueren Untersuchung zu unterziehen und die erwartete Verstärkung der Schutztruppe und einige angekündigte Ansiedlerfamilien zu empfangen.

Über Otyimbingwe erreichte ich am 5. August unangefochten Windhoek, wo die Ankunft der Geschütze die größte Freude erregte, während die Herero die „großen Rohre" mit unverkennbarem Mißtrauen und Ärger betrachtet hatten. An den nötigen Vorsichtsmaßregeln hatte ich es auf dem Marsche nicht fehlen lassen; abends bezog ich stets einen schlupfwinkelartigen Lagerplatz und die Geschütze wurden abgeprotzt und mit Kartätschen geladen an geeigneten Stellen aufgefahren.

In diesen Tagen ritt auch noch Dr. Richter zur Küste, um seine Braut, die ihm aus Deutschland nachfolgte, zu empfangen und sich in Walfischbai von Missionar Böhm trauen zu lassen. In Windhoek kursierten die abenteuerlichsten Gerüchte über die Absichten Hendrik Witbooi's. Bald hieß es wieder, er wolle den Krieg aufgeben und sich in das englische Walfischbai-Gebiet zurückziehen, bald, er habe große Streitkräfte gesammelt, um Rehoboth anzugreifen, bald, er erspähe nur eine günstige Gelegenheit, um einen Hauptschlag auf dem Wege zur Küste auszuführen. Es ging deutlich aus diesen „Storys" hervor, daß man sich auf unserer Seite ganz im Unklaren darüber befand, wo der Feind war und was er beabsichtigte.

Ich schrieb damals nach der Heimat: „Soeben erfahre ich, daß die neue Verstärkung aus 3 Offizieren und 100 Mann bestehen soll. Hier in Windhoek ist es jetzt ziemlich still, und wir leben ruhig dahin. Nachdem ich wieder einmal über 30 Tage biwakiert habe, schwelge ich im Besitz einer Stube und eines Bettes. Unser Kreis hat sich durch die Abreise Bülows und Richters merklich verkleinert, und wir benutzen die stille Zeit zum Arbeiten, ich zur Vervollständigung meines Tagebuches und zum Skizzieren, Dove zur Erledigung aller möglicher wissenschaftlicher Aufzeichnungen, und außerdem weiht er mich in den Gebrauch verschiedener meteorologischer Instrumente ein, wofür ich ihm sehr dankbar bin. Die Ansichten Doves über die Art und Weise der Besiedelung und die wirtschaftlichen Aussichten des Landes sind begründet durch eingehende, persönliche Anschauung und werden von den Praktikern hier vollständig geteilt. Schade, daß er, ebenso wie Graf Joachim Pfeil, einer der besten Kenner Südafrikas, mit diesen seinen Ansichten bei den Direktionen der Siedelungsgesellschaften in Deutschland nicht durchdringt. Dove will seine Forschungen übrigens später in einem Buche niederlegen.

Die neuen Ansiedler, es soll sogar einer mit Gouvernante und Hauslehrer darunter sein, erwarten wir in 10 bis 14 Tagen. Wo sie aber unterkommen werden, ist mir vollkommen unklar, denn das einzige Gebäude, das noch unbewohnt ist, dürfte unser großer Backofen sein. Lieutenant v. François läßt allerdings soviel bauen, wie es nur irgend möglich ist: es werden Steine für den Bau der Fundamente gebrochen, Ziegel gestrichen, Lehm angefahren, es wird gemauert und gezimmert von der Truppe und von Privaten, aber das, was fertiggestellt werden kann, ist stets bedingt durch die Zufuhren von Bauholz und Wellblech von der Küste, und damit hapert es jetzt sehr. Die Lungenseuche hat nämlich unter den Zugochsen gewaltig aufgeräumt, die Weide am Baiwege ist sehr schlecht, die Truppe braucht fast alle Wagen, deren sie habhaft werden kann, zum Heraufschaffen von Proviant, der sehr knapp geworden ist, und die Unsicherheit auf dem Wege zur Küste thut auch das Ihre, um die Frachtfahrer abzuschrecken. Der Preis für die Heraufbeförderung von 100 Pfund von der Küste bis Windhoek ist infolgedessen vom März bis August schon von 14 auf 20, ja 21 Mark gestiegen! In den nächsten Tagen wird aber doch ein größerer Transportzug von ungefähr 20 Wagen, die ein dicht bei Windhoe am Schaf-Fluß lebender Boer, Wiese, zusammengebracht und gemietet hat, nach der Küste abgehen. Dieser soll neben Proviant auch besonders Bauholz, Wellblech, sowie Fenster und Thüren heraufahren. . . ."

In diesem Monat unternahm ich einen Ritt nach dem Schaf-Fluß, um mir die dortigen Weiden anzusehen, von denen Dove schwärmte, der im Juli mit Duft einen Ausflug dorthin unternommen hatte. Ich bin zwar nicht weit gekommen, da mir nur ein Tag zur Verfügung stand, aber in der That: das Weideland, das ich mit dem Ansiedler Johr durchritt, war, ganz abgesehen von seinem landschaftlichen Reiz, eins der schönsten, das ich in Südafrika gesehen habe. Wundervolles Gras stand hier noch gegen Ende der Trockenzeit vermengt mit nahrhaften Futterbüschen, und Wasser war vollauf vorhanden. Leider ließ mir meine Thätigkeit als untersuchungsführender Offizier (dieses Amt hatte ich nach Bülows Abreise übernommen) wenig Zeit zu größeren Ausflügen, und ich mußte mich darauf beschränken, auf kleineren Ritten, die meist ganz früh oder nachmittags, oft in Begleitung von Köhler, Dove und Duft, unternommen wurden, die nähere Umgebung Windhoeks genauer kennen zu lernen.

Am Abend des 24. August trat das erste Gewitter ein, mit leider nur wenige Minuten anhaltendem starkem Regen verbunden, aber am folgenden Tage donnerte es schon frühmorgens, und der Himmel öffnete seine Schleusen weit. Es ist ein ganz eigenartiges Gefühl, nachdem fast sechs Monate hin-

durch kein Wölkchen sich am Himmel gezeigt hat, plötzlich wieder einen „dicken" Regen zu genießen. Und so ein ordentlicher subtropischer Regen ist etwas ganz Besonderes. Nicht sanft und stetig wie ein Landregen in der Heimat setzt er ein, nein, wahre Unmassen Wassers stürzen vom Himmel hernieder und „pladdern" auf den Wellblechdächern der Häuser, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Der langentbehrte feuchte Erdgeruch steigt in die Nasen und erzeugt dasselbe Wohlbehagen wie die köstlichsten Düfte des Orients. Frösche brüllen — hier belieben sie nämlich mehr zu brüllen als zu quaken —, Grillen zirpen, Vögel zwitschern, und die ganze Natur atmet wohlige Frische.

Am 26. regnete es noch immer, und zwar so, daß wir die Bäume unseres Gartens, die höchstens 30 m von der Veranda des Hauses entfernt sind, nicht erkennen konnten. Die Wege, die von dem Forthügel herunterführen, waren längst zu reißenden Bächen geworden, und am Abend floß das Rivier am Wetterhäuschen Doves in seiner ganzen Breite. Aber auch in unserem Eßsaal floß es, denn durch einige schadhafte Stellen des Daches stürzten wahre Gießbäche in das Innere des Hauses, so daß unsere Jungen gar nicht genug Schäffer und Tonnen zum Auffangen der Fluten herbeischleppen konnten. Der aus Lehm gestampfte Fußboden war in einigen Räumen bald ganz weich und morastig.

Für den Zustand der Weiden sind diese Frühregen, die sich leider nicht in jedem Jahre regelmäßig einstellen, von größtem Werte. Schon nach wenigen Tagen schießt das junge, grüne Gras üppig hervor, ein Labsal für die weidenden Tiere.

Allabendlich sahen wir jetzt weitausgedehnte Feldbrände auf allen Seiten, besonders im Auas-Gebirge, auflohen, von den Bewohnern der Steppe, den Bergdamara, angesteckt, die durch diese Art der Düngung das Wachstum des frischen Grases zu beschleunigen suchen. Außerdem aber zieht sich das Wild dann auf diesen von jungsprossendem Grase bedeckten Stellen zusammen und fällt so leichter den Schlingen und Pfeilen der „Klippkaffern" zum Opfer.

Es ist ein entzückender Anblick, wenn nachts oft ganze Gebirgszüge in Flammen zu stehen scheinen und das Element sich mit rasender Geschwindigkeit weiterfrißt, während am Tage schwere dunkele Rauchwolken über der brennenden Grassteppe lagern. Der Schaden aber, den diese Feldbrände an Bäumen und Unterholz verursachen, ist ein so enormer, daß später Polizeiverordnungen mit hohen Strafen für die Urheber dieser Brände erlassen wurden. Berittene Patrouillen fahndeten eifrig auf die Schuldigen, allerdings öfter ohne daß es gelang, sich ihrer zu bemächtigen.

Während wir aber in Windhoek nichts ahnend und friedlich dahinlebten, hatte sich bei Horebis am Swakob, unweit der Station Tsaobis, ein furchtbares Drama abgespielt. Am 30. August langte die Trauerkunde in Windhoek an und durchlief wie im Fluge den Ort, von der letzten Hütte der Eingeborenen bis zu den Häusern der Weißen Entsetzen und Wehklagen hervorrufend. Soeben, so lautete die dienstliche Meldung des Stationschefs

Im Engpaß von Horebis.

Anabaum bei Horebis.

Das Grab des Bauern Hermanus Meyer.

von Tsaobis, sei auf schweißtriefendem Pferde der Boer Wiese bei ihm eingetroffen und habe ihm gemeldet, daß dicht bei Horebis sein ganzer Wagenzug den Witbooi in die Hände gefallen sei. Er allein habe sich retten können, da er hinter dem Wagen, in welchem er schlief, stets ein gesatteltes Pferd hätte führen lassen.

Das war ein furchtbarer Schlag für uns. Aber noch nicht genug damit: am nächsten Tage traf eine neue Hiobsbotschaft ein, die dem Kaufmann Schmerenbeck meldete, daß vier Wagen, die mit Gütern für ihn beladen auf dem Rückwege nach Windhoek bei Diepdal gestanden hatten, ebenfalls vom Feinde genommen seien.

Als ich diese Nachrichten hörte, stand der Engpaß von Horebis, den ich ja selbst eben erst passiert hatte, im Geiste vor mir. Stundenlang windet sich dort der Weg, der von Tsaobis hinunterführt in das Thal des Swakob, durch ein wildzerrissenes Felsgelände bergab. Steile und unwegsame Gebirgszüge begleiten ihn zu beiden Seiten; fürwahr einen passenderen Ort für einen Hinterhalt konnte Hendrik, der hier selbst seine Scharen führte, nicht wohl finden. Und dort, wo der Weg in das Flußthal mündet, machen ein Wald dichtbelaubter hoher Anabäume und über mannshohe Ried- und Schilfdickungen die Gegend ganz unübersichtlich. Hier hatte Hendrik seine rachedurstigen Naman verteilt. Hoch in den Kronen der Bäume, im dichten Röhricht und auf den felsigen Höhen lagen seine Schützen, und ein wilder Haufe von Bergdamara und Buschleuten — nur bewaffnet mit Messer und Keule — wartete, wie ein riesiges Raubtier in engen Schluchten versteckt, seines Winkes, um hervorzustürzen und zu morden. So harrte die blutdürstige Schaar der Wagenkolonne, deren Herannahen durch die Späher gemeldet war. Und als dann die Wagen, deren erste bereits den Fluß erreicht hatten, mit ihren nichtsahnenden Herren, die zum Teil noch schliefen, im Morgengrauen in dem letzten Teil des Hohlweges dahinzogen, da krachten plötzlich von allen Seiten die Schüsse der Naman, wilde Gestalten drangen mit gellendem Kriegsruf auf die entsetzten Bastards ein, und in wenigen Minuten war alles erledigt. Nur gering war die Zahl der Schüsse, die von Seiten der Wagenführer abgegeben werden konnte. Ein junger Boer, Hermanus Meyer, der den Zug begleitete, erschoß einige Witboois, fiel aber bald in den Kopf getroffen. Nun wurden alle, die lebend in die Hände der Sieger gefallen waren, getötet und ihnen die Köpfe abgeschnitten, nur eine Frau ließ Hendrik verschonen und befahl ihr, die Nachricht von dem Geschehenen nach Rehoboth zu bringen, und einem Bastard, Nels van Wijk, einem Sohn des Kapitäns Hermanus, gelang es, schwer verwundet in dem Rieddickicht sich zu verkriechen und, trotzdem die Witboois in seiner unmittelbarsten Nähe alles durchsuchten, zu entkommen, nachdem er sich tagelang versteckt gehalten hatte. Später holte ihn eine Abteilung seiner Stammesgenossen nach Windhoek, wo er in der Pflege Richters vollständig genas. Wiese, der Führer des ganzen Transportzuges, hatte, wie ich bereits anführte, täglich einen Überfall befürchtend, stets ein gesatteltes Pferd hinter dem Wagen, auf

welchem er saß oder schlief, führen lassen. Auf dieses schwang er sich, als vorne die ersten Schüsse fielen, und jagte in der Richtung auf Tsaobis davon, bis fast an die Thore der Feste von Witbooischen Reitern verfolgt.

Nachdem die Mordlust der Naman gestillt war, ließ Hendrik sämtliche Wagen zerschlagen und verbrennen, und zog dann mit der aus über 300 Ochsen, einigen Pferden, fast 20 Gewehren und reichlicher Munition bestehenden Beute flußabwärts nach Diepdal. Hier standen die vier Wagen, die für Schmerenbeck geladen hatten. Ihr Führer, einer der intelligentesten und angesehensten Bastards, Hans Beukes, hatte das Schießen bei Horebis gehört und nichts Gutes ahnend mit seinen Leuten auf einem naheliegenden Hügel eine Schanze gebaut und besetzt. Bald sah er sich hier in weitem Umkreise von den Reitern Hendriks umgeben, und dieser ritt selbst näher heran und rief dem Bastard, in dessen Hause in Rehoboth er früher oft geweilt hatte, zu: „Ohm, gieb Dein Gewehr ab!" Durch die Übermacht ließ sich der als persönlich tapfer Bekannte bewegen, seine Waffen niederzulegen und die Schanze zu verlassen. Kaum war dies jedoch geschehen, so wurde auch er mit seinen Leuten in schändlichster Weise ermordet, und nur ein kleiner Hottentott, Korinthe, verschont, von dem noch später bei den Kämpfen in der Naauwkloof die Rede sein wird. Dann wurden die Wagen geplündert, wobei es äußerst bemerkenswert ist, daß Hendrik keinem seiner Leute erlaubte, auch nur einen Schluck Wein oder Schnaps zu trinken, sondern vor seinen Augen die Fässer und Kisten mit geistigen Getränken zerschlagen und die von seinen Leuten so heiß begehrte Flüssigkeit in den Sand laufen ließ. Drei von den Wagen wurden nun verbrannt, und der vierte mit Proviant, Tabak und Kleidern beladen und mitgeführt. Zufrieden mit diesen Erfolgen zog Hendrik mit seinem Raube so schnell als möglich in direkt südsüdöstlicher Richtung auf unbekannten Pfaden durch die Felsgebirge ab und erreichte über Wilsonsfontein und die Steppen bei Onanis nach kurzer Zeit die Gegend von Hoornkrans. Patrouillen und kleinere Abteilungen ließ er jedoch noch am Baiwege zurück, wie aus den frischen Spuren, die bei Nonidas und Kanikontes wenige Tage später gefunden wurden, hervorging.

Lange Zeit hindurch war man vollständig im Unklaren darüber, welchen Rückweg Hendrik Witbooi vom Baiwege aus genommen hatte, bis ich viele Monate nach diesen Ereignissen durch einen Zufall seine Spuren an zwei verschiedenen Stellen fand. Das war erstlich im Jahre 1894 auf einem Jagdzuge in den menschenleeren und unerforschten Grasebenen, die sich vom Annyhurumassib, dem „Vogelschlafberge", nach Tinkas und Onanis hinüberziehen, und die wiederum von unersteiglichen, wildromantischen Felsengebirgen durchsetzt werden, und dann zweitens im Anfang des Jahres 1895, als ich

einstmals von Salem nach Otyimbingwe ritt. Spät am Abend war ich mit wenigen Reitern von dem erstgenannten Orte aufgebrochen, aber obwohl wir alle den Weg auf das genaueste kannten, verritten wir uns doch in dem Dunkel der stürmischen Regennacht vollständig. Von 11 Uhr nachts an bis zum Tagesgrauen irrten wir, einen Ausweg suchend, durch die finsteren Thäler und Klüfte dieses Berglandes ohne Gleichen, immer umgeben von senkrecht abstürzenden Wänden, von riesigen Trümmerfeldern und oft in Gefahr, Hunderte von Fuß tief abzustürzen. Und trotzdem wir durchweg geübte Spurensucher waren, fanden wir nicht an den Weg zurück, sondern gerieten immer tiefer in die Berge. Endlich am Morgen, nachdem wir zwei Stunden geruht hatten, erstiegen wir, unsere Pferde nach uns ziehend, einen der höchsten Bergrücken, um uns zu orientieren. Es war ein entsetzlich mühsamer, fast $1^1/_2$ Stunden dauernder Aufstieg, aber als wir oben waren, sah ich in blauer Ferne, weit über einem Meer von Kuppen, die charakteristische Spitze des Vogelschlafberges von der Sonne bestrahlt herüberleuchten. Dort war die Straße, und dorthin brachen wir nun auf, stundenlang bergauf und bergab, über steile Höhen und durch sandige Schluchten marschierend, denn es konnte uns nichts helfen, einem der vielgewundenen, engen Thäler zu folgen, da wir in diesem sofort wieder die Richtung verloren hätten. Gegen Mittag war es schon, die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel, und in der Ferne zogen dunkle Gewitterwolken auf, da erreichten wir wieder einmal den Grat eines Berges, und plötzlich, fast zu gleicher Zeit, riefen die Reiter Talaska und Treßke aus: „Eine Wagenspur!“ Und wirklich, tief unter uns aus einer dunkelen Felsenpforte zur Rechten wand sie sich hervor, und wir konnten das Thal, in dem sie lief, trotz des Felsgewirrs eine Strecke weit mit den Augen verfolgen. Dort hinunter ging es nun, und ich beschloß, den Geleisen nachzureiten. Aber wer mochte hier gefahren sein? Das war die Frage, die wir uns immer wieder und wieder vorlegten. Nur ein Wahnsinniger oder ein Mensch, der das Zusammentreffen mit anderen scheute, konnte diesen Weg gewählt haben. In jedem Augenblick erwarteten wir, vor den Trümmern des Wagens zu stehen, wenn riesige Felsblöcke die ganze Sohle der Regenschlucht bedeckten, und wir kaum die Pferde, die von dem ewigen Klettern, Ausgleiten und Stolpern schon halbtot waren, herüberführen konnten. Oft durchsetzten kolossale Felsplatten mit fast meterhohen Steinstufen die ganze Breite des „Weges“, kurz, uns war unerfindlich, wie ein Wagen hier hatte passieren können, aber die Spuren liefen uns wie zum Hohne weiter. Die Sonne sank schon, und wir schleppten uns nur noch mühsam weiter, als plötzlich mein schottischer Hund „Taps“ eilig vorlief, und wir ihn in einiger Entfernung am Boden lecken, dann weiter laufen

und — saufen sahen. Nach wenigen Minuten hatten auch wir die Stelle erreicht. Gott sei Dank — Wasser! Es stand in einem kleinen Felsbassin und floß schwach auf der einen Seite ab, also eine Quelle. Menschen und Tiere tranken in langen Zügen. Als unser erster Durst gelöscht war, sahen wir uns um, und — ein Ausruf des Erstaunens — dicht neben uns bildeten weitüberhängende Felsen eine gähnende Höhle, in der es bunt genug aussah. Feuer hatten in ihr gebrannt, alte Kleidungsstücke, leere Konservenbüchsen und Säcke, Thee- und Zigarrenkisten, zerbrochene Gewehrteile und verstreute Papiere lagen umher. Nun wußten wir, wessen Wagen hier getreckt war: Auf der Spur Hendrik Witboois, die von Diepdal kam, hatten wir das Gebirge bis Wilsonsfontein durchquert.

Frisch gestärkt saßen wir auf, die Schlucht verbreiterte sich allmählich, und nach 15 Minuten erreichten wir, immer noch der Wagenspur folgend, die Ebene. Vor uns in der Richtung der weiterlaufenden Geleise lagen im letzten Sonnenglanze die Pyramide des Vogelschlafberges und der Weg nach Jakobis, das wir nach mehrstündiger Ruhe, deren besonders unsere Pferde dringend bedurften, tief in der Nacht erreichten.

Aber kehren wir nach dieser Abschweifung zur Entwickelung der Ereignisse in Windhoek zurück, über die am besten einer meiner Briefe aus jenen Tagen berichtet:

„Heute, am 13. September, ritt ich mit Duft einigen mit Munition und Proviant beladenen Wagen entgegen, die unter Bedeckung aus der Bai kamen. Der führende Unteroffizier bestätigte uns, daß am 23. vorigen Monats ein deutscher Dampfer 3 Offiziere, 100 Reiter und einige 40 Ansiedler in Swakobmund gelandet habe, und nannte uns die Namen der Offiziere, v. Heydebreck, Lampe und v. Ziethen. Zwei von ihnen kenne ich schon: Heydebreck, mit dem ich jahrelang beim Grenadier-Regiment Prinz Carl zusammen diente, und Ziethen, der Schwedter Dragoner war, aus dem Manöver. Ich freue mich wie ein Kind, sie hier begrüßen zu können. Zwei Tage später leuchteten uns denn auch abends von Pokjesdraai her die Wachtfeuer der neuen Truppe entgegen, und wir alle ritten hinaus, die Ankommenden zu bewillkommnen. Zwei mit Bier beladene Handpferde nahmen wir vorsorglicher Weise mit. Das war eine Freude! Bis tief in die Nacht saßen wir schwatzend am Lagerfeuer zusammen und sprachen von der Heimat und allen den Lieben, die wir dort zurückgelassen hatten.

Am nächsten Morgen aber donnerten die Geschütze von der Feste her ihren Gruß, und unter dem Jubel der Bevölkerung hielt die Truppe ihren Einzug in Groß-Windhoek. Ein Frühstück vereinigte mittags Offiziere und Beamte im Hause der Herren v. François. — Inzwischen sind auch die ersten Ansiedlerfamilien, die unter dem Schutz der Truppe gereist waren,

angelangt. Da ist vor allem Oberamtmann Nitze, der sich bereits früher in Klein-Windhoek ansässig gemacht und jetzt seine Familie aus Deutschland geholt hat. Seine liebenswürdigen Angehörigen, in deren Kreise ich später manch schöne Stunde verlebte, sind die einzigen der Neuangekommenen, die bereits ein wohleingerichtetes Heim vorfinden. Weit schlechter geht es den Anderen augenblicklich noch. In der Hoffnung, sofort Farmen zugeteilt erhalten zu können, sind sie herausgekommen und müssen nun sehen, daß davon in den jetzigen kriegerischen Zeiten keine Rede sein kann. Infolgedessen ist die Stimmung unter ihnen eine recht gedrückte, und der Anblick des Mordfeldes bei Horebis, das die heraufmarschierende Kolonne kreuzte, hat, besonders auf Frauen und Kinder, auch nicht gerade ermutigend gewirkt. — Ich sprach heute mit Dove, der es für die Siedelungsgesellschaft übernommen hat, neueintreffenden Ansiedlern mit Rat und That zur Seite zu stehen, und entgegen dessen abmahnenden Berichten nun doch wieder Einwanderer herausgeschickt worden sind. Es ist für ihn wirklich nicht leicht, die tausend Fragen der Leute zu beantworten und sie zu trösten und zu ermutigen. Ja, wenn man es mit Boeren zu thun hätte, die gewohnt sind, sich den Eingeborenen gegenüber selbst ihrer Haut zu wehren, und bei denen Frauen und Töchter gleich den Männern wohlgeübt im Gebrauche des Gewehrs sind! Aber das können und dürfen wir weder unseren deutschen Einwanderern zumuten, noch ist es für die Regierung möglich, Farmen auszugeben, deren Bewohner in jedem Falle durch besondere Besatzungen geschützt werden müßten. So wird denn den Leuten vorläufig nichts anderes übrig bleiben, als in Groß- oder Klein-Windhoek sich niederzulassen und bessere Zeiten abzuwarten. Meiner Ansicht nach werden die meisten sich wohl notgedrungen dem Handel zuwenden müssen und zunächst kleinere kaufmännische Betriebe einzurichten versuchen. Dann werden sie bei einigem Geschick und Glück doch soviel verdienen können, als zum Lebensunterhalt ihrer Familien nötig ist, und brauchen ihr Kapital nicht anzugreifen, das bei der hier herrschenden Teuerung wohl bald sehr zusammengeschmolzen sein würde."

Am 17. erhielt ich den Befehl, mit 24 Reitern einem Teil der Ansiedler, der etwas zurückgeblieben war und unter geringer Bedeckung dem Hauptzuge nachfolgte, bis Otyiseva entgegenzurücken, da die Nachricht eingetroffen war, daß feindliche Reitertrupps in den Bergen bei dem genannten Ort gesehen worden seien. Mit Verpflegung für 2 Tage in den Satteltaschen ritten wir spät abends ab. Bereits nach einstündigem Ritt zeigte sich vor uns ein heller Feuerschein von gewaltiger Ausdehnung, bald spürte man starken Brandgeruch, und der Wind führte Aschteilchen mit sich. Als wir dann die Bergecke bei Brackwater umritten hatten, bot sich uns ein imposanter

Anblick: Der ganze Wald stand — wer weiß von wem angesteckt — in Flammen. Mit unheimlichem Zischen und Knistern jagte das Feuer durch die Baumkronen, die Gebüsche glichen großen Fackeln, hellrot glühten die starken, knorrigen Stämme und dazwischen tönte das Krachen zusammenstürzender Baumriesen. Die Höhen zur Linken des Weges dampften, als wenn heiße Quellen von ihnen herniederrieselten. Hier waren Gras und Buschwerk schon vollständig niedergebrannt. Feurige Lohe und dichte Rauchwolken schlugen zum Himmel auf. Aber wir mußten hindurch! Mit Shambockhieben*) und Sporenstichen trieben wir unsere geängstigten, scheuenden Pferde auf dem glücklicherweise ziemlich breiten Wege vor. Erstickend heiße, brandige Luft umgab uns, und als wir endlich nach mancherlei Kämpfen mit den Pferden den Bannkreis des Feuermeeres durchritten hatten, froren wir in der kühlen Nachtluft um so ärger.

Ruine der Kirche in Otyiseva.

Mit Sonnenaufgang ritten wir vorsichtig an die leerstehenden Häuser Otyiievas heran und besetzten, nachdem der Ort und seine Umgebung sorgfältig abgesucht war, die Kirchenruine und das ehemalige Schulhaus, die, das Dorf überhöhend, auf einem Hügel liegen. Abends wurden von den Posten dicke, sich auf dem Wege von der Küste nähernde Staubwolken gemeldet, und kurz darauf ging eine Schützenlinie, hinter welcher einzelne Reiter sichtbar wurden, aus dieser Richtung gegen den Platz vor. Durch den Krimstecher erkannte ich die Uniformen der Schutztruppe und ließ sofort mehrmals das Signal „2. Kompagnie" blasen. Der Führer der Kolonne, Unteroffizier Glatz, der, wie uns das Vorgehen der Schützen zeigte, bereits bemerkt hatte, daß Otyiseva besetzt sei, war ebenso erstaunt wie erfreut, uns hier zu finden, und bald saß ich im Kreise der Ansiedler am Lagerfeuer. Am 20. erreichten wir ohne Zwischenfall Windhoek.

Kurz nach dem Eintreffen der Verstärkung legte Major v. François eine Besatzung nach Tsebris, einer wichtigen Wasserstelle zwischen Gurumanas und Rehoboth, so daß nun unsere Vorposten in einer breiten, gegen Hoorntraus gerichteten Front in der Linie Rehoboth—Gurumanas standen, und dem Feinde ein Vorstoß gegen das Bastardland bedeutend erschwert wurde. Für das Ende des

*) Shambock, eine Reitpeitsche aus Leder, meist Flußpferdhaut.

Jahres aber wurde eine große Expedition in Aussicht genommen, welche tief in das südliche Namaland vorstoßen sollte. Es wurde damals viel davon gesprochen, daß ich dann wahrscheinlich als Stationschef in Keetmannshoop bleiben würde, und ich freute mich sehr darauf, den Süden kennen zu lernen und dort eine selbständige Stellung einnehmen zu können. Aber es sollte später alles anders kommen.

Ich hatte inzwischen meine Kompagnie an den Lieutenant v. Heydebreck abgegeben und blieb als Kommandant in Windhoek, während die Truppe unter Major von François in Stärke von 4 Offizieren, 2 Kompagnien und 2 Geschützen am 24. gegen Hoornkrans aufbrach. Bastardpatrouillen hatten gemeldet, daß Witbooi wieder eine stark verschanzte Stellung am „roten Berge" bezogen habe, und von zwei Seiten rückten die Kompagnien von Hoornkrans aus gegen dieselbe vor. Es waren überaus anstrengende Märsche, die hier in einem Gelände ausgeführt wurden, wie es wilder, zerklüfteter und unübersichtlicher nicht gedacht werden kann; aber der Feind hatte seine Stellungen bereits geräumt und sich weiter zurückgezogen, so daß es nur zu einem Patrouillengefecht kam, in dem leider einer unserer tüchtigsten Unteroffiziere, Sergeant Wrede, fiel und zwei Reiter schwer verwundet wurden, von denen noch einer seinen Verletzungen erlag. Die Geschütze warfen einige Granaten in die feindliche Stellung, aber bald erkannte der Major, daß nur kleinere feindliche Abteilungen ihm gegenüberständen, und auch diese zogen sich vor dem Geschützfeuer eiligst zurück. Eine sorgfältige Durchsuchung des Geländes ergab denn auch, daß die Hauptmacht des Feindes geflüchtet war, und so beschloß der Major, mit der Truppe nach Windhoek zurückzukehren, wo dieselbe am 7. Oktober wieder eintraf.

Es erscheint mir unzweifelhaft, daß Hendrik sich damals zu schwach fühlte, der Truppe entgegenzutreten, und unter allen Umständen einen Kampf mit ihr vermeiden wollte. Daher sind die abfälligen Urteile, welche man von verschiedener Seite über das Zurückgehen der Truppe aussprach, ganz ungerechtfertigt, und man muß bei Beurteilung der Sach- und Kriegslage den Umstand besonders berücksichtigen, daß Hendrik, der bestimmt entschlossen war, nicht zu fechten,*) sich bei einem Nachdrängen der Truppe bis an den Orange-Fluß hätte zurückziehen können, denn nichts hinderte zu jener Zeit dort unten seine Bewegungsfreiheit. Dorthin, in jene unbekannten und entlegenen Einöden, hätte ihm Major v. François aber nicht zu folgen vermocht; das hinderte allein schon der gerade in diesen Monaten überaus schwierige Proviantersatz. Der Major hielt es deshalb mit Recht für das Beste, dem Feinde Ruhe und Zeit zur Sammlung zu geben, denn ein

*) Er hat das später selbst zugegeben.

bedeutender Erfolg konnte nur der geschlossenen Masse des Witbooi-Stammes gegenüber erzielt werden, nicht aber im Guerillakriege gegen Patrouillen und kleinere Abteilungen. Dazu hätte die Truppe außerdem vor allem einer großen Zahl leistungsfähiger Pferde bedurft, die sie damals weder besaß noch auch beschaffen konnte, da die Verbindungen nach dem Süden bei dem Fehlen von Militärstationen im Groß-Namalande ganz unsichere waren und größere Detachierungen die Truppe, die jetzt hauptsächlich auf schnellen und sicheren Proviantersatz auf dem Baiwege bedacht sein mußte, allzusehr geschwächt hätten.

Durch diese Gründe bewogen ging Major v. François zurück und schickte wenige Tage nach seiner Ankunft in Windhoek den Lieutenant Lampe mit einer starken Abteilung und einer großen Wagenkolonne nach der Küste, um Lebensmittel und Munition heraufzuschaffen. Von nun an wurde unausgesetzt an den Vorbereitungen für die große Expedition gearbeitet, die um die Jahreswende dem Feinde unersetzlichen Schaden bringen sollte.

Während der Abwesenheit der Truppe hatten auch wir Windhoeker eine unruhige Nacht. Meine Aufgabe bestand in der Hauptsache in einer fortwährenden scharfen Überwachung des Vorpostendienstes. Am Tage ritt ich hinaus in die nach dem Auas-Gebirge zu liegenden Grasebenen, in denen unsere Herden weideten, und revidierte die sichernde Postenkette, und nachts rief mich derselbe Dienst zu den dicht um den Ort stehenden Außenwachen. — Es war kurz nach einem derartigen Revisionsgang um Mitternacht. Ich hatte eben dem im Turm unseres Wohnhauses stehenden Doppelposten den Befehl gegeben, mich in zwei Stunden wieder zu wecken, und suchte mein Lager auf — da dröhnte durch die Stille der Nacht ein Schuß, dann noch einer, und nun krachte es an allen Ecken, denn die Außenposten hatten den Befehl, das Feuern eines Postens als Alarmsignal sofort durch je zwei Schüsse aufzunehmen. Ich ergriff mein Gewehr, das neben meinem Feldbett stand, und eilte nach der Feste, nachdem ich im Vorbeilaufen jeder Tür, die zu dem Schlafzimmer eines der anderen Herren führte, einen unsanften Kolbenstoß versetzt hatte. Am Hause des Lieutenants v. François rannte ich mit Schneidewind zusammen, der mir nur zurief: „Witboois!" Dann liefen wir weiter zur Feste. Als wir dort anlangten, war das Schießen, das sich zuerst zu einem starken Schnellfeuer entwickelt hatte, bereits verstummt. Ich fand das Fort vorschriftsmäßig besetzt, die Posten an ihren Plätzen, und erfuhr Folgendes: Schon ungefähr eine Viertelstunde vor Abgabe des ersten Schusses hatte der Doppelposten an der Feste, dessen einer Mann hart an der Mauer dieses Bauwerks, der andere einige hundert Schritt entfernt an der Ecke des großen steinernen Viehkraals stand, verdächtiges Geräusch aus der tiefen Schlucht gehört, die den Fortberg nach

Klein-Windhoek zu begrenzt und die nach den Auas-Bergen zu verläuft. Durch Zeichen hatten sich die beiden Soldaten verständigt und dann ruhig gewartet, im Schatten der Mauern gegen Sicht gut gedeckt. Immer deutlicher wurden die Geräusche, Fußtritte, leises Wispern, das Rollen kleiner Steine — und ab und zu klang es wie entfernter Hufschlag an das Ohr der Lauschenden. Dann plötzlich tauchte ein dunkles, verworrenes Etwas in einer Entfernung von 200 bis 300 m vor ihren Blicken über dem Rande der Schlucht auf. Langsam wird es deutlicher, und jetzt fährt der eine der Posten auf, er hat kriechende Gestalten erkannt und hinter ihnen zwei Reiter mit weißen Hüten. Donnernd rufen seine Schüsse das Echo der Berge wach, im Laufschritt eilt die Wache herbei, und Schnellfeuer treibt die sich Nähernden zurück. Wie ein Schemen sind sie in der Schlucht verschwunden, an deren Rand jetzt die Mannschaften der Wache vorstürmen, um Geschoß auf Geschoß in das Dunkel hineinzusenden, denn man hört deutlich den eilenden Lauf fliehender Menschen, verhaltene Zurufe und sich schnell entfernenden Hufschlag.

Es erschien mir zwecklos, sofort mit einer stärkeren Patrouille zu folgen, denn wo mochten die schnellfüßigen Naman, die es wohl auf eine bloße Beunruhigung oder einen Viehraub abgesehen hatten, jetzt bereits sein?! So verstärkte ich denn nur die Posten, befahl angestrengteste Wachsamkeit und ließ die Außenwachen durch Patrouillen von den Ereignissen verständigen. — Nach einer durchwachten Nacht suchte ich frühmorgens mit einer stärkeren Abteilung die Umgegend ab, aber wir konnten nur feststellen, daß die Spuren von ungefähr 30 Fußgängern und einigen Reitern aus der Schlucht heraus in südlicher Richtung fortführten.

Die Zeit bis zur Wiederkehr der Truppe verging ohne jede Störung, so daß sich auch die neuangekommenen, zum Teil noch etwas ängstlichen Ansiedler rasch beruhigten. Einige von ihnen fanden sich übrigens erstaunlich schnell in den neuen Verhältnissen zurecht, besonders der unternehmende und energische Herr Heyn, dem eine Frau, wie sie sein soll, und eine Schaar blühender Kinder in das ferne Land gefolgt waren. Was von dieser Familie angefaßt und geschaffen wurde, das hatte „Hand und Fuß", und die schweren Kriegszeiten vermochten nicht, ihren Mut zu brechen.

Fünftes Kapitel.

Stationschef in Swakopmund.

Reise zur Küste. — In Swakopmund und Walfischbai. — Major Leutwein. — Nach Otyimbingwe.

In der nächsten Zeit hörte man von Hendrik Witbooi wenig. Er hatte im September einen Brief an Samuel Maharo nach Okahandya geschrieben, in welchem er anfragte, wie dieser sich dazu stellen werde, wenn er, Hendrik, die deutschen Ansiedler in Otyimbingwe angreifen würde. Da er sich jedoch eine Abweisung seitens des Kaffern-Häuptlings holte, kam er auf diesen Punkt nicht mehr zurück, in der Furcht, sich die Herero von neuem zu Feinden zu machen. Aus dem südlichen Groß-Namalande trafen bald erfreuliche, bald trübe Nachrichten ein; doch konnte in keinem Falle die reine Wahrheit ermittelt werden, da uns jeder sichere Gewährsmann dort fehlte, und erst viel später erfuhren wir, daß Hendrik wieder einmal Streifzüge durch den Süden des Schutzgebietes ausgeführt hatte. Aus Keetmannshoop mußten sogar einige deutsche Kaufleute mit ihren Familien bis über den Orange-Fluß fliehen, da Witbooi alle möglichen Drohungen gegen sie ausgestoßen hatte, und seine Scharen im November diesen Ort berührten.

In Windhoek ging indessen das Garnisonleben seinen gewohnten Gang; eine ganze Anzahl Bauten war mit der Zeit fertig gestellt worden, so ein neues Offizierwohnhaus, Unterkunftsräume für Unteroffiziere und Mannschaften und ein Gebäude für die Hauptwache, sämtlich nördlich der Feste an dem Wege nach dem Kommissariat gelegen, und endlich war die Küche der Schutztruppe erweitert und der Bau eines Schlachthauses in Angriff genommen worden.

Die Ansiedlerfamilien hatten sich, so gut es ging, eingerichtet. Einige, Heyn und Boysen, in Groß-, andere, Mittelstedt und v. Karnap, in Klein-Windhoek. Letztere betrieben auf den ihnen zugewiesenen Heimstätten hauptsächlich Gartenbau, während Heyn eine Speisewirtschaft und Boysen einen Store eröffnete. Sie alle aber fühlten sich, wie ich bereits erwähnte, bitter enttäuscht, denn man hatte ihnen in Deutschland versichert, daß ihnen nach ihrer Ankunft im Schutzgebiete sofort Farmen zugeteilt werden würden, und daß sie diese unmittelbar nachher beziehen könnten.

In den letzten Tagen des Oktober lief eine Nachricht aus Swakobmund ein, die uns alle auf das tiefste betrübte: Herr v. Bülow hatte sich auf der Jagd durch einen unglücklichen Zufall schwer am Kopfe verletzt und mußte mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland reisen. In ihm schied ein treuer Freund von uns, mit dem wir so manche frohe und trübe Stunde durchlebt hatten, und für das Schutzgebiet ein Mann, der seine reichen Geistesgaben, seine umfassenden Kenntnisse und vor allem seine hervorragenden Charaktereigenschaften ganz in den Dienst der deutschen Sache gestellt hatte.*) Ich wurde zum Nachfolger Bülows als Stationschef von Swakobmund bestimmt. —

Es war am 13. November nachmittags, als ich Windhoek verließ, mit mir Dove, der vor seiner binnen kurzem geplanten Abreise noch soviel als möglich vom Lande sehen wollte, Ziethen, der unsere starke Wagenkolonne und die 50 Mann Bedeckung von der Küste zurückführen sollte, und die Herren Schluckwerder und Rusch, von denen ersterer nach Deutschland reisen, letzterer Geschäfte in Walfischbai erledigen wollte. Unsere Windhoeker Freunde hatten uns ein reizendes Abschiedsfest bereitet.

Die Wagenkolonne war schon längst vorausgefahren, als wir endlich aufbrachen und uns auf die Pferde schwangen. Ein Teil der Zurückbleibenden ritt noch ein Stück Weges mit uns, so Dr. Richter mit Frau, Hagens und unser thätiger Proviantmeister v. Goldammer, der uns, ebenso wie Herr Nitze, mit allen möglichen Genüssen für die Reise wohl versehen hatte. Kurz vor Pokjesdraai schallte uns von einem Hügel ein dreimaliges Hurra entgegen. Es waren die Mannschaften meiner früheren Kompagnie, die uns hier ein letztes Lebewohl zuriefen, das wir die Hüte schwenkend erwiderten. Mir wurde es recht schwer, von diesen wackeren Soldaten zu scheiden, mit denen ich so oft Regen und Sonnenschein geteilt hatte. Aber es hieß: vorwärts! Noch ein letztes Abschiedswinken unseren zurückbleibenden Begleitern, dann griffen unsere Pferde weiter aus, und die Berge von Windhoek verschwanden hinter uns, verdeckt durch die Pforte bei Hams und die Stämme der dichten Baumsavanne, die uns nun aufnahm.

Über Otjiseva — von dem übrigens wieder die früheren Einwohner, die Herero, Besitz ergriffen hatten — und Groß-Barmen erreichten wir nach einigen Tagen Otjimbingwe, wo wir einen längeren Halt machten. Die gastlichen Räume des Dannertschen Hauses beherbergten uns während dieser Zeit, in der auch zwei eben aus Deutschland im Schutzgebiet angelangte Offiziere, die Lieutenants Bethe und Eggers, dort eintrafen. Fröhliche Tage verlebten

*) Vergl. v. Bülow, Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's. 2. Aufl., 1897. Berlin, Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn.

wir mit ihnen in dem freundlichen Herero-Dorfe, bis am 21. morgens die Trompete zum Aufbruch rief, gerade als von Westen her, in dicke Staubwolken gehüllt, die Wagenkolonne des Lieutenants Lampe auf dem Rückweg von der Küste in Otwimbingwe einzog. Noch ein Händedruck dem Kameraden, ein Gruß den beiden Schwestern vom Roten Kreuz, die, für das Lazarett in Windhoek bestimmt, unter Lampes Schutz hinaufreisten — dann ging es weiter dem Meere zu. Ich hatte beschlossen, diesmal nicht über Tsaobis zu trecken, sondern, von Otwimbingwe aus über Anawood, Büllsbout und Pot-Mine marschierend, dem Laufe des Swakob bis Dorstrivier zu folgen, dort die nördlich des Flusses liegenden Hochflächen zu ersteigen und über Jakalsfontein und Haigamkab die Küste zu erreichen. Dieser sogenannte „Flußweg" ist zwar sandiger als die über Tsaobis führenden Straßen, bietet aber für nicht beladene Wagen keine Schwierigkeiten und hat den großen Vorzug wundervoller Weide und überaus zahlreicher Wasserplätze im Bette des Swakob. Man kann Halt machen, wo man nur will, stets kostet es nur einige Spatenstiche, dann ist im feuchten Sande des Riviers ein Loch ausgehoben, das sich sofort mit Wasser füllt, und das Tränken der Tiere kann beginnen, ein nicht zu unterschätzender Vorteil, besonders wenn man langsam dahinziehend seine Zugtiere für den späteren Wüstenmarsch stärken will.

Bald umfingen uns die üppigen Anawaldungen des Flusses, in deren lauschigem Schatten wir tagelang fortzogen. Von unseren Lagerplätzen war einer schöner als der andere, immer in dem tiefen Frieden des Waldes, hoch über uns die dichtbelaubten, gegen die Sonnenstrahlen schützenden Baumwipfel, in denen zahllose Vögel ihr Wesen trieben, und dazu der süße, oft fast betäubende Duft von Milliarden von Blüten, mit denen die Baumriesen über und über bedeckt waren.

Nach dem Flusse zu, dessen Bett in diesem Teil seines Laufes ganz flach, fast in gleicher Höhe mit den Ufern liegt, standen Schilf und Rohr in dichten, verworrenen Massen, und unsere Pferde schwelgten in den frischen, saftigen Trieben des Rieds. Auch für unsere Küche war wohl gesorgt, denn wilde Enten belebten die großen Wassertümpel; Tauben, Wasserwachteln, Perl- und Savannenhühner durchstreiften die Uferdickungen, und Spring- und Buschböcke kamen hier zur Tränke. Eine echte und rechte Frühlingsfahrt war dieser Zug durch das liebliche Flußthal.

Öfter berührten wir Bastard-Niederlassungen, die ganz versteckt im Buschwalde lagen. Vom Kriege hatten diese Leute nichts zu leiden gehabt. Es war die Zeit der Kornreife, und eine gute Ernte schuf fröhliches Leben und Treiben; Männer, Frauen und Kinder sahen wir fleißig beim Dreschen beschäftigt, und abends wurde beim Klange der Ziehharmonika und Riedflöte gespielt und getanzt.

In Dorstrivier aber hatte die Lieblichkeit der Landschaft ein Ende. Schon als wir uns der Stelle näherten, an welcher der Tsaobis-Fluß von Süden kommend in den Swakob mündet,*) stiegen im Westen und Südwesten gewaltige Felsmauern vor unseren Augen auf, die wilden Gebirge des Dorstriviers und von Horebis, das nur eine kleine Reitstunde südwestlicher liegt. Dunkle Wolkengebilde lagerten schwergeballt auf den Berghäuptern und verhießen neue Regenstürme. Es war ein farbenprächtiger, wunderbarer und überwältigender Anblick, wenn durch diese finsteren Wolkenhaufen, unter denen die Berge schwarzblau erschienen, ein Sonnenstrahl brach und für Sekunden grellrote Lichter auf die schroffen Hänge warf.

Schon kurz vor Dorstrivier treten die Berge näher zusammen, und bald beginnt dann der Cañon des Swakob, der nach der Küste zu, besonders von Usab bis Kanikontes, immer wildere und riesenhaftere Formen annimmt.

In Dorstrivier trafen wir einen Schweden, Evenson, der hier schon lange Jahre einsam lebte und mit Hendrik Witbooi kurz vor dem Überfall bei Horebis gesprochen hatte. Er erzählte, daß dieser ihm gesagt habe, er wolle den Major und die „neue Truppe" abfangen. Evenson, der nach dem Überfall den Mordplatz abgesucht und den verwundeten Nels van Wijk nach Otyimbingwe gebracht hatte, bot so recht das Bild eines „Mannes der Wildnis". Der breite Kopf, aus dem ein Paar lebhafter Augen funkelte, saß auf einem wahren Stiernacken, und ein wildzerzauster Bart umgab das Gesicht mit der wie von Leder gegerbten Haut. Arme und Beine verrieten eine kolossale Muskulatur, und die ganze untersetzte, breite Figur ließ auf die ungewöhnliche körperliche Kraft des Mannes schließen.

Der Thalkessel, in dem wir hielten, war nichts weniger als ein angenehmer Aufenthalt. Nur wenige verkrüppelte Dornbäume standen umher, und die Sonne strahlte unbarmherzig in das enge Felsthal. Leider mußten wir hier länger als beabsichtigt liegen bleiben, da unsere Zugochsen in der ersten Nacht ausrissen und die üppigen Weidefelder bei Anawood aufzusuchen beliebten. Ein heiliges Donnerwetter ergoß sich über die schuldigen Ochsenwächter, aber das half uns nicht über den unfreiwilligen Rasttag hinweg.

Endlich konnte eines Abends der Aufstieg beginnen. In einem trockenen Flußbett, dem Gamikaub, ging es bergan, ununterbrochen, nur mit einer einstündigen Rast die ganze Nacht hindurch, denn vor Sonnenaufgang mußte auf jeden Fall die Hochfläche gewonnen sein. Ein schauerlicher Weg lag vor uns, immer ansteigend, eingeklemmt zwischen hohen Felswänden, tiefsandig und mit so scharfen Biegungen, daß die Wagen oft in Gefahr waren,

*) Tsaobismund.

umzufallen. Aber nicht nur an das Wagenpersonal und die Zugtiere stellte diese Nacht die höchsten Anforderungen, auch die Bedeckungsmannschaften werden noch lange an den Zug zurückgedacht haben, besonders die Reiter der Spitze und der Seitenpatrouillen, die aus dem Klettern und Absuchen gar nicht herauskamen, denn wir mußten in jedem Augenblick gegen einen Überfall gewappnet sein. Mit einem Seufzer der Erleichterung begrüßte ich am Morgen, dicht vor Sonnenaufgang, die Hochebene. Aber auch hier wurde nur kurze Rast gehalten und dann der Marsch auf Jakalsfontein, das wir des Wassers wegen so schnell als möglich erreichen mußten, fortgesetzt.

Vorbei an den Khuos-Bergen, deren höchste Erhebungen Dove „Richthofen" und „Wagner-Spitze" getauft hat, zogen wir über die mit kurzem Teagras, Seifen- und Milchbüschen bestandene Fläche dahin und trafen noch vormittags an dem ersehnten Wasserplatze ein. Aber in dem engen, sandigen, von Wespen umschwärmten Loche stand nur eine Hand tief bräunliches, dickes Wasser, so daß ich die Pferde und Ochsen sofort nach Modderfontein schicken mußte, einer Quelle, die eine Reitstunde weiter südöstlich in der Richtung auf Salem liegt. Das war hart, besonders für die Mannschaften, welche die Tiere dorthin zu begleiten hatten.

Unterdessen richteten wir uns häuslich ein. Jakalsfontein ist ein häßlicher, trauriger Platz, von niedrigen Felshügeln umgeben, sonnig und trostlos, und sein einziger Reiz besteht in einer Anzahl elender Dornbäume, die in dieser Mischung von Staub und Sonne wunderbarerweise noch fortkommen. Aber die Weide ist nach einigermaßen guten Regenjahren vorzüglich, und große Herden von Springböcken, Straußen und Zebras bevölkern dann die umliegenden Grasflächen. In der folgenden Nacht durchzogen wir die Pforte von Usab in heller Mondnacht. Tiefes Schweigen herrschte ringsum, und müde schleppten die Ochsen die leise knarrenden Wagen in langem Zuge vorwärts. Die Treiber schliefen auf ihren Bocksitzen, und vorn, im Dunst und dem unsicheren Lichte des Mondes, ritt die Spitze dahin, lange gespenstische Schatten werfend. Da donnert der Galopp eines Pferdes auf der harten Fläche heran. Einer der Späher jagt zurück. Kurz vor mir pariert er sein Pferd und ruft: „Ganz frische Witkamp-Spuren!" Wir traben nach vorn, und bald sieht man hier und dort Streichhölzchen aufflammen und einzelne dunkle Gestalten lang auf dem Erdboden liegend die Spuren „studieren". Es ist kein Zweifel: eine 40 bis 50 Pferde starke feindliche Abteilung hat hier, von Süden kommend, den Weg gekreuzt: die Spuren führen in nördlicher Richtung weiter. „Wie alt mögen die Spuren sein?" — „Höchstens einen halben Tag!" tönt es aus dem Dunkel zurück. „Nun, dann vorwärts!" Die Kolonne fährt wieder an, aber alle sind munterer

geworden, man hört sprechen und lachen, Pfeifen werden in Brand gesetzt, und manch dumpfes „Blupps!", der liebliche Ton beim Entkorken einer Flasche, wird laut.

Vorn aber geht eine Abteilung eiligen Schrittes gegen das Felsenthor von Usab vor, dessen nadelgleiche Spitzkuppen aus der im Mondlicht weißflimmernden, unendlichen Fläche auftauchen.

„Alles ist sicher!" meldet ein herantrabender Reiter dem Führer der Wagenkolonne, während ich mit Ziethen, Rusch und der Spitze schon die Pforte durchritten habe, auf deren anderer Seite in angemessener Entfernung von den Bergen ein kurzer Halt gemacht wird.

Welch ein wunderbarer, ergreifender poetischer Zauber liegt über einem solchen nächtlichen Halt in der Wüste! Mir fielen stets die Verse Freiligraths aus dem „Gesicht des Reisenden" ein:

„Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nil-Gebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekommner Dromedare weiße Knochen..."

und dann weiter:

„Tiefe Stille, nur zuweilen knistert das gesunk'ne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe eins der angebundnen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse..."

Am nächsten Vormittage stiegen wir hinab in die ungeheure **Thalspalte** des Swakob-Flusses. Stundenlang windet sich der Weg **durch ein Labyrinth** von haushohen Felsen und scharfeingerissenen Schluchten, von **massigen** Kuppen und schroffen Schründen bergab in den Cañon, und **über ein Wirrsal,** ein Meer von Berg- und Felsgipfeln schweift der Blick **des Reisenden hin**über zu den fernen Hochflächen des jenseitigen Ufers. In der Nacht **noch hatten** wir die letzten, schon recht dünnen Grasfelder passiert und befanden uns von der Usab-Pforte an bereits im Gebiete der Namib-Wüste.

Von Vegetation war hier keine Rede mehr, nur hier und dort tauchte eine merkwürdige Wüstenpflanze auf, die „Welwitschia mirabilis", die dicht am Boden wie eine einzige riesige Blume daliegt und ihre oft von der Sonne halbverbrannten, dünnen Blätter meterweit über den heißen Sand ausstreckt. Auch an den Felsen, welche die hinabsteigende Straße begleiten, finden sich nur spärliche Zeichen von Bewachsung: Aloën und Kaktusarten, kümmerliche Moose und einige wenige Blumen und Eispflanzen; aber unten, im Flußbett selbst, säumt dichtes Buschwerk die Seiten des Thales, Ana- und Dornbäume und -Büsche grünen dort, bald vereinzelt stehend, bald zu dichten Hainen vereint. An vielen Stellen war damals noch das Swakob-Thal mit

so wirren Ried- und Rohrdickichten bewachsen, daß man kaum hindurchzudringen vermochte, und eine fortlaufende Narbe frischen, saftigen Queckgrases gab den Ochsen und Pferden genügende Weide. In den folgenden Jahren aber ging die Bewachsung mehr und mehr zurück, denn der immer zunehmende Frachtverkehr führte viele Tausende von Ochsen alljährlich hier zusammen, und was diese nicht abweideten, zertraten sie, so daß ein Nachwuchs nicht aufkommen konnte. Heute ist die Sohle des Riviers nur noch eine tiefsandige Fläche, und die üppig-grünen Wiesen, die uns zu jenen Zeiten nach manch heißem Wüstenritt entzückten, sind geschwunden als Opfer des nie

Haigamkab im Swakob-Thal.

rastenden Verkehrs. Und doch hat die allsorgende Mutter Natur auch hier vorgesehen, daß den hungernden Tieren das Futter nicht fehle, denn die braunen, runzeligen Schoten, die alljährlich vom Anabaume niederfallen und in dicken Haufen die Erde bedecken, sind das nahrhafteste, beste Viehfutter der Welt.

Nachdem wir mittags unweit von Haigamkab gerastet hatten, zogen wir gegen Abend an diesem Ausspannplatze vorbei und erreichten spät in der Nacht Kanikontes, wo seit kurzem eine kleine Militärstation errichtet war. Der Marsch dorthin durch die malerischen Felsbildungen des Cañons war in der zauberhaften, lichten Mondnacht landschaftlich wundervoll, aber doch

so kalt, daß wir froh waren, als wir endlich unser Ziel erreicht hatten. Es war dies übrigens mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, da wir das enge Querthal, in dem die Station lag, zunächst nicht fanden und Signalschüsse abgeben mußten. Lange währte es, bis uns dumpfe Schüsse aus der Ferne antworteten, aber bald darauf begrüßten wir den Stationschef, Unteroffizier Kläwe, und seine drei Getreuen, die leider sämtlich am Fieber litten.

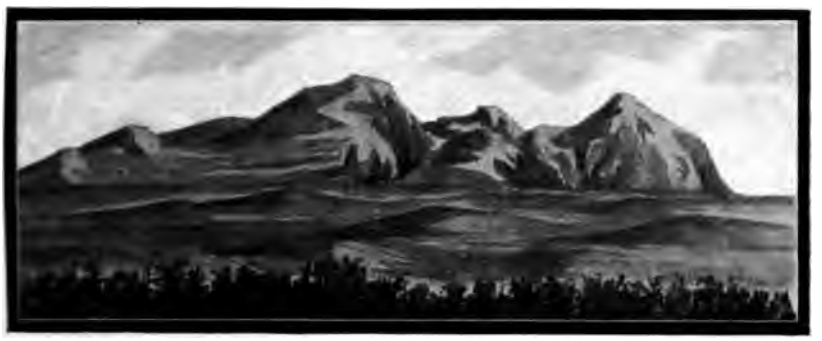
Der nächste Morgen war kalt und unfreundlich. In dicken Schwaden lag der Seenebel, der oft bis Usab, ja manchmal sogar bis Gawieb vordringt, über der Landschaft, und die Sonne ließ sich nicht blicken. Kläwe sagte resigniert: „So ist es fast stets. Seit Wochen haben wir keine Sonne gesehen; immer Nebel und feuchte Kellerluft, dabei Fieber, und im Garten will auch nichts wachsen.“ Die armen Kerle, die hier in diesem finsteren Schlunde saßen! Ringsum himmelhohe Felsen, von denen Schutt- und Geröllfelder sich herniederziehen; mitten darin ein niedriges, aber festes Haus aus kunstvoll zusammengefügten Felsblöcken mit einem Wellblechdach; davor ein kleiner, stacheldrahtumzogener Garten, in dem aber trotz aller Mühe und Arbeit nichts aufkommen wollte, und endlich das Rivier mit den hier, nahe der Küste, schon recht unansehnlichen Bäumen — das ist **Kanikontes**!

Auch die Fauna ist hier unsagbar arm; nur kleine Felsentauben flattern unruhig an den Wänden, in deren Spalten sie nisten, hin und her, und magere, scheue Berghasen äsen die spärlichen Kräuter in den Regenschluchten der Uferberge. Aber selbst wenn keine Seenebel die Sonne verdecken, erscheint sie doch den Bewohnern des engen Cañons viel später als den Reisenden, die hoch auf der Fläche dahinziehen, und ebenso sinkt sie schon früh, sehr früh wieder hinter den Felskolossen im Westen nieder. Wenn dann die Feststunden vorüber sind, in denen sie ihre wärmenden Strahlen in den Schlund wirft, dann herrscht sofort eisige Kälte in der Tiefe und zwingt die Menschen, das helllodernde Feuer aufzusuchen. Am vollkommensten aber hat man den Eindruck, sich in einem Keller zu befinden, wenn man laut spricht. Hohl und dumpf, wie in einem unterirdischen Gewölbe, hallen dann die Worte von den Felswänden wieder.

Von Kanikontes aus erklommen wir die südlich des Swakob sich hinziehende Namib-Wüste in langem, besonders für die Wagen beschwerlichem Aufstiege. Dann aber, nachdem die Höhe gewonnen war, rollten die Fahrzeuge auf harter, guter Straße leicht dahin. Nach einiger Zeit beginnt der Weg allmählich zu sinken, im Südwesten erscheint der Dünengürtel des Walfischbai-Gebietes, die Uferberge des Flusses werden niedriger, und plötzlich steht man am Rande der Hochfläche, tief unter sich das breite, grüne, nun ganz baumlose Bett des Swakob. Von hier aus fällt der Weg stark bergab und

wird recht sandig, bis er nach höchstens dreiviertel Stunden Fahrzeit den Fluß überschreitet. Wir sind in Nonidas, dem letzten Ausspannplatze vor Swakobmund. Schon von Kanikontes aus haben wir ein ununterbrochenes dumpfes, grollendes Geräusch gehört, das hier in Nonidas noch deutlicher an unser Ohr schlägt: das Toben der Meeresbrandung, die sich donnernd an den Klippen und Felsen der Küste bricht.

Der Ausspannplatz bot gegen früher ein ganz verändertes Bild dar. Den niedrigen Hügel, der dicht am Wasser gelegen ist, krönte ein unfertiger, viereckiger Bau aus Felssteinen, mit Schießscharten bewehrt, aber ohne Dach, und unter ihm stand eine ganze Anzahl Hütten aus Ried und Schilf, welche die einst auf die Geschütze hier wartende Abteilung gebaut hatte.



Blick auf das Hanoas-Gebirge.

Dünne Wasseradern durchzogen kreuz und quer das dicht mit Queckgras, Schilf, Binsen und wilden Tabaksstauden bewachsene Flußbett, und Schwärme von Enten, Flamingos und Reihern belebten die Landschaft, welcher die gelbroten Dünenmassen, die von der englischen Seite des Riviers herüberleuchten, ein ganz eigenartiges Gepräge geben. Flußaufwärts sieht man hinein in den beginnenden Cañon; aus Nordosten grüßt, als Abschluß einer weiten, allmählich ansteigenden Hochebene, aus blauer Ferne das Hanoas-Gebirge herüber, und in der Richtung des eben zurückgelegten Weges, aber etwas nordöstlicher, hebt sich aus niederen gelben Stein- und Kieshügeln die pechschwarze Felspyramide des „Ruberowkop", die den englischen Grenzpfahl trägt. Von dem Rande der Hochfläche aus hatten wir schon nachmittags das Meer silberglänzend schimmern gesehen, während in Nonidas sanfte, quarzdurchsetzte Höhen den Ausblick nach Swakobmund zu hindern.

Am nächsten Morgen erreichten wir die Küste. Da lag der unendliche, weite Ocean nun wieder vor uns. Woge auf Woge rollte aus dem fernen Westen heran, und an dem öden Sandstrande brachen sich die blauen Wasser,

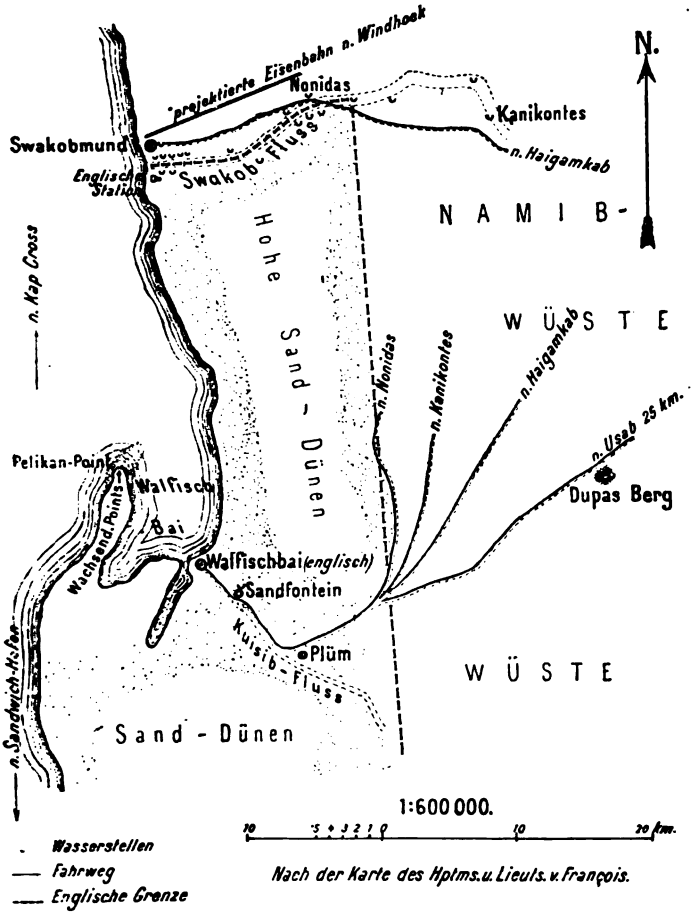
hochaufspritzend, die schwarzen Riffe umtosend, vorschießend und wieder zurückflutend, Wolken von Wasserdampf erzeugend, die den ewigen Kampf der Elemente wie durch einen Schleier sehen ließen. An diesem wild-einsamen Gestade sollte ich, vielleicht monatelang, verweilen, aber mir bangte nicht vor der Einsamkeit. Solange sich noch eine Woge donnernd und schäumend an den Klippen bricht, solange bietet der Ocean immer neue, farbenprächtige, abwechselungsreiche Bilder. In stiller Mondnacht, im Nebelmeere, im heißen Sonnenschein dem nimmer müden Spiel der Wellen zuzuschauen, und die Gedanken dann weit über die Meere nach fernen, fremden Landen schweifen zu lassen — wer könnte dabei ermüden? Doch nur der Arme, dem der Sinn für eine großartige Natur und das geheimnißvolle, unerforschliche Walten ihrer Kräfte fehlt!

Verändert hatte sich Swakobmund seit dem März übrigens wenig, das sah ich auf den ersten Blick. Da standen noch auf der Terrasse über dem Meere die drei elenden Wellblechbuden, in deren einer Unteroffizier Hannemann mit einigen Matrosen hauste; und nur ein Leinwandzelt, das in einiger Entfernung aufgeschlagen war, zeigte an, daß noch ein weiterer Anwohner sich eingestellt hatte. Es war dies ein Deutscher, v. Broen, der den Bau eines Kaufhauses für unsere größte Firma, Mertens und Sichel, überwachen und dann das Geschäft leiten sollte.

Am nächsten Morgen brachen wir nach Walfischbai auf, das wir nach 3 ½stündigem Ritt erreichten, und verlebten dort einige heitere Tage im Hause des Herrn Mertens; aber immer kleiner wurde der trauliche Kreis. Ziethen und Rusch hatten nur einen Tag verweilen können und waren dann wieder nach dem Innern aufgebrochen, und nach wenigen Tagen schon zeigte sich am Horizont die Rauchwolke des englischen Dampfers „Nautilus", der Dove und Schluckwerder nach Kapstadt entführen sollte.

Das Schiff brachte Herrn Herrmann, den General-Vertreter der „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" mit, der wenig Erfreuliches aus dem Süden berichtete. Er hatte in Gubub, ungefähr 100 km östlich von Angra Pequena, einer landwirtschaftlichen Station der genannten Gesellschaft vorgestanden und war bereits in den letzten Oktobertagen von dem ihm befreundeten Nama-Häuptling von Bethanien vor Hendrik Witbooi gewarnt worden. Der Kapitän ließ ihm sagen, daß Hendrik die Absicht geäußert habe, in der nächsten Zeit die Niederlassung in Gubub vollständig zerstören zu wollen, aber Herrmann hielt diese Nachrichten zunächst für bloße „Storys", bis in den ersten Tagen des November ein Eilbote aus Bethanien mit Briefen des dortigen Missionars in Gubub anlangte und den Anmarsch einer Witbooischen Abteilung meldete. Außer Herrman befand sich nur noch ein

früherer Reiter der Schutztruppe, v. Quitzow, in Gubub. Diese beiden hielten nun Kriegsrat und beschlossen endlich, da die eingeborenen Hirten und Diener geflohen waren und jeder Widerstand aussichtslos erschien, nach Angra Pequena zu flüchten. Das gelang ihnen auch, und kurz nachdem sie die Station verlassen hatten, wurde sie am 6. November von einem Trupp



Küstengebiet Walfischbai—Swakobmund.

Witbooischer zerstört und ausgeraubt. Beinahe 200 Stück Rindvieh, 25 Pferde und über 3000 Wollschafe gingen verloren, dazu viel landwirtschaftliches und Hausgerät, Wagen, Karren und anderes mehr. Zweifellos haben die Bethanier, die sich eines Erbfolgestreites wegen in zwei Parteien gespalten hatten, Hendrik hierbei Vorschub geleistet. Herrmann und Quitzow verschanzten sich, da sie einen Besuch der Hottentotten befürchteten, mit dem

in Angra stationierten Unteroffizier der Schutztruppe Morhenne auf der bei Flut vom Festlande getrennten Haifisch-Halbinsel, aber die Raubluft der Naman war befriedigt, und unbehelligt konnte sich Herrmann auf dem „Nautilus", der einige Tage später Angra berührte, einschiffen.

Bald ging es nun ans Abschiednehmen, und am 7. Dezember begleitete ich Dove, Schluckwerder und Herrmann an Bord des „Marterkastens", welchen Ehrennamen der kleine englische Dampfer seines Schlingerns und Stampfens wegen führte.

Zum letzten Male versuchte ich, leider ebenso erfolglos wie einige Tage vorher, im Auftrage des Majors den englischen Kapitän zum Anlaufen in Swakobmund zu veranlassen. Er wollte auf keinen Fall darauf eingehen und behauptete, eine leere Ausflucht, die Kap-Regierung würde ihm dann die Subvention entziehen, die er für die Beförderung der Post erhalte. Da der Verdienst in Swakobmund diese kleine Summe bei weitem übertroffen hätte, war uns die Weigerung des Kapitäns Hansen nur ein neuer Beweis für das Übelwollen aller englischen Kapländer uns gegenüber, besonders da auch später von mir eingeleitete Verhandlungen mit den Reedern des „Nautilus", den Herren Smith und Webster in Kapstadt, den gleichen negativen Erfolg hatten. „Wir wollen nicht!" hieß es kurz, einfach und ohne Anführung eines Grundes. Daß unser Freund Rhodes dahintersteckte, war uns Deutschen unzweifelhaft.

Der Abschied von meinen Freunden war ein bewegter, und selbst einige Flaschen Porter und Ale vermochten ihn nur schwach zu versüßen. Während der Nautilus seinen Weg südwärts einschlug, trabte ich bald längs des Strandes meinem einsamen Heim zu.

Am 9. morgens stürzte plötzlich ein Matrose in meine Stube, um mir mitzuteilen, daß ein großer Dampfer, anscheinend ein Kriegsschiff, sich von Süden her nähere. Die „Bevölkerung" Swakobmunds, die außer der Besatzung nur noch aus v. Broen und Vater und Sohn Unglaube, deutschen Schlossern, bestand, war bereits am Flaggenmaste, von dem das deutsche Kriegsbanner lustig flatterte, versammelt. Der Maat der Matrosen, Schiller, erklärte das Schiff für S. M. Kreuzer „Falke". Ich ließ eins der Brandungsboote zum Auslaufen bereit stellen und warf mich in Gala, um an Bord zu fahren, denn inzwischen hatte der Kreuzer vor der Mündung des Flusses gestoppt und signalisierte mehrfach mit Flaggen. Für uns waren diese Zeichen, da wir ein Signalbuch nicht besaßen, zwar unverständlich, aber ich faßte sie als Aufforderung auf, an Bord zu kommen. Das war jedoch leichter gesagt als gethan, denn die Brandung war eine außergewöhnlich hohe. Über eine Stunde dauerte es, bis es uns gelang, ihren tosenden Wogen-

schwall zu überwinden, und siebenmal wurden wir von den rasenden Brechern auf den Strand zurückgeworfen, wunderbarerweise ohne daß das Boot umschlug, obwohl wir mehrfach quer vor einem Brecher gelegen hatten, und alle Insassen schon zum Herausspringen bereit gewesen waren. Es mußte draußen im Ocean scharf geweht haben, denn die Dünung war eine so hohe, daß der „Falke“ — als diesen erkannten wir das Schiff jetzt genau — schwer hin- und herrollend mit seinen Raaen das Meer zu berühren schien.

Naß wie die Katzen erklommen wir nach einer weiteren Stunde angestrengtesten Ruderns das Verdeck, und ich meldete mich bei dem Kommandanten, Korvettenkapitän Graf Moltke II., der mich äußerst liebenswürdig empfing. Ich erfuhr, daß der Kreuzer auf Requisition des Generalkonsuls v. Nordenflycht von Kapstadt über Angra hierher geeilt war, um Näheres über die Zerstörung von Gubub zu ermitteln und nötigenfalls Hilfe zu leisten. Nach zweistündigem Aufenthalt verließen wir den Kreuzer, der übrigens in Angra einen der Kolonialgesellschaft gehörigen großen Posten Waffen und Munition vernichtet hatte, um ihn nicht in die Hände der Naman fallen zu lassen.

In den nächsten Tagen richtete ich mich, so gut es ging, in meiner Wellblechbude häuslich ein. In einem Briefe finde ich über diesen Prachtbau folgende Notizen: „Ich bewohne zwei Stuben (wenn man so sagen kann), eine größere und ein Loch, in dem meine Lagerstatt aufgeschlagen ist. Diese besteht aus einem viereckigen Holzrahmen, der auf kurzen, morschen Füßchen ruht und mit Riemen bespannt ist, ein schwacher Ersatz für eine Matratze. Fenster — nicht vorhanden, dafür pfeift aber der Wind durch tausend Löcher, und ab und zu beschäftige ich mich damit, unter Beihilfe Schneidewinds die Ritzen mit Werg zu verstopfen. Der Fußboden, der in Ermangelung von Dielen aus dem feinen Sande der Hochfläche besteht, wimmelt von Millionen von Sandflöhen. Mein Mobiliar machen einige Kisten und Kasten aus, von denen einzelne als Sitze, andere als Schränke dienen. Vor der Thür habe ich meine meteorologische Station etabliert, einige Thermometer und eine von Dove erworbene Bussole, denn Temperatur, Wind- und Brandungsstärke ꝛc. sollen beobachtet werden. Hierüber wird ein tägliches Journal geführt. Kaum 20 Schritt seewärts meines Palastes ist in den sandigen Absturz der Hochfläche eine mit Brettern verschalte Höhle eingebaut, deren Dach über riesigen Walfischrippen, die man überall am Strande herumliegen findet, aus einer Bedeckung von Wellblech, Segeltuchlappen und Dachpappefetzen besteht, über die Sand geschaufelt ist. Hier hausen — nicht etwa einige Schakale — sondern die Unglaubes, Vater und Sohn, deren Feldschmiede vor der Villa aufgeschlagen ist. Beide sind fleißige und geschickte Leute, die mit Wagenreparaturen und ähnlichem ein schönes

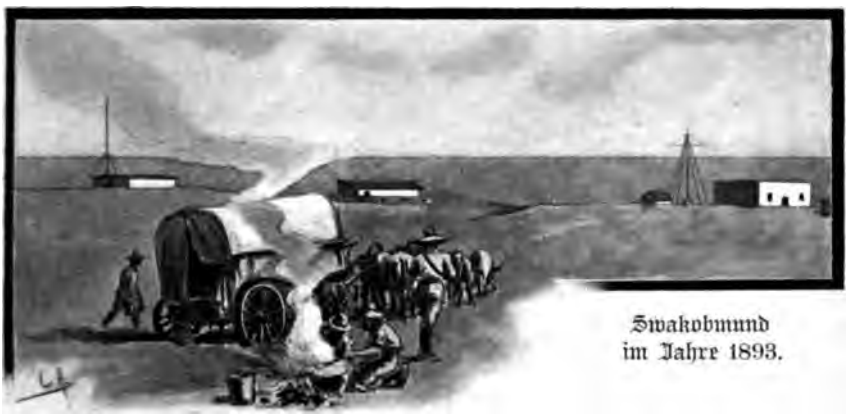
Stück Geld verdienen. — Das Klima ist vorläufig noch kalt und nebelig, doch soll es nach Hannemanns Aussage bald besser werden, besonders im Februar und März.

Die Tageseinteilung ist folgende: Um 6 Uhr Aufstehen und Bad, leider nicht im Meere, da dieses infolge der kalten, von Süden kommenden Benguella-Strömung zu niedrige Temperaturen hat, dann Frühstück (Kaffee, Brot und kaltes Fleisch) und darauf Morgengespräch mit Unglaube sen., der in seiner Schmiede arbeitet. Anschließend gemeinsames Einnehmen eines Cognaks, prophylaktisch gegen Nebel, Kälte und Magenbeschwerden, und später Spaziergang mit Unteroffizier Hannemann (Besprechung dienstlicher Angelegenheiten und Überwachung der Matrosen, die Ordnung in die am Strande liegenden Güter bringen). Um 12 Uhr Diner, bestehend aus gekochtem oder gebratenem Schaffleisch und Reis-, Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe, und von 1 bis 2 Uhr Siesta; dann Scheibenschießen der Matrosen, Anfertigung von Skizzen (die in Ermangelung genügender Objekte sich schon auf Brandungsboote und Pinguine erstrecken) und Wanderung zu dem Zelte Broens. Dort Schwatzen über alles Mögliche bei einer Tasse Kaffee und der nie fehlenden Pfeife, und endlich gemeinsamer Heimweg nach meiner Behausung, wo uns Schneidewind mit einem frugalen Abendbrot und heißem Thee empfängt. Danach erneute Unterhaltung oder gemeinsame Lektüre, und um 9, spätestens 10 Uhr liegt alles im Bett. Dabei wurden täglich dreimal genaue meteorologische Beobachtungen angestellt, Berichte und Vorschläge für die Landeshauptmannschaft entworfen und ausgeführt und die Ausbildung der Matrosen, besonders in dem überaus schwierigen Arbeiten in der Brandung, auf jede nur mögliche Weise gefördert."

So flossen die Tage eintönig, aber ohne jede Langeweile dahin, und unser Leben erinnerte mich einigermaßen an das Robinson Crusoes. Fortwährend wurden Verbesserungen an unseren Wohnräumen vorgenommen, und jede alte Planke, jedes Stück Wellblech, das irgendwo aufgefunden wurde, erregte unsere Freude. Auch mancherlei Fischfangversuche und kleine und größere Jagdzüge erheiterten unser Dasein; ebenso lange Spaziergänge am Strande, auf denen eßbare Muscheln gesammelt wurden, und Streifereien in die östliche Wüstenfläche, über deren geognostische Verhältnisse ich mich möglichst zu unterrichten suchte. Quarzriffe treten dort und an den Ufern des Swakob vielfach zu Tage, und Broen hatte an der Flußmündung goldhaltigen Sand gefunden und auch Körnchen des edlen Metalls ausgewaschen. Der Reichtum an schönen Kristallen in den Quarzgängen ist erstaunlich.

Oft führte mich die Absicht, meiner Küche eine Abwechselung zu verschaffen, in das nahe Flußbett des Swakob, in dessen schilfumsäumte Lagunen

große Schwärme wohlschmeckender Süßwasserenten einfielen. Auch prächtig rot gefärbte Flamingos, Pelikane, schlanke Reiher, Sumpfhühner und eine Unzahl von Möven, Strandläufern und Meerenten bevölkerten die Flußmündung und den sandigen Strand, an dem bei Ebbe bis weit in das Meer hinaus schwarze Felsen sichtbar werden. Selbst Hasen und Springböcke kamen damals noch dicht an die Mündung, und eines Morgens zeigte mir Broen die frischen Fährten einiger Strauße, die in der Nacht kaum 200 m von unseren Hütten entfernt an den Fluß geeilt waren, um dort zu trinken. Das Dünengebiet aber auf der englischen Seite war von vielen Schakalen bewohnt, die frühmorgens hungernd am Strande umherstrichen und vom Meere ausgeworfene Fische suchten. Von ihnen erlegte ich mehrere von



Swakobmund
im Jahre 1893.

einer Jagdhütte aus, die ich am Strande aus Treibholzstämmen gebaut hatte. Recht unangenehm war uns übrigens bei der Entenjagd das giftige Gewürm der Sand- und Hornvipern, das sich besonders an den Uferabhängen des Flusses breit machte und den Jäger, wenn er hinter einem der Sandhügel liegend den Einfall der Enten erwarten wollte, zu größter Vorsicht zwang.

Ein Ereignis war es stets, wenn ein Wagen aus dem Innenlande ankam, denn die Mehrzahl derselben fuhr zu jenen Zeiten noch nach Walfischbai, da dort die meisten Kaufleute der Sicherheit des Landens und der niedrigeren Landungsspesen wegen ihre Güter löschen ließen. Wenn aber fern an den Höhen im Osten, nach Nonidas zu, Staubwolken aufwirbelten, dann richteten sich alle vorhandenen Krimstecher dorthin, und mit Jubel rief einer dem andern zu: „Ein Wagen!“ Gab es doch nun bald „Neues“ zu hören aus den Dörfern weit im Osten, vom Kriege und den Kameraden, und ebenso wie sich die Weißen des Platzes um den „Baas“, den Herrn

des Wagens, gleichviel ob er weiß, gelb oder schwarz war, sammelten, so umgaben unsere farbigen Diener den Leiter und Ochsenwächter und hockten schwatzend mit ihnen am Boden. Dann hagelte es oft Storys, und die unglaublichsten Lügen wurden mit ernster Miene aufgetischt. Ein alter englischer Händler erzählte mir einst bei einer solchen Gelegenheit, wie seiner Ansicht nach die meisten Storys entständen. Er führte ihren Ursprung auf die Sucht der Eingeborenen, und ganz besonders der Herero zurück, bei Begegnungen mit ihresgleichen stets „etwas Neues" erfahren zu wollen, und ich habe später gesehen, daß der Alte recht hatte. „Sehen Sie, Lieutenant," sagte er, „wenn sich zwei solche verdammte Kaffern irgendwo im Felde treffen, so geben sie sich ihre schmutzigen Tatzen, hocken zusammen und saugen nun zuerst an einer gemeinsamen Pfeife, indem sie sich anglotzen. Dann beginnt der eine: »Erzähl' was Neues!« — »Ich weiß nichts!« entgegnet der andere, wenn er wirklich nichts Neues erfahren hat. Nun wieder der erste: »Erzähl' was Neues!« — »Ich weiß nichts!« — »Erzähl' was Neues!« — »Ich weiß nichts!« — »Dann lüge was!« — Und dann setzt der zweite seine verdammte Ehre darein, die verdammtesten Lügen auszukramen, die der erste dem Nächsten, den er trifft, für wahr weitererzählt. Sehen Sie, Lieutenant," schloß der würdige Greis, „so entstehen diese verdammten Storys, und wenn Sie mir nun einen »Tropfen« Brandy geben wollten, so wäre ich Ihnen — Gott verdamme mich! — herzlich dankbar, denn meine Kehle ist rissig wie das Fell eines alten Elephanten!"

Diese harte Verurteilung der Storys hinderte den Braven jedoch nicht, mir unmittelbar darauf die schamlosesten Lügen und Jagdgeschichten aufzutischen, wobei er zu meinem Entsetzen eine ganze Flasche meines kostbaren Hennessy ††† aussog und mit dem furchtbaren, auch bei den Bastards sehr gebräuchlichen Schwur schloß: „Denn ich bin der größte Elephantenjäger des Landes, so wahr meine Mutter eine weiße Haube trägt!" ...

Wir wußten nun zwar genau, welchen Wert wir den Alarmnachrichten beizumessen hatten, die uns ab und zu aus dem Inneren erreichten, aber doch war äußerste Vorsicht geboten, und es ist mir noch heute unklar, warum Hendrik niemals den Versuch gemacht hat, Swakobmund anzugreifen und sich der dort lagernden reichen Waffen-, Munitions- und Proviantvorräte zu bemächtigen. Im Hinblick auf diesen möglichen Fall ließ ich die von Bülow am Wohngebäude der Matrosen angelegte Schanze erweitern und verstärken und an meinem Hause eine neue bauen, aus der man die dahinter liegende tiefe Schlucht bestreichen konnte. Sandgefüllte Säcke und Tonnen gaben ein vorzügliches Baumaterial ab. Der nächtliche Wachtdienst, der nicht scharf genug gehandhabt werden konnte, war für die Besatzung bei einer Stärke von

2 Unteroffizieren, 6 Matrosen und 2 Reitern sehr anstrengend, so daß ich die Kräfte der Leute tagsüber soviel als möglich schonte. Nur Schulschießen wurde fast täglich abgehalten, und wenn Wagen ankamen, mußten die Matrosen beim Aufladen der Güter helfen, denn die Frachtfahrer suchten so schnell als möglich wieder das ferne Grasland zu erreichen.

Kaum war nach der Ankunft an der Küste ausgespannt, so wurden die vor Durst laut brüllenden Ochsen zum Wasser getrieben, dann, während der Wagen befrachtet wurde, ihnen das Futter (geschnittenes Gras oder Anaschoten), welches der Transportfahrer auf dem Wagen aus dem Inneren mitgebracht hatte, vorgeworfen und, wenn dies aufgefressen war, wieder eingespannt und abgefahren. Jeder Wagenführer erhielt einen Frachtbrief in doppelter Ausfertigung, deren eine für revidierende Patrouillen, die andere für den Empfänger der Fracht bestimmt war.

Von den Frachtfahrern kaufte ich öfter Gras und Anaschoten für unsere Pferde. Die Tiere nahmen die Schoten gern und gediehen sichtlich bei diesem Futter, während das saftige Queckgras im Flußbett sie wohl aufschwemmte, ihnen aber keine Kraft gab. Das sahen wir am besten an unseren Schlachtschafen, deren Fleisch desto trockener wurde, je länger sie im Swakob geweidet hatten. Der Hauptviehposten befand sich landeinwärts am Hanoas-Gebirge unter Aufsicht eines Buschmanns Diwib, und von dort wurde zweimal im Monat eine Anzahl Schafe oder Ziegen nach Swakobmund getrieben. Trotz schärfster Ueberwachung gelang es mir und Hannemann übrigens nicht, zu verhindern, daß der Viehbestand an den Bergen sich dauernd verminderte. So oft Diwib, dieses krummbeinige und schieläugige Ungeheuer, in Swakobmund erschien, sah er stets wohlgenährter aus, berichtete aber mit Jammermiene von neuen Verlusten. Bald sollte ein Leopard einige Schafe geraubt haben, bald war angeblich eins derselben von den Felsen abgestürzt und verendet. Wer konnte ihm das Gegenteil beweisen?! Ich schickte zwar einige Male Patrouillen zur Revision des Postens ab, aber diese fanden dann alles in Ordnung, was mich nicht überraschte, da Diwib den Staub der Reiter schon Stunden vor ihrer Ankunft sehen und etwa geschlachtetes Vieh in Sicherheit bringen konnte. Ihm ein Gewehr zur Abwehr des angeblich vorhandenen Raubzeuges anzuvertrauen, wagte ich aber nicht, denn im Besitze eines solchen Schatzes würde er sich wohl auf Nimmerwiedersehen empfohlen haben. So mußte ich ihn denn, da außerdem ein Ersatzmann nicht zu finden war, gewähren lassen und redete ihm nur ab und zu ins Gewissen. Wer dann sein scheinheiliges Gesicht sah und den schnalzreichen Wortschwall seiner Beteuerungen hörte, konnte nicht zweifeln, einen der treuesten Diener des Staates vor sich zu haben.

Hannemann aber hatte ihn noch in einem anderen Verdachte, nämlich in dem, mit seinen vergifteten Pfeilen Strauße zu schießen und die Federn nach Walfischbai zu schmuggeln. Da dies nach dem Jagdgesetz strafbar war, und wir sichere Kunde hatten, daß auch von den Walfischbai-Hottentotten einige in den Namib-Flächen Strauße jagten und Federn schmuggelten, so stellten wir diesen Herren, die doch sicher nicht den vorschriftsmäßigen Jagd- und Handelsschein gelöst hatten, eifrig nach. Und richtig: eines Tages schleppte Hannemann den zeternden Diwib vor meinen Richterstuhl. Der Buschmann hatte Schafe nach der Küste gebracht und war im Besitze eines Bündels frischgerupfter Straußfedern betroffen worden, die er unter seinem Fellmantel verborgen hatte. Auf meine entrüstete Frage, wo er den Vogel geschossen habe, entgegnete er aber freundlich grinsend, er habe ihn in der Wüste „tot gefunden". Auf diese Erklärung waren wir nicht gefaßt und unterdrückten trotz der offenbaren Lüge nur mit Mühe ein Gelächter; Diwib jedoch mußte freigelassen werden, allerdings mit der ausdrücklichen Ermahnung, nie wieder einen toten Strauß zu „finden". — Er wird wohl dann auf seinen Jagdexpeditionen lediglich Swakobmund umgangen haben.

Aber auch unsere häuslichen Dienstboten machten uns, soweit sie Bergdamara und Topnaar-Hottentotten waren, durch ihre Diebereien viel zu schaffen. Fehlte plötzlich irgendwo ein Gegenstand, was nicht zu selten vorfiel, so hatten sicher sie oder einer der auf der Station befindlichen zahmen Affen die Hände im Spiel. Ich muß leider gestehen, daß mein Pavian „Fanny" den anderen in diesen Untugenden nicht nachstand. Schon auf der Reise von Windhoek nach der Küste hatte sich die Dame äußerst mißliebig gemacht.

Es war in Büllsbout. Ziethen hatte in Otyimbingwe eine Anzahl Eier erstanden, die er ihrer Zerbrechlichkeit halber freischwebend in einem Säckchen an der Decke des Zeltwagens aufgehängt hatte, an dessen Außenseite „Fanny" angebunden war. Die Länge des an ihrem Taillengurt angebrachten Riemens gestattete ihr jedoch größere Bewegungsfreiheit als wünschenswert war, und als Ziethen seinen sorgsam gehüteten Schatz heben wollte, um, wenn ich nicht irre, Eiergrog herzustellen, fand er „Fanny" gerade damit beschäftigt, das letzte Ei an dem Stamm eines Anabaumes zu zerschmettern. Außerdem hatte das spaßhafte Tier den Inhalt einer Büchse Fruchtsalz rund um den Wagen verstreut und empfing den entrüsteten Besitzer dieser Herrlichkeiten mit freundlichem Zähnefletschen. Ein Kriegsgericht, das sofort zusammentrat, erkannte dahin, daß „Fanny" auf einer entfernten Klippe auszusetzen sei, womit ich in Anbetracht der vielen bereits von ihr verübten Schandthaten ganz einverstanden war. Das Urteil kam

jedoch nicht zur Ausführung, denn eine aus unseren Jungen und Treibern zusammengesetzte Gruppe von Sachverständigen erklärte, daß ein Affe, der sich einmal an Menschen gewöhnt habe, immer wieder zu diesen zurückkehre, daß wir also „Fanny" nicht los werden würden, sondern daß diese der Kolonne folgen und, aller Bande ledig, nur um so größeres Unheil anrichten werde. Dies Votum gab den Ausschlag; „Fanny" blieb, wo sie war, und hat mich bis zum Jahre 1896 treulich begleitet. Im November dieses Jahres mußte ich sie, da sie zu groß und wild geworden war, in Otyimbingwe erschießen. Unter Palmen liegt sie dort begraben, unvergessen von jedem, dem sie einen größeren Schabernack angethan hat.

Mit Herrn v. Broen, dessen Hausbau rüstig vorwärts schritt, machte ich in der Folgezeit einige kleine Jagdausflüge in die nordöstlichen Namib-Flächen und längs des Meeresgestades nach Norden. Weithin war hier der Sandstrand, der in einer Entfernung von 50 bis 200 m von den niedrigen, aber steilen Abstürzen der sterilen Hochfläche begleitet wird, mit Treibholz bedeckt, und langgestreckte Salzwasserlagunen zogen sich damals noch von der Station aus nördlich und südlich hin, deren eine sich, dicht unterhalb der Gebäude beginnend, bis beinahe zur Mündung des Swakob erstreckte. Auf ihr schwammen unsere beiden Brandungsboote, die, wenn sie gebraucht wurden, nach dem Meere hinübergerollt werden mußten, da sie der Brandung wegen in diesem nicht verankert werden konnten. Später flossen die Lagunen sämtlich aus, nachdem die See die trennenden Sandanhäufungen weggespült hatte.

Weiter nach Norden zu, ungefähr eine halbe Stunde zu reiten, liegt dicht an der tosenden Brandung eine weitausgedehnte Salzpfanne. Ueber einen Fuß tief steht die Sole über dem Lehmboden, und die Ränder des Beckens glitzern von kristallinischen Absonderungen. Ein stark bitter-salziger Geruch kündet die Nähe der Pfanne an, aus der die Hottentotten dicke Salzstücke für ihren Gebrauch zu holen pflegen.

Von hier aus ist die Küste, besonders in der Nähe der Wüstenbai, mit Schiffstrümmern wie besät. Riesige kupferbeschlagene Balken, Bruchteile von starken Masten, zerbrochene Ruder, Planken, Kisten und Tonnen liegen am Strande umher, und dicht nördlich der eben genannten Bai stehen einige aus Walfischrippen und Brettern errichtete, halb zerfallene Hütten, die einst von Schiffbrüchigen bewohnt gewesen sein mögen. Dies alles, die wütende Brandung, die an den fast überall der Küste vorgelagerten Riffen tobt, und die Wracks, die sowohl bei Kap Cross wie auch an den südlichen Gestaden bei Angra Pequena liegen, sprechen für die Gefährlichkeit der Küsten unseres Schutzgebietes. In Walfischbai erfuhr ich, daß um die Mitte unseres Jahr-

hunderts ein portugiesisches Schiff an der Ugab-Mündung gestrandet und die Besatzung, die sich retten konnte, längs des Flusses zum Brandberg gezogen und dort von wilden Bergkaffern ermordet worden sei. Wieviel Schiffe mögen aber an den öden Fels- und Sandküsten gescheitert sein, von deren Schicksal man im Heimatlande niemals etwas erfahren hat. „Mit Mann und Maus verschollen" — heißt es dann, und am fernen Strande vermodern die Planken im Gischt der brüllenden See, und der Sturmwind überweht die angespülten Gebeine der Ertrunkenen mit rieselndem gelbem Sande.

Ebenso schrecklich aber wird das Loos der Schiffbrüchigen gewesen sein, die lebend an das einsame Gestade geworfen wurden. Ohne Kenntniß von der Eigenart des Landes werden sie dem Hunger und Durst oder den Strandräubern zum Opfer gefallen sein, jenen verkommenen und vertierten Naman, welche die öden Wüsten am Meere durchschweifen, bald hier an einer versteckten Wasserstelle lagernd, bald dort sich versammelnd, wo die Flut den ungeschlachten Körper eines verendeten Wals angetrieben hat. Dort hausen sie dann so lange in elenden, rasch errichteten Hütten und Sandlöchern, bis der letzte Bissen der ekten Nahrung verzehrt ist.

In der Nähe der Felsenbai liegt das vollständige Skelett eines großen Wales, umgeben von zerfallenen Pontoks; meilenweit muß das Trinkwasser hierher geschleppt worden sein. Auch die Hütten von Walfischfängern findet man an der Küste, denn diese südlichen Jagdgründe waren einstmals überaus ergiebig, und in neuester Zeit zeigen sich die Wale wieder in großen Scharen, nachdem sie Jahrzehnte hindurch diese Meeresteile fast ganz gemieden haben sollen.

Durch eine Herde spielender Wale kam eines unserer Boote, das ich unter dem Kommando des Bootsmannsmaats Schiller nach Walfischbai segeln ließ, um von dort Bretter und Hafer zu holen, in ernste Gefahr. Ganz dicht rechts und links tauchten plötzlich die ungefügen schwarzen Leiber der Meerriesen auf. Prustend, dicke Wasserstrahlen ausspritzend und mit dem Schwanze die Wogen peitschend umspielten sie das Schiff, dessen Besatzung sich in wenig beneidenswerter Lage befand. Das Auftauchen eines der Tiere unter dem Kiel konnte das Boot zum Kentern bringen, und dann — nun, das Meer wimmelt an unseren Küsten von Haien, und es ist bekannt, daß diese gefräßigen Ungeheuer häufig den Walen folgen. Ich war froh, als das Boot wieder sicher auf unserer Lagune lag, und ließ von nun an nicht mehr nach Walfischbai segeln.

Sehr gefährlich und deshalb verboten war es auch, selbst bei ruhigstem Wetter und spiegelglatter See, in das Meer hinauszuschwimmen, denn die Haie mußten nach Tausenden zählen. Auf einem Ritte nach Walfischbai sah ich

über 40 dieser Tiere, und zwar zählte ich nur die in dem brandungslosen, stillen Teile der Bucht selbst. Ganz nahe am Ufer tummelten sie sich in dem seichten, sonnendurchstrahlten Wasser, und es gelang mir, mehrere der Scheusale durch Revolver- und Büchsenschüsse tödlich zu verwunden.

In Walfischbai hatte ich mehrfach Gelegenheit, dem Fischen der Topnaars beizuwohnen und zu sehen, daß der Hauptteil der mit dem Schleppnetz ans Land gezogenen Beute aus jungen Haien bestand, welche die Naman übrigens verschmähten, während die Brandungsbootsleute der Woermann-Dampfer — Neger von der Kru-Küste — sie sammelten und an Schnüren aufgereiht trockneten. Ich habe selten ekelhaftere Mahlzeiten beobachtet wie die der Krus, und der Zusatz von Haifischstückchen machte ihre „Pfefferſuppe" mit Reis, Ochsendärmen und altem Fett für uns nicht appetitlicher. Da das oben erwähnte Schleppnetz dem englischen Magistrat gehörte, mußten die Naman diesem einen Teil der Fische abliefern, wovon Mr. Cleverly stets einige den anderen weißen Anwohnern als Geschenk sandte. So schwelgten wir denn oft im gastlichen Hause der Herren Mertens und Sichel im Genusse köstlicher Seezungen und anderer wohlschmeckender Fische, welche die Wirtschafterin meisterhaft zuzubereiten wußte.

Der Reichtum jener Meeresteile an schmackhaften Fischen ist ein großer, von kleinen, häringsähnlichen Sorten bis zum mächtigen sogenannten „Schnuck", wohl einer Art Seehecht. Auch Pelzrobben kommen in großen Mengen vor, besonders bei Kap Cross, Ogden-Hafen und Hollams Vogel-Insel, südlich der Empfängnisbucht. Bei Swakobmund, wo öfter einzelne wahrscheinlich kranke Tiere auf dem Lande erlegt wurden, sah man größere Herden selten und nur vorübergehend. Desto zahlreicher waren hier die schwarzen Meerenten, die in dicht geschlossenen, wie militärisch geordneten Scharen von mehreren hundert Stück am Strande zu sitzen pflegen und sich weithin durch unangenehmen Geruch bemerkbar machen. Diese und die unbeholfenen Pinguine mit ihrer fischähnlichen Haut und den verkümmerten flossengleichen Flügeln bevölkern hauptsächlich die dem Festlande vorgelagerten Felseninseln, auf deren größeren Guano gewonnen wird. Pinguineier, von denen ab und zu die Schiffe einige Körbe von den südlichen Inseln mitbrachten, schätze ich als große Delikatesse. Sie ähneln im Geschmack und Aussehen den Kibitzeiern, sind aber drei- bis viermal größer.

In meinem Bestreben, die überaus eigenartigen Verhältnisse des Küstengebietes so schnell und gründlich wie möglich kennen zu lernen, fand ich die beste Unterstützung seitens Hannemanns und Broens, denen ich dafür zu großem Danke verpflichtet bin. Letzterer hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Nachdem er ein Jahr bei der Marine gedient hatte, war er Handels-

agent in einer Woermann-Faktorei an der Westküste Afrikas geworden und hatte später auf einem Südamerika-Dampfer einige Reisen gemacht. Dann wurde er als Angestellter des sogenannten „Goldsyndikats" nach Südwestafrika verschlagen, blieb nach der Auflösung dieser Gesellschaft im Lande und versuchte sein Glück nun nacheinander als Goldsucher, Hafenmeister und Kaufmann. Seine theoretischen und praktischen Kenntnisse waren erstaunlich und mannigfaltig, sei es in Astronomie und Mineralogie oder in Beziehung auf Fauna und Flora. Er war ein ebenso guter Jäger wie geschickter Photograph und Chemiker, kurz ein Mann von umfassender wissenschaftlicher Bildung, die er praktisch zu verwerten verstand, nur etwas unstät und veränderungssüchtig, wie viele Menschen, die lange Jahre hindurch im Auslande gelebt, die viel begonnen haben, und denen vieles ohne eigene Schuld mißglückt ist.

Mit Broen studierte ich damals den von der englischen Admiralität zusammengestellten „Afrika-Pilot", da uns leider die von unserem Reichs-Marine-Amt herausgegebenen diesbezüglichen Bücher nicht zur Verfügung standen. Von Interesse dürfte besonders sein, was dieses Buch in seinem zweiten, die Westküste behandelnden Teile über die Swakob-Mündung sagt. Die Entdeckung der Mündung wird H. M. S. „Espiègle" im Jahre 1824 zugeschrieben, die Lage auf 22° 40′ s. Br. angegeben. Der Fluß wurde damals „Somerset River" getauft, jedoch dabei bemerkt, daß bei den Eingeborenen sein „eigentlicher" Name Tsoakhaub*) sei.

Ferner bringt der „Pilot" einen Bericht des Lieutenants Raxton aus dem Jahre 1845. Dieser Offizier muß nach seinen durchaus richtigen und erschöpfenden Angaben die Örtlichkeit genau und eingehend untersucht haben. Er sagt, die Flußmündung sei etwa 500 Yards breit und dicht mit Vegetation, Schilf, Binsen und einer Schierlingsart (?) bedeckt. Der Fluß müsse oft sehr stark fließen, da er sich seinen Weg durch hohe Granitwände gebrochen habe. Weide für viele tausend Rinder sei in der Nähe vorhanden. Er bemerkt weiterhin, daß vor der Mündung eine Sandbarre liege, daß im Flußbett viele Pfützen seien, und daß „Wasser nur wenige Zoll unter der Oberfläche des Sandes" stets zu finden sei. Auch wird erwähnt, daß die Weide nach Osten hin zunähme und die Straße „für eine Art von Ochsenwagen, wie sie im Lande gebraucht würden", gut sei. Die Länge des Swakob-Laufes wird auf 300 (englische) Meilen, nach Angaben Eingeborener, geschätzt. Das Alluvium bestehe aus schwarzem, salpeterhaltigem Lehm, und vor der Mündung lägen weit in die See hinausragende Felsen, so daß es,

*) Ich schreibe daher auch Swakob, da die Endsilbe „ob" das ballhornisierte „aub" = Wasser ist.

selbst wenn der Fluß Wasser führen sollte, unmöglich sein würde, denselben hinaufzufahren.*)

Angeregt durch die obigen Mitteilungen über die Vegetation an der Küste, will ich noch einige Worte über diese einflechten. Die Schuld an ihrer Armseligkeit tragen wohl zum größten Teil der starke Salzgehalt des Bodens, die Seenebel und die heftigen Winde, vorherrschend südwestliche, westliche und nordwestliche, während östliche (Landwinde) selten sind. Vor einer Reihe von Jahren sollen die Flächen der Namib bis beinahe an die Küste, auf englischer Seite bis an die Dünen, mit Gras bedeckt gewesen sein; seitdem aber sind schlechte, regenarme Jahre gekommen, der Salzgehalt des Bodens ist gestiegen, das Gras verdorrt und der Same verweht. Mit der Regenzeit 1892/93 scheint jedoch eine neue, bessere und an Regen reichere Periode für die Küstengebiete eröffnet zu sein, so daß begründete Hoffnung besteht, durch die Niederschläge den Salzgehalt in tiefere Schichten des Bodens heruntergespült und neuen Graswuchs erstehen zu sehen, wenn nicht die Samenkörner bereits vollständig verkommen sind.**) Doch das erfordert Zeit und — neue Regen.

Die Dünen zeigen nur elende Spuren einiger Arten von Eispflanzen, die kümmerlich dicht am Boden ihr Dasein fristen, und ab und zu niedrige Büschchen eines Klettergewächses, welches die Eingeborenen „Saridi" nennen.

An dieser Stelle sei auch darauf hingewiesen, daß sich mir bereits damals die Überzeugung aufdrängte, daß für den Bau der projektierten Eisenbahn***) in das Innere die Swakob-Mündung die gegebene Anfangsstation sei, besonders auch, da es mir, ganz abgesehen von der Erörterung technischer Fragen, wohl keine unbillige Forderung gegenüber englischen Interessen schien, deutschen Handel für deutsches Hinterland auch durch deutsche Häfen zu leiten. Aber wie lange hat es gedauert, bis es uns gelungen war, die Walfischbai endgültig niederzukämpfen! Daß ich dabei an leitender Stelle mitarbeiten konnte, zuerst als Stationschef von Swakobmund, dann als Chef des Distrikts Otwimbingwe, zu dem auch die Küste gehörte, hat mir immer große Freude bereitet, denn hier haben wir England thatsächlich ganz aus dem Felde geschlagen, und zwar erst nach harten Kämpfen, die auch von gegnerischer Seite mit allen verfügbaren Mitteln geführt worden sind. Doch davon später mehr. — Kehren wir zurück zu den Ereignissen in Swakobmund am Ende des Jahres 1893.

*) Ganz abgesehen von dem starken Gefälle des weiteren Flußlaufes, das schon allein ein Befahren unmöglich machen würde.

**) Auf einen Ersatz dieser Samenkörner aus dem Binnenlande scheint mir kaum zu hoffen zu sein, da, wie bereits bemerkt, östliche Winde selten sind.

***) In der „Damaraland-Concession" war der „S. W. A. Company" für eine bestimmte Zeit vom Reiche das Eisenbahnmonopol für das Damaraland verliehen worden.

Das Weihnachtsfest verlebte ich mit Broen und Mertens, der von Walfischbai herübergeritten war. Ein wilder Tabaksbaum ersetzte die Tanne; des Gefühls des Heimwehs konnten wir uns jedoch an diesem Abend nicht erwehren. So saßen wir denn stiller als sonst bei einander, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, und suchten früh unsere Lagerstätten auf.

Nach den Feiertagen langte, aus dem Inneren kommend, Lieutenant Dr. Hartmann bei uns an, der seit unserer gemeinsamen Ausreise bereits wieder in Europa gewesen und im September mit Dr. Hindorf und einigen Bergleuten in das Schutzgebiet zurückgekehrt war. Diese Expedition hatte er inzwischen nach Otavi in das Concessionsgebiet seiner Gesellschaft*) geführt, wo Dr. Hindorf wirtschaftliche Untersuchungen anstellte und die Bergleute auf Gold und Kupfer schürften. Hartmann brachte Post aus Windhoek mit und zugleich die Nachricht, daß mit dem nächsten im Januar fälligen Dampfer ein preußischer Offizier, Major Leutwein, im Auftrage des Reichskanzlers in Swakobmund eintreffen werde, um eine Informationsreise durch das Schutzgebiet zu machen und eventuell später eine hohe Verwaltungsstellung einzunehmen.

Für den Empfang des Schiffes wurde alles vorbereitet; die Landungsstellen für die Boote genau untersucht, diese selbst kalfatert und gestrichen und am Strande Platz für die neuankommenden Frachten geschaffen, denn ungefähr 60 Wagenlasten lagen noch vom letzten Dampfer am Ufer umher. Es war auch keine Aussicht vorhanden, sie bald nach Windhoek verfrachten zu können, denn von dort hatte man mir geschrieben, daß die Lungenseuche furchtbar unter den Ochsen aufräume, und deshalb nur wenig Wagen nach der Küste abgeschickt werden könnten. Diese mußten ausnahmslos mit Proviant und Munition für die Truppe beladen werden, so daß in Windhoek der Mangel an Wein, Bier, Cigarren und ähnlichem wieder fühlbar genug sein mochte.

Das Klima war inzwischen täglich besser geworden, mittags herrschte oft eine ziemlich empfindliche Hitze, und der Seenebel erschien seltener. Hannemann hatte am Flußbett einen kleinen Garten angelegt und die verschiedensten Gemüse gepflanzt, aber alle Mühe und Arbeit war vergebens, denn die zahlreichen Scharen von Springmäusen und ähnlichem Gelichter fraßen alle jungen Triebe ab. Es war unmöglich, sich der Tiere zu erwehren, und die von uns gelegten Giftpillen schienen ihnen vorzüglich zu bekommen. Auch eine englische Polizeistation war in der Zwischenzeit in Swakobmund dicht am südlichen Ufer des Flusses errichtet worden, ein nettes, weißgestrichenes Holzhaus, das zwei Zimmer und einen Pferdestall aufwies, und über welchem

*) Die South West Africa Company.

stolz von hohem Mast die britische Flagge, der „Union Jack", flatterte. Hier waren stets zwei der hottentottischen Konstabler aus Walfischbai stationiert, die wöchentlich abgelöst wurden. Für uns war dies der regelmäßigen Verbindung mit dem englischen Hafen wegen sehr angenehm. Leider stellten sich in der Folgezeit starke Meinungsverschiedenheiten zwischen der deutschen und englischen Regierung in Bezug auf die Abgrenzung des Walfischbai-Gebietes heraus.*) Während nämlich Major v. François mir gesagt hatte, daß die englische Grenze längs des südlichen Swakob-Ufers bis zum „Nuberowkop" und dann südwärts über Plüm auf die ungefähr in der Mitte des Ortes

Blick auf die englische Station und die Dünen.

gelegene Kirche von Rooibank (Scheppmannsdorf) laufe,**) und sich dort auch die deutschen schwarz-weiß-rot gestrichenen Grenzpfähle vorfanden, behauptete Herr Cleverly, daß als Grenze die Mitte des Flußbettes festgesetzt sei, und daß diese dann östlich bis zum „Dupasberg" ausbiege und das ganze Dorf Rooibank einschließe. Diese Ansicht begründete er damit, daß sich in der amtlichen britischen Grenzbeschreibung der meiner Ansicht nach höchst unklare Passus findet: „including the plateau." So entstanden streitige Gebiete am Laufe des Swakob, zwischen Plüm und Dupasberg und zwischen Rooibank und Deutsch-Ururas am Kuiseb-Flusse, die zu manchen Weiterungen Anlaß gaben, besonders da die Anlage einer Militärstation in Rooibank schon lange vom Major geplant war.***) Im Besitze von Rooibank hätte die

*) Später, als Walfischbai für uns vollständig wertlos geworden war, verloren diese Fragen viel an Bedeutung.

**) In dieser Weise ist die Grenze auf allen deutschen Karten angegeben.

***) Später wurde Deutsch-Ururas besetzt.

Deutsche Regierung den „Kuiseb-Weg", der nach Hoornkrans, Rehoboth und in die Gegend der Naauwkloof führt, vollständig sperren können.

Am 30. Dezember traf der Dampfer „Marie Woermann" auf der Reede von Swakobmund ein. Ich fuhr mit Dr. Hartmann an Bord und begrüßte Major Leutwein, den Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander und eine Anzahl von neuen Ansiedlern. Einige Tage später trafen aus dem Inneren Assessor Köhler und Bureauvorsteher Junker ein, die sich mit dem nächsten „Nautilus" nach Port Nolloth in der Kapkolonie begeben wollten, um über Land Warmbad zu erreichen. Dort beabsichtigte Köhler einen Termin zur Regelung der Besitzverhältnisse im Gebiete der Bondelzwart-Hottentotten abzuhalten. Später traf er dann mit Dove in Südafrika zusammen, und beide reisten über die Ostküste und Ägypten nach Europa.

Es waren schöne Tage, die wir mit Major Leutwein an der Küste verlebten; dieser benutzte die Zeit dazu, sich möglichst über die Verhältnisse des Schutzgebietes zu unterrichten. Hartmann, Köhler und ich berichteten stundenlang über Land und Leute.

Dr. Sander, der von der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Bekämpfung der Viehseuchen entsandt worden war, beschäftigte sich viel mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Den Ansiedlern war übrigens in Deutschland wieder das unglaublichste Zeug vorgeredet worden. Einer derselben wollte durchaus in Nonidas eine — Brauerei errichten, obwohl er nie Brauer gewesen war und auch weder genügende Mittel noch die nötigen Maschinen und Apparate besaß.

Das Entlöschen des Schiffes, zu dem Landungsagent Koch mit 50 bis 60 Hottentotten aus Walfischbai eingetroffen war, ging sehr gut von statten und war am 4. Januar beendet. Dann fuhr der Dampfer nach Walfischbai und holte von dort noch gegen 150 Tonnen der Schutztruppe und der Firma Mertens und Sichel gehörige Güter nach Swakobmund herüber. Die Kru-Neger des Dampfers arbeiteten vorzüglich in der Brandung, durch die sie die beladenen Boote bis zum Strande zu rudern hatten. Hier wurden diese von den Topnaars Kochs entladen und die einzelnen Stücke so weit auf den Strand heraufgeschleppt, daß sie auch bei höchstem Wasserstande vor Durchnässung gesichert waren. Die Menge der Güter verschiedenster Art machte aber nun doch den Bau eines großen, verschließbaren Lagerschuppens notwendig. Dieser wurde Herrn Koch übertragen, der den Auftrag überaus praktisch in der Weise ausführte, daß er die Säcke, Tonnen, Ballen und Kisten zu einem hohen, viereckigen Stapel auftürmen ließ und über diesem den Schuppen aus Holz mit Teerpappdach aufbaute. Auch mein und das Mannschafts-Wohnhaus wurden nun gedielt, die Wände und das Dach mit

Brettern verschalt und Fenster eingesetzt, so daß der Aufenthalt in den Räumen sich erträglicher gestaltete, besonders nachdem dann noch, allerdings erst viel später, die notwendigsten Möbel aus Kapstadt beschafft worden waren.

Ein Besuch, den wir in Walfischbai machten, verlief zu allgemeiner Zufriedenheit. Bei dem Resident-Magistrat fand ein Diner zu Ehren Major Leutweins statt, dem auch die hottentottischen Schulkinder unter Führung ihres Lehrers, des Bastards Gertze, ein Ständchen brachten, indem sie verschiedene deutsche Volkslieder in deutscher Sprache sangen. Missionar Böhm hat unter den Topnaars bewundernswerte Erfolge zu verzeichnen; Kirche und Schule fand ich stets gleich gut besucht, und die Familien Cleverly, Koch und Böhm wetteifern darin, die Naman zu erziehen und ihnen Gutes zu thun. Das wird auch von diesen rückhaltlos anerkannt, und es ist zu hoffen, daß die jüngere Generation verständigere und weniger faule und nichtsnutzige Menschen liefern wird, als es die Mehrzahl der älteren Topnaars ist.

Nach ungefähr 14tägigem Aufenthalt an der Küste fuhren Major Leutwein und Dr. Hartmann in einer Pferdekarre nach Windhoek ab. Auch Dr. Sander war nach dem Inneren aufgebrochen. Er beabsichtigte, über Omaruru und Okahandya nach Windhoek zu fahren und unterwegs bereits so viel Material als möglich für bakteriologische Untersuchungen in Bezug auf Pferdesterbe und Lungenseuche zu sammeln.

Es wurde nun wieder stiller in Swakobmund. Die neuangekommenen Ansiedler hatten sich, so gut es ging, Hütten aus Holz, Walfischrippen und Wagenplänen errichtet, und einige brachte ich in dem von den Matrosen an der Rückseite meines Wohnhauses angebauten Pferdestall unter. Auch eine kleine Veranda mit einem Dache aus Segeltuch zierte jetzt auf der Seeseite meine Villa.

Wenige Tage nach der Abreise Sanders begaben wir uns nach der Bai, und zwar mit einer Maulesselkarre, die den Vertreter von Mertens und Sichel in Windhoek, Herrn Nitzsche, nach der Küste gebracht hatte. Da Nitzsche, Junker und einige andere Reisende nach der Bai reiten wollten, beschlossen Köhler und ich der Abwechselung halber die Karre zu benutzen. Früh um 7 Uhr fuhren wir ab, Köhler und ich im Rücksitz des zweiräderigen Fuhrwerks, vorn auf dem Bock neben einer dem Assessor gehörigen Kiste Champagner der Treiber, Joseph du Plessis, ein Griquabastard. Die sechs starken Maulesel zogen brillant an, in schlankem Trabe ging es vorwärts, und bald überholten wir die Reiter, die vor uns aufgebrochen waren. Nach ungefähr halbstündiger Fahrt erreichten wir die Stelle im Dünengebiet, an der die harte Fläche aufhört und der Weg nun dicht am Meeresgestade sich hinzieht.

Bei Ebbe läßt sich hier recht gut reiten und marschieren, da die von den abgelaufenen Flutwassern eben freigelassenen Sandstrecken feucht und hart sind, aber für ein Gefährt ist der Weg doch recht schwer, wenn es nicht ganz besonders breit konstruierte Räder hat, die es vor dem Einsinken bewahren. So begann denn hier unsere Leidenszeit, denn die Esel weigerten sich entschieden, die plötzlich tief in den Sand sinkende Karre weiterzuschleppen. Als die Reiter mit Hallo und Gelächter an uns vorbeitrabten, sahen sie uns zwar wieder in langsamer Bewegung, dafür aber Köhler und Joseph zu Fuß nebenherlaufend die Esel mit Peitschen bearbeiten und mich — hinten schieben. Bald aber folgte ein erneuter Halt, und keine Macht der Erde vermochte die störrischen Tiere vorwärts zu bringen. „Himmeldonnerwetter!" ruft endlich Köhler, „da werden wir wohl bald in der Bai sein!" — „Ausspannen!" sagt Joseph, und wir strängen die Tiere ab, um sie freundlicher zu stimmen, lassen sie aber in den Geschirren stehen, da es ja doch nichts zu fressen giebt. Wir selbst löschen unseren Durst mit der ersten Flasche Sekt; auch Joseph erhält etwas. Nach einer Stunde wird wieder eingespannt, wir nehmen Platz, Joseph läßt die riesige Bambuspeitsche knallen, und — die Esel rühren sich nicht! Jetzt aber erhebt sich ein Sturm der Entrüstung. Wie der Blitz ist Joseph vom Bock, und nun kommt unter Europens übertünchter Höflichkeit seine ganze Eingeborenennatur zum Durchbruch. Schon hat er den nächsten Esel bei den Ohren und vor Wut außer sich ruft er ihm zu: „Du Lump! Du Schuft! Du Hundesohn! Du Betrüger! Du Faultier! Du dickes, gemeines, faules, vollgefressenes Schwein! Willst du nun? Ich schlage dich tot! Möge die Seuche dich töten! . . ."

Köhler und ich gefährdeten schon längst das Gleichgewicht der Karre, so wanden wir uns vor Lachen. Aber unsere mit elementarer Gewalt ausbrechende Fröhlichkeit reizte Joseph nur noch mehr. „Was ist da zu lachen? Es giebt nichts zu lachen!" brüllte er mehrfach, gegen allen Respekt, bis er endlich, ganz erschöpft, sich auf den Sand setzte und, die Esel anstarrend, immer wieder vor sich hinmurmelte: „Ich fahre nicht mehr mit Eseln — Esel sind nichts für mich!" Wir versicherten ihm, von der Karre herabkletternd, daß dies auch unsere Ansicht sei. Gemeinsam versuchten wir unser Glück aufs neue, und siehe da, als die lieben Tierchen merkten, daß wir die Karre um unser Gewicht erleichtert hatten, zogen sie an. So ging es denn weiter, Schritt für Schritt, und nach mehrmaligem weiteren Ausspannen kamen abends gegen 6 Uhr die Häuser der Bai in Sicht — leere Sektflaschen bezeichneten unseren dornenvollen Weg. Aber noch war nicht alles überstanden, denn die Ebene, auf der die Walfischbai-Niederlassung liegt, war infolge eines steifen Nordwindes überschwemmt, und nur die erhöht liegenden

Gebäude sahen aus dem allerdings ganz seichten Wasser hervor. Durch dieses hatten wir noch 15 Minuten zu fahren und bestiegen an der Landgrenze wiederum die Karre. Zuerst planschten die Esel auch ganz munter dahin, plötzlich aber, noch drei Minuten von den Häusern entfernt, waren sie wieder durch nichts zum Vorwärtsgehen zu bewegen. So standen wir denn mitten im Wasser, und von der Veranda des Sichelschen Stores, von der man uns schon lange mit Fernrohren beobachtet hatte, schollen Lachsalven zu uns herüber. Endlich wurden uns einige barfüßige Hottentotten entgegengeschickt, und diese zogen Esel, Karre und uns aufs Trockene.

Am folgenden Tage fuhren Köhler und Junker auf dem „Nautilus" südwärts, nachdem wir am Abend zuerst bei Mertens, dann an Bord des Dampfers Abschied gefeiert hatten. Das Fest erfuhr zur großen Wut des Schiffskapitäns insofern eine unliebsame Störung, als plötzlich ein Affe, den Köhler mit nach Deutschland nehmen wollte, nachdem er sich draußen, wo er angebunden war, seiner Bande entledigt hatte, durch ein Kajütenfenster auf den Tisch sprang und mit diabolischem Freudengeheul Gläser und Flaschen zertrümmerte.

Auf dem Rückwege nach Swakobmund, den ich zu Pferde zurücklegte, fielen mir die bedeutenden Veränderungen auf, welche die Küste durch eine Sturmflut erlitten hatte. Große, früher dicht am Meere gelegene Dünen waren weggewaschen, und an einer Stelle hatte die See soviel vom Strande fortgespült, daß man, nach dem Lande zu von einem hohen, steil in das Meer abfallenden Sandberge begleitet, durch das Wasser reiten mußte. Überhaupt ist der Weg längs des Strandes bei heftiger Brandung recht unangenehm für den, der nicht ein firmer Reiter ist und ein Pferd sein eigen nennt, welches das Brüllen der See und das Tosen der zusammenstürzenden Brecher gewohnt ist. Tobt doch der ununterbrochene Donner der Brandung oft so sinnverwirrend stark, daß man sein eigenes, laut in den Wind geschrieenes Wort nicht versteht und die Pferde fortwährend zusammenschrecken und scheuen.

Ungefähr eine Reitstunde von der Bai entfernt hatte das Meer eine riesenhafte, unförmige Robbe ausgeworfen, deren Kadaver monatelang an dieser Stelle lag und die Luft verpestete, bis eine neue Sturmflut ihn wieder fortschwemmte. Nach einer solchen Flut wurden auf der englischen Seite der Mündung des Swakob im Wasser, aber ganz dicht am Strande, zwei alte bronzene Geschützrohre aufgefunden, Vorderlader, deren Wappen und Inschriften nicht mehr zu entziffern waren. Vielleicht ist hier ein Schiff von der Flotte des kühnen Portugiesen Diogo Cão gescheitert, der 1485 die Küsten Südwestafrikas berührte und am Kap Croß eine Marmorsäule er-

richtete, die im Jahre 1893 auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers vom Kreuzer „Falke“ nach Deutschland gebracht und in der Marineakademie zu Kiel aufgestellt wurde. Diese alte Säule, die inzwischen durch eine neue, getreu nachgebildete aus Granit ersetzt ist, zeigt das portugiesische Wappen und neben lateinischen Inschriften in portugiesischer Sprache die Worte: „Im Jahre 6685 nach Erschaffung der Welt und 1485 nach Christo ließ der erhabene und glorreiche König D. João II. von Portugal dieses Land entdecken und diese Säule errichten durch seinen Hofkavalier Diogo Cão.“ Die neue Säule zeigt außerdem das deutsche Wappen und die Inschrift: „Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen Wilhelm II. im Jahre 1894 an Stelle der ursprünglichen, im Laufe der Jahre verwitterten Säule errichtet.“ So mögen wohl auch die Geschütze Jahrhunderte hindurch im Schoße des Meeres geruht haben. Das eine Rohr ist jetzt vor dem Hause des Magistrats in Walfischbai aufgestellt, das andere liegt noch am Strande, dort, wo es gefunden wurde.

Wie überall, wo die deutsche Zunge klingt, wurde auch an unserer entlegenen Küste der Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers festlich begangen. Swakopmund prangte im Flaggenschmuck, ebenso auch Walfischbai, wie die von dort eintreffenden Gäste berichteten. Der Magistrat, den ich eingeladen hatte, kam zwar nicht selbst, sandte aber den Chief-Constable Simpson mit Grüßen und Glückwünschen. Ich befahl infolgedessen, daß von nun an in Swakopmund auch an dem Geburtstage Ihrer Majestät der Königin von England geflaggt werden sollte. Nachmittags vereinigte ein Preisschießen alle Anwesenden, und abends fand ein Festkommers in dem geräumigen Store statt, der kurz vorher fertig geworden war. Ein schönes, echt deutsches Fest, ohne Mißklang und voll Begeisterung war diese erste Kaisers Geburtstagsfeier in Swakopmund, die wohl keiner von denen, die mit dabei waren, jemals vergessen wird. —

Auf einem der Jagdzüge, die ich mit Broen unternahm, entdeckten wir in nordöstlicher Richtung ein breites, tiefsandiges Flußbett, dem wir den Namen „Springbock-Fluß“ gaben. Nach der ganzen Richtung und Lage desselben drängte sich uns die Vermutung auf, daß wir ein altes Bett des Swakop vor uns hätten; doch müssen, wenn dies zutrifft, schon Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte, vergangen sein, seitdem hier der Fluß zum letzten Male abgekommen ist.

Wenn man dem Kompaß nach von Swakopmund aus in direkt nordöstlicher Richtung reitet, so erreicht man diese interessante Stelle nach einstündigem, scharfem Ritt. Zuerst geht es über öde Kies- und Sandflächen, dann folgen niedrige Höhenzüge, an denen überall Quarz zu Tage tritt,

plötzlich aber steht man vor dem steilen Absturz des Flußufers, der an einzelnen Stellen bis zu 20 m betragen mag. Mit Leichtigkeit ist auch hier der Reichtum an Quarzadern zu konstatieren. Uns überraschte damals die Menge der Fährten von Zebras, Straußen und Springböcken, und von letzteren trafen wir in dem Flußthal auf größere Rudel bis zu 50 Stück, obwohl wir nirgends Wasser fanden. Entweder wandern also die Tiere bis zum Swakob, oder sie löschen ihren Durst an einer kleinen Wüstenpflanze, die wir in Massen sowohl hier als auch dicht bei Swakobmund antrafen. Es ist dies ein niedriges, blattloses Gewächs von hellgrüner Farbe, das nur aus einer Anzahl dicker Stengel besteht, die eine leicht brackig schmeckende Flüssigkeit enthalten. Saugt man diese aus, so kann man sich wohl auch ohne Wasser einige Tage hindurch vor dem Verdursten bewahren. Die Kenntnis solcher Pflanzen ist für den Reisenden von unschätzbarem Wert, und ich will hier gleich erwähnen, daß es auch im Binnenlande außer der sogenannten Wasserwurzel eine dem Kandelaberkaktus sehr ähnliche Kaktusart giebt, die eine wässrige und trinkbare Flüssigkeit enthält. Der milchige Saft des Kandelaberkaktus jedoch birgt ein stark wirkendes, tödliches Gift. Mein Wissen in dieser Beziehung verdanke ich zum großen Teil Broen und Hannemann und habe es stets zum Gegenstande der Instruktion bei den mir unterstellten Mannschaften gemacht.

Das bis zu 1500 m breite Springbock-Flußthal war zu jenen Zeiten dicht mit Gras bewachsen und endete nach dem Meere zu in einer großen Salzpfanne. Wäre ein Bohrapparat vorhanden gewesen, so hätte ich den Versuch gemacht, Wasser zu schaffen und hier einen Viehposten anzulegen. Einen besseren und geeigneteren Platz für einen solchen kann man sich kaum denken, denn auch nach Norden und Nordwesten zu begrenzen steilabfallende Höhen das Thal.

Die Tage wurden jetzt immer schöner, und wir konnten in den Lagunen baden, deren Wasser eine Temperatur von 17 bis 20° R. zeigte, während die Wärmegrade der See nie über 9° R. stiegen. Abends entzückte uns häufig prächtiges Meerleuchten.

Meine Zeit an der Küste aber näherte sich ihrem Ende, denn in den letzten Tagen des Februar langte Lieutenant Eggers in Swakobmund an und überbrachte mir meine Ernennung zum Distriktschef von Otyimbingwe. Briefe der Majore v. François und Leutwein enthielten die Instruktionen und näheren Angaben über den neu zu gründenden Distrikt, welcher zunächst die Militärstationen Otyimbingwe, Tsaobis, Salem und Swakobmund umfassen sollte; die Station Kanikontes ging ein. Eggers blieb als Stationschef an der Küste, und die Besatzung jedes der kleineren Posten wurde auf mindestens 1 Unteroffizier und 9 Reiter verstärkt.

Ich war über diese Nachrichten hocherfreut und machte mich reisefertig, nachdem ich mich in Walfischbai verabschiedet hatte. Hannemann war ebenfalls nach Otyimbingwe versetzt worden und begleitete mich, als ich mit zwei Wagen und einigen Reitern nach dem Inneren aufbrach. Auch Herr v. Hagen, der nach seinen in Swakobmund lagernden Gütern gesehen hatte, schloß sich uns an, und über Modderfontein—Salem erreichten wir unseren Bestimmungsort.

Bevor ich jedoch auf die Schilderung meiner neuen Thätigkeit näher eingehe, ist es nötig, das nachzuholen, was in der Zwischenzeit an kriegerischen Ereignissen vorgefallen war. Von Eggers bereits hatte ich flüchtig von den unsagbar mühevollen erneuten Kämpfen gehört; in Otyimbingwe erfuhr ich Eingehenderes aus Briefen und Berichten.

Sechstes Kapitel.

Vom Dorisib-Rivier zur Naauwkloof.

Die Kämpfe in der Dorisib-Schlucht und an der Naauwkloof. — Der Vormarsch in das Groß-Namaland. — Waffenstillstand.

Im Oktober bereits hatte sich die Maßregel des Majors v. François, das Bastardland durch die Besetzung einer Anzahl von Wasserplätzen zu schützen, als durchaus wirksam und zweckmäßig erwiesen. Bald hier, bald dort hatten feindliche Abteilungen versucht, in das Gebiet der Rehobother einzufallen, und waren dabei auf die deutschen Grenzwachen gestoßen. So bei Gurumanas und Tsebris. Über ein Scharmützel, das an dem letztgenannten Platze stattfand, berichtet Unteroffizier Lange:

„Nach den Rekognoszierungsgefechten am Dorisib-Rivier am 2. Oktober erhielt ich von Major v. François den Auftrag, mich mit 4 Reitern nach Tsebris, einer Viehstation der Bastards zwischen Gurumanas und Rehoboth, zu begeben. Dort sollte ich eine kleine Befestigung errichten und die Herden der Bastards gegen etwaige Raubzüge Witbois schützen, auch sollte ich in der Richtung auf Hoornkrans fleißig patrouillieren, um über die Bewegungen des Feindes Meldung erstatten zu können.

Am 6. kam ich in Tsebris an. Nachdem ich einen geeigneten Punkt zur Erbauung einer Schanze und festen Niederlassung auf einer kleinen An-

höhe, die sich an einen hohen, steilen Berg lehnte, gefunden hatte, begannen wir noch an demselben Tage mit dem Bau der Schanzen, die wir aus den umherliegenden Felssteinen aufführten. Schon am anderen Tage waren wir so weit fertig, daß wir bequem knieend aus den eingefügten Schießscharten herausfeuern konnten. An demselben Abend ritt der größere Teil der Bastards nach Rehoboth weiter. Ich sandte den Reiter Fieke mit, der auf Befehl des Majors von dort die Besatzung (4 Reiter) mit sämtlichem Proviant und aller Munition zu mir führen sollte. Am Platze hatte ich nun noch 3 Soldaten und den Bastardführer Hans Diergaard mit 15 seiner Leute.

Am Sonntag, den 8., früh morgens ging Hans mit 5 Bastards nach dem eine halbe Stunde entfernten Twee-Rivier, um nach den dort weidenden Rinderherden zu sehen. Zuvor sagte ich ihm noch, wenn er Schüsse höre, so möge er sich dadurch nicht stören lassen, denn ich wolle die Entfernungen nach den umliegenden Bergen erschießen. Hierauf legten wir Soldaten uns am Fuße unserer Anhöhe, an welcher ganz dicht ein kleines Flüßchen vorüberfloß, auf den Boden und sahen zu, wie das Fleisch im Topfe schmorte. Doch wir sollten nicht allzulange so müßig bleiben, denn schon nach kurzer Zeit kam die am Morgen ausgesandte Bastard-Patrouille eiligen Laufes zurück und rief mir schon von weitem sehr aufgeregt zu: „Mister, Mister, die Hottentotts!“ Hieraus entnahm ich, daß die Hottentotten der Patrouille auf den Fersen seien. Im ersten Moment wollte ich es garnicht glauben, daß wir auf unserer jungen Station schon so bald einen Strauß mit ihnen bestehen sollten, aber ich ließ doch vorsichtshalber die Gewehre in die Hand nehmen und ging mit den Soldaten die Anhöhe hinauf nach der Schanze. Von hier aus sah ich auf etwa 800 m 30 Reiter langsam auf unsere Station zureiten. Ich konnte die Zahl genau feststellen, denn sie ritten immer einer hinter dem anderen. Der Zug gewährte, da alle weiße Tücher um den Hut gewunden hatten und anständig gekleidet waren, einen stattlichen Anblick.

Zu dem nun bevorstehenden Kampfe standen mir nur 3 weiße Soldaten und die Bastards zur Verfügung, von denen 5 sich auf einer etwa 1000 m entfernten Höhe als ständige Wache befanden. 2 Bastards sandte ich in eine 100 m rückwärts, ebenfalls auf einer Höhe gelegene Schanze und befahl ihnen, nicht eher zu schießen, als bis von uns Schüsse fallen würden, dann aber sich mit gut gezieltem Feuer am Kampfe zu beteiligen. Die übrigen Bastards behielt ich in der Hauptschanze bei mir zurück, um Leute zum Absenden von Meldungen zu haben. Die 3 Soldaten hielt ich ebenfalls zusammen, weil wir vereint uns gegen eine Uebermacht mit mehr Aussicht auf Erfolg verteidigen konnten, als wenn wir uns durch Verteilung auf alle drei Schanzen zersplitterten. Die anderen beiden Be-

festigungen waren, da sie ebenfalls versteckt auf Höhen lagen, und man von ihnen aus das Vorgelände weithin übersah, gute Beobachtungs- und Stützpunkte und konnten, wenn sie einigermaßen geschickt verteidigt wurden, recht viel nützen, denn hinter den Bergen weideten die Viehherden, und das von drei Seiten kommende Feuer mußte den Gegner über unsere Stärke täuschen. Von dem Berge, an welchen sich die Anhöhe mit der Hauptschanze lehnte, brauchte ich einen Angriff so leicht nicht zu befürchten, denn er war sehr steil und von allen Seiten schlecht zu erklimmen. Das Günstigste für uns war jedoch, daß die Schanze sehr nahe an dem Berge selbst lag, wodurch wir uns im toten Winkel befanden, so daß von der Höhe auf uns abgesandte Geschosse über uns hinwegfliegen mußten.

Mittlerweile war die feindliche Abteilung bis auf 500 m herangekommen, und plötzlich sah ich zu meiner Überraschung, daß der eigentliche Haupttrupp, über 200 Hottentotten zu Pferde und zu Fuß, etwa 300 m weiter rückwärts folgte. Ich befahl nun, nicht eher zu schießen, als bis die vordersten Reiter unten am Flüßchen vor der Schanze angekommen seien. Sollte der Feind aber Miene machen abzusatteln, um zu lagern, so sollte er ruhig absatteln, denn mittlerweile wäre der Haupttrupp auch herangekommen, und das Feuern in den großen Haufen hätte mehr Erfolg gehabt. Doch meine Maßnahmen glückten nicht ganz, denn als der Vortrupp auf 350 m heran war, und wir in gespannter Erwartung auf den anreitenden Gegner sahen, fielen auf einmal von links Schüsse. Die beiden Bastards in der 2. Schanze hatten es mit der Angst bekommen und in ihrer Aufregung ihre Gewehre auf die Hottentotten abgeschossen. Für mich gab es nun kein Besinnen mehr, ich ließ sofort Schnellfeuer abgeben. Die Hottentotten waren über dies unverhoffte, von drei Seiten kommende Feuer so überrascht, daß sie nach wenigen Schüssen ihrerseits in dem welligen, baumreichen Gelände unseren Augen entschwanden. Auf 1500 m sammelten sie sich wieder auf einer Höhe. Ich kommandierte sofort kurz hintereinander zwei Salven und dann lebhaftes Schützenfeuer, das von den anderen Schanzen aufgenommen wurde. Beim Einschlagen der Geschosse stoben sie auseinander und ritten eiligst um die Höhe herum. Nun ging ich mit 2 Soldaten den Hottentotten nach. Bald fanden wir im Dorngebüsch ein Pferd, das sich in ihm mit dem Zügel verwickelt hatte, und außerdem 3 Gewehre. Das Pferd schickte ich durch den Reiter Wieland zur Station zurück, und mit dem Reiter Heyden folgte ich ungefähr $^3/_4$ Stunden Weges den Spuren des Feindes, den wir dann in der Richtung auf Hoornkrans nach einem Gebirgszuge sich zurückziehen sahen. Ich kehrte nun um und sandte Meldung nach Rehoboth. Schon nachmittags um 3 Uhr kamen

von dort Unteroffizier Köstens, Reiter Fieke und etwa 50 Bastards, die nach kurzer Rast sich aufmachten, um zu sehen, wo die Hottentotten geblieben seien. Aber die Bastards konnten noch an demselben Abend beruhigt nach Rehoboth zurückreiten, denn die Witbooi waren unverzüglich nach Hoornkrans zurückgekehrt und ließen sich auch für die Folge niemals mehr bei uns blicken. Tote oder Verwundete waren auf dem Platze nicht zu finden, weil die Hottentotten diese, wenn irgend möglich, mit sich nehmen.

Wie mir nach dem Friedensschlusse von witbooischen Führern erzählt wurde, haben sie 1 Toten und 5 Verwundete gehabt, von denen noch 4 auf dem Transport nach Hoornkrans gestorben sind. Die Absicht, möglichst viel Vieh aufzubringen und Rehoboth selbst zu überfallen (da sie erfahren hatten, daß dort nur wenige Männer anwesend seien) war ihnen gründlich vereitelt worden, denn sie waren in dem Glauben zurückgewichen, die ganze Truppe befände sich bei Tsebris. Wir hatten also eine Beraubung und Überrumpelung der Bastards mit Erfolg verhindert."

Premierlieutenant v. Heydebreck.

In der zweiten Hälfte des November hatte Major v. Francois mit dem Premierlieut. Bethe und 40 Reitern Windhoek wieder verlassen und durchstreifte die Gegend zwischen Rehoboth, Tsebris und Hoornkrans. Am 2. Dezember folgte ihm der Hauptteil der Truppe, neu ausgerüstet und bekleidet und mit Proviant und Munition reichlich versehen, unter dem Kommando des Premierlieutenants v. Heydebreck, 2 Offiziere (Lieutenants Lampe und Eggers), 1 Arzt (Dr. Richter), 14 Unteroffiziere, 116 Reiter und 1 Geschütz stark. Da ich an diesem Feldzuge nicht teilgenommen habe, lasse ich über ihn einen Bericht des damaligen Reiters, jetzigen Sergeanten Franz folgen, welchen er mir auf meine Bitte zur Verfügung gestellt hat:

„Es war am 1. Dezember, als durch Parolebefehl bekannt gegeben wurde, daß die Feldtruppe am nächsten Tage früh um 5½ Uhr zum Abrücken bereitstehen solle. Die für eine längere Abwesenheit aus der Garnison erforderlichen Vorbereitungen waren getroffen, und wir verlebten die letzten Stunden mit unseren zurückbleibenden Kameraden so angenehm, wie es sich unter afrikanischen Verhältnissen thun läßt. Am Abend vereinigte uns ein

Abſchiedstrunk, dann ſuchten wir um 10 Uhr unſere Lagerſtätten auf, um zu den bevorſtehenden Märſchen ausgeruht zu ſein. Pünktlich ſtand die Truppe bereit zum Abmarſch, der ſich jedoch um 2½ Stunden verzögerte, weil die zu dem Transport der Munition, des Proviants ꝛc. erforderlichen Ochſen noch nicht zur Stelle waren. Um 8 Uhr morgens rückte dann die Wagenkolonne in Stärke von 16 Fuhrwerken und einem Feldgeſchütze nebſt Bedeckungsmannſchaften ab. Nach Verlauf einer halben Stunde folgten wir. Der Tag war ziemlich heiß, und die Sonne brannte uns unbarmherzig auf den Pelz. Um 12¼ Uhr erreichten wir nach ununterbrochenem Marſche vollſtändig erſchöpft die erſte Waſſerſtelle. Die Hoffnung, den quälenden Durſt durch einen Trunk friſchen Waſſers ſtillen zu können, ſollte ſich leider nicht erfüllen, da das ſich hier in der Regenzeit anſammelnde Waſſer durch die große Hitze der letzten Tage vollſtändig verdunſtet war. Wir mußten von dem in Fäſſern auf den Wagen mitgeführten Waſſer leben, und zwar erhielt jeder Mann einen Viertelliter. Genügte dies auch nicht, um unſere lechzenden Gaumen ganz zu befriedigen, ſo hatten wir uns doch nach zweiſtündiger Raſt ſoweit erholt, daß der Marſch, welcher über das Auas-Gebirge führte, fortgeſetzt werden konnte. Abends 9 Uhr erreichten wir die nächſte Waſſerſtelle, Aris, wo wir todmüde und im höchſten Grade abgeſpannt den peinigenden Durſt löſchen konnten. In ſolcher Situation lernt man den Wert eines Schluckes Waſſer erſt richtig ſchätzen. Da die Wagenkolonne infolge Mattigkeit der Ochſen noch nicht heran, die Nacht aber enorm kalt war, und unſere Decken und Mäntel ſich auf den Wagen befanden, ſuchten wir die vom Schweiß durchnäßte Kleidung, ſo gut es eben ging, am Feuer zu trocknen. Endlich des Nachts gegen 1 Uhr rückten die Wagen an, ſo daß wir uns nun der nötigen Ruhe hingeben konnten. Von Aris ging es neu geſtärkt und friſchen Muts unſerem Ziele Hoornkrans entgegen, das am 7. Dezember erreicht wurde. Major v. François war bereits am Tage vorher mit 40 Reitern daſelbſt eingetroffen und hatte ſchon eine kleine Plänkelei mit der von den Hottentotten vorgeſchobenen Poſtenlinie zu beſtehen gehabt. Nachdem die Wachen ausgeſtellt waren, ſorgten wir für unſeren knurrenden Magen. Der Proviant wurde empfangen, und nach kurzer Zeit ließen wir uns den Waſſerreis und das „Hottentottenbeef“ (eine dünne mit Salz gewürzte und auf der Glut geröſtete Fleiſchſchnitte) munden. Eine Taſſe Mokka mit einem Stück ſelbſt gebackenen Brotes bildete die Nachſpeiſe. Nachmittags 5 Uhr brachte eine der zur Rekognoszierung abgeſandten Patrouillen die Meldung, der Feind habe ſich in den „roten Bergen“ verſchanzt. In zwei Kompagnien formiert rückte die Truppe am anderen Morgen gegen dieſe Stellung vor, die 1. Kompagnie um 3, wir von der 2.

um 4 Uhr. Unser Führer, Premierlieutenant v. Heydebreck, hatte den Auftrag, eine sich 600 m vor den roten Bergen hinziehende Hügelkette zu besetzen, und diese Stellung hatten wir beim Morgengrauen eingenommen. Da sich noch nichts vom Feinde blicken ließ, wurde eine Patrouille vorgeschoben, welche den Befehl erhielt, soweit gegen die mutmaßliche Verteidigungslinie des Gegners vorzugehen, bis sie Feuer erhalte. Der Führer dieser Abteilung schickte aber schon nach Verlauf von 20 Minuten die Meldung zurück, daß die Hottentotten ihre Stellung geräumt und sich in südöstlicher Richtung zurückgezogen hätten. Nach einstündiger Rast, während welcher beide Kompagnien in kleine Abteilungen zu je 8 bis 10 Mann formiert wurden, machte uns der Herr Major mit dem Angriffsplan gegen die nunmehr vom Feinde eingenommene Stellung bekannt. Diese sollte durch einen Gürtel von Patrouillen vollständig umzingelt werden. Wennschon dieses Manöver all unsere Energie und Ausdauer erforderte, da das Gelände ein wahres Labyrinth von tiefen Schluchten, in denen der Tag zur Nacht wird, und schroff abfallenden Felswänden bildet, so konnten wir doch auf sicheren Erfolg rechnen. Der Feind sollte entweder aus dem wilden Goab-Revier herausgeworfen oder vollständig eingeschlossen und dann zerquetscht werden. Der ihn umklammernde Ring wurde von Tag zu Tag enger zusammengezogen. Widerstand fanden nur die Bastards unter Hans Diergaard bei Areb, aber sie überfielen den Feind und warfen ihn aus seinen Schanzen, in denen er vier Tote zurückließ, während die Artillerie ihn aus der festen Stellung bei Gustagus vertrieb. — So kam der fünfte Tag, an welchem der allgemeine Angriff erfolgen sollte, heran; mit fieberhafter Spannung erwarteten wir das Signal zum Vorgehen, doch wer beschreibt unser Erstaunen, als statt dessen die Meldung kam, der Vogel sei ausgeflogen! Diese Nachricht wirkte einfach verblüffend auf uns; es war fast unmöglich, an sie zu glauben, aber aufgegriffene Hottentottenfrauen bestätigten, daß Hendrik einen Ausweg gefunden und nach Süden geflohen sei. Sofort änderte der Major seinen Plan, und die Truppe drang auf Areb vor. Der Feind hatte den Goab verlassen. Wir fanden seine aus 400 Pontoks bestehende Werft, welche auf einem von hohen, steilabfallenden Bergen umgebenen Hügel lag. Nachdem die Hütten niedergebrannt waren, wurde die Verfolgung aufgenommen. Ein mit 10 Paar Ochsen bespannter Wagen, welcher von vier Hottentotten begleitet war, wurde abgefangen; die Raman wurden erschossen. Nach siebenstündigem, beschwerlichem Marsche kochten wir in Areb ab. Am nächsten Morgen marschierten wir nach Zwartfontein, welches unmittelbar an den uns vom Meere trennenden Sanddünen liegt. Da sich hier die Spur des Feindes verlor, ging es tags darauf nach Areb zurück. Einen Vizefeldwebel und

10 Reiter ließen wir jedoch in gut gedeckter Stellung in Zwartfontein, um diesen wichtigen, wasserreichen Platz zu decken. Es hatte sich nämlich inzwischen herausgestellt, daß der Feind sich noch im Gebirge, und zwar in der Dorisib-Schlucht befand. Eingebrachte Gefangene hatten dies berichtet und Patrouillen es bestätigt. Wieder wurde die Truppe geteilt. Die 1. Kompagnie unter Major v. François rückte nach Westen in das Gebirge vor, und wir verschanzten uns stark in Areb, da hier für längere Zeit Halt gemacht werden sollte. Es wurden nun vom Lager täglich mehrere starke Patrouillen abgeschickt, um die feindliche Stellung auszukundschaften, jedoch stets kehrten sie unverrichteter Sache zurück. In diese Zeit fielen die Weihnachtsfeiertage. Um sie würdig zu begehen, wurde eine gründliche Reinigung des ganzen Menschen vorgenommen. Die seit drei Wochen nicht gewechselte Montierung und Wäsche wurden gewaschen und ausgebessert, so daß wir uns wieder als zivilisierte Menschen fühlen konnten. Der heilige Abend nahte und mit ihm die Festtagsstimmung. Feierliche Stille breitete sich über das sonst so bewegte Lager aus. Ein jeder von uns beschäftigte sich wohl mit dem Gedanken an die Heimat. Der Ruf: „Antreten!" verscheuchte die Traumbilder, welche uns umgaukelt hatten, und ein jeder strebte dem Alarmplatze zu. Doch wer beschreibt unsere Freude, als wir dort einen aus einem Dornstrauch bestehenden, mit Papier und dürrem Gras behangenen Weihnachtsbaum erblickten! Nicht in lautem Jubel gaben wir unsere Freude kund, sondern in andachtsvoller Ruhe stand stumm Mann an Mann. Zaghaft ertönte zuerst von Einzelnen, dann von Allen das schöne Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht". Nach Beendigung des Gesanges hielt unser hochverehrter Führer, Premierlieutenant von Heydebreck, eine zu Herzen gehende Ansprache, in welcher er unser Weihnachtsfest mit dem im deutschen Vaterlande verglich, und zum Schlusse sangen wir: „O, du fröhliche, o, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Den ersten und zweiten Feiertag verlebten wir sorglos unter verschiedenen Belustigungen, am dritten früh aber um $5^1/_2$ Uhr wurde eine aus 12 Freiwilligen bestehende Patrouille unter Führung des Feldwebels Pohl, zu der auch ich mich meldete, abgesandt. Unsere Parole hieß: „Wir kehren nicht eher zurück, als bis wir den Schlupfwinkel des Gegners entdeckt haben."

Es war 10 Uhr vormittags; noch hatten wir nichts vom Feinde bemerkt. Müde und vom Durst geplagt kletterten wir auf allen Vieren einen steilen Abhang hinab, um aus einem sich in der Schlucht hinziehenden Bache zu trinken; kaum aber hatten wir die schützenden Felsen verlassen, da begrüßte uns auch schon die jedem wohlbekannte Musik der „blauen Bohnen". Sofort sandten wir unsere Gegengrüße und suchten unter beständigem Feuern

den eben von uns verlassenen Berg wieder zu gewinnen, was uns auch gelang. Auf dem Gipfel angelangt, verschanzten wir uns, so gut es eben ging. Später stellten die Hottentotten das Feuer ein, und wir wollten den Rückzug antreten. Doch wir hatten „die Rechnung ohne den Wirt" gemacht, denn kaum hatte sich ein Kamerad aus seiner Deckung hervorgewagt, da fegte auch schon ein Kugelregen über unsere Köpfe. Leider konnten wir das Feuer nur mit der größten Vorsicht erwidern, denn unser Berg lag bedeutend niedriger als die Stellung der Feinde. Nun gingen die Hottentotten in mindestens zehnfacher Ueberzahl plötzlich seitwärts vor und hatten uns nach kurzer Zeit fast vollständig umzingelt. Schon war einer von uns schwer verwundet und die Lage äußerst kritisch. An ein Durchschlagen, das uns sonst wohl geglückt wäre, war des Verwundeten wegen nicht zu denken. Da erbot sich Reiter Guder, zurückzueilen und Hilfe zu holen. Dem Hagel von Geschossen, der auf ihn abgeschickt wurde, als er aufsprang, entkam er glücklicherweise unverletzt, und es glückte ihm, sich durchzuwinden. Daß unsere Lage nicht beneidenswert war, wird sich ein jeder vorstellen können: $4^1/_2$ Stunden lagen wir auf ein und derselben Stelle, sahen die Geschosse vor, hinter und neben uns einschlagen, und dabei war es fast unmöglich, die gut gedeckten gelben Spitzbuben aufs Korn zu nehmen. Dazu kam noch die Ungewißheit, ob und wann wir auf Befreiung rechnen durften. Diese war aber näher als wir glaubten. Bei Areb hatte man das Schießen bereits gehört, ehe Guder ankam, und Lieutenant v. Heydebreck rückte sofort in zwei Kolonnen vor, deren eine unter Lieutenant Eggers dem uns umschließenden Feinde in den Rücken fiel. Die ganze Stellung der Hottentotten war um 2 Uhr mittags aufgerollt. Auch von Westen her, wo die 1. Kompagnie gemeldet war, hörte man heftiges Feuern. Nun wurde für unseren verwundeten Kameraden eine provisorische Tragbahre hergestellt, und nachdem ihm der Lazarettgehilfe nochmals einen Notverband angelegt hatte, löschten wir unseren Durst und traten den Rückmarsch an. Unser Kompagnieführer stellte die Verbindung mit der 1. Kompagnie durch Patrouillen her. Wir wußten nunmehr, wo sich der Feind befand, und konnten dementsprechend handeln. Nachdem die Dorisib-Schlucht, in welcher sich die Hottentotten verschanzt hatten, und die sie begrenzenden Berge von uns umzingelt waren, wurden sämtliche Ausgänge noch abends stark besetzt, so daß ein Entkommen des Feindes, sofern jeder von uns seine Schuldigkeit that, unmöglich schien. Dies ahnten die Hottentotten, denn täglich versuchten sie unsere Postenkette zu durchbrechen, mußten sich aber stets unter großen Verlusten zurückziehen. Am 28. kam der Major nach Areb und gab Befehle aus.

In der Nacht rückten dann, während alle Ausgänge besetzt blieben, Abteilungen der 1. Kompagnie unter den Lieutenants Bethe und Lampe in die Dorisib-Schlucht vor, und am 29. entspann sich ein heftiges Gefecht. Lieutenant Lampe hatte ein Feldgeschütz auseinandernehmen, die einzelnen Teile auf einen hohen Berg schleppen und dort wieder zusammensetzen lassen, auch die Munition wurde heraufgetragen. Von dort aus sauste nun Geschoß auf Geschoß in den Feind, dessen Lage immer schwieriger wurde, denn auch Abteilungen meiner Kompagnie drangen bis hart an die Schlucht vor. Ununterbrochen dauerte der Kampf bis zum 31. abends, Granate auf Granate wurde in das feindliche Lager gesandt, eine als Neujahrsgruß Punkt 12 Uhr nachts. Noch am Abend des 31. nahm Lieutenant Lampe eine große feindliche Schanze im Sturm, und in der Nacht zum 1. Januar 1894 suchten die Witboois bei uns durchzubrechen. Unsere Posten aber warfen sie in die Schlucht zurück. Das Gefecht dauerte bis zum Morgen, dann wurde es still, und als nun Patrouillen vorstießen, fanden sie die Stellungen geräumt. Wie wir später erfuhren, hatten die Hottentotten gegen Morgen versucht, an der Stellung der Bastards durchzubrechen, und dies war ihnen auch unter Zurücklassung ihres Viehes und unter Verlust von vielen Toten und Verwundeten geglückt. Ein grauenhaftes Bild zeigte sich uns, als wir das Lager des Feindes absuchten. Unsere Granaten hatten kolossale Verwüstungen angerichtet. Wir erbeuteten 50 bis 60 Pferde, mehrere hundert Stück Rindvieh, viele Gewehre und Munition. Die Zahl der Toten auf feindlicher Seite konnte nicht genau ermittelt werden, aber viele frische Gräber und Blutspuren fanden sich; auf unserer Seite hatten wir nur 2 Verwundete und 2 durch Sturz von Felsen schwer Verletzte.

Am 4. Januar verließen wir Areb und marschierten nach Süden bis zum Bloemfisch-Fluß. Durch Gefangene hatten wir erfahren, daß ein Sohn Witboois die Verteidigung der Dorisib-Schlucht geleitet hatte, der Häuptling selbst aber mit einem Teil seiner Leute nach dem Süden gezogen war, um für geraubtes Vieh Munition einzutauschen. Um ihm den Rückzug abzuschneiden, und weil bei Grootfontein in der „Geigab", der „großen Ebene", die Herden Hendriks weiden sollten, schlugen wir die Richtung auf Nomtsas ein, das am 19. Januar erreicht wurde. Hier erfuhren wir jedoch bald von gefangenen Buschmännern, daß der Munitionstransport schon zurückgekehrt sei. So traten wir denn am folgenden Tage in Eilmärschen den Rückweg an und stießen bereits nachmittags auf eine starke Abteilung Hottentotten, die in ein Kreuzfeuer geriet, denn ein von Windhoek kommender, sehnlichst erwarteter Proviantransport unter Unteroffizier Spatz griff von entgegengesetzter Richtung an. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen.

Unsere Spitze hatte plötzlich einen Reitertrupp vor sich gesehen, und darauf-hin ließ Premierlieutenant v. Heydebreck einen Zug unter Lieutenant Eggers vorgehen. Dieser erhielt Feuer von zwei Bergen, die einige hundert Meter seitwärts der Straße und der Reiter lagen, und eröffnete nun seinerseits das Feuer auf die Reiter, die davonpreschten. Nun ging die Kompagnie in Schützenlinien im „Marsch — marsch" gegen die Höhen vor, als zu unserem Erstaunen im Rücken des Feindes ein Kanonenschuß fiel, dem Gewehrfeuer folgte. Die Naman, die gut beritten sein mußten, stoben nach allen Rich-tungen auseinander, und jetzt zeigte es sich, daß die zuerst von uns beschos-senen Reiter Bastards waren, die zur Bedeckung des Proviant- und Muni-tionstransportes gehörten. Sie wiederum hatten von der Anwesenheit der Witboois keine Ahnung gehabt und waren mitten zwischen die von diesen besetzten zwei Berge geraten, so daß wir sie vor noch größeren Verlusten bewahrt hatten. Durch unser Feuer war ein Bastard getötet und einer verwundet worden. Major v. François, der mit einer Abteilung unter Premierlieutenant Bethe noch in Nomtsas geblieben war, um nach Groot-fontein vorzurücken, eilte auf den Schall des Feuers herbei und verfolgte die Witboois eine Zeit lang. Dann rückten beide Kompagnien gegen die Naauwkloof vor, einen Gebirgsstock, in den sich Hendrik zurückgezogen haben sollte. Dies hatten von den Bastards gefangene Buschleute berichtet. Mit uns vereinigten sich nun die Mannschaften des Proviantransportes, 10 Reiter und 15 Bastards. Unsere Freude war groß, als wir den so lange erwar-teten Transport erblickten; sollte sich doch nun unsere Lage zum Besseren wenden. Schon seit acht Tagen war Schmalhans Küchenmeister. Da der Proviant zur Neige ging, wurden nur noch halbe Portionen ausgeteilt, die aus stockigem Reis und nicht immer frischem Ochsenfleisch bestanden. Außer-dem war unsere Montierung und vor allem die Fußbekleidung in recht trauriger Verfassung. Die Mehrzahl von uns hatte sich bereits, um die Füße einigermaßen vor eindringenden Dornen und scharfkantigen Klippen zu schützen, dieselben mit aus dem Rock getrenntem Futter oder Unterzeug be-wickelt, so daß wir Lappländern mehr ähnelten, als deutschen Soldaten. Mit wahrer Freude begrüßten wir daher den 23., an welchem die neu ein-getroffenen Sachen nach Bedarf verteilt wurden. Nachdem dies geschehen war, suchten wir auch den Magen wieder zu versöhnen, was uns, nachdem wir ihm verschiedene Hammelkeulen zugeführt hatten, auch glücklich gelang. Am 29. langte die Truppe vor der Naauwkloof an, die einen gewaltigen, er-drückenden Anblick gewährte. Noch spät in der Nacht gingen Patrouillen von beiden Kompagnien vor; von uns Unteroffizier Seiler mit 3 Soldaten und 6 Bastards.

Am anderen Morgen gegen 10 Uhr kamen die zu der Patrouille gehörenden Bastards in atemloser Hast zurück gelaufen und berichteten, daß sie ziemlich weit in der Schlucht vorgedrungen seien und keine Spur vom Feinde gesehen, dann aber ganz unerwartet von drei Seiten Feuer bekommen hätten; zwei von den Bastards waren verwundet. Sofort wurde das Lager alarmiert, und wir standen bereits zum Abmarsch bereit, als der Reiter Becker, welcher auch zu der Patrouille gehörte, zurückkam und den Bericht der Bastards bestätigte, mit dem Zusatz, daß der Patrouillenführer Seiler durch den Unterleib, ein Mann durch den Kopf und der Dritte durch beide Knöchel geschossen wären. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Im Geschwindschritt, der sich bald in Laufschritt verwandelte, eilte die 1. Kompagnie, die Geschütze nebst 30 Reitern unter Premierlieutenant Bethe voraus, den Kameraden zu Hülfe. Vor der Naauwkloof, welche die Hottentotten besetzt hatten, angekommen, suchte die Abteilung Bethe in die Schlucht einzudringen, mußte aber infolge des furchtbaren gegnerischen Feuers davon abstehen. Kurz darauf langte Lieutenant Lampe mit den Geschützen an und griff in das Gefecht ein. Die Berge rechts und links des Schluchteinganges wurden bestrichen, aber der Feind wich nicht aus seinen Stellungen. Die 2. Kompagnie rückte nun auch weiter vor; am Abend jedoch kamen alle Vorwärtsbewegungen ins Stocken, und die Nacht mußte abgewartet werden. 45 berittene Bastards hatte Major v. François nach Büllspoort gesandt, aber auch sie konnten sich den Eingang in das stark besetzte Thal nicht erzwingen. In der Nacht vom 30. zum 31. gingen stärkere Patrouillen gegen das Gebirge vor; Lieutenant Lampe mit 15 Mann erklomm zuerst den links des Schluchteingangs liegenden Berg, wurde aber dann so heftig angegriffen, daß er unter Verlust eines Toten, des Reiters Kramarz, die Stellung aufgeben mußte. Von mehr Glück begünstigt waren wir, Feldwebel Rohloff und 6 Mann, die wir den Berg rechts der Schlucht nehmen sollten. Die Hottentotten, auf einen Angriff von dieser Seite nicht vorbereitet, da sie es anscheinend für unmöglich hielten, daß ein Mensch diese fast senkrecht abfallende Felswand erklettern könnte, sollten ihre Sorglosigkeit schwer büßen. Mit eiserner Kraftanstrengung, indem einer den anderen unterstützte, gelang es uns, jedes verdächtige Geräusch vermeidend, den Berg zu erklimmen. Oben angelangt sahen wir ungefähr 20 Schritte von uns entfernt einen feindlichen Posten, welcher schlafend auf einem Felsblock saß, und etwa 50 m zurück lagen um ein glimmendes Feuer 28 Hottentotten. Auf ein von Feldwebel Rohloff gegebenes Zeichen gaben wir zu gleicher Zeit Feuer. Die, welche nicht von unseren Geschossen getroffen wurden, ergriffen die Flucht, vom Schnellfeuer verfolgt. 3 Tote, 1 Schwerverwundeter und 7 Ge-

wehre fielen in unsere Hände. Am Morgen erhielten wir durch Lieutenant Eggers und 8 Mann Verstärkung. Durch die Einnahme dieser Stellung war es unseren Kameraden möglich, in der Schlucht vorzugehen. Dort faßte die Abteilung Bethe wieder an, während Lieutenant Lampe zum zweiten Male den Kramarz-Berg erstieg. In den Schluchteingang war auch von der 2. Kompagnie schon morgens der Unteroffizier Lange mit 6 Mann eingedrungen. Er brannte eine Werft nieder, besetzte die Wasserstellen und ging dann in der Schlucht weiter vor, wo er die Leichen Seilers und der Reiter Höllscher und Skolik fand. Auf eine diesbezügliche Meldung an den Truppenkommandeur erschien bald darauf Lieutenant Lampe mit 20 Mann, um die Gefallenen zu begraben. Donnernd rollten, in den Bergen widerhallend, die drei Salven über das Grab. Die Patrouille Lange deckte die feierliche Handlung gegen etwaige Angriffe, die aber nicht erfolgten; dann drang sie mit anderen Patrouillen vereint weiter vor. Auch Major v. François und Lieutenant Bethe ritten weit in das Gebirge hinein, ohne jedoch vom Gegner etwas zu bemerken. Dieser hatte sich bereits am Morgen tief in das Innere der Naauwkloof zurückgezogen. In der Werft Witbooi's fand sich ein Brief an den Major, in dem der Häuptling um Schonung bat." —

Aber ein weiteres Verfolgen des Feindes verbot sich von selbst. Die Kräfte jedes Einzelnen waren infolge der furchtbaren Anstrengungen dieses zehnwöchentlichen Feldzuges auf das Äußerste erschöpft, der Proviant ging zur Neige, und Zug- und Reittiere waren kaum noch gebrauchsfähig. Daher gab Major v. François den Befehl zum Rückmarsch, und am 14. Februar zog die Truppe wieder in Windhoek ein.

Hier war inzwischen Major Leutwein eingetroffen, und in den Beratungen, welche die beiden Majore nun pflogen, wurde beschlossen, sobald als möglich in zwei Kolonnen in das Namaland einzurücken, den Feind zunächst nur zu beobachten, ihm aber vor allem seine rückwärtigen Verbindungen durch die Anlage einer Anzahl neuer Stationen im Süden abzuschneiden. Da die Feldtruppe durch die beabsichtigten Stationsgründungen sehr geschwächt werden mußte, wurde eine Verstärkung aus Deutschland erbeten.

Während nun schon einige Tage nach dem Eintreffen der Truppe in Windhoek Major v. François über Rehoboth wieder nach dem Süden aufbrach, wandte sich Major Leutwein zunächst ostwärts dem Stromgebiete des Nosob zu, wo Khauas- und Simon Kopper'sche Hottentotten fortdauernd den Landfrieden störten. Obwohl sie allerdings nicht gewagt hatten, sich den Witbooi'schen offen anzuschließen, so konnte doch über die Gesinnung dieses Raubgesindels der deutschen Sache gegenüber kein Zweifel bestehen. Außer-

dem aber hatten die Khauas, ohne einen anderen Grund als Raub- und Mordlust zu haben, die Niederlassungen friedlicher und fleißiger Betschuanen bei Aais überfallen, ausgeraubt und die kriegsungewohnten und fast wehrlosen Bewohner zusammengeschossen. Auch der Mord des Händlers Krebs war noch ungesühnt, und Abgesandte der Betschuanen hatten bei Major v. François Klage geführt.

In der zweiten Hälfte des Februar verließ die Ostkolonne unter Premierlieutenant v. François Windhoek. Sie bestand aus einer Fuß- und einer berittenen Abteilung, einem Geschütz und mehreren Wagen. Lieutenant v. Ziethen führte die Reiter. Um das eigentliche Ziel des Marsches möglichst lange zu verschleiern, wurde zunächst in der Richtung auf Rehoboth vorgerückt und dann plötzlich östlich nach dem Schaffluß zu abgebogen. Hier stieß Major Leutwein zu der Truppe, deren Führung er nun übernahm. In Eilmärschen ging es auf Aais los. Der Platz bot einen traurigen Anblick. Die Mordbrenner der Khauas hatten ihre Arbeit gründlich gethan; die Häuser waren niedergebrannt, die Gärten verwüstet. Nach mehrtägiger Rast, während welcher mit den Betschuanen verhandelt und ihnen eine deutsche Besatzung zugesichert wurde, zog die Truppe weiter, dem Laufe des Nosob südwärts folgend. Ein Teil der Betschuanen schloß sich unter ihrem Kapitän dem Vormarsche an, aber diese wenig kriegerischen Kaffern waren so verängstigt und in steter Furcht vor den Khauas, daß es Ziethen, dem Führer der Avantgarde, sehr schwer wurde, aus ihrer Terrainkenntnis Nutzen zu ziehen. Je näher man dem Lager der Khauas in Naosannabis kam, um so mehr suchten sich die Betschuanen zu drücken und unter allerhand nichtigen Vorwänden zurückzubleiben.

Früh am Morgen war es, als die Truppe nach beschwerlichem Marsch überraschend vor Naosannabis erschien. Der Kapitän der Khauas, Andreas Lambert, machte zuerst gute Miene zum bösen Spiel und kam mit seinen Großleuten in das deutsche Lager, um seine Ergebenheit zu bezeugen. Auf seine Bitte erhielt er die Erlaubnis, in das Dorf zurückkehren zu dürfen, doch wurden einer seiner Brüder und der Feldkornet und Magistrat Bledermuis als Geiseln festgehalten. Die Naman zeigten sich zuerst recht freundlich und brachten Milch und anderes in das Lager, aber bald sollte sich zeigen, daß dies nur Verstellung war, denn kurz vor Sonnenuntergang meldeten die Bastardtreiber der Truppe, daß die Khauas alle Vorbereitungen zu einer eiligen Flucht träfen. Weiber und Kinder hätten sie bereits in aller Stille vorausgeschickt und ließen nun ihre Pferde von der Weide holen. Auf diese Nachrichten hin befahl Major Leutwein seinen beiden Offizieren, von zwei Seiten gegen das Dorf vorzugehen, die beabsichtigte Flucht der Khauas zu

verhindern und Pferde, Gewehre und Munition zu beschlagnahmen. Den Lieutenant v. Ziethen aber beauftragte er besonders, unter allen Umständen den Kapitän, tot oder lebendig, in das Lager zu bringen. Er selber übernahm das Kommando über dasselbe. Andreas Lambert, den man wie alle kampfesfähigen Männer im Kreise seiner Großen mit schußbereiten Gewehren in seiner Hütte sitzend antraf — die Pferde gesattelt vor der Thür — wurde von Ziethen gefangen genommen und in das Lager geführt. Gegen zwanzig Pferde, zum großen Teil mit Sattelzeug, und über fünfzig Gewehre nebst reichlicher Munition wurden von dieser Abteilung erbeutet. Die folgenden Tage füllte die Verhandlung gegen den Kapitän aus. Er war angeklagt, die Betschuanen grund- und rechtlos überfallen und beraubt, sowie den Mord des Händlers Krebs befohlen zu haben, weil dieser ihn an die Bezahlung einer Schuld gemahnt hatte. Nach kriegsgerichtlichem Urteil wurde Lambert dieser Thaten für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. An seiner Stelle wurde sein Bruder provisorisch als Kapitän eingesetzt. Lieutenant v. Ziethen erhielt den Befehl, den Häuptling erschießen zu lassen, und dies wurde am anderen Morgen ausgeführt. Leider war der Feldkornet Bleder-Rebel entflohen.

Lieutenant v. Ziethen.

Dann setzte die Truppe den Marsch in der Richtung auf Gochas fort, um Simon Kopper zur Anerkennung der deutschen Schutzherrschaft zu zwingen. An dem Wege dorthin standen alle Werfte leer, die Bewohner waren auf das Gerücht von der Hinrichtung des Khauas-Häuptlings geflohen. In der Morgendämmerung eines Märztages besetzte Ziethen mit der berittenen Abteilung und einem Geschütz einen Höhenzug bei Gochas, da erkundet worden war, daß die große Straße nahe am Orte von den Hottentotten, die sich verschanzt hatten, stark besetzt sei. Die Fußabteilung und die Wagenkolonne marschierten mit großem Abstande auf der Heerstraße vor. Von der Höhe aus beherrschte die berittene Abteilung das Dorf vollkommen. Major Leutwein ritt nun, nur von einem Unteroffizier, einem Trompeter und einem schwarzen Diener begleitet, in das Dorf zu Simon Kopper. Das Geschütz der Abteilung von Ziethen war auf das Haus des Kapitäns eingerichtet, die Reiter lagen gefechtsbereit in Schützenlinien. Major Leutwein hatte mit

dem Lieutenant v. Ziethen verabredet, daß, wenn er mit dem Taschentuche winke, dies Krieg, also Feuer bedeuten sollte. Doch dazu kam es nicht. Simon Kopper bat sich eine Bedenkzeit aus, die ihm auch gewährt wurde, und am Nachmittage wurde auf der den Platz beherrschenden Höhe ein festes Lager bezogen. Da der Häuptling jedoch zu zögern schien, den Schutzvertrag anzunehmen, ließ ihm der Major noch abends sagen, er solle bis zum anderen Morgen den Vertrag unterschreiben, anderenfalls würde das Dorf beschossen werden. Darauf antwortete der Kapitän sofort, daß er sich Seiner Majestät dem Kaiser von Deutschland unterwerfe. So war denn auch dieser Buschklepper, der nie ein Hehl aus seiner Abneigung gegen Recht und Gesetz gemacht hatte, eingeschüchtert worden.

Der Vormarsch nach Südosten begann. Von Gochas aus zog die Truppe über Bersaba auf Bethanien. Von einer Wasserstelle, die halbwegs zwischen den beiden letztgenannten Orten liegt, von Jakalswasser aus, eilte der Major mit Ziethen und der berittenen Abteilung nach Bethanien voraus. Das Gros des Detachements machte unter dem Lieutenant v. François in Jakalswasser Halt. In Bethanien traf Major Leutwein mit dem Major v. François zusammen, und hier wurde über die weiteren Maßnahmen beratschlagt. Nachdem verschiedene Verhandlungen mit dem Häuptling der Bethanier, Paul Frederiks, erledigt waren, zog Major v. François nach dem Süden weiter. Er erreichte den Orange-Fluß, kehrte dann zurück und traf vor der Naauwkloof wieder mit Major Leutwein zusammen.

Dieser gründete im April den Distrikt Bethanien, der in mannigfacher Beziehung sehr wichtig war: Einmal lag in ihm die einzige Verkehrsstraße des Groß-Namalandes mit dem Meere in der Linie Aus—Ugama—Lüderitz-Bucht, dann sperrte er einen der Hauptwege nach dem Süden, und endlich versicherte man sich durch seine Gründung der Bethanier, deren Häuptlingsfamilie mit Hendrik verschwägert war, und von denen ein Teil auf dessen Seite gegen uns im Felde stand. Major Leutwein stellte den Lieutenant v. Ziethen, dessen soldatische Eigenschaften er auf dem Zuge gegen die Khauas- und Kopper-Hottentotten schätzen gelernt und erprobt hatte, an die Spitze dieses Distrikts. — Bis gegen Ende des Jahres 1894 hat dieser Offizier den Distrikt Bethanien verwaltet und nacheinander die Stationen Gubub, Lüderitz-Bucht und Grootfontein gegründet.

Am 6. April ritt der Major nach Keetmannshoop. Hier wurde der Premierlieutenant Bethe Distriktschef. Auch diese Gründung war für den Fortgang des Krieges von allergrößter Bedeutung, und Bethe ruhte und rastete nicht. Von der fernen Ostgrenze bei Rietfontein bis zu den Sandwüsten am Meeresgestade, vom Orange-Flusse bis hinauf nach Gibeon

schweiften seine Reiter, und daß damals der Munitionsschmuggel plötzlich abnahm, daß heute das Namaland bedeutend sicherer ist als zu jenen Zeiten, das ist sein und seiner Leute Verdienst. Jahre hindurch hat er unter überaus großen Schwierigkeiten einen energischen und glücklichen Krieg gegen die Räuberbanden geführt, die dort unten hausten, späterhin unterstützt von dem thatkräftigen Lieutenant v. Bunsen.

Im Distrikte Keetmannshoop wurden im April 1894 die Stationen Rietfontein, Warmbad und Uhabis gegründet. Auch Gibeon, der verlassene Stammsitz Hendriks, wurde besetzt.

Dann zog Major Leutwein nordwärts vor die Naauwkloof, in welcher Hendrik Witbooi noch saß. Zu einem Kampfe ließ es der Major jedoch nicht kommen, besonders im Hinblick auf die viel zu geringe Zahl seiner Streitkräfte. Hendrik selbst knüpfte Verhandlungen an. Er bat um einen Waffenstillstand, und auf die Frage, ob er die deutsche Schutzherrschaft annehmen wolle, um Bedenkzeit. Trotzdem er nun während der Verhandlungen plötzlich bei Büllspoort ausbrach und einen erfolgreichen Viehraub im Bastardlande ausführte, wurde ihm ein zweimonatlicher Waffenstillstand gewährt, da der Major Zeit gewinnen mußte, um vor dem Kampfe die aus Deutschland erbetenen Verstärkungen an sich zu ziehen. So marschierte er denn in den letzten Tagen des Mai nach Windhoek weiter.

Siebentes Kapitel.

Distriktschef von Otyimbingwe.

Die Herero. — Ein Tag auf der Militärstation. — Ein Kriegs- und Jagdzug gen Süden. — Zur Naauwkloof! —

— —

Während sich diese kriegerischen Ereignisse im Groß-Namaland abspielten, ging die Einrichtung des Distriktes Otyimbingwe stetig vorwärts.

Die Herero, mit denen wir vor dieser Zeit niemals in engere Berührung gekommen waren, verhielten sich im allgemeinen abwartend und ruhig, wenn auch kleinere Reibereien infolge der Neuordnung der Verhältnisse nicht ausblieben. Mir persönlich mußte vor allem daran liegen, die Charaktereigenschaften, Sitten, Gebräuche und Rechtsanschauungen dieses Bantukaffernstammes möglichst schnell und genau kennen zu lernen. Was ich bisher über

das Leben und Treiben der Herero, besonders aber über ihre Stellungnahme gegenüber der im Verhältnis zu anderen Kolonien sehr starken weißen Bevölkerung Südwestafrikas, gehört hatte, war wenig Vertrauen erweckend.

Aus dem Garten der Militärstation Otyimbingwe.

Bedrückungen und Vergewaltigungen weißer Kaufleute waren an der Tagesordnung gewesen, wobei die Kaffern ihre Macht und numerische Überlegenheit einzelnen gegenüber schonungslos und ohne auch nur einen Schein des Rechts zu wahren ausgenutzt hatten. Das paßte schlecht zu dem in deutschen

Zeitungen häufig erwähnten „strengen Rechtsgefühl" der Neger und zu der beliebten Phrase, der Neger gleiche in seinen Charaktereigenschaften einem „Kinde." Ja: einem schon von Jugend auf verdorbenen Kinde, das will ich eher zugeben! —

Von den weißen Einwohnern Otyimbingwes wurde demgemäß die Besetzung des Ortes, um die sie schon häufig gebeten hatten, mit großer Freude begrüßt. Einige von ihnen hatten in stetem Streit und steter Furcht vor den Kaffern gelebt, andere hatten sich Ruhe und Frieden dadurch erkauft, daß sie alle Forderungen ihrer Quälgeister befriedigten. Und in welcher Weise wurden diese Forderungen gestellt! Es war vorgekommen, daß ein Haufe Herero in einen Store kam und in unverschämtester Weise befahl: „Gieb uns zehn Jacken und Hosen, ebensoviel Hüte, zwanzig Paar Schuhe, einen Sack Kaffee, vier Pfund Tabak und drei Flaschen Branntwein! Es ist für den Kapitän. Dieser wird es später bezahlen!" — Wurde die Forderung verweigert oder nicht wenigstens zum Teil befriedigt, so setzte sich der Händler, wenn die Besucher gerade in übler Laune waren, thätlichen Beleidigungen und schwerer Geschäftsschädigung aus. Mir ist ein Fall bekannt, in dem die über die hartnäckige Weigerung eines Kaufmanns, ohne Bezahlung Waren zu verabfolgen, erbosten Herero diesem Thüren und Fenster seines Stores mit Brettern vernagelten und ihm bekannt machten: „Dein Store ist auf vier Wochen geschlossen, da Du durch Deine Weigerung den Kapitän und uns beleidigt hast!" —

Von Bezahlung, die noch heute fast ausnahmslos in Vieh geleistet wird, war selten genug die Rede, und auch dann nur nach oft monate-, ja jahrelangem Warten. In vielen Fällen blieb sie auch ganz aus, und die Kaufleute schrieben bei einzelnen besonders gefürchteten und gewaltthätigen Kaffern Jahre hindurch Schuld zu Schuld, in der Hoffnung, später einmal unter Mithilfe einer Regierung durch Vieh- oder Landüberweisungen entschädigt zu werden. Derartige Verhältnisse fanden sich an allen Orten vor, in denen weiße Kaufleute unter den Herero wohnten, so in Omaruru, Okahandya und Otwimbingwe, wo die Summen, die einzelne Eingeborene den Firmen Hälbich, Redeker, Glöditsch und Dannert schuldeten, ganz enorme waren.

Das mußte anders werden, und schon in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Otyimbingwe berief ich eine größere Versammlung der Herero, in welcher ich ihnen ihre Sünden in längerer Rede vorhielt und erklärte, daß ich die Weißen gegen alle Übergriffe energisch schützen würde. Anlaß hierzu gab mir ein Fall, der bereits am Tage meines Eintreffens sich abgespielt hatte. Der Kaufmann Dannert nämlich wurde durch einige um Schnaps bettelnde Herero, unter denen sich auch der Unterkapitän des

Platzes, Viktor, befand, in der frechsten Weise in seinem Laden belästigt. Als er drohte, er werde um Hülfe nach der Militärstation schicken, rief ihm Viktor, einer der verschlagensten und hinterlistigsten Kaffern, die ich kenne, wörtlich zu: „Glaube nicht, daß der Offizier dort unten für Dich Jehova ist!" Dannert schickte nun nach der Polizei, und ich ging selbst mit einer Patrouille in seinen Laden, wo es zu einer harten Auseinandersetzung und Zurechtweisung kam, in deren Verlauf ich den Herero sagte, daß sie im Wiederholungsfalle ohne Gnade eingesperrt werden würden. Das half, und die Maulhelden entfernten sich ziemlich kleinlaut.

Geistige Getränke*) durften übrigens nur denjenigen Eingeborenen verkauft werden, die im Besitze eines in jedem einzelnen Falle neu ausgestellten Erlaubnisscheines der Polizei waren. Diese Scheine wurden den Käufern von den Kaufleuten abgenommen und der Polizeistation allmonatlich zurückgereicht, so daß ein Mißbrauch unmöglich war.

Mehr als täglich eine Flasche Wein, Bier oder Branntwein wurde an eine Person nicht verabfolgt, während Eingeborene, die in trunkenem Zustande angetroffen worden waren, überhaupt keinen Schein erhielten. Das ist eine erzieherische Maßregel von hohem Wert, und nichts fürchten die Herero mehr, als auf die „schwarze Liste" gesetzt zu werden. Infolge einiger Prügeleien unter den Eingeborenen, bei deren einer ein Herero seinen Bruder mit einem Deichselbaum halbtot schlug, wurde in mehreren Fällen der Verkauf geistiger Getränke auf die Dauer von 14 Tagen bis zu vier Wochen ganz verboten, und dann konnte man so recht sehen, wie ergeben die Eingeborenen dem Trunke sind. Während einer solchen alkohollosen Zeit erschien eines Tages der alte Kapitän Zacharias Zerana im Polizeibureau und fiel dort um eine Flasche Schnaps bettelnd auf die Kniee. Er erhielt natürlich nichts. — Später wurde der Handel mit geistigen Getränken noch dadurch erschwert, daß für jeden Erlaubnisschein 50 Pfennig an die Regierung gezahlt werden mußten, aber auch so blieb der Verbrauch durch die Eingeborenen ein großer. Die Missionsgesellschaft sucht denselben mit Recht nach Möglichkeit einzuschränken, aber ganz verbieten wird man diesen Handelszweig nicht können, ohne den Gesamthandel auf das empfindlichste zu schädigen, und die in den deutschen Schutzgebieten geübte Art und Weise ist weit besser als die in den englischen Kolonien geltenden Anschauungen, nach denen der Eingeborene kaufen kann, was er will. Derartige Ausschreitungen, wie man sie von betrunkenen Eingeborenen in Kapstadt z. B. täglich sehen kann, sind bei uns einfach unmöglich. Major v. François war ein grundsätzlicher Gegner des

*) Hierzu zählt auch das bei den Eingeborenen als Genußmittel sehr beliebte „Eau de Cologne".

Handels mit geistigen Getränken in der Erkenntnis, daß die Eingeborenen, falls dieser nicht auf das äußerste beschränkt und erschwert würde, bald ihr letztes Stück Vieh gegen Branntwein eingetauscht haben würden. In dieser Hinsicht sind Herero, Naman und Bastards einander gleich, und Ausnahmen bestätigen lediglich die Regel.

Eine Verordnung, die ich gleich in den ersten Tagen erließ, war die, daß Weiße einer Vorladung vor den „Rat" der Herero nicht mehr Folge zu leisten hätten, und daß eine derartige Vorladung unzulässig sei. Die Gerichtsbarkeit war damals, als nur ein Kaiserliches Gericht in Windhoek bestand, in den entfernter liegenden Distrikten dahin geregelt, daß alle leich-

Otyimbingwe.

teren Fälle, sowie Streitigkeiten zwischen Weißen und zwischen Weißen und Eingeborenen*) von den Distriktschefs behandelt wurden, wogegen die Berufung an das Kaiserliche Gericht offen stand.**) Über Eingeborene dagegen und bei Streitigkeiten unter diesen sollte in allen Fällen, die nicht Vergehen oder Verbrechen darstellten, den Häuptlingen und dem „Rat" die Entscheidung zustehen. Dieses Zugeständnis an die nationale Würde wurde jedoch nach kurzer Zeit von den Eingeborenen selbst aufgegeben, nachdem sie gesehen hatten, wie himmelweit der Unterschied zwischen der deutschen und ihrer

*) Hierbei wurden bestimmungsgemäß eingeborene Beisitzer zugezogen, ebenso bei Vergehen der Eingeborenen gegen die deutschen Gesetze und bei von ihnen verübten Verbrechen.

**) Später wurden auch in Otyimbingwe von dem Kaiserlichen Richter Gerichtstage abgehalten.

eigenen Rechtsprechung war. Ich halte es für einen sehr großen moralischen Erfolg, daß in Otyimbingwe und an anderen Orten die Herero nach und nach alle wichtigeren Streitigkeiten, die sie untereinander hatten, vor dem Distriktschef auszufechten sich gewöhnten, und daß sie auch bei leichteren Verstößen die Schuldigen nach der Militärstation brachten, mit der Bitte, den Fall zu untersuchen und Recht zu sprechen, weil, wie Zacharias einmal erwähnte, „die Deutschen dies besser verständen".

Die Richtigkeit dieser Ansicht muß allerdings von jedem zugegeben werden, der einen Blick in die Art der Rechtsprechung bei den Herero gethan hat.*) Es giebt keine Rechtsverdrehung und keine Ungerechtigkeit, die hier nicht wider besseres Wissen in schamlosester Weise ausgeübt worden wäre, denn während an ärmeren Herero, besonders aber an allen Fremden, nicht Stammeszugehörigen**), die der Herero „mutua", d. h. „Sklave", zu nennen beliebt, auch die geringsten Verstöße in harter, oft grausamer Weise geahndet wurden, gingen einflußreiche, wohlhabende und vornehme Herero auch nach Verübung der schwersten Verbrechen***) frei aus. Ein Beispiel: Der Kaufmann Gustav Voigts erzählte mir folgenden Fall, den er in Okahandya, wo er ein Geschäftshaus hat, erlebte: Eines Morgens stand er hinter dem Ladentisch, und eine große Menge Herero füllte den Store. Plötzlich sah er, wie einer derselben ein Paar Schuhe nahm und mit seinem Raube das Haus verlassen wollte. Voigts rief den Mann an, stellte ihn zur Rede und schalt ihn einen Dieb. Aber der Herero entschuldigte sich weder noch gab er die Schuhe heraus, sondern verließ unter Drohungen den Laden, indem er sagte, Voigts habe ihn und seine Nation beleidigt und werde sich deshalb vor dem Rat zu verantworten haben. Und wirklich, am Nachmittage wurde der Kaufmann vor den Rat gefordert. Was blieb dem recht- und schutzlosen Manne übrig, als zu gehorchen! Der Rat, in dem Samuel Maharo, der „Oberhäuptling der Herero", selbst den Vorsitz führte, gab nach eingehender Beratung sein Urteil dahin ab, daß der Kaufmann Voigts nicht habe wissen können, ob der Herero „die Schuhe nicht bloß habe entlehnen und später zurückbringen wollen, denn ein Herero stehle niemals"(!)†)

*) Bei den Naman ist diese ungleich besser und geordneter.

**) D. h. sowohl Weiße, als auch Bastards, Naman und Bergdamara. Die letzteren gelten den Herero übrigens kaum als Menschen. Gehetzt und gejagt, führten sie, soweit sie nicht Diener der Herero waren, ein so bedauernswertes Dasein, daß sich später die deutsche Regierung ihrer nachdrücklichst annahm.

***) Selbst bei Mord und Totschlag, wie dies unzählige Beispiele beweisen.

†) Mir sagte Samuel Maharo einst ganz anders, jeder Herero sei ein „geborener Dieb". Daß sie dies selbst wissen, beweist, daß einzelne Kaffern, wenn sie Reisen unternehmen, zwei bis drei Hosen und Hemden, ihr ganzes Besitztum, übereinander anziehen um nicht in der Abwesenheit bestohlen zu werden.

Daher sei die Bezeichnung „Dieb" nicht nur als eine Beleidigung des einzelnen Mannes, sondern auch des gesamten Stammes zu betrachten. Als Sühne behalte der Herero die Schuhe, und Voigts habe noch 20 Mark Gerichtskosten zu zahlen. Voigts fügte sich, da er wohl wußte, daß eine Weigerung die Sachlage für ihn nur noch schlimmer gestalten werde.

In welcher Weise die Herero „Gesetze" gaben, zeigt übrigens auch die Bestimmung, daß kein Weißer im Damaralande Landbesitz erwerben konnte.*) Bauplätze und Farmen wurden zwar „verkauft", d. h. hohe Summen von den Häuptlingen dafür eingestrichen, aber die verachteten „Mutua" erhielten in Wirklichkeit das Land nur zu Lehen. Der Besitz blieb den Herero, fiel nach dem Tode des Weißen an diese zurück und konnte dann von neuem „verkauft" werden. Dies „Gesetz" galt auch für Gebäude jeder Art und Größe und bot den Kaffern die Gelegenheit, Geld- und Warenerpressungen als Schraube ohne Ende fortzuführen, zumal sie sich das Recht anmaßten, jeden Weißen jederzeit ausweisen und seines Besitzes verlustig sprechen zu können. War der „Mutua" ihren Forderungen gegenüber eben nicht gefügig, so verboten sie z. B. die Weiterführung eines Baues, wie einige halbfertige Gebäude in Otwimbingwe deutlich genug zeigen. — Die Missionare vermochten, so sehr sie sich Mühe gaben, an diesen Verhältnissen nichts zu ändern, und die Handlungsweise der Kaffern den Weißen gegenüber erscheint um so schimpflicher, als sie bei diesen in den ununterbrochenen Kriegen mit den Naman stets Rat und Hilfe gefunden hatten. Aber Treue und Dankbarkeit verlacht der Herero und bezeichnet diese Eigenschaften als kindisch. Ich führe hier das Urteil an, das Missionsinspektor v. Rhoden in seiner „Geschichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft" über die Herero fällt: „So blieb denn die Predigt der Missionare anfangs nur sehr kümmerlich und mangelhaft,**) und das Heidenvolk fast ohne alle geistliche Anregung. Es sah die weißen Männer, die unter ihnen wohnten, etwa als Zauberer an, die ihren eigenen Zauberern noch überlegen seien, oder als reiche Fremdlinge, bei denen gut zu stehlen und zu betteln wäre, oder als kräftige Schutzherren gegen ihre Feinde. Arme und ausgeplünderte Herero sammelten sich gern auf der Station der weißen Lehrer. Bei ihren schwarzen Brüdern hatten sie wenig Mitleid und Erbarmen zu erwarten. Nur die weißen Männer hatten Mitleid mit ihrer Not, wollten ihnen Gutes erweisen, waren für ihr Wohlergehen besorgt, und darum bauten sie ihre Bienenkorbhütten gern um

*) Nur die Rheinische Missionsgesellschaft hatte eigenen Besitz.

**) Der Schwierigkeit wegen, die den ersten Missionaren, Hugo Hahn, Jan Bam und Rath, die Erlernung der Sprache machte. Aber die Charaktereigenschaften der Herero sind noch heute bei der Mehrzahl des Volkes dieselben wie damals und werden sich kaum bessern.

die Wohnung der Missionare her. Nicht etwa, daß sie dem wohlwollenden weißen Manne nun dankbare Anhänglichkeit bewiesen hätten. Nichts weniger. Sie belogen, bestahlen, ärgerten ihn auf alle Weise, es fiel ihnen gar nicht ein, ihm etwas zu Liebe zu thun, nur für sich selber den größten Vorteil aus seiner Anwesenheit zu ziehen, das war ihr Ziel."

Aber die Missionare arbeiteten unentwegt weiter, sie erlernten die Sprache, predigten und lehrten, sie zeigten den Kaffern, wie man Gärten anlegen und Korn bauen müsse, sie schufen Kirchen und Schulen, unterstützten die Hungernden und heilten die Kranken. Dank ernteten sie wenig, aber die neue Lehre faßte doch allmählich hier und dort festen Fuß, die ersten Heiden konnten getauft und neue Stationen gegründet werden. So entstand Groß-Barmen, das 1843 von Hahn und Bam gegründet wurde, 1849 Otyimbingwe und ein Jahr darauf Okahandya (Schmelenshoop), wo Rath und Kolbe sich niederließen.

Aber steht nun heutigen Tages der erzielte Erfolg im Verhältnis zu der aufgewendeten Mühe und Arbeit? Ich glaube, nein; und das liegt allein am Charakter des Volkes, von dem Rhoden an einer anderen Stelle Folgendes sagt: „Die unverschämtesten Bettler und geriebensten Betrüger finden sich nicht etwa hier und da unter ihnen, sondern die ersten Missionare meinten, das ganze Volk scheine gar keinen Begriff davon zu haben, daß Lügen und Stehlen Sünde sei. Ganz so schlimm hat sich's bei näherer Bekanntschaft doch nicht herausgestellt, und es finden sich hier und da noch Spuren von Dankbarkeit, Treue und Erbarmen. Aber diese Spuren sind selten. Im allgemeinen ist ihnen die roheste Grausamkeit natürlich. Sie schneiden ihren Gefangenen Hände und Füße ab, schlitzen Kindern den Bauch auf, als müßte es nur so sein, und wundern sich, daß die Europäer sich über solche Greuel entsetzen."

Heutzutage ist hiervon vieles durch die Arbeit der Mission und unter dem steten Drucke der deutschen Herrschaft besser geworden. Aber wenn dieser Zwang nicht bestände, würden Ruhe und Friede im Damaralande schwerlich vorhanden sein. Kann man denn hoffen, daß ein Negervolk sich in 50 Jahren so hoch entwickele, daß aus Bestien zivilisierte Menschen werden? Wohl mag es heut unter den Herero überzeugte Christen, gerechte Herren und treue Diener geben, aber das sind zweifellos wenige; für die Mehrzahl ist das Christentum reine Modesache. Es gefällt ihnen, in die Kirche zu gehen und Lieder zu singen, denn sie sind sehr musikalisch; aber das Christentum — was die Hauptsache ist — in ihrem bürgerlichen Leben zu bethätigen, davon ist nur bei den wenigsten die Rede. Auch äußerlich haben sie Fortschritte gemacht, sie kleiden sich auf den Missionsstationen europäisch, sie

trinken Kaffee und Branntwein und führen moderne Gewehre, aber im Herzen sind sie die alten Herero geblieben, das haben uns ihre Treulosigkeiten in den folgenden Jahren deutlich und zur Genüge bewiesen, und das zeigen die Giftmorde, die, meist aus Habsucht zwischen nahen Verwandten irgend einer Erbschaft wegen, noch heute vorkommen. —

Man muß auch einen großen Unterschied machen zwischen den Herero, die seit Jahren auf den Missionsstationen leben, und denen, die weit ab von den großen Karawanenstraßen im Felde ihre Rinder hüten. Sind erstere von europäischem Schliff übertüncht, so haben wir in den letzteren die ursprünglichen wilden Damara vor uns, Nomaden, die ohne Kunde von Gott und der Welt, mit Fellen und Drahtringen behangen, im Grasfelde umherirren, nur ihren Herden lebend. Und so groß ist der Unterschied, daß man glauben möchte, zwei ganz verschiedene Volksstämme vor sich zu haben, aber doch nicht groß und vertieft genug, daß nicht ein eines Verbrechens wegen von der Behörde verfolgter, christlicher Dorf-Herero seine Kleider abwürfe und in das Feld entflöhe, um dort unter seinen heidnischen Brüdern versteckt selbst wieder ein wilder Heide zu werden.

Weiber der Feldherero.
(Im Hintergrunde ein Termitenhügel.)

Auch das Erbschaftsrecht der Kaffern macht der Thätigkeit der Mission die größten Schwierigkeiten, denn der Erbe muß mit den Herden, die ihm zufallen, auch die Frauen des Verstorbenen heiraten und unterhalten. Thut er dies nicht, so geht er der Erbschaft verlustig. War der Verstorbene nun ein Heide und der Erbe ein Christ, so wird letzterer, wenn er mehr als eine Frau heiratet, aus der Gemeinde ausgestoßen, was er allerdings wohl

fast immer dem Verluste der Erbschaft vorzieht. Ein Beispiel hierfür ist der einflußreiche Häuptling Manasse von Omaruru, der allerdings später, wenn ich nicht irre, wieder Christ wurde. —

Aus der Treulosigkeit der Herero zog ich übrigens den Vorteil, jederzeit gut von Spionen bedient zu sein, die für Geld — guten Worten legten sie keinen Wert bei — alles, auch gegen ihre Stammesgenossen, thaten und mir in den späteren Kriegen wesentliche Dienste leisteten. Die Furcht vor ihren Brüdern bewog sie aber doch, mich stets nur in tiefer Nacht aufzusuchen. Ein Posten führte sie dann zu mir. Lehrreich und kennzeichnend dürfte auch das Urteil eines Herero über den Charakter seines Volkes sein. Ich hatte unter meinen Dienern einen jungen Kaffern, der mir sehr ergeben war und mir eines Tages sagte: „Wenn die Herero zornig sind und toben, dann ist nichts zu befürchten, aber wenn sie lachen und freundlich sind, dann, Herr, sei vor ihnen auf der Hut!“*) Und ein anderer meiner Diener, ein treuer, anhänglicher und gewissenhafter Bastard, Petrus Benz, versicherte mir: „Mynheer, die Herero sind so verschlagen, daß, wenn Du auch ihre Sprache verstehst und mit ihnen am Feuer sitzt, sie Deinen Tod beschließen können, während Du glaubst, sie sprächen von Blumen!“ —

Man lernt dieses Volk erst kennen, nachdem man jahrelang unter ihm gelebt hat, und wie mancher Missionar hat mir bittere Klagen über die geringen Fortschritte der Mission unter den Herero ausgesprochen. Mißtrauisch, dünkelhaft, stolz und wiederum bettelhaft und hündisch, lügnerisch und treulos, diebisch und — wenn sie in der Überzahl sind — gewaltthätig und grausam, das sind die hervorstechendsten Charaktereigenschaften der echten Herero, die sie übrigens mit vielen Kaffernstämmen Südafrikas teilen. Das Einzige, was man der Mehrzahl nicht absprechen kann, ist Tapferkeit im Kriege, aber auch nur, wenn es zum äußersten kommt. — Hart mag mein Urteil sein, gerecht aber ist es jedenfalls, und hart und gerecht muß auch die Behandlung sein und bleiben, die wir den Kaffern angedeihen lassen, sonst werden sie uns noch oft übel mitspielen, denn der Herero hält Milde und Nachsicht stets für Schwäche und Feigheit!

Meine erste Sorge war, die Sicherung des Baiweges so durchzuführen, daß Vorfälle wie die bei Horebis und Diepdal unmöglich würden. Daher arbeitete ich zunächst genaue Vorschriften über die Diensteinteilung, Verteidigung, Verproviantierung und den Patrouillendienst für die einzelnen Stationen aus, ebenso wurden strenge Wachinstruktionen erlassen.

*) Derselbe Junge sagte Lieutenant Eggers und mir im Jahre 1896 den Ausbruch des großen Aufstandes voraus.

Der Verteidigungsplan für die Station Otyimbingwe lautete:

A. Die Besatzung ist stark 1 Offizier, 1 Feldwebel, 2 Unteroffiziere, 1 Lazarettgehilfe, 27 Reiter.

B. In den Verteidigungsplan sind hineingezogen:

I. Das Gehöft der Firma Julius Dannert. Dasselbe liegt erhöht dem Kasernement gegenüber und bietet gutes Schußfeld nach allen Seiten. Es ist ein festes durch Mauern und Gebäude abgeschlossenes Viereck. — Herr Dannert ist angewiesen worden:

1. in die aus Mauerwerk bestehende, übermannshohe Umkraalung seines Gehöfts Schießscharten zu schlagen, 2. die im oberen Teile der Außenmauern von zwei Stuben liegenden großen Luftlöcher durch Anbringung von Auftritten und Leitern zu denselben den Schützen zugänglich zu machen, und 3. ein stets gefülltes Wassertin in seinem Hofe zu halten.

Eingang und oberer Bau der Feste in Otyimbingwe.
(Kaiserliches Distriktskommando.)

II. Das Gehöft der Firma E. Hälbich Wwe. Dasselbe liegt am Südwestende des Platzes (1700 m von der Station entfernt) und bildet ebenfalls ein festes, geschlossenes Viereck. Die Mauern sind mit Schießscharten ausreichend versehen. Der mächtige und starke Turm beherrscht die ganze Umgegend. Brunnen im Hofe selbst.

C. Bei einem Angriffe auf die Station werden die Weißen, welche südwestlich des Omusema wohnen, ersucht, sich in das Gehöft Hälbich zurückzuziehen. Die östlich des Flusses wohnenden Weißen haben sich im Gehöft Dannert oder im Kasernement zu versammeln.

D. Besetzung der Gebäude:

I. Bei einem Angriffe von Süden (Swakob-Flußbett) aus:

Besetzt wird 1. der Turm des Kasernements, 2. das Dach des neuen Kasernements, 3. die Veranda des alten Kasernements, 4. das Gehöft Dannert.

Im übrigen finden Schützen im Garten und Hof der Station hinter Bäumen, Erdbauten, in Wasserlöchern und hinter dem Küchengebäude soviel Deckung, daß von dem Schaffen besonderer Verteidigungsbauten Abstand genommen werden kann.

II. Bei einem Angriffe von Norden (Omusema) aus:

Besetzt wird 1., 2., 4. wie bei I.

III. Bei einem Angriffe von Westen aus:

Besetzt wird 1., 4. wie bei I und Bäume, Hecken ꝛc. südwestlich des Kasernements.

IV. Bei einem Angriffe von Osten aus:

Besetzt wird 1. der Turm des Kasernements mit den nach Osten liegenden Erdwerken. 2. wie bei I., 3. die Veranda an der Ostseite, 4. wie bei I.

In jedem Falle wird, wenn der Angriff bei Tage erfolgt, eine stärkere Patrouille nach dem Gehöft Hälbich geschickt, welche dort den Turm und die Mauer besetzt. Nachts wird bis auf weiteres der Turm dortselbst von drei Reitern besetzt. Heute sind dorthin 2 Kisten Patronen M/88, 300 Patronen M/71, sowie 3 Gewehre M/71 geschafft worden.

E. Pferde- und Ochsenwächter sind instruiert, bei einem Angriffe die ihnen zur Aufsicht übergebenen Tiere hereinzutreiben, und zwar die Pferde in den Stall, die Ochsen in den Hof.

Im übrigen siehe: »Alarmbestimmungen«, »Wachvorschrift«, »die Funktionen der Unteroffiziere«, »Instruktion für den Lazarettgehilfen« und »Instruktion für die Eingeborenen der Station bei Alarm und bei Ausbruch eines Feuers.«

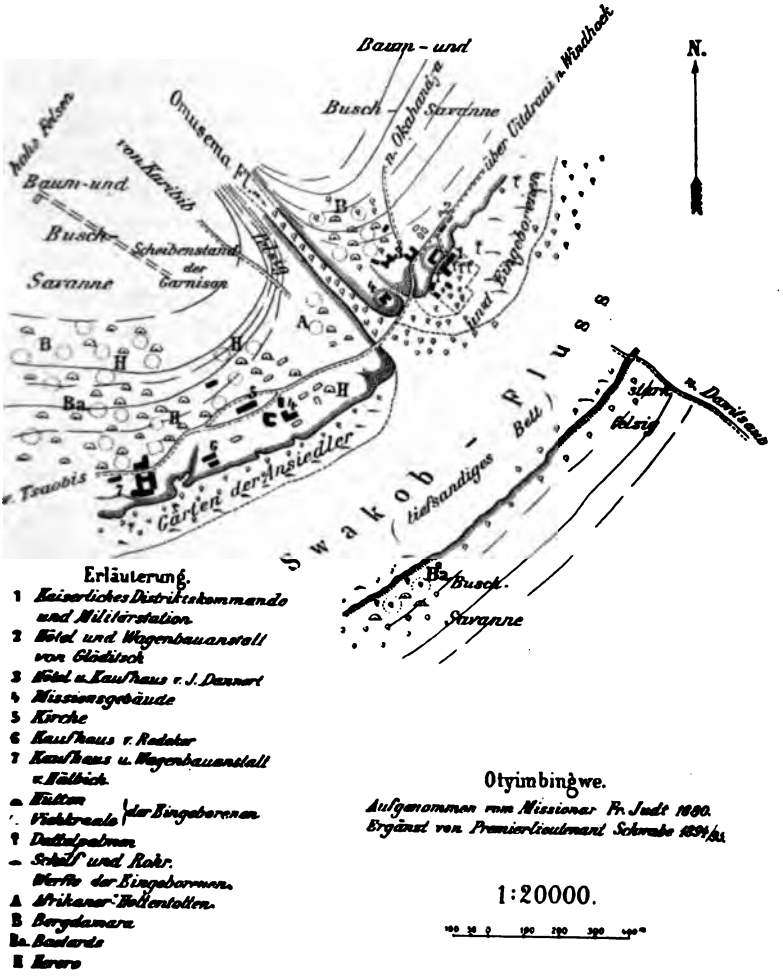
Dieser geheime Verteidigungsplan ist sämtlichen Weißen der Ortschaft Otyimbingwe am heutigen Tage nachmittags 4 Uhr in Gegenwart des Sergeanten Hannemann bekannt gemacht, und dieselben sind aufgefordert worden, sich demgemäß zu verhalten. (Engländern und Holländern verdolmetscht.)

Der Kaiserliche Distriktschef:
gez.: Schwabe, Sekondlieutenant."

Ähnliche Vorschriften waren für jeden Dienstzweig ausgearbeitet worden und der Besatzung durch häufige Instruktion genau bekannt, so daß bei Alarmierungen und ähnlichen Übungen stets alles ausgezeichnet ineinandergriff. Ein Angriff hätte uns Tag und Nacht wohlgerüstet und vorbereitet gefunden.

Der Dienst spielte sich meist folgendermaßen ab: Früh um 5 Uhr im Sommer (6 Uhr im Winter) blies der Trompeter zum Wecken, und eine halbe Stunde später standen die Mannschaften zum Dienst angetreten. Es wurde eine halbe Stunde gezielt oder ein bis zwei Stunden geschossen, und unmittelbar darauf begann der Arbeitsdienst, der bis 9 bezw. 11 Uhr dauerte. Dann entwickelte sich ein reges Leben auf der Station. Im Garten arbeitet unter der Aufsicht meiner tüchtigen Gärtner Keil und Talaska ein Haufe Bergdamara-Frauen und -Jungen. Hier wird Wasser getragen zum Begießen der Beete, dort gepflanzt und Unkraut ausgejätet. Jetzt naht sich der Küchenchef, um Kohl zur Mittagssuppe zu holen, und soeben fahren einige Jungen eine Schiebkarre mit Fleisch heran, das von der Firma Hälbich kontraktlich — das Pfund zu 11 Pfennig — geliefert wird. Im Hofe werden flott Ziegel gestrichen, und die dazu angelernten Eingeborenen arbeiten gut und schnell. Andere tragen Lehm an die Baustelle auf dem Hügel nördlich der alten Gebäude, wo der Turm und anschließend Mannschaftsstuben im Bau sind. Hier arbeiten die Maurer unter der Leitung des Reiters Strunk. Mit Peitschenknallen und Hüh-Rufen fährt ein Ochsenwagen heran, der neuen Lehm bringt, Kettengefangene schaufeln ihn herab, während ihn andere in einer Grube mit Wasser vermengen und treten. Sergeant Hannemann geht beaufsichtigend hier- und dorthin. Aber auch in den Gebäuden herrscht reges Leben. Von der Kammer her tönt die Stimme des Unteroffiziers Zarradt,

der dort Röcke ausklopfen und Sattelzeug nachsehen läßt, und im Bureau diktiere ich dem Distriktsschreiber Fischer einen Bericht an die Landeshauptmannschaft. Ohne fortwährende Störungen geht das natürlich nicht ab. Es klopft an die Thür, die zu der Veranda führt, schon zum dritten



Male. „Opara, sehen Sie nach, wer da ist!" Der zweite Schreiber öffnet und: „Morru!"*) grüßt unter Hutabnehmen und tiefer Verbeugung ein Trupp Herero. „Was wollt Ihr?" Nun folgt eine längere Rede, von der nur die Worte „Permit"**) und „Schnaps" verständlich sind. „Geben Sie die Erlaubnisscheinliste her . . . wie heißt der lange Kerl? . . . Eduard?

*) „Guten Morgen!"
**) Erlaubnisschein.

Der hat ja erst gestern eine Flasche bekommen!" — „Außerdem war er gestern betrunken und hat Lärm gemacht!" sagt Hannemann, der eben hereintritt. „Aha! — So, dann rufen Sie Augustina zum Dolmetschen!" „Augustina, Au—gus—ti—na!" hört man draußen den Ruf weitergeben. „Hier, Mijnheer!" Ein schlanker Herero-Junge, früher Bülows Diener, der auf der Station als Treiber beschäftigt ist, betritt, den Hut in der Hand, das Zimmer. „Sage dem »langen Eduard«, daß er keinen Permit erhält, weil er gestern betrunken war. Das ist nicht schön von ihm. Er soll lieber Kaffee statt Schnaps trinken!" „Ja, Mijnheer!" Nun beginnt die umständliche Rede, die Eduard mit Kopfnicken und einem langgedehnten „Mmmm" des Verständnisses begleitet, worauf er mit verlegenem Grinsen verschwindet. „Hannemann, fertigen Sie die Übrigen ab!" „Zu Befehl! — Wieviel seid Ihr? . . . Sechs? . . . Opara, steht keiner auf der schwarzen Liste?" „Nein, Herr Sergeant!" — „Nun . . . und wieviel Flaschen? . . . Was? Sechs? Das möchte Euch wohl passen! — Nein, zwei Flaschen bekommt Ihr höchstens, denn Ihr trinkt sie ja doch gemeinsam aus! — Wo wollt Ihr sie kaufen? . . . bei Dannert, gut . . . Opara schreiben Sie zwei Erlaubnisscheine für je eine Flasche Schnaps auf die Firma Dannert aus! . . . Halt — erst unterstempeln. Hier sind die Scheine. Daß Ihr mir aber den Eduard nicht mittrinken laßt!" . . .

Pferdegewieher, Sporengeklirr und Hackenzusammenschlagen. „Patrouille aus Tsaobis!" meldet eine Baßstimme, und ein vollständig gewappneter Reiter betritt das Bureau. „Na — wie gehts? . . . alles gesund . . . nichts Neues, und was bringen Sie?" „Briefe aus Swakobmund und . . ." — „Geben Sie nur die Satteltasche her. Hier, Fischer . . . Löhnungslisten für Mannschaften und eingeborene Arbeiter aus Tsaobis, Salem, Swakobmund —, Munitionsverbrauchs-Übersicht, Schießbücher, Proviantabrechnungen, Pferde- und Vieh-Bestandsnachweisungen; legen Sie's gleich in die besonderen Fächer — halt! Die Briefe geben Sie her! So, nun die Patrouillenpferde tränken und futtern, pro Pferd fünf Becher Hafer. Morgen früh reiten Sie zurück und sagen Sie Unteroffizier Zarradt, er solle Sie auf Stube 4 einquartieren. Wie sind Eure Pferde auf Tsaobis?" „Sehr gut, Herr Lieutenant, aber fünf reichen kaum für die häufigen Patrouillen!" — „Ja, ja, Ihr bekommt auch mehr, sobald hier welche zu kaufen sind — ist Czapla schon zurück?" — „Ja, er ist eben hereingeritten — da kommt er schon!" — „Nun?" wende ich mich an den eintretenden Lazarettgehilfen, „wie steht's?" „Dem überfahrenen Bastard geht es besser, ich habe ihn frisch verbunden. — Lukas Beukes hat zwei gute Pferde, die er verkaufen will, aber nicht unter 400 Mark das Stück. Morgen früh bringt er sie. Zwei Wagen habe ich

auch gemietet, die in 4 bis 5 Tagen nach der Küste losfahren können. Der eine gehört dem Bastard Briesler und ist gut, der andere — von Viktor — ziemlich klapperig. Viktor will Vorschuß haben, um noch vorher neue Ochsen kaufen zu können." „Na, Hannemann, handeln Sie morgen nur ordentlich mit Lukas. Der Kerl muß uns beide Pferde für 600 Mark lassen, dann kaufe ich sie, wenn sie gut sind. — Was brauchen wir am nötigsten von der Küste? Rufen Sie Zarradt und den Baumeister Strunk! — Wer ist denn da schon wieder?" „Der Schneider Franz, und Lindau mit den reparierten Sätteln." „Was ist los, Franz?" — „Ich bitte um die Erlaubnis, Zwirn und Nadeln im Store kaufen zu dürfen." „Ja! — Fischer, geben Sie ihm das Abrechnungsbuch mit Dannert." „Lindau, kommen Sie heute Nachmittag wieder." — „Zu Befehl!" — „Zarradt und Strunk zur Stelle!" meldet eine Stimme. „Gut, was brauchen wir für Proviant?" „Reis, Mehl und Hartbrot, alles andere ist noch zur Genüge da." „Schön — und Sie, Strunk?" „Bauholz müssen wir haben und etwas Wellblech. Besonders einige Balken und Bretter; die letzten hat Czipcak zu der neuen Pferdekrippe verbraucht. Auch die Feldschmiede könnte wohl aus Salem mitkommen." „Ja — Fischer, machen Sie ein Schreiben an das Stationskommando Swakopmund fertig und legen Sie mir's nachmittags zur Unterschrift vor. Die Balken muß der gute Wagen laden, auch zwei Kasten Patronen M/88 können mit heraufgebracht werden. Vermerken Sie in dem Brief, daß der Munition wegen von Station zu Station besondere Bedeckung gestellt wird — von hier aus gehen 1 Gefreiter und 2 Mann mit zur Küste. Hannemann, fragen Sie, ob Leute da sind, die gern mitmöchten. Dann soll der Transportführer auch unten noch besonders fragen, ob Postpakete für die Mannschaften da sind. — Was ist?" „Schneidewind läßt sagen, das Essen wäre fertig." — „Ja — wer ist denn da noch draußen?" „Ein Herero bittet um einen Permit für eine Flasche Wein." — „Nein, es giebt nichts mehr. Die Kerls sollen sich an Pünktlichkeit gewöhnen; von 9 bis 11 Uhr ist Permitausgabe, und jetzt ist's schon 12! . . . . Schluß!" . . . .

Damit gehe ich in mein Wohnzimmer, wo das frugale, aber von Schneidewind ausgezeichnet zubereitete Mittagessen meiner schon wartet. Es giebt Brühsuppe mit Gemüse darin, gebratene Hammelrippen und grünen Salat. Wie eine echte Hausfrau freut sich Schneidewind, der ab und zu hereinguckt, über nichts mehr, als wenn ich viel esse. In den hohen Stuben der Gebäude ist es herrlich kühl, während draußen eine solche Hitze herrscht, daß der Platz vollständig ausgestorben erscheint. Auch die Eingeborenen haben sich in ihre Pontoks zurückgezogen, und der Posten am Turm steht im Schatten eines Baumes. Nach dem Essen, das für die Mannschaften gemein-

schaftlich gekocht wird, schläft alles ein Stündchen. Dann bade ich zum zweiten Male, und um drei Uhr, im Sommer eine Stunde später, beginnt wieder der Dienst. „Antreten zum Appell!" tönt Hannemanns Stimme. Es ist heute Donnerstag, also werden Mäntel und Kochgeschirre nachgesehen. Dann rasch an die Arbeit, und bald wimmelt es wieder um die Station wie in einem Termitenhaufen. —

Ich sehe mir im Hofe die Pferde an, die für den täglichen Gebrauch am Platze gehalten und wöchentlich gegen neue von dem Pferdeposten ausgetauscht werden.

Dieser, Dawitsaub, liegt eine starke Reitstunde südöstlich von Otyimbingwe mitten im Gebirge an dem alten, sogenannten „Jan Jonker-"Wege, der über Heusis und Matchleß-Mine nach Windhoek führt, aber besonders in seinem letzten Teile durch das Komas-Hochland so schlecht ist, daß er nicht mehr benutzt wird. Schöne Grasflächen und ergiebige Wasserstellen hatten mich veranlaßt, die Pferde dort weiden zu lassen, unter Aufsicht einiger zuverlässiger Bergdamara, die ab und zu von einem der Unteroffiziere revidiert wurden. Die Tiere liefen Tag und Nacht frei herum und kamen nur mittags an den Wasserstellen zusammen, um zu saufen. Dann wurden sie gezählt und etwa fehlende sofort gesucht und herangetrieben. Für gewöhnlich befanden sich in Otyimbingwe nur sechs bis acht Pferde für den plötzlichen Gebrauch. Diese wurden mit Hafer und Gras gefüttert, das im Felde von Bergdamara-Frauen geschnitten und zu Wagen angefahren wurde. Später ließ ich eine Pumpe in Dawitsaub aufstellen, die vorzüglich funktionierte und einige aus Baumstämmen gezimmerte Tröge füllte, aus denen die Pferde bequem saufen konnten. Diese Pumpe und eine zweite im Hofe des Kasernements hatte ich von Unglaube, unserm alten Bekannten aus Swakobmund, käuflich erworben, und dieser stellte sie auch auf. — Jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittag wurden alle Pferde vom Posten nach Otyimbingwe getrieben, nachgesehen und etwa kranke in Behandlung genommen. Dann wurde auch Reitstunde abgehalten, vom Pferde mit Revolver und Gewehr geschossen, um Reiter und Tiere zu üben, und endlich im Ganzen zu Pferde exerziert oder Patrouillendienst-Übungen in die Umgegend gemacht. Nach einigen Stunden kehrten die Tiere dann zurück auf die Weide. — Auch die Zugochsen, über zwei Gespanne, und die Kühe, von denen wir 40 hatten, weideten getrennt südlich des Swakob am Lievenberg, dort, wo der Kaan-Fluß mündet. Nur in und kurz nach der Regenzeit konnte ich die Herden in der Nähe des Platzes halten, solange wie nicht das junge Gras von den Rindern der Herero und der durchziehenden Frachtfahrer abgefressen war. Dann erhielten die Mannschaften täglich frische Milch, aber die Freude

dauerte gewöhnlich nicht lange. Wenige Wochen nach dem Aufsprießen des jungen, frischen Grases war die nähere Umgebung Otyimbingwes wieder so kahl wie eine Tenne, was allerdings nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, wieviel Tausende von Ochsen alljährlich diesen Hauptverkehrsplatz des Damaralandes durchzogen. Da passierten Transporte nach Windhoek und den östlicheren Gebieten, nach Rehoboth, Okahandya, nach Barmen und Omaruru, und der Verkehr stieg von Monat zu Monat. Oft kamen von beiden Seiten, aus dem Inneren und von der Küste, an einem Tage 20 und mehr Wagen an. Überhaupt machte der Umstand, daß die Hauptverkehrsader Südwestafrikas den Distrikt in seiner ganzen Länge durchzog, diesen zu dem interessantesten, aber auch arbeitsreichsten des Schutzgebietes. Besonders die Bureauarbeit wuchs erschreckend — und ich war stets auf der Suche nach neuen Schreibern — denn auch die Erledigung der Landungsgeschäfte in Swakobmund gehörte zu den Pflichten des Chefs des Küstendistriktes.

Doch kehren wir zurück auf den Hof der Feste. Hier ist Lazarettgehilfe Czapla eben dabei, ein Pferd, das sich an einem Stacheldrahtzaun verwundet hat, zu verbinden, und dicht daneben wird eine große und breite Grube ausgehoben, die sich bereits mit Grundwasser füllt und den Pferden Gelegenheit zum Sielen und Baden geben soll. — „Herr Lieutenant", ruft mir der kleine Schuster Mall zu, der, noch mit einem halbfertigen Stiefel in der Hand, von oben herabeilt, „der Posten meldet, es kämen Reiter von Windhoek her. Es schienen Soldaten zu sein!" — „So? — gut — ich komme gleich herauf!" — Und längs des Gartens, in dem gerade Hannemann die trockenen Wedel von den Dattelpalmen schlagen läßt, gehe ich auf die Höhe nach Glöditzschs Haus zu, das höchstens 300 m von der Station entfernt ist. Richtig! — da kommen Reiter, und durch den Staub blitzen Waffen, Rockknöpfe und Mützenschirme, das beste Zeichen, daß die Nahenden Soldaten sind. „Da kommen Reiter!" ruft mir jetzt Herr Glöditzsch zu, der vor der Thür seiner Schmiede steht und mit Interesse die sich nähernde Staubwolke beobachtet, „— ob es Neues aus dem Oorlog*) giebt?" — „Mischien", antworte ich mit dem beliebtesten Wort der Eingeborenen, das ungefähr: „Vielleicht — wer kann es wissen?" bedeutet. — „Nanu — das ist ja Glatz!" ruft Glöditzsch, als die Reiter kurz vor uns halten. Der Führer der Patrouille, ein sonnengebräunter, schlanker Unteroffizier, befiehlt: „Absitzen!" und meldet dann, sein Pferd am Zügel: „Unteroffizier Glatz auf dem Wege zur Küste!" „Guten Tag, Glatz, na — wie geht es denn? Das ist schön,

*) Oorlog = Krieg.

daß Sie uns hinter der Front auch mal besuchen — haben Sie Wagen mit?" — „Jawohl, sie müssen bald heran sein!" „Gut — nichts Neues vom Kriege?" „Nein, Herr Lieutenant!" „Nun, dann satteln Sie nur erst ab und kommen Sie dann in meine Wohnung!" „Zu Befehl!" Die Mannschaften am Neubau machen die Hälse lang, denn eine Patrouille aus Windhoek ist ein Ereignis. Da kommt auch schon Hannemann und drückt Glatz die Hand, und von dem Bane schallt es: „Guten Tag, Herr Unteroffizier, — nichts Neues?" „Nein, Kinder!" — „Hallo! — Weidenbach, Mensch, lebst Du noch?!" — „Na — Gott sei Dank, und was macht Ihr in Windhoek?" „Uns schmeckt der Reis auch noch!" Unter solchen Scherzreden zieht die Patrouille in den Hof. —

Die Sonne sinkt jetzt allmählich; von allen Seiten ziehen Herden aus dem Felde dem Dorfe zu, die Windhoeker Wagen rasseln heran und spannen in der Nähe des Kasernements aus, und: „Aufhören mit der Arbeit!" wird um 6 Uhr befohlen. Die Mannschaften eilen in ihre Stuben, reinigen sich und stehen plaudernd und rauchend an der Feste oder bei Dannerts Store. In der Stationsküche wird das Abendbrod bereitet. Die Nachtwache — ein Unteroffizier, sechs Reiter — löst die aus drei Reitern bestehende Tageswache ab, und die zur Besetzung des Turms im Hälbichschen Gehöft bestimmten Mannschaften setzen sich in Marsch. — „Der Fleischer Weigt hat heute Würstchen aus Schaffleisch gemacht. Ich habe Herrn Lieutenant welche zum Abendbrot gebraten!" berichtet Schneidewind. Da kann ich nicht widerstehen und gehe herein zum Essen. Durch die Fenster meiner Wohnstube sehe ich in den Garten, der schon im Halbdunkel daliegt, nur die Kronen der Dattelpalmen heben sich scharf, wie mit der Feder gezeichnet, vom Abendhimmel ab, und die Cigarren einiger lustwandelnder Reiter glühen ab und zu hell auf. Die Berge auf der anderen Seite des Swakob erscheinen als schwarze Massen. Es klopft. „Herein!" „Sie, Treßke — was giebt es?" — „Reiter Talaska und ich bitten, morgen Vormittag auf Jagd gehen zu dürfen, Herr Lieutenant!" — „Wo hinaus?" „Nach Dawitsaub zu." — „Ja, da können Sie gleich den Pferdeposten revidieren, und lassen Sie sich jeder fünf Patronen geben — verstanden?" — „Zu Befehl." — Dann erscheinen noch drei Reiter, die um Erlaubnis bitten, „nach der andern Seite", d. h. jenseits des Omusema-Riviers, gehen und den Missionar Meyer besuchen zu dürfen. Auch dies wird gewährt, nachdem die Leute daran erinnert sind, daß sie jenseits des Flusses, wo auch das Herero-Dorf liegt, stets die Seitengewehre zu tragen haben. Der unsicheren Zeiten wegen war es notwendig, Besuche in dem südlichen, entfernteren Teil des Dorfes von einer jedesmaligen Erlaubnis abhängig zu machen. Dann wußte man doch genau,

wieviel Leute im Falle unvorhergesehener Ereignisse verfügbar waren. Mehr als drei ließ ich damals nie zu gleicher Zeit ausfliegen. —

In einer der Mannschaftsstuben wird gesungen. Klar und deutlich dringen die Worte des Liedes durch die stille Nacht herüber:

„Als an der Katzbach Strand
Man die Franzosen fand,
Geschlossen im Karree,
Und kein Gewehr ward losgebrannt.
Da haben sie dreingehauen wie die beste Kavallerie,
Das war ein wahres Meisterstück der preuß'schen Infanterie
Vom zwölften Regiment,
Das man mit Ehrfurcht nennt! —
Hurra, Hurra, Hurrallalla!" —

Mein Garten in Otyimbingwe.

Das sind meine braven Frankfurter, von denen ich alle, deren ich habhaft werden konnte, in Otyimbingwe versammelt hatte: der Reiter Fischer von meinem Regiment und der Unteroffizier Zarradt und Reiter Treßke die früher beim Leib-Grenadier-Regiment gestanden hatten. —

Es ist 10 Uhr. — Der Trompeter bläst den Zapfenstreich; die Reiter eilen in ihre Quartiere. Um 11 Uhr müssen die Lampen gelöscht sein, und der Unteroffizier vom Dienst revidiert alle Räume. — Ich habe mich zu Damerts begeben. Dort wird ein Tisch vor die Thür gesetzt, und lange sitzen wir noch bei Thee oder deutschem Bier in der wundervollen, stern-

klaren Nacht plaudernd beisammen. Herr und Frau Dannert, Kleinschmidt, der Sohn des bekannten Missionars, Glöditzsch, Albertus Bam, ein Afrikander und Universalgenie — Jäger, Transportfahrer, Farmer und Kaufmann zugleich —, dann öfter Gäste von der Südseite des Dorfes, das war die Tafelrunde, an der ich oft teilnahm, wenn ich nicht las, Briefe schrieb oder die Familien Hälbich, Redeker oder Meyer jenseits des Omusema besuchte. In mondhellen Nächten ging ich auch mehrfach auf den Anstand auf Schakale und Hyänen, die nachts bis dicht an den Garten der Station schwärmten.

Von dem Eingeborenendorfe schallen abgerissen die Töne der Ziehharmonika und der Rohrflöten herüber, dort wird der Riedtanz getanzt; jetzt trägt ein Windstoß die immer sich wiederholende, eintönige und einschläfernde Melodie deutlich an unser Ohr — wie eine Mahnung, die Lagerstatt aufzusuchen, denn der morgige Tag bringt neue Arbeit und neue Sorgen.

So verging ein Tag nach dem anderen; die Neubauten wuchsen empor, der Garten trug Früchte, und in die mannigfachen Verwaltungs- und Dienstzweige kam Ordnung und System. Die größten Schwierigkeiten machte die unausgesetzte Sicherung des Baiweges, die hauptsächlich den kleineren Stationen oblag und durch fortwährendes Patrouillieren bewerkstelligt wurde. Es war ein anstrengender Dienst, wie denn überhaupt die Chefs der Unterstationen eine große Verantwortlichkeit trugen. In ihrer Hand lag nicht allein die militärische Weiterbildung der ihnen unterstellten Mannschaften, besonders im Schießen und Reiten, sondern sie hatten auch als Polizeibehörden für den Bereich ihrer Stationsgebiete auf die strenge Durchführung aller bestehenden Gesetze zu achten, deren wichtigste für den Baiwegdistrikt die Bestimmungen über die Bekämpfung der Lungenseuche und das Gesetz über das „Freihalten" des Weges von Ansiedelungen waren. Es ist bemerkenswert, daß schon vor der Besitzergreifung des Landes durch das Deutsche Reich die eingeborenen Häuptlinge, in deren Gebiet der Weg zur Küste lag, bestimmt hatten, daß niemand längs dieses Weges und des Laufes des Swakob wohnen oder Herden halten solle, damit „Wasser und Weide ausschließlich den Frachtfahrern reserviert bleibe, und der Verkehr mit dem Hinterland nicht geschädigt oder unmöglich gemacht werde". Nur die Wasserplätze Tsaobis und Salem waren ausgenommen, da an ihnen Wasser und Weide in Menge vorhanden war. Unter der deutschen Regierung wurden diese Bestimmungen Gesetz,*) und alle diese Gesetze wurden durch die von mir für die Regierungshandlungen vereidigten Dolmetscher in das Holländische und Otyiherero übersetzt und an den Stationsgebäuden und Storen öffentlich ausgehängt.

*) Durch den im Jahre 1897 begonnenen Bahnbau wird die Straße Otyimbingwe—Swakobmund so entlastet werden, daß eine Besiedelung aller Wasserplätze möglich werden wird.

Zur Regelung des Verkehrs erließ ich folgende Verordnung:

„Kaiserliches Distriktskommando Otyimbingwe, den 30. März 1894.
Otyimbingwe.

Den Verkehr von Frachtwagen, Viehtransporten ꝛc. betreffend, wird verordnet, was folgt:

I. Jeder die Ortschaft passierende Frachtwagen, Viehtransport ꝛc. ist innerhalb 24 Stunden nach der Ankunft im Geschäftszimmer des Truppenkommandos anzumelden. Es ist anzugeben: 1. Anzahl der Weißen und Eingeborenen. 2. Anzahl der Zug- bezw. losen Tiere, 3. ob und wo Tiere unter verdächtigen Erscheinungen erkrankt oder gefallen sind, 4. Abfahrtsort und Ziel der Reise. — Die Frachtbriefe sind mitzubringen.

II. Ausspannplätze sind die durch Tafeln kenntlich gemachten freien Plätze in der Nähe der Gehöfte der Firmen E. Hälbich Wwe. und Glöditzsch.

III. Die Wahl des Ausspannplatzes wird jedem Frachtfahrer anheimgegeben, doch ist der öffentliche Weg stets freizuhalten.

IV. Zuwiderhandelnde gegen die Bestimmungen unter I. und III. werden in eine Geldstrafe von 5 Mark genommen.

Der Kaiserliche Distriktschef u. s. w.

Zum Umlauf an alle Inhaber von Stores und Werkstätten, die das Distriktskommando ersucht, von Vorstehendem Abschrift nehmen und dieselbe an sichtbarer Stelle anbringen zu wollen."

Im April richtete ich eine Lazarettstube in Otyimbingwe ein, die mit allen nur möglichen Bequemlichkeiten versehen wurde. Auf den monatlichen Revisionen der Unterstationen nämlich hatte ich festgestellt, daß Fieber in den am Swakob liegenden Niederungen keineswegs selten waren. Besonders Salem zeichnete sich in dieser Hinsicht unvorteilhaft aus, aber auch in Otyimbingwe trat, hauptsächlich nach starken Regengüssen, das „Landesfieber", wie es genannt wurde, heftig auf. Wenn nun auch die Anfälle nur in seltenen Fällen tödlich verlaufen, so bringen sie doch schwächere Naturen so herunter, daß sie immer weniger widerstandsfähig werden. — Einige meiner Reiter mußte ich, weil sie niemals ganz fieberfrei waren, ablösen und nach Windhoek in das Hauptlazarett schicken, das oft von Fieberkranken, besonders aus den östlichen, am Nosob liegenden Landschaften, überfüllt war. Die meisten stellte die reine frische Bergluft Windhoeks bald wieder her.

Große Sorge machten mir auch die immer schlechter werdenden Weideverhältnisse, über die ich Ende April an das Truppenkommando in Windhoek schrieb: „Der Umstand, daß das Weidefutter in der näheren Umgebung des Platzes fast vollständig abgefressen ist, wirkt überaus verteuernd auf die hiesigen Verhältnisse. Das Gras für die auf der Station beschäftigten Pferde und Ochsen muß von weither angefahren werden. Ich habe infolgedessen Mais und Luzerne in größeren Mengen anpflanzen lassen und 30 Sack australischen Hafer in Kapstadt bestellt, denn der kapländische ist schlecht, und man wird in der unerhörtesten Weise betrogen, da sich Steine und Sand in

den Säcken vorfinden. Solange nun die überaus hohen Frachtsätze der Woermann-Dampfer eine größere Einfuhr aus Deutschland hindern, würde ich es für außerordentlich verbilligend und zweckmäßig halten, in Kapstadt ein Segelschiff zu chartern und es mit Hafer zu befrachten, und zwar mit australischem, von dem große Mengen in Südafrika eingeführt werden. Lieutenant Eggers, der australischen Hafer in Walfischbai sah, lobt ihn sehr. Hierdurch würden sich auch, nach Aussage des Steuermanns des »Nautilus«, eines Deutschen, selbst die hohen Frachtsätze dieses Dampfers vielleicht vorteilhaft drücken lassen."

In der nächsten Zeit sollten wir übrigens wieder von Hendrik Witbooi hören. — In Otyimbingwe war die Hochzeit des Sohnes Christoph der Frau Hälbich gefeiert worden. Auch aus Walfischbai trafen Gäste ein, von denen ich erfuhr, daß noch vor kurzem eine Abteilung Witbooischer dort gewesen war. Als wir nach dem Hochzeitsmahle den Kampfspielen berittener Bastards zusahen, fielen mir unter den herumlungernden Eingeborenen einige fremde Gesichter auf, und richtig: in der Nacht führte Hannemann einen der Spione zu mir, der aus den Bergen kam und meldete, er habe dort einen ungefähr 150 Mann starken Trupp bewaffneter Bergdamara getroffen. Dies seien Hendrikfche und dieselben Bluthunde, die bei Horebis mitgearbeitet hätten. Ihre Spione seien auf dem Platze gewesen und hätten sich unter die Volksmenge, die sich infolge der Hochzeit versammelt habe, gemengt. Was ihre Absicht sei, wisse er nicht. — Der Mann wurde reich beschenkt entlassen. Am nächsten Morgen aber traf ein Bote aus Salem mit der Nachricht ein, daß fremde, stark bewaffnete Bergdamara auch dort gesehen worden seien, und man bei Nonidas die Spuren feindlicher Reiter bemerkt habe. Infolge dieser Nachrichten beschloß ich, mit einer starken Patrouille für einige Zeit in Salem Standquartier zu nehmen. Vorher jedoch gingen folgende Befehle an die Unterstationen ab:

„Der Wachdienst ist auf das Angespannteste zu handhaben, und die Stationen haben mindestens wöchentlich zweimal durch Patrouillen, die sich auf halbem Wege treffen, untereinander Verbindung herzustellen. Treffpunkte: 1. Zwischen Otyimbingwe und Tsaobis: Plattklippe; 2. zwischen Tsaobis und Salem: Vogelschlafberg; 3. zwischen Salem und Swakobmund: Usab. Diese Punkte gelten auch von heute ab als Grenzpunkte der Stationsgebiete. Salem patrouilliert außerdem abwechselnd auf Modderfontein und Diepdal—Horebis, Tsaobis auf Anawood und Horebis. Von Otyimbingwe aus wird auf Tsaobis, Anawood und Dawitsaub geritten werden. Bei eintretendem Pferdemangel requiriert Tsaobis alle dort weidenden Pferde des Bastards Lukas Beukes.

An den Lieutenant Eggers schrieb ich damals nach Swakobmund: „Es ist sichere Nachricht hierher gekommen, daß Klein-Hendrik und Keister bei ihrer letzten Anwesenheit in Walfischbai den Magistrat energisch ersucht haben, ihnen Munition zu überlassen, bezw. die Einfuhr solcher zu gestatten. Keister hat sogar von einem »Borgen des Maxim-Geschützes« (!) gesprochen. Motiviert haben sie ihre Forderung mit den Worten, es sei ihnen unverständlich, daß die englische Regierung einerseits den Deutschen Durchgang von Mannschaften, Geschützen, Waffen und Munition gewähre, andererseits ihnen, den Witboois, einen derartigen Vorschub nicht leiste. Wie abgefeimt diese Kerle sind, geht auch daraus hervor, daß sie dem Magistrat mit Skandal in der ihnen wohlgesinnten kapenglischen Presse drohten.*) Herr Cleverly wies sie natürlich ab. Infolge dieser Vorkommnisse halte ich eine genaue und eingehende Verständigung in Betreff der Sicherung des Baiweges zwischen Euer Hochwohlgeboren und mir für notwendig. Die Lage beurteile ich folgendermaßen: Es erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß Witbooi, von unseren Truppen im Süden bedrängt und an Munitionsmangel leidend, als ultima ratio einen Handstreich gegen die neutrale Walfischbai plant, um sich in den Besitz von Munition zu setzen. Der Magistrat mit seinen 10 undisziplinierten Nama-Konstablern würde keinen nennenswerten Widerstand leisten können. Nichts kann uns in diesem Falle abhalten, ebenfalls neutrales Gebiet zu verletzen und dem Magistrat zu Hilfe zu eilen. Vielleicht aber hat Hendrik außerdem vor, sich der in Nonidas weidenden Pferde der Walfischbai-Bewohner zu bemächtigen. Auch in diesem Falle würde ich es zu verantworten wissen, »neutrales Gut« zu requirieren. Schließlich aber erscheint es ebenfalls nicht ausgeschlossen, daß der Feind es nochmals versucht, auf dem Baiwege durch Wegnahme oder Vernichtung von Transporten einen Vorteil zu erringen. Ich füge hinzu, daß ich an ein Ausweichen Witboois nach der Kapkolonie zu keinesfalls glaube.

Ich ersuche daher Euer Hochwohlgeboren, auf Nonidas—Usab und die Fläche nach dem Hanoas-Gebirge zu unausgesetzt scharf patrouillieren zu lassen, stets gute Verbindung mit Walfischbai zu halten (Spione) und die Pferde in Nonidas zu sichern, bis genaue Nachrichten aus dem Süden den Stand der dortigen Operationen der Truppen deutlich erkennen lassen. — Ich stehe bis auf weiteres in Salem.

Sollte östlich von Swakobmund am Baiwege irgend etwas vorfallen, so ersuche ich um sofortige Meldung, sowie, daß Euer Hochwohlgeboren sämtliche Pferde in Nonidas requirieren und mit allen verfügbaren Mannschaften heraufeilen. Überzählige Pferde sind als Handpferde mitzuführen.

*) Und das sollen, wie ein deutsches Blatt damals schrieb, „Wilde" sein?

Ich würde auf eine eventuelle Nachricht hin sofort mit allen verfügbaren Mannschaften und Pferden aufbrechen, um gemeinsam mit Euer Hochwohlgeboren die Sicherung des Baiweges durchzuführen. Die Abschrift eines Schreibens an die Stationen Tsaobis und Salem liegt bei."

Wenige Tage nach Abgang dieser Schreiben ritt ich in Salem ein und traf dort Eggers, der mit einer Patrouille den neu angekommenen Lieutenant Troost bis hierher begleitet hatte. Am Baiwege schien alles ruhig. Wir konnten auf unseren Streifereien nichts Verdächtiges entdecken und kehrten nach einigen Tagen nach unseren Stationen zurück. Aber wenige Wochen später tauchten neue beunruhigende Gerüchte auf, gerade als ich die Nachricht erhielt, daß als Ersatz für Assessor Köhler der Regierungsassessor v. Lindequist in Swakobmund eingetroffen sei. Wieder brach ich mit einer starken Abteilung und einer Ochsenkarre nach Salem auf, wo ich Eggers, Assessor v. Lindequist und Bureauvorsteher Junker, der aus Warmbad zurückgekehrt war, in Begleitung einer stärkeren Patrouille antraf. Ich beschloß, mit allen zur Verfügung stehenden Kräften den südlichsten Weg über Tinkas, Onanis, Witwater zu erkunden und festzustellen, ob feindliche Abteilungen hier vorgestoßen seien. Ueber Ried und Gawieb rückten wir vor, längs des Randes der Namib-Wüste. —

Soweit das Auge sehen kann, liegt eine unendlich einförmige Fläche gelben Sandes vor uns, nur hier und dort unterbrochen von kleinen, weißglänzenden Hügeln, auf denen Quarzadern zu Tage treten, und von langgestreckten, niedrigen Höhenzügen, deren schwarzes, verwittertes Gestein fast ganz von feinem Sande bedeckt ist. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume unterbricht die Eintönigkeit, die unsagbare Traurigkeit dieser Einöden; niedrige, kriechende Moose und Eispflanzen von wunderlichen Formen sind die einzigen Kinder der Flora, die in den längst ausgetrockneten Wasserrinnen ihr kümmerliches Dasein fristen. Denn seit vielen Jahren vielleicht hat es in diesen Gegenden nicht geregnet, und selbst die anspruchslosen Moose gleichen, von der Sonne verbrannt und gedörrt, mehr kleinen Aschenhaufen als lebensfähigen Pflanzen. Und ebenso dürftig ist auch das Tierleben in diesen trostlosen Wüsten. Kein fröhliches Vogelgezwitscher grüßt hier den Morgen, keine schlanke Antilope verirrt sich hierher, nur Aasgeier und Krähen zeigen sich auf den Kadavern verschmachteter Zugochsen, die von den die Wüste durcheilenden Wagenzügen zurückgelassen wurden, und sandfarbene Laufkäfer huschen über den Erdboden.

Über dem Ganzen aber, über diesem furchtbaren Meere von Sand und Kieseln, über den Haufen gebleichter Knochen und ausgefressener Ochsenschädel, welche den Lauf der Fahrstraße bezeichnen, strahlt vom stahlblauen Himmel die unbarmherzige, gelbweiße Sonne des Südens. Es ist brennend heiß,

kein Lüftchen regt sich, und nur zuweilen hebt sich eine schwefelfarbene Sandsäule hoch empor, aufgejagt durch die glühenden Wirbelwinde dieser Zonen. Die Luft scheint zu tanzen unter den Sonnenstrahlen, die der Boden der Wüste zurückwirft; durch die niederen Luftschichten geht ein Wogen und Flimmern, ein Glitzern und Branden. Wunderbar verschwommen und verzerrt, scheinen die Spitzen der entfernter liegenden Hügel in der Luft zu schweben, losgelöst vom Erdboden durch eine wunderbare Erscheinung, die bald wie Luft, bald wie Wasser sich zeigt, und oft zaubert die Fata Morgana in all' die Senkungen der Wüste köstliches Wasser, den unerfahrenen Wanderer zu verwirren.

Dort, am Rande der Namib-Wüste, wo spärliche, vom Winde zerzauste Gräser den allmählichen Übergang zur Steppe anzeigen, ritten wir dahin, eingehüllt in eine Wolke von Staub. Die Pferde, durstig und hungrig, die Augen und Nüstern voll feinem Sand, schlichen mit schlagenden Flanken, bei jedem Schritte tief einsinkend, durch das Gewirr von schmalen, trockenen Flußbetten, das sich vom Gawieb-Berg hinunterzieht zum Swakob-Flusse. — Uns war das Plaudern längst vergangen, die Zunge klebte am Gaumen, und alle hatten nur den einen Gedanken: Wasser. — Die Augen schmerzten uns von dem langen Ritte durch die Wüste. Wenn wir nach rechts sahen, lag sie vor uns im Sonnenbrande, weit nach Westen bis zum Meere sich ausdehnend, ohne dem Auge einen Ruhepunkt zu geben — ganz gelb und weiß. Links von uns aber türmten sich die steilen, wildzerissenen Massen des Gawieb-Gebirges auf, dessen brandrote Felsenmauern jeden Sonnenstrahl tausendfach zurückwarfen in das enge Flußthal mit seinen verkrüppelten raubigen Dawibüschen, deren schmutzig-grüne Farbe für unsere Augen ein Labial war.

Regierungsrat v. Lindequist.

Immer noch wollte sich keine zusammenhängende Grasfläche zeigen, die für die ermatteten Pferde so nötig gewesen wäre. Der Charakter der Gegend blieb der der Wüstensteppe; bald gelber, bald roter Sandboden, mit Gesteinstrümmern bedeckt und nur hier und da ein armseliges Grasbüschel, halbverbrannt und ohne Saft und Kraft. Wir rechneten darauf, in einer Stunde in einer der finsteren Gebirgsschluchten Wasser zu finden. Dort

sollte eine kleine, nur Jägern bekannte Quelle aus den Felsen sprudeln. — Es war bereits Mittag, und die Sonne stand senkrecht über uns. Wir hatten uns des Staubes wegen in zwei Trupps geteilt und ritten mit ungefähr 200 m Abstand voneinander. Unsere Ochsenkarre, die mit Proviant, etwas Hafer und Wasser beladen war, mußte noch Stunden zurück sein. Lindequist und Eggers ritten an der Spitze des ersten, Junker und ich an der des zweiten Trupps und trotz der allgemeinen Müdigkeit wurde scharf ausgespäht nach Pferde- und Wildspuren. Das Gebirge tritt hier an vielen Stellen hart an den Weg, wenn man einige alte Pferde- und Wagenspuren so nennen darf, heran, und an einer solchen Stelle war es, wo ich plötzlich hoch über uns auf einer überhängenden Felsplatte zwei Pferdeköpfe sah. Mein erster Gedanke war: Witbooi! Ich schrie der vor uns reitenden Schar zu: „Achtung!" und wies mit der Hand bergauf. Zugleich sprangen wir von den Pferden rissen die Gewehre aus den Schuhen und kletterten den steilen Hang hinauf, nur einige Reiter zurücklassend, die sich hinter Felsblöcken schußfertig machten. Aber schon knallte es von der vorderen Abteilung her, donnernd rollte das Echo der Schüsse in den Bergen. Ein Reiter galoppierte von vorn heran und rief schon von weitem: „Es sind zwei Zebras! Das eine liegt schon!" In diesem Augenblicke stürmte das andere Tier, in großen Galoppsprüngen über die umhergestreuten Steine setzend, den Hang hinunter, um auf unserer Seite durchzubrechen. Drei Schüsse der Reiter streckten es nieder. Es waren zwei prächtige Tiere, Hengst und Stute, und wir mußten sie ihrer Größe wegen dort, wo sie lagen, abledern und Felle und Fleisch dann heruntertragen. Inzwischen hatten andere in einem kleinen Thale, in dem die ersten niedrigen Dornbäume standen, die Pferde abgesattelt, und ich beschloß, hier die Mittagsrast zu halten. Feuer loderten auf, und Stücke des frischen, saftigen Fleisches wurden in der Asche gebraten, aber ein Genuß war diese Mahlzeit nicht, denn das Zebrafleisch hat einen widerlich süßen Geschmack und ist überaus grobfaserig, ganz abgesehen davon, daß es zu frisch war. Wasser hatten wir leider nicht gefunden, Gras war ebenfalls nicht da, und so standen denn unsere armen Pferde mit hängenden Köpfen in dem Schatten der Bäumchen. Nach Stunden erst kam die Karre heran, so daß jeder wenigstens einen Becher Wasser erhalten konnte. Dann suchten wir ermattet Ruhe.

Es war spät am Nachmittage als wir wieder aufbrachen, und die glühende Hitze des Tages hatte sich etwas gemildert. Ein langer Marsch stand uns bevor; wir wußten, daß der nächste Wasserplatz Klein-Tinkas sei, und diesen mußten wir auf jeden Fall noch nachts erreichen, denn Wasser war unseren Pferden und Ochsen nötiger als alles andere. So zogen wir denn wieder

dahin durch das hügelige Land dem ersehnten Ziele zu. Als die Sonne sank, erhob sich der kühle Nachtwind und erfrischte Menschen und Tiere.

Es begann zu dunkeln, und während das Gebirge hinter uns zurückblieb und immer schattenhaftere Formen annahm, öffneten sich vor uns die großen Ebenen und das häufiger und dichter stehende Gras und Baumgruppen zeigten uns, daß wir das Steppengebiet betreten hatten. Es wurde kälter und kälter, der Wind nahm stetig zu, und bald raste ein Sturm über die Fläche, der dunkle Wolkengebilde vor sich her trieb. Kein Stern war zu sehen, und der Mond vermochte nicht durch die Wolken zu dringen. Der Pfad wurde ab und zu mit angebrannten Streichhölzchen gesucht, und man mußte dazu stets absteigen, um, auf der Erde liegend, die Spuren erkennen zu können. Mehrfach verloren wir diese ganz, und das bedeutete jedesmal einen längeren Halt.

Der Weg war inzwischen so schlecht und felsig geworden, daß die schwere Karre, auf die wir an besonders gefährlichen Stellen warteten, oft nur durch unsere gemeinsamen Anstrengungen vor dem Umstürzen bewahrt wurde. Da, es mag gegen 1 Uhr nachts gewesen sein, rief einer der Spitzenreiter das erlösende Wort: „Wasser!“ Er war eben durch ein kleines Rinnsal geritten, aber das Naß schmeckte bittersalzig. Dennoch waren wir froh. Wir wußten nun, daß wir in Klein-Tinkas waren, denn dieser Platz hatte, wie uns bekannt war, eine Salz- und eine Süßwasserquelle. Nach halbstündigem Suchen fanden wir auch diese, und hier wurde abgesattelt. Die Pferde wurden getränkt, dann gespannt auf die Weide gejagt, und bald war alles, mit Ausnahme der Posten, in tiefen Schlaf gesunken. An Kochen dachte niemand mehr nach den Anstrengungen des Tages, und auch die Ankunft der Karre ließ uns gleichgiltig.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und eben erst zog ein lichter Schein am östlichen Himmel empor, als mich die Kälte weckte. Es war bitterkalt; der Tau der Nacht hatte Decken und Kleider durchnäßt, und fröstelnd versuchte ich ein Feuer zu machen. Nach langen Bemühungen brannte endlich das feuchte Holz, und dichtgedrängt umstanden die inzwischen erwachten Lagergenossen die Flammen, auf denen ein starker Kaffee gekocht wurde. Dann wurden die Pferde zusammengetrieben, gesattelt, und fort ging es, hinaus in den taufrischen Morgen. Die Karre hatte heute nur einen kurzen Marsch bis Groß-Tinkas und sollte uns dort erwarten, wo sich die Ochsen von den Anstrengungen der letzten Tage in gutem Grase erholen konnten. Einige Reiter blieben als Bedeckung bei der Karre, denn große Vorsicht war jetzt, wo wir uns den durch Streifzüge der Witbooi gefährdeten Gegenden näherten, mehr denn je geboten.

In breiter Linie ausgeschwärmt, Patrouillen auf den Flügeln, trabten wir vor. Unendliche Flächen öffneten sich vor uns, ein wogendes Meer gelben Grases, nur selten unterbrochen von niedrigen Baum- und Buschgruppen. Zur Rechten begleiten sanfte Höhenzüge die Ebene, während nordwärts ein jäh abstürzendes, schluchtendurchrissenes Bergland von wildromantischen Formen und Bildungen sich emportürmt. Hier bricht der finstere Cañon eines Bergflusses durch die schroffen Granitwände, dort erscheint Spitze hinter Spitze, dort gewaltige, kahle Bergrücken — erglühend unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Es ist das gewaltige, öde und unerforschte Felsengebirge, das sich in einer Länge von mehr als 60 km von Gawieb über Tinkas und Onanis bis nach Witwater und Tsaobis hinzieht; das von Tinkas im Süden hinaufstreicht bis an die grünen Ufer des Swakob bei Salem und Horebis, über 40 km breit. Nur eine Fahrstraße läuft durch das Gebirge — die von Salem über Wilsonsfontein nach Tsaobis — sonst führen nur Buschmanns- und Wildpfade über die steinigen Pässe und durch die sandigen Schluchten.

Wir sind weit, über 4 km, auf der ganz übersichtlichen Fläche auseinandergezogen; ich reite bei der linken Seitenpatrouille. Da schmettert von rechts das Signal „Achtung" herüber — Halt! — Weit entfernt sehen wir die rechte Seitendeckung vorsichtig die niedrigen Höhen hinaufreiten — eine Richtungsveränderung! Dort muß etwas Außergewöhnliches bemerkt worden sein: Pferdespuren oder Wild, denn ich hatte befohlen: „Es wird heute gejagt und frischen Wildspuren gefolgt!"

Meiner Ansicht nach ist die Jagd ein hervorragendes Mittel zur Aufklärung, solange sie mit Besonnenheit und Ruhe ausgeübt wird. Wieviel Neues und Bemerkenswertes sieht man, wenn man den Spuren des flüchtigen Wildes folgt! Ja, ich behaupte sogar, daß nur der wandernde Händler, der Farmer, Jäger und Soldat, der weitab von den Straßen und den Wohnungen der Menschen das „Feld" durchschweift, der über Berg und Fluß, durch Thal und Wald vordringt — nach den Gestirnen des Himmels sich richtend —, daß nur dieser die Eigenart eines Landes, wie es Südwestafrika ist, kennen lernen kann. Nicht aber der, welcher, und wenn auch hundertmal, die großen Straßen hinaufzieht, die der Verkehr geschaffen hat.

Aber vorwärts! Wir sehen, daß der Haupttrupp sich teilt. Einige Reiter halten im Schritt die alte Richtung; ihnen liegt es ob, die Ebene weiter aufzuklären, die anderen aber traben an, wir fallen in Galopp, und so wird um die rechte Seitendeckung als Drehpunkt eine riesige Rechtsschwenkung ausgeführt. Jetzt donnern Schüsse herüber, und ein Reiter trabt uns entgegen. Nach kurzer Zeit erfahren wir, daß zwei Zebras geschossen

worden sind, deren Häute später von den Eingeborenen geholt werden sollen. Die Herde ist nach Süden, nach der Wüste zu, die man von den Hügeln aus gesehen hat, entwichen.

Wieder geht es nun in der früheren Richtung weiter. Die Sonne steigt höher und höher, und um 12 Uhr mittags befehle ich: „Kehrt! und zurück nach Groß-Tinkas!" Die Ebene konnte in ihrer ganzen Breite als aufgeklärt gelten. Wir wenden die Pferde in der glühendheißen Sonne nach Westen, und plötzlich ruft einer der eingeborenen Führer, mit der Hand nach vorn deutend: „Da, Mijnheer, liegt Groß-Tinkas, und dort weiden die Pferde der Reiter, die bei der Karre geblieben sind!"

Wirklich, da weiden Pferde — wir reiten auf sie zu, und als wir noch etwa 200 bis 300 m von ihnen entfernt sind, bemerken sie uns, und eins von ihnen, anscheinend ein Hengst, trabt uns mit hocherhobenem Kopf und fliegendem Schweif entgegen. Da — bei einer Wendung des Tiers — sehen wir plötzlich, daß wir Zebras vor uns haben, und im gleichen Augenblick haben auch diese, die unsere Pferde für ihresgleichen hielten, ihren Irrtum erkannt. Der Hengst stutzt einen Augenblick, dann dreht er und jagt zurück, und mit ihm fegt die ganze Herde im Galopp davon, auf eine Felsenpforte zu, die sich — wir sind nahe an den nördlichen Bergen — vor ihnen öffnet. Aber auch wir lassen unseren Pferden die Zügel, eine wilde Jagd beginnt. Tief auf den Widerrist gebeugt, das Gewehr in der Faust, galoppieren wir dahin; weit, weit voraus vor den anderen trägt mich meine schnellfüßige Stute, die im Sprunge Felsblöcke und Büsche nimmt, daß mir Hören und Sehen vergeht. Jetzt bin ich dem Wild auf 20 Schritt nahe, ein prächtiges Fohlen ist schon rechts hinter mir zurückgeblieben — hätte ich nur ein Lasso oder eine Bola bei mir! So aber beschließe ich, eine dicht vor mir dahinjagende Stute, ein herrliches Tier, zu schießen, und versuche mit der ganzen Kraft meines linken Armes, das Feuer meines Pferdes zu zügeln — vergebens! — ich erreiche nur, daß es sich, fortgerissen von seiner Jagdpassion, hoch aufbäumt. Diesen Augenblick benutze ich, um mich seitwärts hinabgleiten zu lassen. Halb fallend schlage ich auf den steinigen Erdboden, liege aber in der nächsten Sekunde im Anschlag und strecke mit zwei Schüssen durch Hals und Kopf die Zebrastute nieder, die inzwischen etwa 100 m vorgekommen war. Nun preschen die anderen Reiter an mir vorbei, geben die Jagd aber bald auf, weil der Boden mit Felsblöcken besät ist. Meine Stute ist mit Sattel und Zaumzeug in der Fluchtrichtung des Wildes verschwunden, und Junker sendet seinen gewandten Bergdamara-Diener Hansemab aus, sie zu suchen. Inzwischen ledere ich mit Reiter Ertel das Zebra ab, eine harte Arbeit. Nach einer halben Stunde kommt Hansemab mit der Stute zurück und erzählt, daß sie erst den Zebras

gefolgt sei, dann aber zu weiden begonnen habe. Es wird großer Kriegsrat abgehalten, denn es hat sich herausgestellt, daß wir keineswegs in der Nähe von Groß-Tinkas sind, und daß niemand weiß, wo dieser Platz eigentlich liegt, mit einem Wort: wir haben uns verritten! Nun — gleichgiltig, aber Wasser müssen wir haben, und so schicke ich denn nach allen Seiten Patrouillen aus, der Hauptteil der Abteilung aber sattelt bei dem erlegten Zebra ab und wartet. Ich reite mit Junker nach einer Stelle an den Bergen, an der ich durch den Krimstecher den jähen Absturz eines Felsenthals festgestellt hatte. „Wenn es irgendwo Wasser giebt, so ist es dort" sagte ich noch im Abreiten. Nach halbstündigem Ritt sind wir am Gebirge angelangt und suchen die ganze Umgegend ab — leider ohne Erfolg. Steile, schroff abfallende Wände überall, hier und da durchbrochen von engen Felsschluchten, in denen zur Regenzeit wilde Bergströme zu Thal brausen. Heut sind sie trocken; erstickend heiß ist die Luft in ihnen; die Sohle bedecken wirr durcheinander liegende Baumstämme, Geröll und feiner Sand. Müde und durstig lagern wir uns endlich im Schatten eines Dornbaumes und lassen die Pferde mit schleppenden Zäumen weiden. „Ja, wenn wir jetzt Wasser und einen feisten Bock hätten!" beginnt Junker die Unterhaltung, nicht ahnend, wie nahe die Erfüllung seiner Wünsche bevorstand. „Oder ein Kotelett mit Spargel!" antwortete ich ironisch .... und nun spielte sich ein Vorfall ab, so an das gewöhnlichste Jägerlatein erinnernd, daß wir noch nach Jahren davon sprachen. Ich lag auf der Seite, halb den Bergen, halb der Ebene zugewandt .... und was sehe ich unmittelbar nach meinen Worten?! Direkt hinter uns, auf einer etwa 150 m hohen Felsspitze an dem gähnenden Schluchteingang steht, nach den Pferden äugend, wie eine Silhouette sich vom Himmel abhebend — ein Klippbock! Junker mit den Augen zuwinkend drehe ich mich vorsichtig herum, ergreife mein neben mir liegendes Gewehr und schlage lautlos an, der Schuß kracht, und sich überschlagend stürzt der Bock von Fels zu Fels in die Schlucht. Wir springen auf. „Den hätten wir", jubele ich, „holen Sie den Bock, Herr Junker; ich sehe, daß ich noch die Ricke bekomme, denn sie sind immer zu zweien!" Ich habe recht vermutet; nach kurzer Kletterpartie bergauf sehe ich das Tier, dem es aber, durch einen Schuß nur verwundet, zu entkommen gelingt. Währenddessen ist Junker in der Schlucht bergaufkletternd verschwunden, aber plötzlich ruft er, so laut er nur kann: „Kommen Sie her, hier ist Wasser!" In dem Glauben, daß es sich um einen Scherz handele, entgegne ich: „Ach, spaßen Sie nicht damit!" aber sofort schallt es zurück: „Nein wirklich, Wasser in Hülle und Fülle! Kommen Sie nur!" Nun klettere ich Junker nach und — wahrhaftig, er steht mit dem erlegten Bocke über der Schulter an einem tiefen, mit köstlichem, kaltem

Wasser gefüllten Felsbassin. In langen, durstigen Zügen trinken wir, dann werden die Hüte gefüllt für die Pferde, die gierig und schnaubend saufen.

Jagdszene in der Steppe bei Tinkas.

Noch mehrfach steigen wir hinauf zu dem köstlichen Naß, bis der Durst der Tiere gestillt ist. Als ich dann hoch von den Felsen Umschau halte, sehe ich einen einzelnen Reiter, der von Westen her über die Grassteppe sich nähert und auf einige Signalschüsse hin hält und dann die Richtung auf uns zu nimmt. Nach einer halben Stunde ist er heran, und wir erkennen den Gefreiten Schücke von der Karrenbedeckung, der von Groß-Tinkas aus abgeritten ist, um uns zu suchen. Freudig wird er begrüßt, und mit dem zerlegten Bock an den Sätteln traben wir nach Süden, die Zurückgelassenen abzuholen; dann aber wenden wir uns nordwestwärts und erreichen nach einstündigem Ritte um 5 Uhr abends Groß-Tinkas. Allerdings ist dieser Wasserplatz sehr schwer zu finden. Mitten in der Ebene nämlich gähnt ganz unvermutet ein tiefer und breiter Schlund, etwa wie eine Kiesgrube in unseren deutschen Landen, und unten entspringt, von Schilf und Binsen umgeben, eine schwach salzig schmeckende Quelle. Hier trafen wir die Karre, und bald umfing süßer Schlaf unsere müden Glieder, nachdem wir hastig einige Bissen gegessen hatten und Posten ausgestellt worden waren.

Neugestärkt erwachten wir am nächsten Morgen, und ich beschloß, Reit- und Zugtieren einen Ruhetag zu gönnen. Aber wir blieben trotzdem nicht müßig, sondern zogen zu Fuß in kleineren Abteilungen nach allen Himmelsrichtungen aus, um die Gegend genauer zu erkunden. Ich ging mit einigen Leuten auf einen Punkt des nördlichen Gebirges zu, an dem weithin sichtbar ein Cañon von riesenhaften Dimensionen in die Ebene mündet. Nach zweistündigem Marsch über die leicht wellige Grasfläche erreichten wir unser Ziel, ein sandiges Flußbett, das zwischen gigantischen Felskolossen eingeengt ist. Unterirdische Steinbänke müssen hier das unter dem Sande dahinströmende Wasser an die Erdoberfläche drängen, denn weithin war der Boden feucht, durchsetzt von Wasserlachen und durchrieselt von schmalen Wasseradern, die in der Fläche versickerten. Zahllose Wildspuren fanden wir allenthalben. Wir unterschieden die Fährten von Zebras, Straußen, Gemsböcken, Kuddus, Spring- und Klippböcken, von Leoparden, Hyänen, Schakalen, Riesentrappen und Hühnern aller Art, die Zeugnis ablegten von dem enormen Wildreichtum dieser menschenleeren Ebenen. Auch frische Pferdespuren waren sichtbar, doch konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden, welcher Art und Form die Eisen gewesen waren. Jedenfalls aber waren Berittene noch vor kurzem hier vorbeigezogen. Wir erstiegen eine der höchsten Spitzen und genossen eine herrliche Fernsicht. Weit im Westen und Südwesten konnten wir die Wüste erkennen, davor und nach Süden und Osten zu die wogenden Grassteppen und hinter uns ebenso wie im Nordosten das wilde Bergland, starr und tot wie eine Mondlandschaft.

Nachdem ich die Lage des Flußbettes mit dem Peilkompaß bestimmt hatte, traten wir den Rückmarsch nach Tinkas an, das wir nicht verfehlen konnten, denn ich hatte befohlen, daß von 10 Uhr an ein mittels eines Feuers aus feuchtem Holz und Ochsenmist hergestelltes Rauchsignal unterhalten werde. Am Nachmittage erkundeten wir nochmals einige bemerkenswerte Punkte, und am nächsten Morgen wurde nach Onanis aufgebrochen. —

Wieder durchzogen wir weitausgedehnte Flächen. Die Truppe hatte ich so verteilt, daß immer zwischen je drei Reitern ein Zwischenraum von 700 bis 1000 m war. In dieser Weise beherrschten wir einen sehr großen Raum, und nichts Verdächtiges konnte trotz des oft stark welligen Terrains unseren spähenden Blicken entgehen, besonders da ich bei der Karre, die auf gutem Wege rasch zu folgen vermochte, nur einen Reiter gelassen hatte. Nach kurzer Zeit bemerkten wir große Herden von Springböcken — viele hundert Stück, und die Jagd begann, denn wir führten kein Schlachtvieh mit uns. Hier und dort stiegen Rauchwölkchen auf, Schüsse knallten, und die Böcke flohen zwischen den Reitergruppen hin und her.

Ein prächtiger Anblick, diese stattlichen und doch leicht beweglichen Antilopen mit den schlanken, geschmeidigen Gliedern, dem feinen Kopf mit den klugen, braunen Augen und dem lyraförmigen Gehörn, den zierlichen Läufen und Hufen. Wie Meereswogen fluten sie heran, hochaufschnellend zur mächtigen, nach vorwärts-aufwärts gerichteten Flucht, die dem Wilde den Namen gab. Ein ununterbrochenes Auftauchen und Verschwinden von lichtbraunen Körpern, von weißen Rückenmähnen und Spiegeln ist es! Lindequist und ich traben auf der Fahrstraße dahin, die auf ein massiges Felsentor, die „Pforte von Onanis", zuführt. Der Weg biegt hier scharf nach Norden ab, von nun an auch im Osten von Bergzügen begleitet. „Herunter vom Gaul und in die Kniee! Da kommen die Böcke von links!" — Aus der Mündung des Gewehrs quillt ein blaues Wölkchen, ein scharfer, peitschenähnlicher Knall, und Schuß auf Schuß in langsamem, wohlgezieltem Feuer schlägt in die Herde. Die Tiere stutzen, ein Zittern geht durch die Menge, die hinteren prellen auf die vorderen auf, plötzlich aber — wie auf Kommando — eine blitzartige Wendung und, der Leitbock voraus, stürmen sie zwischen uns und der nur einige tausend Meter entfernten Karre hindurch nach Osten. „In den Sattel und nach!" — Parallel mit der Herde jagen wir dahin in dem Bestreben, ihr den Weg zu verlegen, und es gelingt uns. Noch einmal bringen wir sie zum Stehen. Lindequist streckt den Leitbock nieder, ich feuere auf einen starken „Bullen", wie unsere Eingeborenen sagen. Die Herde braust davon, weit zurückbleibend folgt mit heraushängenden Eingeweiden der von mir angeschossene Bock. Einige Galoppsprünge bringen

mich an seine Seite, aber es bedarf bei der bewunderungswürdigen Zähigkeit des Steppenwildes noch einiger Minuten atemloser Verfolgung, bis er sich klagend niederthut, und ich ihm mit dem Jagdmesser den Fangstoß geben kann; ich weide den Bock aus und kehre mit Lindequist zur Straße zurück, an welcher die Karre hält. Ein Schluck Wasser erfrischt uns. Jetzt naht von Westen her ein zweiter Pulk des flüchtigen Wildes; wir gehen zu Fuß entgegen, aber plötzlich schlägt es hier und da auf den Boden, Staubwölkchen aufwirbelnd, mit scharfem Pfeifen. In eiligem Laufe erreichen wir einige Felsblöcke, hinter denen wir Deckung finden: wir sind in die Schußrichtung des nächsten Jägertrupps geraten, der, ohne uns zu sehen, in die auf uns zufliehende Herde feuert. Ein Hornsignal giebt das Zeichen zur Beendigung der Jagd; von allen Seiten wird das erlegte Wild an der Karre zusammengeschleppt und auf ihr befestigt. Gefreiter Schücke reitet im Schritt heran, von dem Widerrist seines Pferdes hängen zu beiden Seiten zwei starke Böcke herab, die Gehörne im Sande schleppend. Eindringlich ermahne ich die Reiter, in Zukunft nicht zu vergessen, daß bei ähnlichen Jagden nur nach vorn und hinten, niemals nach der Seite geschossen werden darf. Ich habe das schon oft instruiert, aber die Jagdleidenschaft hat einige fortgerissen, so daß sogar das Pferd eines Reiters einen Schuß durch die Nase erhalten hat, der aber schon nach wenigen Tagen geheilt ist. — Nach kurzem Halt ziehen wir weiter, Fleisch ist jetzt zur Genüge vorhanden, und ich befehle, daß von nun an kein Schuß mehr auf Wild abzugeben ist. Als wir die Pforte von Onanis durchreiten, grüßt fern von Südosten der Gansberg bei Hoornkrans herüber. Der riesige Tafelberg ist fast 30 km von uns entfernt, aber stolz erhebt er sich weit über die um ihn lagernden Gebirge, ein Wahrzeichen des nördlichen Namalandes. Gelbe Grassavannen und starre Bergländer, in denen aus tausend Quellen und Wasserläufen der Kuiseb-Fluß entsteht, öde unbekannte Gebiete, trennen unsere Straße von ihm, aber unsere Gedanken fliegen hinüber zu seinen schroffen Abstürzen, wo jetzt vielleicht Kanonendonner durch die Schluchten rollt und tapfere deutsche Reiter verbluten . . .

Von der Pforte aus zieht sich der Weg bergabführend in den meilenweiten Thalkessel von Onanis, und nach kurzer Rast an den wassergefüllten Felsbänken, die hart östlich bei Haukubib an der Straße liegen, erreichten wir am Spätnachmittage unser Ziel. Ohne zu jagen, hatten wir noch mehrere Zebra- und Springbockherden gesehen. — Die Wasserstellen von Onanis liegen tief in dem Cañon des gleichnamigen Flusses, der bei Salem in den Swakob mündet, versteckt, und nachdem wir die Strecke, 5 Zebras, 18 Springböcke, 6 Klippböcke, 1 Riesentrappe, 1 Hyäne und

einige Hühner, wovon auf mich 1 Zebra, 2 Spring-, 3 Klippböcke und die Trappe kamen, besichtigt hatten, schickte ich den Reiter Ertel und den Leiter zum Wasser. Laute Rufe des Leiters, eines kleinen Nama-Jungen, aus dem Cañon schreckten uns auf. „Ein Tiger*), Mijnheer, ein Tiger!“ rief der Treiber. Rasch ergriffen wir unsere Gewehre und liefen in die Schlucht, aber als wir atemlos die Wasserstelle erreicht hatten, war das Raubtier, das den Reiter, der ohne Gewehr gegangen war, und den Leiter pfauchend am Wasser gestellt hatte, bereits in den Felsen verschwunden. Die beiden waren noch ganz blaß, und welches Unglück wäre geschehen, wenn der im Saufen gestörte Leopard die Wehrlosen angegriffen hätte! Eggers kletterte — ein tollkühnes Beginnen — zwar noch, nur mit Dolchmesser und Revolver bewaffnet, hoch in die Felsen, wo eine Höhle gähnte, während wir unten schußfertig standen, aber es fand sich keine Fährte, und die Nacht brach herein.

Als wir zurückgekehrt waren, erbat sich der Treiber ein Geschenk an Reis, um einen von ihm gefangenen Klippdachs „lecker“ braten zu können. Die Bitte wurde gewährt, und wir sahen der Bereitung des Mahles zu. Die Eingeborenen öffneten dem Dachse den Bauch, steckten den Reis hinein und legten das unausgenommene Tier mit Haut und Haaren in eine mit Glut gefüllte Grube, um es später mit großem Appetit zu verspeisen. Da ich ihnen außerdem zwei Springböcke überlassen hatte, aßen sie fast die ganze Nacht hindurch. Wir wählten uns die saftigen Lebern und das Mark aus den Röhrenknochen der Läufe.

Früh am Morgen brachen wir gen Witwater auf. Durch liebliche, dichtbewaldete Flächen, die von kahlen Felsmassen eng eingeschlossen sind, führt die Fahrstraße nach Nordosten, und am Abend lag die Wasserstelle zwischen himmelhohen Klippen vor uns. Als wir uns einigen verlassenen Pontoks näherten, tauchte plötzlich auf dem Wege vor uns ein Bergdamara aus Otyimbingwe auf, der mir einen Brief einhändigte: Major Leutwein rief mich mit allen abkömmlichen Mannschaften zur Hilfe vor die Naauwkloof. Noch tief in der Nacht ging es weiter, und am 11. Mai ritten wir in Otyimbingwe ein.

Von hier aus kehrte Eggers zur Küste zurück, während ich mit Lindequist in Eilmärschen nach Windhoek zog, wo so schnell als möglich eine ungefähr 40 Reiter starke Abteilung ausgerüstet wurde. Rehoboth, das ich bald darauf erreichte, fand ich in großer Aufregung.

Wenige Tage vorher nämlich hatte Hendrik Witbooi den Bastards Hunderte von Rindern geraubt. Bei Nacht und Nebel war er, ohne daß

*) Leopard.

dies von unseren vor der Naauwkloof lagernden Truppen bemerkt wurde, durch das Thal von Büllspoort mit einem starken Reitertrupp ausgebrochen, hatte die Viehposten der Bastards gebrandschatzt und ebenso unbemerkt mit dem Raube seinen Schlupfwinkel wieder gewonnen. Aber die Rehobother ließen ihn nicht so leichten Kaufes ziehen. Der tapfere Feldwebel Heller, der zufällig dort weilte, warf sich mit dem Kaufmann Rosenhauer, Ansiedler Johr und etwa zehn Bastards auf die Pferde, umritt in der Nacht die feindliche Abteilung, die der Rinder wegen nicht schnell marschieren konnte, und besetzte ungesehen eine an der Straße liegende Spitzkuppe. Als am Morgen die Witboois heranzogen, eröffneten die Unseren das Feuer, konnten aber den Marsch des Feindes nicht aufhalten, denn während die Schützen desselben die Spitzkuppe von allen Seiten umzingelten und beschossen, trieben andere die Herden seitwärts ab. Die Pferde der kleinen Schar, die in einer Schlucht am Fuße der Kuppe standen, waren oft in größter Gefahr, und nur dem wohlgezielten Feuer, durch das der Feind mehrere Leute verlor, hatte diese es zu danken, daß dieselben nicht von den Witboois genommen werden konnten. Ein Glück war es für Hendrik, daß ich nicht fünf Tage früher in Rehoboth eingetroffen war. Später fand ich noch in der Wasserstelle von Anchaub den Leichnam eines Nama-Kriegers, der sich, in dem Gefecht verwundet, bis hierher geschleppt hatte und beim Trinken gestorben sein mußte.

Über Kamgams erreichte ich das südliche Aub, wo ich zu meinem größten Erstaunen Major Leutwein traf. Ich erfuhr hier von dem an Hendrik Witbooi auf seine inständigen Bitten gewährten Waffenstillstand und konnte dem Major als freudige Nachricht eine Depesche übergeben, die das baldige Eintreffen einer bedeutenden Verstärkung der Truppe aus Deutschland meldete.

Gemeinsam zogen wir nun über Rehoboth zurück nach Windhoek, und von dort eilte ich über Otyimbingwe zur Küste, um alles für den Empfang des Verstärkungstransportes vorzubereiten.

Achtes Kapitel.

Des Nama-Königreiches Ende.

Die Naauwkloof. — Der Vormarsch. — Der letzte Tag des Waffenstillstandes. — Vergebliche Unterhandlungen. — Ein Angriff von drei Seiten. — Auf Hendriks Spuren im Hochgebirge. — Das Gefecht im Tsauchab-Thal. — Friede!

Ausspähender Posten.

Bevor ich die Schilderung der letzten Kämpfe mit Hendrik Witbooi in der Naauwkloof beginne, will ich eine kurze Skizzierung des Geländes vorausgehen lassen, dessen Eigenart diese Kämpfe zu überaus mühevollen und anstrengenden machen sollte.

Die Naauwkloof, d. h. „enge Kluft," ist ein Gebirgsstock, der aus jenen unbekannten, menschenleeren, aber wildreichen Grasflächen sich erhebt, welche am Rande des Dünengürtels sich hinziehend, im Gebiete des längst zersprengten Nama-Stammes der Groot-Doden liegen. Nur durchstreift von wilden, jagenden Buschleuten, waren diese Gegenden selbst unseren sonst gut unterrichteten Bastard-Hilfstruppen ganz unbekannt, und keines Weißen Fuß hat vor der deutschen Truppe diese Einöden betreten. Überall steil aus den Ebenen aufsteigend, erstreckt das Gebirgsviereck sich vom Tsondab-Flusse im Norden bis zu dem sagenumwobenen Tsauchab-Rivier im Süden, von dem undurchdringlichen, hier etwa 160 km breiten, wasserlosen Dünen- und Wüstengürtel im Westen bis in das Quellgebiet des lieblichen Bloemfisch-Riviers im Osten. Wenn man von Windhoek her über Rehoboth und Aub auf den weit übersichtlichen, großen Ebenen des Bastardlandes heranzieht, so steigen allmählich aus der Fläche diese steilen, trotzigen Felsenmauern empor, erst bläulich duftig, dann dunkler und dunkler, bis man, noch weit von ihrem Fuße entfernt, den Eindruck hat, als ob man unmittelbar unter ihren Graten dahinritte. Erdrückend und gewaltig, einem riesigen Kastelle gleich, wächst

der Gebirgskoloß aus der Ebene empor. Nur wenige schroff eingeschnittene Flußthäler sind die Eingangsthore in das Gebirgsinnere.

Im Norden ist es das Tsondab-Thal, das bei Büllspoort oder Gobamnas den Zugang bildet. Von hier aus zieht sich die Ostfront der Naauwkloof bis in die Nähe des Tsauchab-Thales. Ausgedehnte wellige Flächen trennen sie von östlicheren, sanfter aufsteigenden Höhenzügen, und steile Spitzkuppen steigen ab und zu aus den Ebenen auf, ausgezeichnete Stellungen für unsere Posten. Hier, ungefähr in der Mitte vor der Ostfront, hatte schon im Mai das Hauptlager der Truppe auf einer Spitzkuppe gelegen. Dieser gegenüber durchbricht wiederum ein Flußthal das Gebirge und bildet in der eigentlichen Naauwkloof und der Oniap-Schlucht den Hauptzugang auf der Ostseite. Ein kleinerer liegt etwa 2000 m weiter nördlich. Auch nach Süden hin bleibt die Zahl der Eingänge, deren wichtigster die Gurus-Schlucht ist, eine geringe.

Bei Gelegenheit der Schilderung der Ereignisse komme ich auf die Beschreibung des Geländes nochmals zurück und will nur noch kurz die Vor- und Nachteile berühren, welche die Stellung in der Naauwkloof für die beiden kriegführenden Parteien hatte.

Hendrik Witbooi hatte sich schon früher, seit dem Januar 1894, mit seinem ganzen Stamme in die Naauwkloof zurückgezogen. Diese bot ihm mannigfache Vorteile.

In Bezug auf die Ernährung seiner Leute, des Viehes und der Pferde verdient Folgendes erwähnt zu werden: Die um die Kloof liegenden Ebenen enthalten ausgedehnte Ointjesfelder. Ganze Kolonnen von Weibern und Kindern passierten täglich, als noch Waffenstillstand war, unser Lager, um Ointjes zu graben und abends, beladen mit Fellsäcken voll der nahrhaften Früchte, in die Kloof zurückzukehren. Wild bevölkerte in großen Herden die Ebenen. Wenn auch Spring- und Gemsböcke, Strauße und Quaggas bei unserem Anmarsch ein solches Vertrautsein an den Tag legten, daß wir sofort erkannten, daß Witbooi, um Munition zu sparen, den Befehl gegeben hatte, kein Wild zu schießen, so zeigten uns doch viele in den Boden gegrabene Wildfallen, daß die Raman versucht hatten, sich der leckeren Fleischkost auf andere Weise zu bemächtigen. Ferner liegen innerhalb des Gebirges ausgedehnte Grasflächen, welche Vieh und Pferden der Witboois für Monate ausreichende Weide boten. Köstliches klares Wasser tritt an vielen Stellen im Naauwkloof-Inneren in Quellen zu Tage, die sich in verschiedenen Schluchten zu wundervollen Gebirgsbächen vereinigen.

Ein weiterer großer Vorteil war es für Hendrik, daß er nach allen Himmelsrichtungen mit Ausnahme von Osten vollständig gedeckte Rückzugs-

linien in einem Gelände hatte, das er und seine Leute genau kannten, das aber, ganz abgesehen von seiner geradezu fabelhaften Unwegsamkeit, uns gänzlich unbekannt war. Und das gerade — Hendrik hat dies später selbst zugestanden — ist sein Hauptgrund für die Wahl der Naauwkloof gewesen. Der Unterkapitän und Feldkornet Samuel Isaak äußerte später, daß keiner der Nama-Führer geglaubt habe, daß wir ihnen auf einem eventuellen Rückzuge in das Gebirge folgen könnten. „Besonders", betonte er begründend, „da auf den meist felsigen und mit Gesteinstrümmern bedeckten Sohlen der Schluchten Spuren ja kaum zu erkennen sind."

Diese Unterschätzung des Gegners hat sich denn auch bitter gerächt.

Was die Nachteile der Stellung für Witbooi und zugleich die Vorteile für uns betrifft, so ist das Wichtigste das Vorhandensein von ausgedehnten Wasserstellen und Quellen außerhalb des Gebirgsstockes an solchen Plätzen, die für unsere Stellungen günstig lagen. Ferner die grasreichen Ebenen, auf denen wir die vielen Hunderte von Pferden und Ochsen ernähren konnten, die wir mit uns führten, und endlich der Umstand, daß das Gebirge nur eine ganz beschränkte Anzahl von Zugängen hat, die wir ohne Ausnahme erkundeten und besetzten.

Die enorme Ausdehnung und Tiefe seines Schlupfwinkels war, wie bereits erwähnt, für Witbooi einerseits vorteilhaft, denn sie begünstigte ein Zurückweichen in das Innere desselben außerordentlich, andererseits aber konnte er nur einen kleinen Teil des Gebirges besetzen und übersehen. Vor einem überraschenden, kühn angesetzten Angriff von irgend einer Seite war er nie sicher.

Für uns wurde der Nachteil der Ausdehnung unserer Stellung durch die oben erwähnte geringe Anzahl von Ausgängen etwas gehoben, da es für uns lediglich darauf ankam, das Gebirgsviereck so mit Posten zu umschließen, daß wir jedes Ausbrechen der Witbooi sofort bemerkten und rasch Truppen an den bedrohten Punkt werfen konnten.

Auf die räumliche Ausdehnung der Naauwkloof komme ich bei der Beschreibung unserer sie einschließenden Postenkette zurück. Das Gebirge dürfte ungefähr die Größe des Harzes haben.

Es war, wie bekannt, im Mai 1894, als dem Kapitän der Witbooi vom Major Leutwein, der ihn in der Naauwkloof umlagert hatte, auf seine Bitten hin ein Waffenstillstand gewährt wurde. Diese Frist wurde ihm zugewilligt, damit er sich noch einmal mit seinem Volke eingehend beraten könne, ob er die deutsche Schutzherrschaft freiwillig annehmen und Seine Majestät den Kaiser von Deutschland als seinen Oberherrn anerkennen wolle. Während des Waffenstillstandes traf Major Leutwein seine Maßnahmen zur eventuellen

Fortsetzung des Krieges. Der Major befand sich im Anfang des Juli an der Küste, um die dort eintreffende Verstärkung der Schutztruppe von 6 Offizieren und 200 Reitern zu erwarten und in den Krieg zu führen. Lieutenant Eggers und ich waren bei ihm. Die Zwischenzeit wurde zu eingehenden Erkundungen der direkten Wege zwischen Walfischbai und Naauwkloof benutzt, da die Truppe getrennt von zwei Seiten gegen die Stellung Hendriks vorrücken sollte. Es war nämlich ausgemacht worden, daß beide Parteien, Deutsche wie Witboois, nach Ablauf des Waffenstillstandes genau dieselben Stellungen einnehmen sollten, die sie am letzten Tage vor dem Waffenstillstand innegehabt hatten. Die Schutztruppe hatte damals als Hauptlager die Spitzkuppe vor dem Hauptosteingang zur Naauwkloof, außerdem verschiedene Stellen im Tsauchab-Thal, sowie die Spitzkuppe im Thal von Büllspoort und die Wasserstelle Uhunis besetzt. Hendrik Witbooi hatte mit seiner Hauptmacht im Hauptosteingange, mit kleineren Abteilungen bei Büllspoort und Uhunis gestanden.

Den zweimonatlichen Waffenstillstand hatte er dazu benutzt, nach allen Seiten, ausgenommen nach Norden, kleinere Expeditionen zu entsenden, die Waffen, Munition, Pferde und Proviant herbeischaffen sowie, wenn möglich, Bundesgenossen werben sollten. Er selbst begab sich ebenfalls auf kurze Zeit nach dem Süden, sicherlich um andere Nama-Häuptlinge für sich zu gewinnen. In Bezug auf diese Absicht scheint aber keine der Expeditionen großen Erfolg gehabt zu haben, denn wenn auch unzufriedene Elemente vieler Stämme zu Hendrik stießen, so wagte doch keiner der Nama-Fürsten, sich offen für ihn zu erklären, und nur ein geschlossenes Kommando Bethanier unter dem Feldkornet Jakobus Frederiks hatte sich den Witboois angeschlossen, die sicher auch auf Zuzug von Simon Kopper aus Gochas und vor allem auf die weithin gefürchteten und verrufenen Khauas-Naman, die sogenannten Bledermuise, gerechnet hatten. Auch wir glaubten, daß diese sich Hendrik anschließen würden, und auch wir benutzten die zweimonatliche Frist zu neuen Rüstungen. In Windhoek, dem Hauptwaffenplatze, wurde mit allen Kräften gearbeitet. Die Schmiedefeuer rauchten Tag und Nacht, Wagen und Geschütze wurden in Stand gesetzt, Pferde beschlagen und zugeritten, Gewehre repariert und angeschossen, das Sattelzeug ausgebessert und neues hergestellt. Große Wagenzüge brachten von der Küste Proviant und Munition, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände herauf. Der Kaufmann Schmerenbek reiste im Auftrage der Landeshauptmannschaft zu Schiff nach der Kapkolonie, um dort etwa 200 Pferde für die Truppe zu kaufen, die er in Rietfontein, an der Grenze von Britisch-Betschuanaland, versammelte und zusammen mit dem dorthin entsandten Lieutenant Lampe unter Bedeckung vor die Naauwkloof

führte, gerade dort anlangend, als die gesamte Truppe vor ihr sich vereinigte. Schon früher hatte Major Leutwein eine Proklamation erlassen, die überall im Lande verbreitet wurde, und nach welcher Hendrik Witbooi und seine Parteigänger für vogelfrei erklärt und Preise auf ihre Köpfe gesetzt wurden. Diese Proklamation wurde zwar während des Waffenstillstandes aufgehoben, aber es meldeten sich doch auf unseren Militärstationen Bethanien und Gibeon einige Witboosche Reiter, die Gewehre, Munition und Pferde abgaben und sich unterwarfen. Auch war es dem Premierlieutenant Bethe in Keetmannshoop geglückt, durch Patrouillen die Engländer Duncan, Mc Kennan und Flint festzunehmen, die allgemein im Lande als Munitionsschmuggler und Freunde Witboois bekannt waren. Sie wurden nach Windhoek transportiert, dort in der Feste interniert und ihnen der Prozeß gemacht. So lagen die Verhältnisse, als im Juli Major Leutwein in Walfischbai die Nachricht erhielt, daß die Ankunft des Verstärkungstransportes der Schutztruppe zehn Tage später erfolgen werde, als dies ursprünglich beabsichtigt war. Die Truppen konnten somit nicht am 31. Juli, dem letzten Tage des Waffenstillstandes, vor der Naauwkloof versammelt sein, und es lag dann die Gefahr vor, daß Hendrik sich seines Versprechens, den Major am 1. August in seinen im Mai in der Naauwkloof innegehabten Stellungen zu erwarten, ledig glaubte und in noch entlegenere Gegenden entwich.

Infolgedessen erhielt ich von Major Leutwein den Befehl, über Windhoek mit ungefähr 50 Reitern, ebensoviel Bastards und 2 Geschützen vor die Naauwkloof zu marschieren und dort die Witboois noch vor Ablauf des Waffenstillstandes einzuschließen.

Mit wenigen Reitern eilte ich über Otjimbingwe nach Windhoek, schon auf dem Wege alle nur verfügbaren Mannschaften von den Stationen meines Distriktes an mich ziehend. In Windhoek folgten einige Tage harter Arbeit. Pferde wurden neu angekauft, Munition und Proviant auf die Wagen verladen, die Truppe zusammengestellt und ausgerüstet. Mit 55 Reitern, 2 Geschützen, einigen Wagen und einer großen Herde Zug- und Schlachtochsen zog ich dann in Eilmärschen nach Rehoboth, wo sich mir 50 Bastard-Reiter unter Hans Diergaard anschlossen. Noch einen Tag verlebte ich im Kreise der deutschen Bewohner des Dorfes, dann ging es weiter hinaus zu Kampf und Streit. Die Truppe marschierte über Aub nach Anchaub während Hans Diergaard mit 20 Bastards in meiner rechten Flanke über Hoornkrans auf Anchaub ritt und sich dort wieder mit mir vereinigte. Bereits vorher jedoch, einen Tag nach dem Abmarsch aus Rehoboth, erhielt ich in Neuras einen Brief Hendriks, der an Major Leutwein gerichtet war. Ich ließ gerade eine Anzahl lungenseucheverdächtiger Schlachtochsen erschießen,

als sich, eskortiert von einer Patrouille der Außenwachen, ein merkwürdiger Zug näherte. Voran marschierte ein Witbooi ohne Waffen, dann folgte ein Bergdamara, der auf einer langen Stange eine weiße Fahne trug, und den Schluß machte ein mit einem Gewehr bewaffneter, so schieläugig und verschlagen aussehender Hottentott, daß mir sofort klar wurde, daß Hendrik den größten Spitzbuben zu diesem schwierigen Auftrage ausgesucht hatte. Der Schielende übergab mir den Brief, den ich nach Kenntnisnahme sofort weiterschickte. Nach beabsichtigter Unterwerfung sah das, was ich da las, allerdings nicht aus. Hendrik beklagte sich über die Gefangennahme seines Freundes Duncan und forderte seine Freilassung, da derselbe ganz ohne Schuld sei. Dieser, so schrieb der Häuptling, habe ihm keine Munition gegeben, sondern der „große Mann der Kompagnie",*) Cecil Rhodes. Weiterhin bat er den Major, „doch von ihm abzulassen", und stellte die naive Frage, was er denn eigentlich verbrochen habe. Kurz, ich ersah aus dem ganzen Phrasengeklingel des Schreibens, daß der stolze Namab uns auch fernerhin trotzen wollte.

Der weitere Marsch war anstrengend und mühevoll, besonders für meine Reiter, aber Unteroffiziere und Mannschaften wetteiferten in der Ausführung des harten Dienstes, und ich hatte den unermüdlichen, zuverlässigen und erprobten Feldwebel Zachalowsky zu meiner Verfügung. Infolge des außerordentlich schlechten Weges brach bald hier ein Rad, bald dort eine Achse bei den schwerbeladenen Wagen, so daß binnen kurzem alle mitgeführten Reserveteile verbraucht waren. Einen Tag lang mußte ich einen Wagen, für dessen gebrochenes Hinterrad ich keinen Ersatz mehr hatte, auf folgende Weise mitschleppen: Wenn die anderen Wagen und die Truppe abrückten, blieb der gebrochene Wagen unter Bedeckung am Halteplatz zurück. Hatten wir dann den neuen Biwaksplatz erreicht, so wurde von einem der Wagen ein Rad abgenommen und auf einem abgekappten dichten Busche befestigt. Dann wurden sechs Ochsen vor diese „Schleife" gespannt und das Rad unter Bedeckung einiger Reiter zu dem Wagen zurückgeschleift. Dieser spannte nach Anbringung des Rades ein und fuhr uns nach. Zum Glück holte uns bald ein Bastardwagen ein, der mit neuen Reserveteilen von Rehoboth aus nachgefahren war.

Von den Naman bemerkten wir nichts, doch mußte unter den größten Vorsichtsmaßregeln marschiert werden. Mit Tagesgrauen wurde aufgebrochen und 3, 4, ja auch 5 Stunden getreckt. Die Spitze war stets ungefähr 1500 m,

*) Gemeint ist die „De Beers-Kompagnie", der die Diamantminen in Kimberley gehören.

auf dem Wege reitend, voraus; starke Seitenpatrouillen, zusammengesetzt aus Reitern und Bastards, deckten die Flanken, und diese hatten die größten Anstrengungen zu überwinden, da sie fast stets, um Ueberblick zu haben, auf den die Straße begleitenden Höhen über Trümmerfelder und durch die dichte Dornbuschsavanne ohne Weg und Steg reiten mußten. Ihnen war befohlen, sich der Spitze niemals mehr als auf etwa 1000 m zu nähern, oft kamen sie aber bis zu 2000 m seitwärts ab, um irgend eine Ausblick versprechende Höhe zu gewinnen. Für Reiter und Pferde war dies entsetzlich anstrengend, aber es mußte zur Sicherheit der Kolonne geschehen.

Der Spitze folgte auf ungefähr 500 m der stets 26 Berittene starke Vortrupp, während der Hauptteil des Kommandos vor und hinter der Wagenkolonne ritt und die Herde des Schlachtviehes antrieb. An der Tete der Wagen fuhren die Geschütze, und den Rücken deckte eine starke Nachspitze, die dem Gros auf 1000 m folgte.

Mittags wurde stets mehrere Stunden gerastet und dann, wenn die Hitze etwas nachgelassen hatte, bis zum Dunkelwerden marschiert. Wenn heller Mondschein den Pfad erleuchtete und Wagen nicht gebrochen waren, wurde auch zuweilen noch ein Nachtmarsch von zwei bis drei Stunden eingelegt, besonders wenn größere wasserlose Strecken überwunden werden sollten, um die Reit- und Zugtiere möglichst zu schonen.

Der größte Wert muß, wie der Überfall bei Nolsib Bley im Jahre 1893 gezeigt hat, bei den meist unübersichtlichen und schwierigen Geländeverhältnissen Südwestafrikas darauf gelegt werden, das anmarschierende Gros niemals einen nächtlichen Biwakplatz beziehen zu lassen, der nicht in weitem Umkreis noch bei Tageslicht erkundet und durch Posten oder Vedetten geschützt war. So ritt ich stets, wenn es zu dämmern begann, mit der Spitze vor, und mit dieser und den Seitenpatrouillen wurde ein für die nächtliche Rast geeigneter Platz ausgesucht, wenn möglich zwei mäßig hohe Hügel, nicht weiter wie 300 bis 400 m voneinander entfernt. Auf einem von diesen wurde das Biwak aufgeschlagen, der andere durch einen Unteroffizierposten besetzt, und zwischen beiden weideten nachts Pferde und Ochsen. Bevor die Wagenkolonne jedoch eintraf, wurde das Gelände um den Halteplatz auf mindestens 3000 m im Umkreis durchstreift und erkundet, und nach allen vier Himmelsrichtungen geeignete Stellungen für die Unteroffizierposten ausgesucht. Diese wurden einstweilen durch Vedetten besetzt, die nach Ankunft des Kommandos von den schon mittags kommandierten Mannschaften der Posten abgelöst wurden. Diese Außenwachen, die je einen Doppelposten stellten, litten oft sehr unter der Nachtkälte, da sie selbstverständlich kein Feuer unterhalten durften. — Besonderes Augenmerk mußte auch bei Wahl des Biwakplatzes darauf gelegt werden, daß

gute Weide vorhanden war, auf der die Reit- und Zugtiere sich nachts von den Anstrengungen des Tages erholen oder, wie der Afrikaner sagt, dickfressen konnten. Wasser ist abends für die Tiere nicht unbedingt nötig, wenn auch wünschenswert. Für die Mannschaften führte jeder Wagen drei bis vier, jedes Geschütz ein Wasserfaß mit, die an jeder Wasserstelle gefüllt wurden.

So war, da noch außer den Unteroffizierposten patrouillierende Bastards und Eingeborene des Wagenpersonals die weidenden Tiere bewachten, für die größtmögliche Sicherheit stets gesorgt.

Die Fuhrwerke fuhren nachts meist zu einer Art Wagenburg auf, so daß nach allen Seiten Schützen hinter ihnen Deckung finden konnten. Die Geschütze standen nach außen abgeprotzt und mit Kartätschen geladen auf die am gefährlichsten scheinenden Punkte gerichtet. Innerhalb des Wagenkreises biwakierten die Mannschaften, und bei dem Munitionswagen stand ein einfacher Posten von der stets vier Reiter starken Lagerwache. Von dieser wurde mit Anbruch der Dämmerung geweckt. Dann flammten bald die niedergebrannten Feuer wieder auf, Kaffee wurde hastig gekocht, Decken und Mäntel auf die Wagen gepackt, Ochsen und Pferde herangetrieben und die Wagen bespannt. Waren Reit- oder Zugtiere entlaufen, so wurden sie von Patrouillen, die zurückblieben, gesucht. Dies kam jedoch, dank der Aufmerksamkeit der Posten, sehr selten vor. Die Außenwachen waren inzwischen zurückgekommen bis auf die Doppelposten, die stehen blieben, bis sich die ganze Kolonne in Marsch gesetzt hatte. Diesen wurden dann ihre Pferde, die im Lager gesattelt worden waren, von je einem Reiter zugeführt und auch sie kamen zurück, mit Ausnahme des Doppelpostens in der Marschrichtung, der von der vorreitenden Spitze aufgenommen wurde.

So große Vorsichtsmaßregeln waren geboten bei einem Feinde, der, verschlagen und verwegen, genau bekannt mit dem Gelände und vorzüglich bewaffnet, stets überraschend auftauchen konnte, und der überdies, durchweg ein vorzüglicher und leichter Reiter, selbst die größten Entfernungen in Eilmärschen spielend überwand. Doch der Vormarsch des Kommandos vollzog sich ohne Zwischenfall.

Höher und höher stiegen zuerst die Gipfel des wilden Berglandes des Dorisib, dann die der Naauwkloof über dem Horizonte empor, und am 29. Juli früh, kurz nach Tagesanbruch, ritt ich in das Thal von Büllspoort ein. Das Gewehr quer vorn über dem Sattel, spähend und sichernd, in breiter Schützenlinie vorrückend, tummelten die kriegsgeübten, von der Sonne Afrikas gebräunten Reiter der Spitze ihre Pferde auf dem kurzen Rasen des Thales, und auf allen umliegenden Bergen wimmelte es von Menschen: Wir hatten Fühlung mit dem Feinde. —

In breiter Fläche durchbricht in ſeinem Eingang das Thal des Tſondab das unerſteigliche Gebirge, dann aber verengt es ſich raſch mehr und

Der nordöſtliche Teil der Baauwkloof.

mehr und wird durch einen rieſigen Spitzberg abgeſchloſſen. An den Seiten deſſelben vorbei führen ſchmale Fußpfade dem Laufe des Fluſſes folgend über

Uhunis nach Ababes und treffen dort die Straße nach Walfischbai. Direkt unter der eben erwähnten Spitzkuppe und von ihr beherrscht liegen die Wasserstellen des Tsondab. Das Thal ist nach dem Wasser und den Bergen zu durch dichten Wald und Busch ganz unübersichtlich; die entgegengesetzte Seite ist wellige Grasfläche. Schon von weitem konnten wir auf der Kuppe des Spitzberges, den wir besetzen sollten, Menschen erkennen, mit Hilfe des Krimstechers auch eine Schanze, und jetzt tauchte, aus der Schlucht kommend, eine Gestalt auf, die mit einer weißen Flagge uns zuwinkte. Ich erwiderte durch Schwenken des Taschentuches, und es nahte sich langsam ein Hottentott, der mir einen Brief übergab. Ich hieß ihn warten, denn wir mußten zunächst an das Wasser. Wir ritten durch das Dickicht bis hart an die Wasserstelle, die ich sofort durch Vorschieben eines Postens von 1 Unteroffizier und 6 Reitern für uns sicherte, und tränkten unsere durstigen Pferde — unmittelbar am Fuße des von den Witbooi's besetzten Spitzberges. Dann kehrte ich mit Hans Diergaard zurück zu der anmarschierenden Truppe. Eine hinter einem niedrigen Hügel liegende Senkung, dicht an dem tief eingeschnittenen Flußbett, wurde zum Lagerplatz bestimmt. Hier spannten die Wagen ziemlich gedeckt aus, die Geschütze protzten ab, das Lager wurde etabliert, Posten ausgestellt und Vieh und Pferde nach rückwärts auf die Weide getrieben. Vor uns, nach der Schlucht zu, hatten wir an dem eben erwähnten Hügel eine ausgezeichnete Verteidigungsstellung.

Nun erbrach ich den Brief und las Folgendes:

„Büllspoort, 29. Juli 1894.

An den wohledlen Kommandanten Lieutenant Schwabe!

Sie sind nicht den rechten Weg gekommen, sondern ohne Weg. Darum soll Ihnen der, der den Brief bringt, den rechten Weg zeigen; er ist einer meiner Leute. Er soll den rechten Weg nach Naauwkloof zeigen, denn dort ist der Kapitän, und es ist nicht sehr weit.

Mit herzlichen Grüßen.

Ich bin der Rat und Korporal
Samuel Dragonder."

Es wurde mir aus diesem Schreiben sofort klar, daß Witbooi durch Verhandlungen versuchen wollte, das von mir geführte Kommando geschlossen vor den Haupteingang der Naauwkloof zu schieben, und daß der Korporal von Hendrik die Weisung erhalten hatte, auf jede Weise die Besetzung von Büllspoort und Uhunis zu verhindern zu suchen und seinerseits sich den Anschein zu geben, als wisse er von der für beide Parteien vereinbarten

Bedingung, am 1. August in denselben Stellungen wie im Mai zu stehen, nichts. Unter Hinweis auf diese Bedingungen schrieb ich dem Samuel Dragonder, daß ich auf Befehl des Majors Leutwein Büllspoort und Uhunis besetzen würde, und forderte ihn auf, die Schanze auf der Spitzkuppe sofort zu räumen. Dies verweigerte der Namab, indem er sich auf die Befehle seines Kapitäns berief. Da ich sowieso in Büllspoort einen Ruhetag machen wollte, zogen sich die Verhandlungen, während deren Samuel mir nicht weniger als 16 Briefe schrieb, bis zum Abend resultatlos hin, und ich beschloß, am Morgen des 30. die Schanze zu nehmen. Ich hatte Samuel zu mündlicher Rücksprache eine Zusammenkunft auf halbem Wege zwischen unseren Lagern vorgeschlagen, aber der mißtrauische Namab, der einen Hinterhalt fürchten mochte, schlug es aus. Sein letzter Brief war voll Drohungen, und es hieß in ihm: „.... Noch ist Friede zwischen uns, darum, lieber Herr, sage ich Ihnen, ziehen Sie vorbei. Lassen Sie uns nichts ohne den Kapitän thun, der nahe bei in Naauwkloof ist. Der Major soll keinen Schaden davon haben. (?) Und so rate ich Euer Edlen nochmals: Kehren Sie schnell um, denn Sie stehen nicht am rechten Platze, so lauten die Worte meines Kapitäns, die ich Ihnen schreiben soll. Bleiben Sie hier, so mögen die Folgen über Sie kommen. Also ziehen Sie weiter! Ich habe Ihnen heut Wasser gegeben für Menschen und Tiere. Von morgen an erhalten Sie keines mehr! Ich bin der Korporal und Rat Samuel Dragonder." — Außerdem setzte der letzte Bote mündlich hinzu, der Kommandant ließe sagen, wenn wir morgen früh Kaffee trinken wollten, so sollten wir uns das Wasser noch abends holen! Das war mir denn doch zu viel, und ich ließ dem Nama-Führer nur sagen, ich sei kein Kind, das sich durch leere Reden schrecken ließe. Es sei genug der Briefe und Worte!

Während des ganzen Tages sahen wir die Witbooi unausgesetzt auf allen umliegenden Höhen Schanzen bauen, und mit Einbruch der Dunkelheit begannen sie an den wenigen Stellen, an denen die schroffen Berge ersteigbar erschienen, vom Kamme derselben große Felsstücke herabzurollen, aus Furcht, daß wir unter dem Schutze der Dunkelheit eine ihrer Stellungen zu nehmen versuchten. Die ganze Nacht hindurch hörten wir den Donner und das dumpfe Aufprallen der zu Thal fahrenden Gesteinsmassen.

Die Nacht verlief ruhig, und es war noch tiefdunkel, als wir das Lager abbrachen und uns zur Tagesarbeit rüsteten. Der Hauptteil des Kommandos besetzte den vor dem Lager liegenden Hügel, und den Unteroffizier Froede schickte ich mit einer Abteilung im Flußbette vor, um zu verhüten, daß die Besatzung der Spitzkuppe Verstärkungen erhielte. Dieser entledigte sich seines Auftrages mit Umsicht und Geschick. Bei Tagesgrauen wurden die Geschütze

auf die der Spitzkuppe zunächst liegenden feindlichen Schanzen eingerichtet, und Sergeant Gilsoul erhielt den Befehl, mit acht Mann die Schanze auf der Kuppe zu besetzen und die Witbooi herauszuwerfen. Der Auftrag war um so schwieriger und gefährlicher, als ich meiner Instruktion gemäß dem Sergeanten befehlen mußte, auf keinen Fall den ersten Schuß zu thun. Die ganze Truppe stand bereit zum Gefecht, als die kleine Schar die Spitzkuppe zu ersteigen begann. In jeder Minute erwarteten wir die ersten Schüsse. Es waren spannende 1½ Stunden, während welcher diese Tapferen auf der einzig zugänglichen, von uns abgekehrten Seite den Berg erstiegen. Dann sahen wir sie endlich schon nahe dem Gipfel, die Gewehre auf dem Rücken, rüstig klettern; wir sahen die Witbooi auf sie anlegen, dann umherlaufen und winken, und plötzlich ging ein „Hurra!" durch unsere Reihen: Von der Schanze wehte die deutsche Flagge! Von Sergeant Gilsoul erfuhr ich später Folgendes: Als die Unseren sich dem Gipfel näherten, riefen ihnen die Witbooi wiederholt zu: „Halt! oder wir schießen!" Aber ohne sich daran zu kehren, kletterten die Braven, auf die vom Feinde mehrfach angelegt wurde, weiter, und als sie noch ungefähr 15 Schritt unterhalb der Schanze waren, wurde diese von den Naman geräumt. Nicht in eiliger Flucht, sondern langsam zogen sich die weißhütigen Krieger zurück, dicht an der Schützenlinie des Unteroffiziers Froede vorbei. Gilsoul besetzte die Schanze, und das Wasser war in unserer Hand. Es war nun offenbar, daß auch Hendrik seinen Leuten verboten hatte, den ersten Schuß zu thun.

In Eile wurde jetzt am Fuße des Spitzberges ein Lager für den Sergeanten Gilsoul eingerichtet, der mit einer kleinen Abteilung von Reitern und Bastards hier blieb und auch die Schanze auf dem Berge besetzte. Einen Wagen mit Munition und Proviant ließ ich zurück, dann zog ich mit der Truppe ab, denn ich wollte noch am Nachmittage den Haupteingang der Naauwkloof erreichen und dort mein Lager aufschlagen.

Den Unteroffizier Spatz ließ ich mit einer kleinen Abteilung ebenfalls in Büllspoort, mit dem Befehl, am 31. Uhunis zu besetzen. Nach einem anstrengenden und gefahrvollen Nachtmarsch durch die engen und unwegsamen Schluchten des Gebirges führte dieser Unteroffizier die Besetzung aus, erbaute Schanzen und wurde den Witbooi bald sehr unbequem. Auch ihm machten sie allerhand Schwierigkeiten, die er jedoch energisch überwand.

Ich erreichte am Nachmittage des 30. den Berg, auf dem schon im Mai das Hauptlager der Truppe gewesen war, und besetzte ihn, ohne Widerstand zu finden. Bereits unterwegs erhielt ich den ersten Brief Hendriks, in dem er sich über die Vorfälle in Büllspoort und mein „unglaubliches Betragen" beklagte, sowie eine Beschwerde (!) bei Major Leutwein in Aussicht stellte.

Er schrieb: „Ich verstehe den Frieden und Waffenstillstand nicht, in dem Sie kommen, wenn Euer Wohledlen meine Leute aus den Schanzen treiben. Das ist kein Friede.“ Der Brief schloß: „Ich bin mit herzlichen Grüßen Ihr Freund, der Herr der Wasser und König von Groß-Namaland

Hendrik Witbooi.“

Ich blieb dem Häuptling die Antwort nicht schuldig, in der ich ihm auseinandersetzte, daß es für mich nur die Befehle des Majors gäbe. Er beruhigte sich dabei, und es wurde festgesetzt, daß beide Parteien in Büllspoort und Uhunis ungehindert Wasser holen sollten. Zwar liefen fast täglich

Revision des Postens am Hauptlager.

Briefe von ihm ein, die alle möglichen Beschwerden enthielten, aber die meisten wies ich als unbegründet ab, und nur einmal hatte Hendrik Recht. In Uhunis nämlich hatte der Unteroffizier Spatz an der Wasserstelle einem Witbooi, der, wahrscheinlich im ersten Schreck über den Anblick Deutscher, auf diese anlegte, Gewehr und Munition abnehmen lassen. Auf die Beschwerde Hendriks hin wies ich den Führer in Uhunis an, alles zurückzugeben, was auch geschah. Der Kapitän hatte mir eine Abschrift des Briefes gesandt, den sein Kommandant in Uhunis an den Unteroffizier Spatz geschrieben hatte. Dieser ist so köstlich, daß er hier Platz finden möge:

„Uhunis, 2. August 1894.

An den wahren, edlen Spatz!

Ich frage Sie hiermit, warum Sie meinem Mann Gewehr und Munition weggenommen haben, ferner, warum Sie von Ihrem Lager aus bis auf diesen Gipfel Schanzen bauen. Lieber edler Herr! Wie soll ich Ihnen glauben, daß dies ein Befehl vom Lieutenant ist, daß Sie hier Schanzen bauen? Lieber und Edler, Sie haben wohl das Recht, in ihrem Lager unten Schanzen zu bauen, aber nicht hier beim Wasser auf der Höhe. Edler Herr, schenken Sie mir zwei Stück Tabak und 1/4 Becher Kaffee. Ich bin mit Grüßen der Kommandant von Uhunis."

Aus diesem merkwürdigen Schreiben ersah ich mit Freude, daß Unteroffizier Spatz fortgesetzt thätig war und bereits die Wasserstelle durch Befestigungen geschützt hatte. Inzwischen hatten wir uns im Hauptlager eingerichtet. — Dieses lag hinter einer Spitzkuppe, welche nach hinten (Osten) zu eine ausgedehnte Fläche zeigte, und war gegen Sicht vorzüglich gedeckt. Der Berg fiel schroff nach allen Seiten ab und war im Notfalle leicht zu verteidigen. Von dem Gipfel der Kuppe aus sahen die Posten weit nach allen Seiten, und auch ein dicht daneben, etwas nördlicher, liegender Spitzberg wurde mit einem Doppelposten besetzt, der die Straße nach Büllspoort beherrschte. Große Wasserstellen lagen unmittelbar am Fuße der Berge.

Die Wagen wurden nun aufgefahren, Schanzen, Geschützdeckungen und Zelte aus Wagenplänen gebaut und ein scharfer Vorpostendienst eingerichtet, wobei uns bei Nacht unsere Truppenhunde, deren wir 15 bis 20 mit uns führten, ausgezeichnete Dienste thaten. Tagsüber angekettet, umkreisten sie nachts das Lager und meldeten jeden Ankömmling durch wütendes Gebell. Eingeborene, die sich dem Lager näherten, griffen die Doggen und Bastard-Windhunde sofort an, und die Posten mußten öfter eingeborene Boten aus schlimmer Lage befreien. Unsere Pferde und Ochsen weideten unter dem Schutze der Posten und des bewaffneten, eingeborenen Wagenpersonals in nächster Nähe des Lagers, wo gutes Gras stand.

Wenige Tage nach dem Eintreffen schickte ich den Unteroffizier v. Giczewski mit einer Abteilung von Reitern und Bastards nach dem Tsauchab-Thale. Bei Nacht und Nebel ritt das Kommando ungesehen vom Feinde ab und besetzte einen mehr südlich gelegenen Eingang zum Naauwkloof-Inneren (Posten I), um ein Entweichen Hendriks in das unwegsame und unbekannte Tafelgebirge von Zarris zu verhindern. Vom Feinde wurde hier nichts bemerkt, und die Umschließung der Kloof war, soweit ich dies mit meinen geringen Streitkräften möglich machen konnte, beendet. Die Zeit wurde nun fleißig zu Erkundungen nach allen Seiten benutzt. Täglich hielten

Patrouillen Verbindung mit den Posten bei Büllspoort, Uhunis und im Tsauchab-Thal. Größte Vorsicht war geboten, und, wie sich später herausstellte, hatte Hendrik in der That zweimal den Plan gefaßt, mich vor Ankunft der anderen Truppen zu überfallen. Einmal standen seine Leute schon bei den gesattelten Pferden, aber beide Male entschloß er sich im letzten Augenblick, Frieden zu halten. Bald entwickelte sich auch zwischen beiden Lagern ein lebhafter Verkehr. Selbstverständlich hatte ich Befehl gegeben, daß den Witboois das Betreten des Lagers verboten sei, aber unten an die Wasserstellen kamen besonders viel Weiber und Kinder, die bettelten und den Reitern

Blick vom Hauptlager nach Norden.

Kleider und Wäsche wuschen. Männer zeigten sich wenig, doch bald erschienen die ersten Überläufer, einige Weiber und zwei Hottentotten-Jungen, von denen der eine, namens Korinthe, mir wertvolle Mitteilungen machte. Fast alle waren sie durch Hunger gezwungen worden, die Fahnen Hendriks zu verlassen, und ich ordnete daher zunächst ein mehr der Masse als der Güte der Speisen nach erlesenes Festmahl an, um ihre Herzen zu gewinnen. Später wurden sie verschiedenen Kochgruppen als Arbeiter zugeteilt, wofür sie verpflegt wurden. Der obenerwähnte Nama-Junge war einer der wenigen Überlebenden aus dem von Hendrik 1893 verübten Gemetzel bei Horebis und von dort mitgeschleppt worden, also ein Todfeind der Witboois. Er war in Rehoboth geboren und von dem bei Diepdal ermordeten Hans Beutes erzogen worden. Meine Bastards erkannten ihn sofort. Stets hatte er auf eine Gelegenheit zur Flucht gewartet, denn er bekam, wie er mir sagte, nichts zu essen, dafür aber oft Prügel.

Täglich erstieg ich mit dem Namab einen der umliegenden Berge, und er gab mir die wertvollsten Aufschlüsse über das Gelände, besonders die Oniap-Schlucht, über Stärke, Bewaffnung und Absichten des Feindes. Er versicherte schon damals, daß Hendrik nicht an Frieden denke. Später diente er dem Hauptmann v. Sack als Führer von Uhunis aus. — So verging die

Zeit bis zum 6. August. An diesem Tage erfuhr ich die Ankunft des Majors Leutwein und des Lieutenants Lampe in Büllspoort durch folgenden Brief:

„Büllspoort, 5. August 1894.

Herrn Lieutenant Schwabe, Hochwohlgeboren, Naauwkloof.

Da die soeben mit dem Transport des Lieutenants Lampe eingetroffenen 160 Pferde des Beschlagens überaus bedürftig sind, werden Euer Hochwohlgeboren ersucht, baldmöglichst alle dort vorhandenen Beschläge (doch nicht über 200!) nebst dem nötigen Handwerkszeug und Beschlagschmieden hierher zu senden. — Die 1. und 2. Feldkompagnie erwarte ich in 5 bis 10 Tagen hier.

Der Truppenführer: gez. Leutwein, Major."

Vier Tage später traf der Major mit seinem Adjutanten, Premierlieutenant Diestel, auf einer Pferdekarre im Hauptlager ein und ritt am folgenden Tage weiter ins Tsauchab-Thal, um die dortigen Posten zu besichtigen. Die Nordseite hatte er bereits in den Tagen vom 6. bis 8. abgeritten. Auch von meinem Lager aus wurde die Zwischenzeit wiederum zu Erkundungsritten nach allen Himmelsrichtungen benutzt, und ich zeichnete von der Spitzkuppe aus das Gebirge und stellte möglichst genaue Krokis der Umgegend her. Am schwersten war es, eine Vorstellung von dem Haupteingang und der Oniap-Schlucht zu gewinnen, da der Einblick durch eine vorspringende Bergnase und dichten Wald gehindert wurde. Aus letzterem stiegen täglich dichte Rauchwolken auf, und ich erfuhr von ausgesandten eingeborenen Spionen, daß Hendrik dort eine Feldschmiede und Geschoßfabrik etabliert hatte. Korinthe berichtete, daß, obwohl die Witbooi im Besitze großer Vorräte fertiger Patronen seien, schon seit Wochen Munition aus allem nur möglichen Material hergestellt werde. Patronenhülsen und Pulver seien in Menge vorhanden, nur an Blei mangele es, und als Ersatz hierfür ließe Hendrik Geschosse aus eisernen Treckketten, alten Gewehrteilen und — Konservenbüchsen schmieden.

In der Zeit vom 14. bis 17. August trafen die beiden Feldkompagnien nach anstrengenden Märschen von der Küste in Büllspoort ein, und zwar die 2. Kompagnie (Hauptmann v. Sack, Premierlieutenant v. Burgsdorff, Assistenzarzt Dr. Schöpwinkel) über Onanis—Hoornkrans und die 1. (Hauptmann v. Estorff, Premierlieutenant v. Perbandt, Sekondlieutenant Volkmann, Marinestabsarzt Dr. Sander, Unterroßarzt Rickmann) über Otyimbingwe, Windhoek und Rehoboth. Die Postenkette wurde nun sofort verstärkt und vermehrt, so daß am 20. die Umschließung des Gebirges als beendet angesehen werden und Major Leutwein sich sagen konnte, daß ein unbemerktes Ausbrechen Hendriks nunmehr unmöglich sei. Die Nordfront*) sperrte Haupt-

*) Kartenskizze Seite 213.

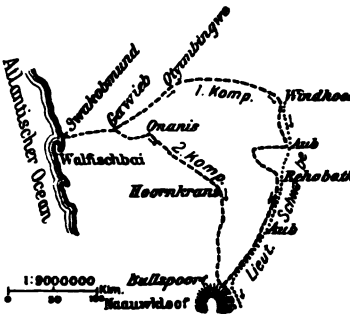
mann v. Sack von Ababes bis Büllspoort, und seine Reiter schweiften von dem Dünengürtel und der Fahrstraße nach Walfischbai bis zu den östlichen Flächen am Tsondab-Flusse, während die Ostfront durch eine Anzahl selbständiger Posten, mit denen vom Hauptlager aus täglich Verbindung gehalten wurde, besetzt war. Die wichtigsten dieser Stellungen waren: Der Posten des Unteroffiziers Zarradt nordwestlich des Hauptlagers und der Posten des Unteroffiziers Pitt an der Straße nach Bersaba. Am Tsauchab-Flusse endlich, im Süden, stand Premierlieutenant v. Burgsdorff, der von dem „Roten Gebirge" bis zu den Vorbergen des wildzerklüfteten Tafelberglandes von Zarris sicherte.

Die Naauwkloof vom Hauptlager aus gesehen (n. e. Skizze d. Prit. Schwabe).

Außer fast sämtlichen Bastards waren 70 Reiter auf die 15 Posten verteilt, und zwar 40 auf der Nord-, 30 auf der Südfront. Die Westseite der Naauwkloof begrenzt der undurchdringliche, wasserlose Dünengürtel, der eine Absperrung überflüssig machte.

„Um dieses Gebirge zu umreiten", sagt Premierlieutenant v. Perbandt in einer leider nicht veröffentlichten Abhandlung über die letzten Kämpfe gegen Hendrik, „braucht man 5 bis 6 Tage, und der höchste Kegel erhebt sich wohl bis zu 3000 Fuß über das umliegende Terrain." Ich bemerke noch, daß man von unseren nordwestlichsten Posten bei Ababes bis zu den südwestlichsten Stellungen am „Zesriem-Berg" 3½ bis 4 Tage zu reiten hatte.

Skizze der Marschlinien



Von einer Eintönigkeit des Lagerlebens konnte übrigens wenig die Rede sein; Patrouillen kamen und gingen, Nachrichten aus allen Himmelsrichtungen liefen ein, Überläufer wurden vorgeführt, die Kompagnien zusammengestellt, die Pferde verteilt und neu beschlagen — kurz, alles war in vollster Thätigkeit im Ost-Lager, wo die Hauptstreitkräfte zusammengezogen worden waren. Perbandt, der sich seine Sporen bereits in Ostafrika verdient hatte, übernahm die lediglich aus altgedienten Mannschaften neugebildete 3. Feldkompagnie, zu der auch ich mit meinen Leuten trat. Die Einteilung der auf der Ostfront zur Verfügung stehenden Truppen war folgende:

Stab: Major Leutwein, Pr. Lt. Dieſtel (Adjutant), St. Arzt Dr. Sander, Unterroßarzt Rickmann.
1. Feldkompagnie: Hptm. v. Eſtorff, Sek. Lt. Volkmann.
3. Feldkompagnie: Pr. Lt. v. Perbandt, Sek. Lt. Schwabe.
Artillerie: Sek. Lt. Lampe.

Die Kriegslage hatte ſich inzwiſchen nicht verändert, obwohl der Waffenſtillſtand bis zum 20. Auguſt verlängert worden war, und Major Leutwein in mehreren Briefen Hendrik aufgefordert hatte, ſich zu unterwerfen. Einige Auszüge aus dieſen überaus charakteriſtiſchen Schreiben mögen hier Platz finden:

„An den Kapitän Hendrik Witbooi, Naauwkloof.

... Seine Majeſtät hat Deinem Treiben lange in Geduld zugeſehen, dann aber, als Du nicht davon ablaſſen wollteſt, befohlen, daß auf Dich geſchoſſen werde... Wenn Du ruhig in Gibeon geblieben wärſt und Dein Volk in Frieden regiert hätteſt, ſo würde nicht auf Dich geſchoſſen worden ſein. Daß Du uns Weißen vorher nie etwas gethan, das weiß ich wohl, aber nicht unſeres Vorteiles wegen iſt auf Dich geſchoſſen, ſondern, wie oben geſagt, lediglich um der Ruhe und des Friedens im Namalande willen. Ob Dir Herr Major v. François das alles deutlich erklärt hat, darüber habe ich kein Urteil, ich denke aber, daß er es gethan, und daß Du ihn ſolange nicht haſt verſtehen wollen. Jedenfalls hat es keinen Zweck, wenn wir jetzt darüber viele Worte machen. Unſere Pflicht iſt jetzt nur, von dem zu reden, was geſchehen ſoll, und da finde ich, daß Deine Antwort auf meinen Brief vom 9. April nicht deutlich iſt. Ich habe Dir klar geſchrieben, daß jetzt keine andere Wahl für Dich bleibt, als bedingungsloſe Unterwerfung unter den Willen Seiner Majeſtät des Deutſchen Kaiſers oder Kampf bis zur Vernichtung, und darauf erſuche ich Dich um Antwort. Der Wille Seiner Majeſtät geht dahin, daß im Namalande jeder in Ruhe und Frieden ſeine Arbeit thun und kein Kapitän den anderen bekriegen ſoll. Welche Bedingungen Seine Majeſtät Dir perſönlich noch ſtellt, das werde ich Dir mitteilen, wenn Du mir geſagt haſt, ob Du Dich unterwerfen willſt oder nicht...

Wenn Dir nun dies noch nicht klar ſein ſollte, ſo halte ich es für das Beſte, wir treffen uns zur mündlichen Unterredung mitten zwiſchen unſeren Lagern; aber es muß bald geſchehen, da ich wenig Zeit habe. Ich bin mit freundlichem Gruß

der Kaiſerlich Deutſche Landeshauptmann

J. V.

gez.: Leutwein, Major."

Stabsarzt Dr. Sander.
Major Leutwein.
Lt. Volkmann.
Hptm. v. Estorff.
Lt. Eggers.

Darauf antwortete Hendrik, nachdem er gesagt hatte, daß er „keinen einzigen der anderen Höfe" zuerst angefallen, sondern sich nur gegen die Angriffe derselben verteidigt habe, Folgendes: „So habe ich durch den Krieg, mit welchem François mich überzogen hat, großen und traurigen Verlust empfangen, aber ich bin in Wahrheit unschuldig an dem Befehl, welchen der Deutsche Kaiser an François über mich ausgegeben hat. Und nun kommen Euer Hochedlen als Mann, welcher auch von dem Deutschen Kaiser entsendet ist, ebenfalls mit einem Befehle gegen mich, um Friede und Anerkennung des Traktates von mir zu fordern. So gebe ich Euer Hochedlen über diese beiden Punkte folgende Antwort: Wegen des Friedens gebe ich dieselbe Antwort, welche ich Euer Hochedlen bereits früher gegeben habe: Ich bin mit meinem ganzen Herzen geneigt und gewillt zum Frieden und gebe Ihnen mit meinem vollen und aufrichtigen Herzen den wahren Frieden nach des Herren Willen. Euer Hochedlen brauchen an diesem Frieden, den ich Ihnen gebe, nicht zu zweifeln; und wegen des Traktates sage ich so: Das ist gerade die Ursache, wegen welcher ich mit François im Kriege lebe, und so ist diese Sache für mich eine schwerwiegende. Wie Euer Hochedlen mir sagten, haben Sie wenig Zeit und Ihr Aufenthalt hier ist eilig; so ist diese Zeit auch für mich zu kurz und zu schnell, um Euer Hochedlen in dieser kurzen Zeit auf den heutigen Tag Antwort zu geben. Ich ersuche daher Euer Hochedlen freundlichst so gut zu sein, mir Gelegenheit und Zeit zu geben, damit ich über die Sache nachdenken kann und damit ich später Euer Hochedlen eine feste Antwort geben kann. So bitte ich Sie, sich zuerst mit dem Frieden, den ich Ihnen gebe, zu begnügen und für das Erste nach Windhoek zurückzukehren, wohin ich Antwort über den anderen Punkt übersenden werde. Unsere Friedenssache, welche wir miteinander verhandeln, ist keine leichte Sache, die man an einem Tage und im Augenblick erledigen kann, sondern dies ist eine ernste und heilige Sache. — Bis so weit! — Ich schließe

als Ihr Freund, der Kapitän gez. Hendrik Witbooi."

Am 15. schickte Major Leutwein die Antwort auf dieses Schreiben, in der er sagt: „Dein zweimonatliches Nachdenken hat Dich also dahin geführt, daß Du die Anerkennung der deutschen Oberherrschaft abermals ablehnst! Das bedaure ich, denn nach dem, was ich Dir bis jetzt über diese Sache geschrieben habe, mußt Du wissen, daß Deine Ablehnung einer Kriegserklärung gleich zu achten ist..." Und weiterhin: „Zum Schlusse will ich Dir als Zeichen meines freundlichen Wohlwollens noch Folgendes schreiben: Die Zeiten der unabhängigen Kapitäne im Namalande sind für immer vorbei, und diejenigen Kapitäne, die das rechtzeitig erkannt und sich offen der deutschen Regierung angeschlossen haben, das waren die klügeren, denn sie haben bei

der Sache nur Nutzen und garkeinen Schaden gehabt. Ich halte Dich auch für einen klugen Mann, aber in dieser Sache hat Dich Deine Klugheit verlassen, weil Dein persönlicher Ehrgeiz Deinen Verstand verdunkelt hat. Du mißkennst die Verhältnisse bis auf den heutigen Tag. Dem Deutschen Kaiser gegenüber bist Du nur ein kleiner Kapitän. Ihm Dich zu unterwerfen würde für Dich keine Schande, sondern eine Ehre sein." Der Major schloß mit der Mahnung, daß es für Hendrik nutzlos sei, ihn umzustimmen versuchen zu wollen, und gewährte Bedenkzeit bis zum 21., aber der Häuptling antwortete schon am 17. Er begann seinen Brief:

„Mein lieber Hochedler Herr Leutwein, Major!

Ihren langen Brief habe ich gestern spät erhalten. Daraus habe ich gehört, daß Sie mich verschiedener Sachen beschuldigen, und daß Sie glauben, darin Recht und freies Handeln zu haben, über mich ein rechtmäßiges Todesurteil zu fällen und mich mit den Waffen gefügig zu machen..." Dann suchte er die Beschuldigungen zurückzuweisen, daß er Ruhe und Frieden im Namalande gestört habe, besonders gegenüber der „roten Nation", über welche er schrieb: „Sie weiße Menschen und alle roten Menschen wissen sehr gut, daß der Grund*) in Wahrheit mein Eigentum ist, von den Tagen meines verstorbenen Großvaters her, denn die rote Nation hatte meinen Großvater unschuldig bekriegt, dieser aber hat die Nation überwunden. So gehört der Grund wahrlich doppelt mir, denn ich habe den Grund nicht für Geld bekommen oder durch ein Geschenk, sondern durch Blutvergießen, und das ist allein der alte Kriegsbrauch, und dadurch haben Sie das wahre und feste Zeugnis, daß Sie wissen, daß der Grund der meine ist. Ja gerade weil der Grund der meine ist, und Sie ihn nicht auf andere Weise bekommen können, so sind Sie nun entschlossen, ihn mit Gewalt an sich zu bringen, und wenn er nicht der meine gewesen wäre, hätten Sie es nicht für notwendig angesehen, mich zu bekriegen. So bin ich auch hierin unschuldig... Daß es Ihnen leid thut, daß ich den Schutz des Deutschen Kaisers nicht annehmen will, daß Sie mir dies als Schuld anrechnen und mich mit Waffengewalt unterwerfen wollen, darauf antworte ich so: Ich habe den Deutschen Kaiser in meinem Leben noch nicht gesehen, und auch er hat mich noch nicht gesehen. Deshalb habe ich ihn auch noch nicht geärgert mit Worten oder mit Thaten. Gott hat uns als verschiedene Königreiche auf die Welt gesetzt, und deshalb glaube ich, daß es keine Sünde und Schuld ist, daß ich als selbständiger Herrscher in meinem Lande und Volke bleiben will...." Zum Schlusse aber schrieb der stolze Namab: „Aber ich sage Ihnen, lieber Freund, ich bin

*) Das Gebiet (Grund und Boden).

wahrlich und wahrhaftig ruhig in meinen Gedanken, weil ich weiß, daß ich wahrhaftig unschuldig bin in jeder Beziehung; ja, ich weiß auch, daß Sie wissen, daß ich vor Ihnen unschuldig bin, aber Sie sagen: Macht hat Recht, und nach diesen Worten handeln Sie mit mir, weil Sie mächtig in Waffen und allen Bequemlichkeiten sind. Darin stimme ich auch mit Ihnen überein, daß Sie wirklich mächtig sind, und daß ich nichts gegen Sie bin. Aber, lieber Freund, Sie kommen zu mir mit Waffengewalt und haben mir erklärt, daß Sie mich beschießen wollen. So denke ich denn, auch diesmal wiederzuschießen, nicht in meinem Namen, nicht in meiner Kraft, sondern im Namen des Herrn. Ja, ich denke mich zu seinen Füßen niederzuwerfen und mit Seiner Kraft und Hilfe mich zu wehren.... Lieber Freund, nehmen Sie den wahren und aufrichtigen Frieden, den ich Ihnen angeboten habe, wie Sie selbst gesehen und gesagt haben, daß es wahrer Friede ist. Lassen Sie mich stehen! Gehen Sie zurück und nehmen Sie Ihr Kriegsvolk zurück! Gehen Sie weg von mir, das ist mein ernstliches Ersuchen an Sie. Zum Schlusse grüße ich Sie als Ihr Freund, der Kapitän

gez.: Hendrik Witbooi."

Aus diesen Schreiben, die fast ausnahmslos grobe Entstellungen der Vorgänge enthielten, ging zur Genüge hervor, daß Hendrik starr und unbeugsam an seinem vermeintlichen Rechte festhalten wollte, und uns war klar, daß dieser Kampf, zu dem beide Parteien die größtmöglichen Vorbereitungen getroffen hatten, ein schwerer und harter werden würde. Den Mann, der den letzten Brief Hendriks gebracht hatte, suchte ich auszuhorchen, aber der Namab war dem Kapitän fanatisch und blind ergeben. Ich frug ihn, welchem Stamme er angehöre, worauf er zu meinem Erstaunen antwortete: „Ich bin ein Afrikaner!" — „Ein Afrikaner?" rief ich aus, „dann bist Du ja ein Feind der Witbooi's gewesen!" „Ja", entgegnete er, „das war früher, aber dann hat „Kort"*) meinen Stamm vernichtet und den Kapitän erschossen. Seit dieser Zeit gehöre ich, da ich gefangen wurde, zu ihm!" Ich sagte darauf dem Manne, daß unter unseren Treibern auch Afrikaner seien, er solle im Lager bleiben und sein Leben nicht auf das Spiel setzen, aber er antwortete stets nur: „Nein, ich bleibe bei meinem Kapitän!"

Die letzten Tage vor dem Angriff, den Major Leutwein auf den 27. festgesetzt hatte, vergingen schnell. Mit Diestel erkundete ich noch einmal nach Süden zu über den Posten Pitt hinaus, während Burgsdorff einen Vorstoß in das Tafelbergland von Zarris machte und dort ein so wildzerrissenes, unwegsames Gebirge fand, daß wir schon damals vermuteten,

*) „Kort", der Kurze, nannten die Eingeborenen vielfach Hendrik Witbooi.

Hendrik würde, wenn er gezwungen wäre, die Naauwkloof zu verlassen, diese furchtbaren Einöden und Bergwildnisse zu erreichen versuchen. Es war ein wunderbarer, überwältigender Anblick, wenn man abends kurz vor Sonnenuntergang auf der Spitzkuppe über dem Hauptlager stand und Umschau hielt.

Drohend stiegen im Westen, wie greifbar nahe, die blauschwarzen, schon im Dunkel liegenden Felsenmauern der Naauwkloof aus der schweigenden Ebene auf, und an ihrem Fuße, besonders am Haupteingang und vor dem Posten Zarradt, flimmerten und blitzten, bald strahlend hell, bald dunkler, feurige Punkte in langen Reihen — die Wachtfeuer des Feindes. Fern im Süden aber türmte es sich auf zu einem gewaltigen, erdrückenden Kolosse — Tafelberg hinter Tafelberg — das Tafelbergland von Zarris, bestrahlt von der untergehenden Sonne.

Dazu neben uns das leise Sprechen der Posten, aus dem Lager der Gesang schwermütiger deutscher Lieder, das Kläffen der den Berg umkreisenden Hunde, und von der Kloof her das dumpfe Rollen zu Thal stürzender Gesteinsmassen, welche die Witbooi's hier, wie einst in Büllspoort, allnächtlich in den Regenschluchten herabwälzten, um sich gegen einen Aufstieg von unserer Seite zu sichern. Fürwahr, ein seltener Genuß für Auge und Ohr, und noch heute stehen sofort all diese Einzelheiten vor meinem geistigen Auge, und ich glaube den Ruf der Posten, den Donner aufprallender Felsblöcke zu vernehmen, wenn ich eins der Lieder singen höre, die allabendlich damals im Lager erschallten.

Während des Waffenstillstandes hatten wir auch öfter gejagt, und ich hatte bis zum 27. schon 19 Springböcke erlegt. Der Wildreichtum, besonders bei Büllspoort und im Tsauchab-Thal, war ein erstaunlicher.

Am 25. nachmittags ritt ich mit Diestel, Berbandt, Lampe und einigen Reitern in südwestlicher Richtung auf die Naauwkloof zu, um eine ersteigbare Schlucht zu erkunden. Ungesehen erreichten wir den Fuß des Gebirges und fanden südlich des Kramarz-Berges ein enges Steinthal, das sich zwar bald in den ungeheueren Felsbergen verlor, aber doch die Möglichkeit zu bieten schien, die Höhe zu gewinnen. Daß dies mit unsagbaren Schwierigkeiten verknüpft sein würde, erkannte jeder von uns, aber hier war die einzige Stelle, an welcher wir hoffen konnten, unser Ziel zu erreichen. Die sämtlichen anderen Berge waren für eine größere Truppenmasse einfach unersteigbar, und der Kramarz-Berg außerdem stark besetzt. Am folgenden Tage wurden mittags plötzlich feindliche Reiter im Rücken (Osten) des Lagers gemeldet, was große Aufregung hervorrief, da man sofort an eine Hilfsabteilung für Hendrik von seiten Simon Koppers oder der Bledermuise dachte. Lampe und ich ritten mit einer Patrouille aus, denn einige unserer

Wagen, die Gras holen sollten, konnten in Gefahr sein; aber es war wieder einmal blinder Lärm, und wir griffen im Felde nur eine Horde wilder Buschleute auf, von denen wir einige mitnahmen, um sie später als Führer verwenden zu können. Am Morgen war auch Troost mit einem Wagen und Post von Windhoek her angelangt, und einige Tage vorher die Ansiedler Niemeyer und Panslaw, die von Windhoeker Kaufleuten Waren in Kommission bekommen hatten, um sie im Feldlager zu verkaufen. Das war für uns sehr angenehm, denn die Vorräte, besonders an Cigarren, Wein und Ähnlichem, gingen stark zur Neige. Auch nach Seife, Lichten, Backpulver, Tabakspfeifen, Messern, Butter und Fett in Büchsen, Hemden und Taschentüchern herrschte große Nachfrage, vor allem von Seiten der Mannschaften, die mit mir nun schon fast sechs Wochen im Felde, und davon vier vor der Naauwkloof lagen.

Am Nachmittage des 26. machte Major Leutwein nochmals den Angriffsbefehl bekannt. Der Angriff sollte konzentrisch von Norden und Osten erfolgen, und nur die Postenkette am Tsauchab erhielt die Weisung, sich abwartend zu verhalten. „Die rechte Seitenabteilung (2. Komp.)", hieß es in dem Befehl, „setzt sich am Abend des 26. mit Einbruch der Dunkelheit von Büllspoort nach Uhunis in Marsch, kocht dort ab und beginnt am anderen Morgen die Angriffsbewegung mit Wegnahme der dortigen Hottentottenwerft (Überfall). Der Zeitpunkt hierfür ist so zu wählen, daß die weitere Offensive mit Tagesanbruch erfolgen kann. Demnächst geht die Kompagnie gegen die Hauptwerft vor und sucht spätestens von hier Verbindung mit der Hauptabteilung zu erstreben. Diese Angriffsbewegung wird durch eine ebensolche von Büllspoort aus unter dem Sergeanten Gilsoul längs des östlichen Gebirgsrandes begleitet. Diese unter Anstrebung der Verbindung mit der Hauptabteilung über die Oniap-Schlucht (nordöstliche Abzweigung der Naauwkloof). Weiteres ordnet der Kompagnieführer an.

Die Hauptkolonne greift den Haupteingang der Naauwkloof an, außerdem mit schwächeren Kräften den nördlich gelegenen Nebeneingang sowie die zwischen beiden gelegene Gebirgswand. Zu letzterem sind vorzugsweise die der Kompagnie zugewiesenen Bastards zu verwenden.

Die 3. Kompagnie setzt sich in Besitz der südlich der Kluft gelegenen Höhe und greift von dort die Naauwkloof an. . . . Der Aufbruch der 3. Kompagnie vom Lager findet morgens 2 Uhr statt, der der 1. Kompagnie und der Artillerie um 4 Uhr." Es war ferner gesagt, daß die Artillerie mit der 1. Kompagnie vorzugehen und die an den Hängen der Berge erbauten Schanzen zu bestreichen habe, sowie, daß alle Abteilungen noch in der Dunkelheit so nahe wie nur irgend möglich an den Feind heranzugehen

hätten und dann das Tageslicht abwarten sollten. Höchst bemerkenswert ist auch folgender Passus: „Sollte dem Feinde an irgend einem der Beobachtungsposten der Durchgang gelingen, so hat der letztere sich an dessen Fersen zu heften und Meldung hiervon von Posten zu Posten an mich zu erstatten. Die Führer aller Grade, die in Besitz dieser Meldung gelangen, handeln nach Umständen. Zur Bedeckung des Lagers bleiben ein Unteroffizier der 1. Kompagnie (Läuffgen) als Lagerkommandant, sowie von jeder Kompagnie drei Reiter zurück, außerdem sämtliche bewaffneten Eingeborenen des Wagenparks sowie die Bastards, die ich noch bestimmen werde. Das Vieh wird nicht auf die Weide getrieben, sondern mit tags zuvor geholtem Gras gefüttert. Die Pferde außerdem mit Hafer. Die letzteren werden bei Tagesanbruch gesattelt den Kompagnien nachgeführt und bleiben an geeigneten Plätzen zur Verfügung. Als Führer dienen die unbewaffneten Eingeborenen, als Bedeckung die Offizierburschen. Weiteres ordnen die Kompagnien selbständig an. Ich werde zunächst bei der Artillerie, dann bei der 1. Kompagnie und später da zu finden sein, wo die erste Entscheidung gefallen ist. Für die Nacht werde ich Sorge tragen, daß mein Aufenthalt sowohl im Lager, wie am Eingang der Naauwkloof zu erfahren sein wird. Der Hauptverbandplatz hinter der Front, Truppenverbandplätze bei jeder getrennt fechtenden Abteilung. Herr Stabsarzt Dr. Sander wird das Erforderliche veranlassen. . . ."

Zum Schlusse wurde befohlen, daß jeder Mann für drei Tage Proviant, Mantel und Kochgeschirr mitzunehmen habe, und daß ein mit Proviant beladener Wagen jederzeit zum Abrücken fertig sein müsse. —

Die Stunde der Entscheidung naht. Um 1¼ Uhr nachts tritt die 3. Kompagnie im Hauptlager an. Waffenklirren — unterdrücktes Sprechen — die Glieder ordnen sich; da kommt der Major. Ein Händedruck noch, ein ernstes „Auf Wiedersehen!" und fort geht es in die Nacht hinaus. Ein schwerer Marsch in der Dunkelheit; lautlos eilt die Kolonne vorwärts, der Spitze nach, die Lampe, der sich uns anschließen durfte, führt. Ab und zu hört man einen dumpfen Fall und leisen Fluch, wenn wieder einer der Leute über einen Stein oder Baumstamm gefallen ist. Die Nacht ist stockdunkel, der Boden mit Felstrümmern und spitzen Steinen bedeckt. Endlich, um 5 Uhr morgens, sind wir an der Felsschlucht, und der Aufstieg beginnt. Mit umgehängtem Gewehr wird geklettert, oft sind die Abstürze so hoch und steil, daß einer auf des anderen Schulter steigen muß, um den nächsten Absatz zu erreichen; der letzte wird dann an Gewehrriemen heraufgezogen. Die Feder vermag diesen Aufstieg nicht zu schildern, so unbeschreiblich und furchtbar waren die Anstrengungen, welche die Kolonne hier zu überwinden hatte. Oft,

wenn die Spitze sich verstiegen hat und eine himmelhohe Felswand das weitere Vordringen hindert, muß umgekehrt und ein anderer Weg gesucht werden. Nach vierstündigem, atemlosem Steigen ist die Höhe erreicht. Todmüde, mit zerrissenen Kleidern und zerfetzten Händen sammelt sich die Kompagnie, wütender Durst plagt alle, denn längst sind die Feldflaschen geleert. Verbandt befiehlt eine halbe Stunde Ruhe, die dringend nötig, aber auch ebenso peinvoll ist, denn schon seit einer Stunde, seit 8 Uhr, dringen Kanonendonner und der Schall des Kleingewehrfeuers von Norden her zu uns herauf. Dort sollten wir jetzt unseren stürmenden Kameraden helfen, doch die schrecklichen Schwierigkeiten des Geländes hindern es. Aber vorwärts! Feldwebel Zachalowsky wird in der linken Flanke mit einer starken Patrouille vorgeschickt; wir treten wieder an, und in ununterbrochenem Marsche geht es nordwärts, über steile Höhen und durch dunkle Schluchten, bergauf, bergab.

Glühend heiß sind die Luft und der Erdboden, der die Strahlen der Sonne zurückwirft. Mechanisch setzen die Leute Fuß vor Fuß, der Atem geht keuchend, man ist wie in Schweiß gebadet. Aber — vorwärts — vorwärts — immer vorwärts — einer ermuntert den anderen, viele Leute tragen zwei Gewehre, um ihre schwächeren Kameraden zu entlasten, und alle beseelt nur der eine Gedanke, in das Gefecht zu kommen. Es ist drei Uhr nachmittags, wahnsinnige, erdrückende Hitze. Eben haben wir den kaum meterbreiten, nach beiden Seiten schroff abstürzenden Grat eines Berges in der Kolonne zu Einem überschritten und sind nun auf dem Kramarz-Berg. Das Grab des Reiters Kramarz und einige verlassene Schanzen bleiben rechts liegen — der Abstieg beginnt. Plötzlich hemmt eine riesige, steilabstürzende Felswand von mindestens 30 m Höhe das weitere Vordringen. Mit dem Mute der Verzweiflung versuchen wir dennoch, hinabzuklettern, aber nur Verbandt, einem Trompeter und mir gelingt es, da wir schwindelfrei sind, die Wand zu überwinden; der mir folgende Mann muß schleunigst wieder hinaufgezogen werden, da er abzustürzen droht. Ein einziger Fehltritt bringt hier sicheren Tod, denn die Sohle der Schlucht starrt von ungeheuren, wild durcheinanderliegenden Felsblöcken. Den Körper dicht an den Fels pressend, oft nur mit einem Fuße Halt findend, das Gewehr am Riemen um den Hals, so daß es vorn quer über dem Leibe hängt, erreichen wir endlich den festen Boden, während die Kompagnie Gott sei Dank inzwischen einen etwas bequemeren Weg gefunden hat. Nun geht es in der engen Schlucht an einem rauschenden Wasserfall vorbei weiter, und gegen 5 Uhr abends öffnet sich vor uns die Raamwkloof. Die Leute liegen wie tot am Wasser und trinken wieder und wieder. Eine halbe Stunde Rast ist befohlen, aber der unermüdliche Lampe

bricht mit einigen Leuten schon früher auf und dringt in der Schlucht vor. Kaum ist er zehn Minuten fort, da kommt einer seiner Reiter zurückgeeilt und ruft uns schon von weitem zu: „Die Geschütze sind in Gefahr. Die Hottentotten greifen an!“ Zugleich dringt deutlich Geschützdonner an unser Ohr. Sofort wird angetreten und im Eilschritt vorgerückt. Die Schlucht windet sich in Schlangenlinien durch das Gebirge und wird immer enger. Bald hier, bald dort wachsen aus den Bergen felsige Querriegel hervor, die umgangen werden müssen, und eine Zeit lang marschieren wir in dem klaren, schnellfließenden Wasser des Baches, der die ganze Thalsohle ausfüllt. An einer anderen Stelle wuchert weit übermannshohes Ried und Rohr in so dichten Massen, daß man auf vier Schritt seinen Vordermann nicht mehr sieht. Rauschend schließt sich das Dickicht über den vordringenden Mannschaften. Jetzt wird das Gelände freier; weitverästete wilde Feigenbäume stehen umher; durch das Wasser, das von Taschenkrebsen wimmelt, sieht man die Räderspuren der Geschütze, und auch die Zeichen des stattgehabten Kampfes mehren sich. Überall liegen Ausrüstungsstücke auf dem Boden und im Wasser verstreut umher, hier gerollte Mäntel, Brodbeutel, Kochgeschirre, Sättel und Decken, dort zerbrochene Gewehre, weißbezogene Witbooihüte und blutige Lappen. Im Vorübereilen erkennen wir deutlich die Stellungen der Unseren an den massenhaft umherliegenden Patronenhülsen. Und wieder verengt sich die Schlucht, das Rohrdickicht ist hier niedergebrannt, und gurgelnd schießt das Wasser um mehrere Pferdekadaver, die mit verglasten Augen und bleckenden Zähnen daliegen. Es dämmert bereits, aber an einer kleinen Anhöhe vermögen wir die Leichen von drei bis vier Witboois zu erkennen, die wohl ein Shrapnel niedergerissen hat. Immer näher tönt jetzt auch Gewehrfeuer von vorn, und immer eiliger wird der Marsch. Da blitzt etwas Weißes durch die Bäume: Zwei gesattelte Schimmel, die in der Schlucht weiden. Perbandt und ich schwingen uns sofort in die Sättel. Nach wenigen Minuten taucht ein Soldat vor uns auf: „Lieutenant Lampe läßt melden, daß er seitwärts, nach Westen zu, vorgegangen ist und sich bereits im Gefecht befindet. Er bittet noch um sechs Mann.“ — Diese werden im Marschieren abgeteilt, und kurz darauf hört die Schlucht plötzlich auf und ein kleiner, von hohen Bergen umgebener Thalkessel öffnet sich vor uns, durchtobt von dem sinnverwirrenden Lärm eines heftigen Kampfes. Tausendfach hallt jeder Schuß von den mächtigen, düsteren Wänden wieder, und wie brüllender Donner rollt das Echo in den Bergen. Im ersten Augenblick vermögen wir uns kaum zu orientieren — überall blitzt und kracht es, und die Dunkelheit sinkt schon hernieder. Jetzt verlassen wir die Schlucht: „Aufschließen! — So breit, wie es geht, Schützenlinie formieren!“

schallen die Kommandos. „Marsch — marsch!“ Waffenklirrend bricht die Kompagnie aus dem Schlunde hervor — kaum haben wir aber die letzten schützenden Felsen verlassen, da pfeift und singt es um uns. Scharf schlägt hier ein Geschoß auf einen Stein auf, klatschend fährt dort ein anderes in einen Baum, und das Wasser des Baches spritzt hoch auf. „Runter von dem Schimmel!“ schreit von hinten aus der Schützenlinie eine Stimme, und ich glaube, so rasch sind wir, Perbandt und ich, niemals wieder von den Pferden gekommen, deren weiße Leiber den Naman ein willkommenes Ziel boten.

Vor uns liegt eine schwarze, langgestreckte Klippe, von der uns zugerufen wird: „Hierher — 3. Kompagnie — hierher!“ und in dem rasenden Feuer richtet sich unser Lauf dorthin. „Die Klippe besetzen — Schnellfeuer!“ Halb fallend, schwer aufschlagend, werfen sich unsere Schützen nieder, und nun beginnt ein Höllenfeuer, wie ich es nicht wieder erlebt habe. „Das war Hilfe zur rechten Zeit!“ schreit mir Diestel aufatmend ins Ohr, „die Hunde hätten uns sonst alle kalt gemacht!“ Das Feuer verstärkt sich von beiden Seiten, die nächsten Schützen des Feindes sind nicht 100 m entfernt, aber nichts ist zu sehen außer dem Aufblitzen der Schüsse. Und von allen Seiten wird auf uns gefeuert; aus dem Thalkessel hinter Bäumen und Felsen hervor, von den niedrigen Klippen, von den Hängen der unsere Stellung gewaltig überhöhenden Berge und aus dem Röhricht des Baches. Ungefähr 50 m vor der von uns besetzten schwarzen Klippe stehen die Geschütze und Protzen, um die der Kampf tobt. Unter der einen Protze hervor fallen fortgesetzt Schüsse; dort liegt der tapfere Gefreite Richter, der unverwundet blieb, trotzdem die Eisen- und Holzteile der Geschütze zahllose Geschoßspuren aufwiesen. Die Klippe schützt uns übrigens nicht gegen das feindliche Feuer, das hoch von den Bergen kommt, und staubaufwirbelnd und Steinsplitter umherwerfend sausen Geschosse von oben her mitten zwischen uns. Allmählich aber breiten sich unsere Linien mehr und mehr aus, ein Felskomplex rechts seitwärts wird besetzt, Brustwehren werden, so schnell es möglich ist, aus Steinen gebaut, und das feindliche Feuer wird schwächer. Nach ungefähr zwei Stunden zieht Perbandt die Schützenlinie dicht hinter die Klippe zurück, die Leute schlafen auf der Erde ausgestreckt, das Gewehr im Arm, Doppelposten bleiben in den Stellungen liegen und wechseln einzelne Schüsse mit den nun in größere Entfernung zurückgedrängten Witbooi; von den Bergen aber im Nordwesten her schallt noch immer heftiges Gewehrfeuer herüber. Dort muß die 1. Kompagnie im Kampfe liegen.

Plötzlich verstärkt sich das Feuer des Gegners wieder, und zugleich hören wir von rechtsseitwärts (Osten) her das Pferdegetrappel einer größeren

Abteilung. Wir besetzen von neuem die Stellung und suchen, angestrengt nach dem Schluchteingang spähend, zu erkennen, wer sich naht. Jetzt werden Pferde sichtbar, und zugleich ertönt eine Stimme, die Troosts: „Nicht schießen! — Lieutenant Troost!" — „Wir schießen ja nicht!" „Es sind die Witbooi's!" „Absteigen!" „Runter von den Pferden!" schallt es zurück, und gleichzeitig wird unser Feuer lebhafter und unter seinem Schutze langt der Offizier mit seiner Patrouille glücklich bei uns an. Er war zur Verstärkung des Postens Zarradt abgeschickt worden, der am 27. hart bedrängt wurde, und kehrte nun zurück. Von Diestel und Sander, die mit nur acht Mann die Geschütze verteidigt und in größter Gefahr geschwebt hatten, erfuhren wir die Vorgänge bei der 1. Kompagnie:

Diese war unter der heldenmütigen Führung des Hauptmanns v. Estorff um 6½ Uhr morgens in den Haupteingang der Naauwkloof eingedrungen, nachdem die Geschütze die auf den Höhen rechts und links liegenden Schanzen unter Feuer genommen hatten. Heftiger Widerstand empfing die sprungweise vorgehenden Schützenlinien, die aber in unaufhaltsamem Vordringen blieben und den Feind, der sich ganz gedeckt in vorzüglichen Stellungen befand, nach furchtbaren Anstrengungen zurückwarfen. Hauptmann v. Estorff, der am linken Fuß verwundet wurde, blieb gleichwohl zu Pferde und bei der Kompagnie, die unter Kreuz- und Rückenfeuer von den Berghängen, nachdem das erste Gefecht am Schluchteingang um 8 Uhr beendet war, um 11 Uhr die Hottentotten aus einer zweiten Stellung im Schluchtinneren geworfen hatte. Schon waren mehrere schwere Verwundungen zu verzeichnen, und Lieutenant Volkmann mußte mehrfach seitwärts gegen die Schanzen an den Bergabhängen vorgehen. Nur eine Stunde später entbrannte in der Hauptwerft Witbooi's ein neuer Kampf, und der Feind zog sich trotz heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers erst zurück, als es Volkmann gelungen war, eine die feindliche Stellung überhöhende Kuppe zu erklimmen.

Die Witbooi's hatten sich in allen diesen Gefechten vorzüglich geschlagen, die Unseren oft ganz nahe herankommen lassen und auch das gutgezielte Shrapnelfeuer so lange ausgehalten, bis die Kompagnie mit „Hurra" vorgegangen war. Man muß dies schreckliche Gelände gesehen haben, um beurteilen zu können, was hier jeder einzelne Unteroffizier und Reiter unter dem anfeuernden Beispiel der Offiziere Estorff, Volkmann und Troost geleistet hat.

Gegen 2 Uhr war die Hauptwerft in den Händen der Unseren; der ganze Briefwechsel Hendriks wurde erbeutet. Hauptmann v. Estorff, zu dem seine Leute voll Bewunderung aufblickten, mußte hier, durch Blutverlust und

den Schmerz des zerschossenen Fußes geschwächt, auf Befehl des Majors das Kommando an Volkmann abgeben und blieb auf dem in der Hauptwerft errichteten Verbandplatz, der aber bald, nachdem ein Reiter an der Seite Estorffs erschossen worden war, weiter nach dem Haupteingang zu verlegt wurde.

Die 1. Kompagnie nämlich war nach kurzer Rast dem abziehenden Gegner gefolgt und hatte, die inzwischen nachgeführten Pferde am Zügel, die nördlich gelegenen, steilen Berge erklommen. Hier hatten sich die Witboois wieder gesetzt und empfingen die unter großen Schwierigkeiten kletternde Kolonne mit Schnellfeuer. Dies war um 4 Uhr, und Volkmann beschloß, noch vor Sonnenuntergang eine wildzerklüftete, steile Felskuppe zu nehmen, deren Gipfel eine vom Gegner besetzte Schanze krönte. Mit großer Bravour stürmten die Mannschaften unter Führung Volkmanns und des tapferen Unterroßarztes Rickmann die Spitzkuppe, wobei die Reiter Bartsch und Bock fielen. Hier blieb die 1. Kompagnie die Nacht vom 27. zum 28., nachdem sie an einem Tage vier schwere Gefechte siegreich durchfochten hatte.

Inzwischen hatten die Witboois im Rücken der Kompagnie von neuem den Thalkessel der Hauptwerft besetzt und richteten ein furchtbares Feuer auf die Geschütze und den Verbandplatz. Jede Verbindung mit der 1. Kompagnie war abgeschnitten, und Major Leutwein, der von den Bergen ins Thal steigen wollte, irrte, nur von dem Trompeter Thomä begleitet, die ganze Nacht hindurch im Gebirge herum.

So lagen die Verhältnisse in der Nacht vom 27. zum 28., während welcher das Feuer nie ganz erstarb.

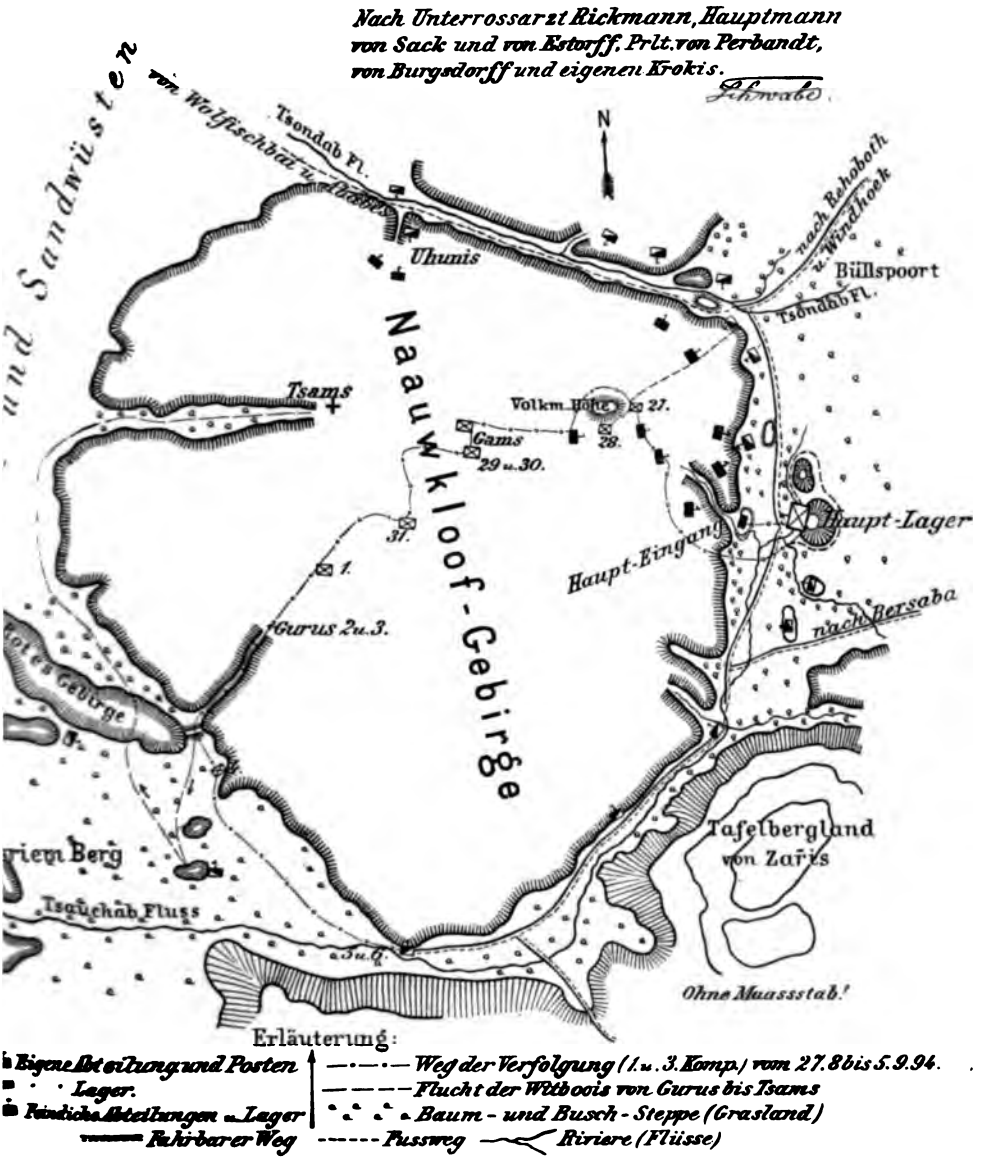
Am Morgen erhoben wir uns, von der Nachtkälte durchschauert, von unserer felsigen Lagerstätte und suchten zunächst festzustellen, wo der Feind sei. Perbandt und ich rekognoscierten mit Krimstechern die umliegenden Höhen, als plötzlich ein Schuß fiel, und das Geschoß zwischen uns hindurchsauste. Der Schütze war nicht zu sehen, nur hoch oben in den Bergen spielte der Morgenwind mit einem bläulichen Wölkchen. Dies war der letzte witbooische Schuß, der in der Hauptwerft fiel. Wir sahen nichts mehr vom Feinde, und Perbandt ließ die Kompagnie antreten, gerade, als unter Schneidewinds Führung die anderen Burschen und einige Eingeborene mit den Pferden eintrafen. Mit welcher Freude drückte mir der Wackere die Hand, als er mich unverletzt sah. — Unsere nächste Sorge war nun, etwas Proviant für unsere Leute zu erhalten, denn fast alle hatten auf dem Gebirgsmarsch Mantel, Kochgeschirr und Brotbeutel weggeworfen, da sie so bepackt die gefährlichen Auf- und Abstiege nicht hätten überwinden können. Es fand sich denn auch etwas Brot und Fleisch, aber lange nicht

genug, um den Hunger Aller zu stillen. Viele kauten rohen Reis aus den Brotbeuteln, die überall herumlagen. Diese, sowie einige Feldflaschen und Wassersäcke aus Segelleinwand, die andere Mannschaften verloren hatten, ließ ich sammeln und ging dann zu mehreren halbeingefallenen Pontoks, die in der Nähe standen. In einem derselben lag einer unserer braven Reiter, den ein Schuß durch den Kopf getötet hatte.

Gegen 8 Uhr wurde von den Bergen her wieder Gewehrfeuer hörbar, und die Kompagnie brach dorthin auf. Die Pferde mußten, wie fast stets während der nächsten Tage, am Zaume nachgezogen werden, denn an ein Aufsitzen war bei diesen Boden- und Steigungsverhältnissen nicht zu denken. In dem engen, üppig bewachsenen Thal eines Bergflusses, der rauschend über die glänzenden Kiesel schoß, ging es bergauf. Nach einiger Zeit trafen wir die ersten Mannschaften der 1. Kompagnie, mit denen wir Hurras austauschten, und etwas später begegnete uns ein trauriger Zug — ein Kommando, das die Körper der getöteten Kameraden zu Thal trug. Als wir die Höhe erreicht hatten, bekamen wir Feuer von einem ungefähr 450 m entfernten Berg, der aber durch eine tiefe Schlucht von uns getrennt war. „Pferde zurück! — Geradeaus auf der weißen Kuppe Schützen — Visier 450 — Schützenfeuer!" Hoch rechts über uns stand die 1. Kompagnie unter Volkmann auf der Kuppe, die nach dem tapferen Offizier den Namen erhalten hat. Perbandt schickte fast unsere sämtlichen Feldflaschen und Wassersäcke hinauf, da gemeldet wurde, daß die Kameraden furchtbaren Durst litten. Das Gefecht war nicht von langer Dauer, die Witbooi's zogen sich zurück, und zu gleicher Zeit sahen wir tief unter uns in der Schlucht Menschen. Wie hoch die Berge und wie tief eingeschnitten die Schluchten sind, geht aus dem Umstande hervor, daß wir nicht einmal mit recht guten Ferngläsern zu erkennen vermochten, ob dies Soldaten oder Witbooi's seien.

Später stellte sich heraus, daß es Mannschaften waren, die von Büllspoort aus bis hierher vordringend die Meldung überbracht hatten, daß Hauptmann v. Sack bei Uhunis von übermächtigen feindlichen Streitkräften aufgehalten werde. Sergeant Gilsoul wurde infolgedessen nach der Nordfront zurückgeschickt, und wir lagerten auf der Höhe, während unsere Pferde, von denen einige verwundet waren, zwischen den überall verstreuten Felsblöcken weideten. Am Nachmittage kehrte Major Leutwein mit Diestel nach dem Hauptlager zurück, nachdem er Perbandt den Befehl über ein aus der 1. und 3. Kompagnie gebildetes Detachement übergeben hatte, welches dem Feinde folgen und ihn aus dem Gebirge heraustreiben sollte. Volkmann erhielt das Kommando über die 1., ich über die 3. Kompagnie, und außerdem waren noch Troost und Rickmann als Kompagnieoffiziere da. Es

war wieder einmal ein Abſtieg, der einem Hals und Beine koſten konnte, als das Detachement am Nachmittage in die Schlucht, in der etwas weſtlicher die verlaſſene Werft van Zijls lag, hinabkletterte. Zwei Pferde überſchlugen



ſich denn auch und ſtürzten eine Strecke hinab, ohne ſich indeſſen weſentlichen Schaden zu thun. Ich machte den Weg übrigens mit einer Patrouille noch einmal, um einige ſtehengebliebene Pferde zu holen. Auf dem gegenüber-

liegenden Berge lagerten wir die Nacht hindurch und stiegen am 29. früh wieder zu Thal, um die Spuren des flüchtigen Feindes zu suchen. Mit Perbandt und Volkmann ging ich in der Schlucht ungefähr eine Stunde weit vor und stellte die deutlichen Spuren des Feindes fest, der in westlicher Richtung zurückgewichen war. Inzwischen rastete die Truppe unter Troost, und es gelang uns, auf der Erkundung drei fette Fohlen zu schießen, die sofort zerlegt und verteilt wurden, da es uns an Proviant vollständig gebrach. Eilig wurde das halbrohe, in der Asche gebratene Fleisch ohne Salz verzehrt, dann hing sich jeder ein Stück an den Sattel, und mittags begann der Vormarsch. Ich, als der einzige Offizier, der länger im Lande war und das Spurensuchen gründlich verstand, führte die Spitze und nahm im Detachement die Stelle eines, wie die Engländer sagen, „chief of the scouts“ ein, doch war auch Perbandt fast stets mit vorn. Der Vormarsch gestaltete sich überaus schwierig, wobei besonders der Umstand ins Gewicht fiel, daß wir in der engen Schlucht keinesfalls ohne Seitenpatrouillen auf den Bergen rechts und links marschieren durften. Diese gebrauchten aber, bis sie die Höhen erklettert hatten, oft $^3/_4$ bis $1^1/_2$ Stunden, und während dieser Zeit mußten wir unten warten. Welche Anstrengungen diese Patrouillen durchzumachen hatten, ist schwer zu beschreiben, und zu Zeiten, wenn in der Höhe tiefe Schluchten oder steile Kuppen ihr Vordringen verlangsamten, blieb uns nichts anderes übrig, als zu rasten, um nicht vorzukommen. Am ärgerlichsten war es jedoch, wenn eine Seitenschlucht das Gebirge jäh bis an den Fuß durchriß. Dann ließ ich sofort halten und schickte eine neue Patrouille bergauf, während die alte in die Schlucht hinabstieg und sich uns anschloß.

Auch das Spurensuchen, zu dem ich meine gewandtesten Leute kommandierte, bedeutete keine leichte Arbeit, besonders, weil der Boden fast stets felsig war oder aus hartem Lehm bestand. Wieviel hundertmal habe ich damals untersucht, ob der Rindvieh- oder Pferdemist noch frisch oder trocken sei, ob die umgeknickten Büschchen und Gräser an den Bruchstellen noch Saft zeigten, ob eine Fuß- oder Pferdespur noch rein oder bereits vom Winde mit feinem Sand beweht sei, und Ähnliches mehr. Dazu genügt aber nicht ein flüchtiges Hinblicken, sondern es ist ein eingehendes, auch das anscheinend Geringfügigste feststellendes Studium notwendig. Wohl zwanzigmal und öfter lagen wir während eines Tages lang auf dem Erdboden dahingestreckt, das Gesicht dicht über einer Spur, Meinungen austauschend und wieder neue Spuren zum Vergleiche suchend. Und nicht nur die Sohle der Schlucht mußte auf das genaueste erforscht werden, sondern auch die felsigen Hänge an den Stellen, an welchen sie überhaupt ersteigbar waren. Aber der Erfolg hat

die Mühe belohnt: Wir sind stets der rechten Spur gefolgt, und das war bei dem Gewirr von Nebenschluchten und Querthälern, die oft von einem Punkte der Hauptschlucht nach allen Himmelsrichtungen auseinanderliefen, nicht leicht, besonders da Hendrik, sicher, um uns irre zu führen, auch in den Nebenschluchten kleinere Abteilungen und Vieh vorgeschickt hatte. So lagen an mehreren Kreuzungspunkten frische Spuren in allen Schluchten, und dann mußte festgestellt werden, in welcher von diesen die Hauptkolonne marschiert war.

Die Sonne sank bereits, als plötzlich die Schlucht aufhörte, zu beiden Seiten von gigantischen Spitzkuppen eingeengt. Ein hügeliges Gelände mit üppigem Graswuchs lag vor uns, und wir hofften schon, das Gebirge vollständig überwunden zu haben. Aber als ich mit der Spitze die erste Höhe erstiegen hatte, sah ich, daß wir uns in einem meilenbreiten, von sanft ansteigenden, aber doch nicht niedrigen Hügeln erfülltem Kessel befanden, der auf allen Seiten von mächtigen Bergländern eingeschlossen war. Dicht am Schluchteingang hatten wir ein altes Witbooi-Weib gefunden, das entsetzlich abgemagert aussah und auf alle Fragen nur leise antwortete: „Wasser!" Unsere mitleidigen Reiter gaben ihr denn auch zu trinken und warfen etwas Fleisch auf den Boden; als ich die Frau aber am nächsten Morgen holen lassen wollte, war sie verschwunden, so daß wir an eine Kriegslist glaubten.

Der Abend brach herein, und ich suchte mit Spitze und Seitenpatrouillen einen langgestreckten Hügel als Lagerplatz aus, der nach allen Seiten gutes Schußfeld bot. Als ich den Unteroffizierposten nach dem Feinde zu ausstellte, sah ich fern an den Bergen, hinter denen die Sonne sank, eine dünne Rauchsäule kerzengrade in die klare Abendluft steigen. Ich fragte den Unteroffizier: „Sehen Sie dort an jener roten Spitzkuppe, auf deren halber Höhe eine schwarze Höhle gähnt, etwas Außergewöhnliches?" Angestrengt sah der Mann, der erst kurze Zeit im Lande war, hinüber, dann antwortete er: „Nein, ich sehe nichts!" Die Posten, zwei „alte Leute", lächelten, und als ich weiter fragte: „Nun?" entgegneten beide: „Dort raucht es!" Ich erwähne diesen Vorfall nur, um darzuthun, wie sehr sich bei längerem Aufenthalt in solchen Ländern die Sinne schärfen. An Verbandt ließ ich sofort melden, daß sich an der roten Spitzkuppe wahrscheinlich Hendriks Lager befände, und besichtigte mit ihm zusammen nochmals die Posten. Dann nagten wir bald alle an Fohlenknochen und schliefen ohne Decken und Feuer fest bis zum Morgen, trotzdem die Kälte uns hart zusetzte.

Schon früh ging es weiter, leider ohne Frühstück, das, wie man militärisch sagt, „supponiert" wurde. Es wird scharf ausgeschritten, denn jeder

sucht die erstarrten Glieder wieder geschmeidig zu machen. Wir sind kaum 15 Minuten in der Richtung auf die Kuppe unterwegs, da fallen links seitwärts Schüsse. Dumpf schallt der Knall aus der Entfernung zu uns herüber. „Halt!" Von der linken Seitenpatrouille löst sich ein Mann, der auf uns zueilt; wir lauschen. Da — neue Schüsse! — „Richtung auf das Feuer!" befiehlt Verbandt, der zur Spitze vorgetrabt ist, und ich biege links ab. Immer deutlicher dringt der Schall zu uns und: „Es kann nur Burgsdorff sein, der von Süden vorgedrungen ist!" hört man hier und dort aussprechen.

„Da läuft ein Soldat — dort! — links unten!" schreit plötzlich einer meiner Leute auf. Wirklich — von links unten aus dem Eingang eines tiefliegenden Kessels ist ein Soldat aufgetaucht, anscheinend ein Verwundeter, denn er hält sich die linke Schulter. Und jetzt erscheint ein zweiter; wir rufen nach unten: „Hierher!" und sind gerade, auf einer langgestreckten Höhe vorgehend, an ihrem Abfall in die Fläche angelangt, da kracht und pfeift es von einem 400 bis 500 m entfernten Hügel mitten zwischen uns. Die Geschosse schlagen so dicht auf, als wenn jemand eine Hand voll Erbsen auf den Boden würfe, und das Feuer ist so stark, daß wir unsere Pferde, wo sie gerade sind, stehen lassen müssen und schleunigst zurückspringen auf den Gipfel des Hügels. Hier entwickelt sich nun eine langgezogene Schützenlinie, zum Teil etagenförmig, so bei der Nachhut, die Wachtmeister Stellbrink kommandiert und die bedeutend höher liegt als wir. Die Kompagnien konzentrieren ihr Feuer auf den oben erwähnten Hügel, der oben ein Quarzriff zeigt; auch unten in dem Kessel wird noch heftig geschossen. Inzwischen ist der verwundete Reiter bei uns angekommen, und es stellt sich heraus, daß Burgsdorff mit 12 Mann vom Tsauchab-Thal aus vorgestoßen und hier den Witboois in die Arme gelaufen ist. Meine linke Seitenpatrouille unter dem tapferen und umsichtigen Reiter Krudewig sucht so weit als möglich vorzudringen, um in das Gefecht im Kessel eingreifen zu können. Verbandt läßt ab und zu „3. Kompagnie" blasen, um Burgsdorff die Richtung anzugeben, denn wir selbst können vorläufig nicht vorgehen, zumal da wir nun auch von rechtsrückwärts Feuer bekommen und die Situation nicht besser wird. Die Mannschaften bauen im Feuer Steinschanzen nach beiden Seiten, und obwohl Volkmann und ich mehrfach versuchen, schnell zu den Pferden hinabzuspringen und sie in Deckung zu führen, müssen wir die Versuche infolge des heftigen Feuers immer wieder aufgeben. Übrigens wird merkwürdigerweise keines der Pferde verwundet. Inzwischen ist es Burgsdorff gelungen, sich frei zu machen und sich auf uns zurückzuziehen, aber wir hätten nicht eine Stunde später kommen dürfen, dann wäre er nicht mehr zu retten gewesen, denn von drei Seiten war die kleine Schar bereits eingeschlossen, als

Vorgehen auf Gams.

wir in das Gefecht eingriffen, und die vierte wollten die Witboois eben versperren.

Burgsdorff, der vier Leichtverwundete hatte, die nun zunächst verbunden wurden, verließ uns mit seinen Leuten noch vormittags, um über das Hauptlager nach dem Tsauchab-Thal zurückzukehren. Vorher besprachen wir mit ihm unsere Absichten, und ich entsinne mich noch der letzten Worte, die ich dem Scheidenden sagte, nämlich: „Also, Burgsdorff, vergessen Sie nicht, daß, wenn am Tsauchab-Thal die Witboois aus dem Gebirge heraustreten, wir dicht hinter denselben sind!" Dann zog er ab, und nur ein Bastard seiner Abteilung und ein unbewaffneter alter Buschmann, der als Führer mitgeschleppt wurde, blieben bei uns.

Die Gefechtslage hat sich inzwischen nicht verändert: das Gefecht steht! Verbandt hält Kriegsrat ab, und es wird beschlossen, mit starken Abteilungen auf beiden Flügeln vorzustoßen, um den Gegner zum Verlassen seiner Hauptstellung in der Mitte zu zwingen. Troost erhält den Befehl, mit einer Abteilung einen etwa 2000 m rechtsseitwärts gelegenen Höhenzug zu gewinnen und auf ihm gegen die rote Spitzkuppe und die Schlucht, an der ich am Abend vorher die Rauchsäule bemerkt hatte, vorzudringen. Unter einem Hagel von Geschossen springt ein Halbzug auf und geht im „marsch-marsch" nach rechts vor, um zunächst hinter einigen kleinen Hügeln Deckung zu gewinnen. Später sehen wir, daß Troost sich in Besitz des Höhenzuges gesetzt hat. Unter lebhaftem Feuer — also auch dort müssen feindliche Abteilungen stehen — führt er seine Schützen vor. Ebenso schiebt sich die verstärkte linke Seitendeckung vorwärts, während wir die Quarzkuppe mit Geschossen bedecken. Aber noch hält der Feind Stand; eine Patrouille unter Unteroffizier Herz, die aus der Front nach rechts vorgeschickt wird, muß eilends zurück, nachdem ein Mann leicht verwundet worden ist und Herz einen Schuß durch die Mütze erhalten hat, während ein zweites, bereits mattes Geschoß seine Brust trifft und in dem Notizbuch stecken bleibt. Nach einer halben Stunde wird das feindliche Feuer schwächer. „Achtung! — Auf die links des Hügels zurückgehenden Schützen — Visier 6 und 700 — Schnellfeuer!" Wie ein Orkan fegt die Kugelsaat hinüber, der Feind räumt die Stellung, um der drohenden Umklammerung zu entgehen, Reiter und Fußvolk eilen bunt durcheinandergewürfelt zurück. Durch den Krimstecher ist der ganz weißgekleidete Führer, der hier- und dorthin galoppiert, deutlich zu erkennen. Ein Trompetensignal — schmetternd klingt es über die Steppe: „Schnell avancieren!" Ich trete mit der Spitze an, und vorbei an der vom Feinde verlassenen Stellung dringen wir vor. Im Grunde angekommen können wir eine kurze Strecke reiten, dann wird das Gelände felsig und ganz unübersichtlich, von

Hunderten mäßig hoher Hügel durchsetzt, so daß wir absteigen müssen. Der Durst plagt uns furchtbar, denn wir haben seit gestern Mittag kein Wasser gehabt. Jetzt, es ist 2 Uhr, werden dichte Staubwolken an der roten Kuppe, „Gams" nennt der Buschmannführer den Ort, sichtbar, und eine Meldung von Troost trifft ein, die besagt, daß von Gams aus Viehherden nach Süden getrieben würden. „Das Detachement bleibt im Vormarsch" wird zurückgemeldet. Um 4¼ Uhr befiehlt Perbandt eine kurze Rast, da alle völlig erschöpft sind. Während dieser trifft Troost, dem infolge seiner geschickten Führung nächst Perbandt das Hauptverdienst des Tages gebührt, persönlich bei der Hauptkolonne ein und berichtet, daß starke Abteilungen in südlicher Richtung aus Gams abzuziehen schienen. Wir erfahren von ihm, daß, als er mit seinen Schützen den Rücken des uns rechts flankierenden Höhenzuges erreicht hatte, sich eine feindliche Abteilung, die dasselbe Ziel hatte, nur noch 20 bis 30 Schritt von dem Rücken entfernt befand und unter großen Verlusten vollständig zersprengt wurde. Auch auf unserer Seite deuten die zahlreichen Blutspuren, die besonders am Fuße der Quarzkuppe gefunden wurden, auf starke Verluste des Gegners. Zum Absuchen des Gefechtsfeldes war leider keine Zeit. Ich benutze die Rast, um zu der linken Seitendeckung zu eilen und sie persönlich über den weiteren Vormarsch zu unterrichten. Als ich zurückkehre, ist die Spitze unter dem tüchtigen Unteroffizier Apelt bereits wieder angetreten, und es gelingt mir trotz aller Mühe nicht, sie einzuholen oder festzustellen, wo sie sich überhaupt befindet. Die Verbindung mit ihr ist verloren, und ich bilde eine neue Spitze. Plötzlich hören die Hügel auf. Vor uns liegt eine wohl 1½ bis 2 km breite baumlose, ganz ebene Fläche, hinter welcher wieder welliges Gelände sichtbar wird, und darüber erhebt sich drohend das finstere Gebirge, in dessen Mitte, von den beiden riesigen, roten Spitzkuppen flankiert, der tiefschwarze Eingang einer Bergschlucht gähnt. Die Sonne sinkt bereits, es dämmert, und an dem Fuße der Berge werden zahllose Feuer sichtbar. So scheint also Gams noch besetzt, aber gleichviel: Wir müssen heute noch an das Wasser, koste es, was es wolle! Darüber sind sich alle Stimmen des schnell gebildeten Kriegsrates einig, während über die Ausführung die Meinungen geteilt sind. Schließlich aber wird der Vorschlag angenommen, die Ebene und den nach Gams zu abschließenden sanften Höhenzug zu Pferde zu forcieren. Sollte der Höhenzug noch vom Feinde besetzt sein, so hatten wir uns entschlossen, die Entscheidung mit blanker Waffe herbeizuführen, außerdem war es für uns günstig, daß die Dämmerung ein genaues Zielen nicht mehr zuließ. Wohl wußten wir, welch ein gefährliches Wagnis der Ritt war, aber wir konnten uns auf ein langes Gefecht nicht mehr einlassen,

wir mußten zum Wasser und — fortes fortuna adjuvat! — Die Fußmannschaften, d. h. die Reiter, deren Pferde erschossen oder verwundet waren oder überhaupt fehlten, rücken seitwärts in breiter Schützenlinie vor. Es wird aufgesessen, das Gewehr in der Rechten, Revolver und Messer noch einmal gelockert .... „Fertig?" — „Jawohl!" „Nun, dann vorwärts!" Die Führer setzen sich an die Spitze. „Marsch!" Da schmettert es heraus: „Galopp!" und wie eine mittelalterliche Rennfahne braust das Geschwader über die Ebene. Eine dichte Staubwolke wirbelt hoch auf. Man hört nur das Schnauben der Pferde, die ermunternden Zurufe der Reiter, das Klatschen der Peitschen, der Erdboden dröhnt unter den Hufen. Da überschlägt sich

Die Spitze der 3. Feldkompagnie besetzt die Höhen von Gams.

rechtsseitwärts von mir Volkmann mit seinem Pferde; mehrere Meter weit wird der Reiter fortgeschleudert, und dicht hinter mir bricht ein anderes Tier zusammen. Schon glaube ich die ersten Schüsse des Feindes überhört zu haben — doch es ist nichts, beide folgen wieder nach. Jetzt ist das Ende der

Ebene erreicht; in gewaltigen Sprüngen tragen uns die Pferde die sanft ansteigende Hügelkette hinan. „Halt! — Schützen vor!“ und im Nu bedeckt sich der Rücken des Höhenzuges mit abgesessenen Reitern, aber nichts regt sich, alles bleibt tot und still, lauschend und spähend steht die Schützenlinie.

„Spitze antreten, Pferde holen, die Kolonne folgt!“ — Ich rücke vor. Nach einem Marsch von 30 Minuten liegen die Feuer in langer Reihe vor uns, helllodernd und mit dicken Baumstämmen genährt, aber kein lebendes Wesen ist zu sehen; pfeifend fährt der Abendwind über das Land, er zerzaust die spärlichen Dornbüsche, bricht heulend in die Schluchten und jagt Funkenregen aus den Feuern auf. Da ruft einer meiner Leute: „Die linke Spitzkuppe ist besetzt!“ Alle Blicke richten sich nach oben. Dort, hoch auf dem abschüssigen, etwa 300 m aufragenden Kegel bewegen sich menschliche Gestalten, und durch mein gutes Glas erkenne ich trotz der Dunkelheit, daß sie uns zuwinken und einer von ihnen etwas hin- und herschwenkt, eine kleine Flagge, wie wir sie in den deutschen Farben als Erkennungszeichen mit uns führen. „Es ist Apelt mit der Spitze — vorwärts, Leute, in die Schlucht!“ Feuchtkalte Kellerluft umgiebt uns zwischen den kerzengerade aufsteigenden Felswänden, lange, gespenstisch aussehende Schlingpflanzen schaukeln sich im Winde, Wasser tropft aus den Rissen und Spalten und ein Bächlein murmelt am Boden, hier und da ein Felsbassin mit dem klaren Naß füllend. Wortlos werfen sich die Leute nieder und trinken, dann gehen wir in der Schlucht, die sich immer mehr, bis auf 2, ja $1^1/_2$ m verengt, vor, einige hundert Schritt. Ich lasse einen Unteroffizier und sechs Mann dort, mit den übrigen kehre ich zurück an den Schluchteingang, wo an den helllodernden Feuern reges Leben herrscht. Volkmann sichert das Lager durch eine Postenkette, und Perbandt giebt Befehle aus. Ein angeschossenes Pferd wird geschlachtet, und bei Fleisch und Wasser kehrt die deutsche Fröhlichkeit zurück, wobei die Leute sich am meisten darüber freuen, daß die „gelben Hunde“ ihnen selbst die Feuer angemacht und Holz herbeigetragen haben. Die Feuer muß die Nachspitze der Witbooi vor ihrem Abzuge hochaufgeschürt haben, um uns zu täuschen und dadurch einen größeren Vorsprung zu gewinnen. Während der Nacht wacht stets ein Offizier, und die Posten werden stündlich revidiert.

Am anderen Morgen befiehlt Perbandt die Offiziere und Offizierdienstthuer zum Kriegsrat — eine nicht zu unterschätzende Maßregel. Da sagt jeder seine Meinung, die Ereignisse des vorhergehenden Tages werden besprochen, Fehler getadelt, Gutes gelobt und schließlich die weiteren Maßregeln erörtert und die Befehle ausgegeben. Heute handelt es sich besonders darum, ob dem Feinde sofort oder erst am Nachmittage gefolgt werden soll,

Es bestehen Meinungsverschiedenheiten. Um meine Ansicht befragt, entscheide ich mich für den Vormarsch am Nachmittag, denn: 1. bedürfen Reiter und Pferde dringend der Ruhe, 2. kann der Feind, durch Weiber, Kinder und Viehherden am schnellen Marschieren gehindert, uns nicht entgehen, 3. liegt es in unserem Interesse, denselben nicht so zu hetzen, daß er sich zersplittert, sondern im Gegenteil ihm Zeit zu lassen, sich zu sammeln. Verbandt und die meisten anderen schließen sich meiner Ansicht an, und der Vormarsch wird für den Nachmittag befohlen. In seiner bereits erwähnten Abhandlung sagt Verbandt über die Gefechte in der Naauwkloof: „Ich habe gefunden, daß es bei diesen Hottentotten-Kämpfen nicht zu empfehlen ist, zu flott auf den Feind zu gehen, sondern, daß es ratsam ist, zunächst vorsichtig anzutippen, das Gefecht einzuleiten und erst, wenn man über die feindliche Stellung im Klaren ist, mit seinen energischen Gegenmaßregeln zu beginnen. Leutenant Schwabe, der sich bei den Verfolgungsoperationen stets in meiner unmittelbaren Nähe befunden und schon in früheren Kämpfen gegen Hottentotten viel Erfahrung gesammelt hat, während ich gegen Hottentotten zum ersten Male focht, hat mir hierin völlig beigestimmt. . . . Wir haben immer nach diesem Grundsatz gehandelt und keinen Mißerfolg gehabt."

Ein Bad in dem kalten Wasser des Baches erfrischt uns wunderbar; dann widmen wir uns ganz der Erkundung des umliegenden Geländes und stellen fest, daß die Hauptschlucht, soweit man von den Bergen sehen kann, in fast direkt westlicher Richtung fortführt. Dort werden hinter kahlen Hochflächen und steilen Berghäuptern die Dünen sichtbar, über denen der Horizont fahlgelb erscheint. In der nach Südwesten abgehenden Bergschlucht treffen Patrouillen auf die unverkennbaren Spuren des geflohenen Feindes. Im Laufe des Vormittags trifft Dietel ein, der im Auftrage des Majors die 2. Kompagnie gesucht, aber nicht gefunden hat und sich uns anschließen will. Er erhält auf seine Bitte hin von nun an das Kommando über die selbständige Avantgarde, die auf Befehl Verbandts aus Mannschaften beider Kompagnien gebildet wird. Kurz darauf langt aus dem Hauptlager eine aus mehreren Mauleseln bestehende Kolonne an, die Munition, Kaffee, Reis, Mehl und Salz für zwei Tage bringt. Ich verteile den Proviant und lasse noch ein Pferd erschießen und zerlegen. Wieder werden von den Posten „Reiter aus Osten" gemeldet. Es ist Gefreiter Näse mit zwei Mann, die sich am 27. durch Sturz von einem Felsen verletzt hatten, inzwischen aber so weit zusammengeflickt sind, daß sie auf ihre Bitten hin uns nachgeschickt werden konnten.

Das Lager gleicht einer Handwerksstätte. Überall sieht man die Leute an der Reparatur ihrer Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke arbeiten. Das

Schuhwerk der Mehrzahl ist in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Die spitzen Steine und Felsen haben Sohlen und Oberleder buchstäblich zerschnitten, und viele Leute, darunter auch ich, sind am gestrigen Tage eigentlich schon auf bloßen Füßen gelaufen. Die Proviantkolonne hat übrigens auch einige Paare Stiefel mitgebracht, aber viel zu wenig gegenüber dem Bedarf. Eine Anzahl Reiter bewickelt sich Füße und Beine mit den frisch abgezogenen Pferdehäuten, andere mit Proviantsäcken, die mit Stricken festgeschnürt werden. Ich hatte bei dem Auszug aus Otyimbingwe alles an Schuhzeug mitgenommen, was ich überhaupt besaß, aber den Rest dieses „einst fürstlichen Vermögens“ bilden jetzt ein Paar alte Lackstiefel, in denen ich einst in meiner Garnison Frankfurt so manchen Walzer getanzt und die mein Bastard-Junge Petrus an dem Sattel eines Proviantesels befestigt hatte. Froh über die Umsicht des Jungen bekleide ich mich mit den glänzenden Dingern, schneide dann mit dem Jagdmesser die Schäfte von meinen unten schon vollständig zerrissenen hohen gelben Reiterstiefeln und ziehe diese über die Beine, eine „haute nouveauté“, die von den Kameraden mit stürmischer Heiterkeit begrüßt wird.

Perbandt läßt in Gams unter dem Befehl des erprobten Unteroffiziers Lange einen Posten, zu dem die am schwersten fußkranken Mannschaften kommandiert werden. In einem genauen Bericht an den Major wird die Wichtigkeit der Anlage eines Proviantdepots an diesem Platze ausführlich erörtert, und die Zeit bis zum Abmarsch zum Bau einer starken Schanze für die Zurückbleibenden benutzt. Um 3 Uhr nachmittags setzt sich die Kolonne auf der Spur des Feindes in Bewegung, während Troost zur Berichterstattung nach dem Hauptlager zurückreitet.

In dem Thal eines Bergflusses dringen wir vor. Der Boden ist wieder bedeckt mit einem Gewirr von Steinen und Blöcken, und durchsetzende Felsstufen erschweren den Marsch. Die Pferde, diese armen, treuen Tiere, müssen oft mit Kolbenstößen angetrieben werden, wenn sich einzelne hartnäckig weigern, von einem Felsen auf einen anderen, 1 bis $1^1/_2$ m tieferen hinabzuspringen. Ein Pferd, das sich den linken Hinterfuß gebrochen hat, wird erschossen, der Sattel bleibt liegen. Dieftel, zu dem ich einmal voreile, als die Spitze die Spur verloren hat, sagt mir: „Das ist entsetzlich! Keine Schwadron würde in Deutschland hier vorgehen können, aber diese mageren, abgetriebenen Pferde leisten wirklich Erstaunliches!“ Immer wilder wird die Landschaft, Schluchten münden bald von rechts, bald von links, und die Reiter der Seitenpatrouillen, die wir hoch über uns zwerghaft klein klettern sehen, müssen immer öfter durch neue ersetzt werden. Jetzt prallen wir in einem düsteren, von wohl an 600 bis 1000 Fuß hohen Wänden um-

schlossenen Kessel auf die Avantgarde auf. Die Spur ist verloren, oder vielmehr, es führen Spuren nach allen Himmelsrichtungen, überall, wo nur ein steiler Paß sich zeigt. Der Kessel, höchstens 400 m breit, gleicht einem Grabgewölbe, Kellerluft umgiebt uns — die Lage wird kritisch, wenn uns hier ein Angriff überrascht. In fliegender Eile werden die Pässe besetzt, Erkundungsabteilungen vorgetrieben, und nach einstündigem Halt und fieberhaftem Suchen finden wir die Hauptspur mit Hilfe des Buschmanns an einer versteckt liegenden Wasserstelle, links seitwärts unserer Marschrichtung.

Mir ist es noch heute ein Rätsel, auf welche Weise die Witboois von dem Kessel bis zu dieser Stelle die Spuren ihres Zuges beseitigt hatten; ich kann es mir nicht anders erklären, als daß sie den frischen Ochsen- und Pferdemist auffammelten und mitnahmen.

Es ist spät geworden und mit verdoppelter Schnelligkeit und Kraft beginnt jetzt wieder der Vormarsch steil bergauf in einer neuen Schlucht, in der ein munterer Gebirgsbach tosend hinabschießt. Messer und Seitengewehr müssen oft den Weg bahnen, denn der enge Spalt — diese Bezeichnung ist die treffendste — ist vollständig zugewachsen; fremdartiges Laubholz, übermannshohe Rohr-, Binsen- und Schilfdickungen füllen die Sohle so dicht aus, daß wir nur in der Kolonne zu Einem vorrücken können. Das Führen der Pferde gestaltet sich immer schwieriger, und man sieht während des Marsches thatsächlich weder Vorder- noch Hintermann. Ab und zu wird Halt gemacht und aufgeschlossen, denn durch ein widerwilliges Pferd wird die ganze nachfolgende Kolonne aufgehalten und bleibt zurück. Da es schon dämmert und noch kein Ende der fortdauernd steigenden Schlucht abzusehen ist, geben Perbandt und ich unsere Pferde ab und eilen der Kompagnie allein voraus. Nach kurzer Zeit erreichen wir einen der Reiter, welcher die Verbindung zwischen Gros und Avantgarde aufrecht zu erhalten haben, aber der Mann meldet, daß er die Avantgarde aus dem Gesicht verloren habe. — Vorbei! — Das Tageslicht nimmt merklich ab, die Schlucht erweitert sich ein wenig und zieht sich in Schlangenwindungen dahin. Die Bewachsung hat aufgehört, aber mächtige, überhängende Felsen, von denen dicke, knorrige Baumwurzeln dem Erdboden zustreben, hindern jeden Ausblick. Mit schußfertigen Waffen, dicht an den Fels gedrückt, schleichen wir zu beiden Seiten vor; verworrenes Geräusch dringt ab und zu von der folgenden Kolonne her zu uns herauf. Schon dämmert es, als Perbandt mich leise anruft und nach vorn zeigt. Dort bewegt sich etwas in einer höhlenartigen Felskluft, und als wir uns näher heranpürschen, erkennen wir ein einsames Kälbchen und etwas weiter eine Kuh, die auf das Geräusch unserer Schritte uns ihren buschigen Kopf brummend zuwendet. Kaum haben wir die Tiere passiert und eine scharf

vorspringende Felsecke umgängen, da entfährt uns beiden ein Ruf des Frohlockens: die Schlucht hört plötzlich auf, und die Dämmerung läßt uns gerade noch eine Ebene erkennen, aus der in einiger Entfernung ein trotziger Berg aufsteigt. An einigen verlassenen Pontoks und Wasserlachen vorbei gewinnen wir nach wenigen Minuten den Schluchteingang und bemerken zwei Berittene, die sich uns nähern, Mannschaften der Avantgarde. Bald erscheint auch Dieſtel und berichtet, daß er auf dem einzelnstehenden Berge einen vorzüglichen Lagerplatz gefunden habe. Gemeinsam warten wir die Kolonne ab, deren Spitze bei vollständiger Dunkelheit erst nach ¾ Stunden aus der Schlucht auftaucht; dann ziehen wir über die grasige Hochfläche auf den Berg, der, eine natürliche Festung, auf allen Seiten schroff und unersteigbar aus der Ebene aufsteigt und nur an einer Stelle zugänglich ist. Wasser muß aus der Schlucht geholt werden.

Am nächsten Morgen läßt Verbandt die Kuh und das Kalb holen, schlachten und an die Mannschaften verteilen, während ein altes, krank aufgefundenes Hottentotten-Weib verhört wird und aussagt, daß Hendrik den Platz erst gestern Mittag verlassen habe. Kurze Zeit nach dem Aufbruch führt der Marsch wiederum in dunkele Schluchten, und das Gelände wird so schwierig, wie am Tage zuvor. Gegen 10 Uhr verlieren wir die Fühlung mit der Avantgarde, stellen sie aber nach beinahe zweistündigem, rastlosen Suchen glücklicherweise wieder her und stoßen um 1 Uhr auf ein feindliches Lager, das erst vor kurzem verlassen sein kann. Die Feuer brennen noch lustig, Töpfe voll kochenden Wassers stehen an ihnen, und umherliegende Bündel von Fellen und Decken verraten den hastigen, übereilten Aufbruch der Besitzer. Verbandt läßt halten und abkochen, und eine Stunde später melden die Posten, daß über die Berge von Nordosten her eine Anzahl Bewaffneter, anscheinend Soldaten, sich nähere. Noch einige Minuten der Ungewißheit, dann schüttelt mir Lampe die Hand, der mit 14 Mann uns seit dem 28. gefolgt ist. Er weiß nichts Neues zu berichten, was natürlich ist, denn vor uns, im Südwesten, liegt die Entscheidung.

Gegen 2 Uhr rücken wir weiter, die Berge scheinen niedriger, die Hänge sanfter zu werden, und wieder wiegen wir uns in der Hoffnung, das Hochgebirge endlich überwunden zu haben, als bei sinkender Sonne eine Grasebene vor uns liegt, aus welcher, wie gemacht für unsere Posten, vier nicht allzuhohe Kuppen aufragen. Mitten zwischen ihnen wird das Biwak aufgeschlagen, und während Dieſtel noch nach Süden zu erkundet, weise ich den Unteroffizierposten ihre Stellungen an. Von dem Gipfel einer der Kuppen sehe ich weit hinaus über das Land; ich sehe das Labyrinth, das wir eben durchquerten, und tief unter mir das Gewimmel im Lager, ich sehe im Westen

das rätselhafte, unbekannte, todbringende Gebiet der Dünen und des Flugsandes, davor aber, was all unsere Hoffnungen zunichte macht, eine neue kolossale Gebirgsmasse, ein neues Chaos von Gipfeln und Berghäuptern, von tiefen Rissen und Schluchten, ich sehe neue furchtbare Mühen und Anstrengungen, neuen Hunger und Durst. Aber nicht diese an sich sind es, die mich für Augenblicke, während ich in die Fläche hinabsteige, trübe in die Zukunft blicken lassen, sondern die ruhige Erwägung, daß einst der Tag kommen muß, an dem die Kräfte unserer Leute vollständig erschöpft sein werden, an dem der freudige Soldatenmut dieser Braven gebrochen sein wird durch die physische Schwäche des Körpers, und dieser Tag kann nicht mehr fern sein! — — Was dann? — Wo bleibt dann der Erfolg, wo der Lohn der namenlosen Strapazen? — Aber fort mit den trüben Gedanken! Ich habe eines nicht bedacht, daß die Feinde auch nur Menschen sind, daß ein Troß hilfloser Greise, Weiber und Kinder sie unbehilflicher macht und den Tag des Unheils für sie wohl früher heraufbeschwören wird als für uns. — Vor dem Lager treffe ich Dietel, der eben zurückgekehrt ist. Er bestätigt, daß am Ende der stark nach Südwesten abfallenden Ebene die Spur wiederum in eine finstere Bergschlucht tauche, die an gigantischen Formen alles übertrafe, was er bisher gesehen habe. Lange sitzen wir noch in ernstem Gespräch beisammen, bis die Müdigkeit einen nach dem anderen überwältigt.

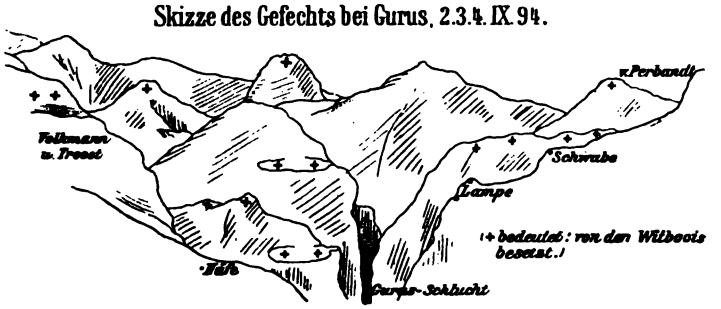
Die aufgehende Sonne findet uns bereits auf dem Marsch, und immer wilder und unwegsamer, immer zerklüfteter und unübersichtlicher wird das Gebirge. Die Spuren führen in dem Cañon eines Wildbaches fort, der jetzt trocken liegt und nur ab und zu Wasser in Felslöchern zeigt. In der Regenzeit aber muß das Gebrüll der Wasser, die hier, eingeengt von vielen hundert Fuß hohen Felswänden und gestaut an den scharfen Biegungen des Cañons, zu Thal schießen, meilenweit hörbar sein. Ich erinnere mich, Bilder aus den Felsengebirgen des westlichen Nordamerikas gesehen zu haben, die diesen vollkommen gleichen. Wie in einer engen Großstadtgasse ziehen wir dahin, die Pferde sind kaum noch fortzuschleppen; keuchend und stolpernd tappen sie vorwärts. Mehrfach ist die Schlucht vollständig ungangbar, ein wirres, hochaufgetürmtes Durcheinander von Felsstücken und Baumstämmen gebietet dem Vordringen Halt. Dann ist auch stets die Spur verloren, und es heißt umwenden und dieselbe suchen. An verschiedenen derartigen Stellen machen die Spuren einen bedeutenden Umweg: In einer Seitenschlucht geht es schroff bergauf über Trümmerfelder und Schutthalden, auf denen der Fuß nur schwer einen Halt auf dem abrutschenden Gestein findet. Oft lösen sich große Blöcke unter der tastenden Hand und gefährden abstürzend die weiter unten Kletternden. Eine Zeit lang führt der „Weg“ auf dem kaum

1½ Meter breiten Absatz einer senkrecht abfallenden Wand dahin, mehr als 200 m über der Schluchtsohle. Hier stürzen denn auch zwei Pferde ab und bleiben mit zerschmetterten Gliedmaßen in der Tiefe liegen. Immer aber kehrt die Spur in die Hauptschlucht zurück, und zu dem letzten Abstiege in diese gebraucht die Kolonne aus einer Höhe von 200 bis 300 m fast ¾ Stunden. Die Thalspalte, hier etwa 6 bis 8 m breit, verengt sich schnell bis auf die Hälfte und ist stark bewachsen. Dichtbelaubte und mit einer Unzahl noch unreifer Früchte bedeckte wilde Feigenbäume stehen um ein verschilftes Wasserloch, untermischt mit weidenähnlichem Gestrüpp. Nur am Mittage, wenn die Sonne senkrecht über uns steht, können ihre Strahlen in diese kalte, finstere Tiefe fallen. Ein kurzer Halt am Wasser belebt uns neu, dann heißt es: „Vorwärts!" An der Spitze des Detachements marschieren Verbandt, Lampe und ich.

Vorher ist mir schon öfter aufgefallen, daß der Buschmann unruhig die Berge mustert, aber es ist nichts aus ihm herauszubekommen. Da kommt eine Meldung von der Avantgarde. Dieftel berichtet kurz, daß die Schlucht immer enger werde, daß die Berge rechts und links nun auch für die Seitenpatrouillen ungangbar seien, und daß er empfehle, das Detachement in Trupps von zehn Mann einzuteilen und diese mit einem Abstand von je 100 m vordringen zu lassen. Diese Maßregel wird jedoch verworfen, und plötzlich zuckt der Buschmann zusammen und macht eine Bewegung, als ob er entfliehen wolle. In einem Sprunge bin ich bei ihm und setze ihm den Revolver auf die Brust, denn ich glaube Schüsse gehört zu haben. Die Kolonne stockt — „Fielen da nicht Schüsse?" Atemloses Lauschen — da — jetzt wieder — deutliches, starkes Gewehrfeuer! — — und zugleich stürzen von vorn drei unserer Reiter, zwei verwundet, keuchend heran und melden, daß von der Spitze niemand mehr lebe. — Kurze, hastige Befehle; das Detachement entwickelt sich. Vor uns liegt, in die Schlucht hineinragend, ein felsiger Querriegel. Auf diesen geht im Laufschritt ein Abteilung zu und besetzt ihn, um die Pferde, die wir im Grunde zurücklassen müssen, zu schützen. Ich schicke den Gefreiten Näse mit drei Reitern auf den links gelegenen Bergzug mit dem Befehl, eine dort mündende Seitenschlucht zu überwachen, und eile dann Lampe nach, der mit dem kurz zuvor gebildeten Vortrupp meiner Kompagnie bereits begonnen hat, die Berge auf der rechten Seite zu ersteigen. Ungefähr 30 Mann unter dem Unteroffizier Paschke schließen sich mir an, das Detachement unter Verbandt folgt. So rasch als es unsere Kräfte zulassen, klettern wir bergauf über schroffe Abstürze und Schründe, Trümmerfelder und Felsspitzen, das Gewehr über dem Rücken. Ab und zu eine kleine Pause, ein Rasten — dann hört man

das pfeifende Atmen der Leute, die ſich ganz erſchöpft an den Fels lehnen. Weiter! Höher und höher wird geſtiegen, Fuß um Fuß gewonnen; die Lungen ſind auf das Äußerſte angeſpannt, man glaubt ſein Herz klopfen zu hören, die Zunge klebt am Gaumen, aber weiter — weiter! Rechts von uns hebt ſich ein maſſiges, ſteilabfallendes Berghaupt hoch in die Lüfte, links ſpringt ein ſchmaler Grat weit nach dem Feinde zu vor. Schon längſt ſchlagen Schüſſe zwiſchen uns ein. Sie müſſen von der linken Seite der Schlucht kommen; die Schützen ſind nicht zu ſehen. Endlich, nach faſt einſtündigem Klettern, haben wir die Höhe des Grates erreicht, auf welchem Lampe kaum 200 m vor uns ſich befindet. Im heftigen feindlichen Feuer, das von einem durch eine tiefe Querſchlucht von uns getrennten, aber kaum 250 m entfernten Höhenrücken kommt, ſpringen wir gebückt vor, und an einer ungefähr meterhohen Erhebung auf dem Grate laſſe ich meine Leute

Skizze des Gefechts bei Gurus, 2.3.4. IX. 94.



zurück, die von hier aus das Feuer auf den ſie überhöhenden Feind eröffnen. Ich ſelbſt laufe weiter bis an die äußerſte Spitze, wo ſich Lampe mit ſeinen Schützen eben einniſtet. Ein Hagel von Geſchoſſen überſchüttet uns von vorn und rechtsſeitwärts. Ein Reiter wird durch die Schulter geſchoſſen, einem andern der Gewehrkolben zerſchmettert, einem dritten das Seitengewehr vom Koppel geriſſen und die Mütze durchbohrt. In Eile ſchichten wir Steine vor uns auf und ſchaffen uns eine kleine Deckung, die uns allerdings nur ſchlecht gegen das von hoch-rechtsſeitwärts kommende Feuer ſchützt. Nachdem noch ein Mann einen leichten Streifſchuß erhalten hat, ziehe ich die 6 bis 8 Schützen, die dicht rechts neben uns unter Unteroffizier Fröde liegen, etwas mehr zurück, dann beobachte ich mit Lampe nach vorn, während höchſtens zehn Schritte links unter uns auf einer nur 2 bis 3 Leuten Platz gewährenden Felsplatte die Reiter Geritzmann und Hochtritt, unbekümmert durch das auf ſie gerichtete heftige Feuer, mit umgehängtem Gewehr eine Schanze aus Felsblöcken bauen.

Die Gefechtslage iſt folgende: Vor uns liegt ein vielgipfeliges Bergland, das nach der Schlucht zu ausnahmslos ſchroffe Abſtürze zeigt. All'

diese Höhen, Kuppen, Grate und Plateaus, die wir vor uns sehen, sind von den Witbooi besetzt, mögen sie nun tiefer oder höher als unsere Stellung liegen, und von überall her wird — trotz der teilweise recht bedeutenden Entfernungen — stark gefeuert, teils auf die Pferdewache an dem Querriegel im Grunde der Schlucht, teils auf uns, teils auf die noch im Steigen begriffene Hauptabteilung, die später ohne Verluste die hohe Bergkuppe rechts von uns besetzt. Wenn wir dem Laufe der in vielen Windungen sich dahinziehenden Schlucht folgend nach Südwesten blicken, so können wir ein kleines Stückchen gelbleuchtender Fläche erkennen, hinter dem wieder ein mächtiges, rotfarbiges Gebirge auftaucht, und links von uns, im Südosten, zeigt das Bergland auf seinem breiten Rücken weitausgedehnte Hochflächen, aus denen wiederum Bergzüge emporwachsen. Tief unter uns aber, unmittelbar zu unseren Füßen, liegt das Lager Hendriks. Wie in einem Termitenhaufen wimmelt es dort in dem kleinen Kessel von Männern, Weibern und Kindern, von Ochsen, Kühen, Pferden, Hunden und Kleinvieh. Das erste, was ich durch den Krimstecher sehe, sind die Pferde unserer Spitze, die von einigen Hottentotten fortgetrieben werden, und nun senden wir ein rasendes, vernichtendes Schnellfeuer in das Durcheinander von Menschen und Tieren. Bald hier, bald dort stiebt die Menge auseinander, um sich an einer anderen Stelle wieder zu sammeln, aber überall erreichen sie unsere Geschosse — ein Sedanfest, wie es wohl selten gefeiert wird! — Wir haben alle Schützen, deren wir habhaft werden können, herangezogen; Lampe und ich beobachten abwechselnd mit dem Fernglas das Einschlagen der Geschosse. Schon sind die Gewehrläufe so heiß, daß die Leute sie kaum mehr anfassen können, als die letzten Flüchtlinge des Witbooi-Volkes hinter der nächsten Schluchtbiegung verschwinden, nur Vieh läuft noch brüllend umher. Von der uns gegenüberliegenden Höhe hat sich inzwischen das Feuer eher verstärkt als vermindert; klatschend schlagen die Geschosse an unsere Steindeckungen, und die in den Kessel feuernden Schützen müssen darauf bedacht sein, ihre Köpfe nicht über die seitlich deckende Steinmauer zu erheben. Spät nachmittags begebe ich mich zu der nächsten Abteilung meiner Kompagnie, die unter Unteroffizier Paschke zwischen Lampe und dem Haupttrupp liegt, wobei ich fortwährend durch Schüsse, die oft ganz dicht bei mir einschlagen, belästigt werde. Kaum bin ich dort angelangt, als von Lampe die Meldung eintrifft, daß stärkere, feindliche Abteilungen zur Besetzung der linksseitwärts liegenden Höhen vorgingen. Ich eile zu Lampe zurück, nachdem ich die Mitteilung an Perbandt weitergeschickt habe, und lange erst spät am Abend auf demselben Wege bei der Hauptabteilung an, von welcher inzwischen Volkmann mit einer Anzahl Reiter aufgebrochen ist, um die jenseits der

Schlucht gelegenen Berge, auf denen sich bis dahin nur die Patrouille Näse befand, zu besetzen. Unter unsäglichen Anstrengungen muß Volkmann in die Tiefe hinabsteigen, um dann wiederum die linksseitigen steilen Felshänge zu erklettern. Troost, der mit einer Proviant- und Munitionskolonne von Naauwkloof her im Anmarsch war, ist dieser auf den Schall des Gewehrfeuers hin vorausgeeilt und hat sich Volkmann angeschlossen. Die Hauptabteilung hat mit schwächeren Kräften die steile Bergkuppe, mit dem Rest die Ränder eines schmalen Plateaus unter dieser besetzt. Hier treffe ich Perbandt und Rickmann. Wir übersehen die ganze Stellung des Feindes, der uns allem Anscheine nach zu umfassen sucht. Mit Perbandts Genehmigung schiebe ich einen Posten von drei Mann unter dem inzwischen vom abgelösten Unteroffizier Froede auf eine kleine, etwa 300 m rechts von uns gelegene Kuppe vor und lasse dort eine Schanze bauen. Die Dunkelheit bricht herein, aber die ganze schrecklich kalte Nacht hindurch, in welcher der Sturmwind die Berge umbraust und uns bis ins innerste Mark vor Kälte erschauern läßt, dauert das Gefecht fort. Oben bei uns in der Höhe fallen zwar nur vereinzelte Schüsse, aber unten in der Schlucht tobt der Kampf trotz Nacht und Dunkel weiter. Wie wütender Donner rollt das Gewehrfeuer in den Bergen, bald anschwellend zum wahnsinnigen, betäubenden Orkane, bald wieder ersterbend, aber nur, um nach kurzer Pause plötzlich sich abermals zu erneuen. Hier in dem Riviere versucht der kühne Feind unter dem Schutze der Nacht Vorstoß auf Vorstoß, doch das Feuer der Unseren, besonders der Patrouille Näse, wirft ihn stets zurück. Auch von den Höhen im Südosten schallt ununterbrochen und dumpf der Knall der Schüsse, und wenn wir hinüberblicken, vermögen wir an dem Aufblitzen des Feuers deutlich die Lage der beiderseitigen Schützenlinien zu erkennen.

Lang, endlos lang erscheint uns die Nacht, und als sie endlich verronnen ist, als der erste Sonnenstrahl die höchsten Bergspitzen erglühen macht, da entfesselt der junge Morgen von neuem die Wut des Kampfes.

Eben erheben wir uns von den eiskalten Felsen, um in der ersten Tageswärme die erstarrten Glieder geschmeidig zu machen, und auch drüben in der Schanze Froede sieht man die Leute aufstehen und sich etwas Bewegung machen, da kracht plötzlich eine glatte Salve von rechts, die sofort in Schnellfeuer übergeht. Uns kann das Feuer nicht gelten, denn die Geschosse sausen pfeifend hoch über unsere Stellung fort, aber in der Schanze sind die Leute wie mit einem Schlage verschwunden — spärliche Schüsse fallen aus ihr, und nun klettert ein Mann über die Brüstung und eilt über den niedrigen Sattel auf uns zu. — Staub wirbelt zu seinen Füßen auf, hervorgerufen durch die ihn verfolgenden Geschosse. Wir sind in der Nacht

umgangen worden, ohne daß wir es bei der geringen zur Verfügung stehenden Zahl von Streitern verhüten konnten, das ist uns allen sofort klar. Auch von rückwärts, von einer dort gelegenen steinigen Höhe, wird jetzt auf uns gefeuert. Ich eile dem Kommenden entgegen, der atemlos meldet: „In der Schanze bis auf einen Mann alles kampfunfähig; ein Reiter verwundet, Schuß durch die Schulter; zwei Gewehre vollständig zerschossen!" — Da thut rasches Handeln not. Im Laufe geht Verstärkung nach der Schanze vor, der Verwundete wird zurückgeführt, und die Hauptabteilung richtet ein heftiges Feuer auf den neuaufgetauchten Feind. Und es gelingt; nach einer halben Stunde verläßt der Gegner seine Stellungen, und Verbandt schwächt notgedrungen die Hauptabteilung noch mehr und läßt die von den Witbooi's eben geräumten Höhen durch einige Leute besetzen.

Währenddessen tobt der Kampf auf allen Seiten mit unverminderter Heftigkeit fort, überall steigt Pulverdampf auf, und tief unter uns erneuert der Feind die Versuche, in der Schlucht vorzudringen. Wir können es aus der Höhe deutlich sehen, wenn seine Schützen, an die Felshänge des Riviers gepreßt, bald vorschleichen, bald in vollem Laufe eine neue Deckung zu erreichen streben, um an den Querriegel zu gelangen, hinter dem unsere Pferde stehen, und von dem es fortwährend blitzt und kracht. Aber sein verwegenes Vorhaben soll ihm nicht gelingen. Hart am Absturze unserer Bergstellung liegen in einer Schanze Rickmann, Schneidewind und einige andere vorzügliche Schützen. Sie beherrschen die Schlucht vollständig, und Schuß um Schuß in langsamem, wohlgezieltem Feuer fährt in die Tiefe, sobald sich dort eine Vorwärtsbewegung zeigt. Wir sehen die Geschosse zwar nicht aufschlagen, aber das immer sich wiederholende Zurückweichen des Gegners beweist genug.

Die Sonne steigt höher und höher, kein Lüftchen rührt sich, die Felsen werfen die unbarmherzigen Strahlen des Gestirns zurück, es herrscht eine wahnsinnige, betäubende Glut und Hitze, doppelt und dreifach fühlbar für uns, die wir seit dem vorigen Morgen Hunger und Durst leiden. Ich fürchte ernstlich für die Gesundheit einiger schwächlicherer Reiter und der Verwundeten, die ohne Sinn und Verstand uns um Wasser bitten, obwohl sie doch wissen, daß kein Tropfen zu erlangen ist. Sie stehen furchtbare Qualen aus. Da meldet sich Schneidewind und noch ein Braver. Sie wollen im feindlichen Feuer den Weg in die Tiefe wagen, dort versuchen, wenigstens irgend etwas Eßbares zu erlangen, und dann sofort zurückkehren. Im Notfalle sollen sie ein Pferd schlachten, wird ihnen noch nachgerufen.

Es ist Mittag, glutatmender Mittag, als Lampe von vorn mit einer aufregenden Meldung eintrifft. Soeben ist auf der kleinen Fläche diesseits des

fernen roten Gebirges ein 50 bis 60 Pferde starker Reitertrupp auf kurze Zeit sichtbar gewesen, im Galopp auf den Rücken der feindlichen Stellung zujagend. Wer kann das sein? Unsere Tsauchab-Posten, von deren Stellungen wir unmöglich weit entfernt sein können? Hilfstruppen für Hendrik von Seiten Simon Koppers oder der Khauasnaman? oder endlich eine bisher detachierte Abteilung Witbooischer? Wenn es die Unseren sind, dann ist Hendrik verloren! . . . Aber unsere Hoffnungen werden bald zu nichte: Von vorn kommt die Meldung, daß der Feind auf allen Seiten seine Stellungen verstärke. Ein Kriegsrat wird abgehalten, und alle beschäftigen die Fragen: Wie lange können wir noch ohne Wasser aushalten, und wann wird unsere Munition erschöpft sein? Es wird beschlossen, den Munitionsverbrauch nach Möglichkeit einzuschränken, denn die Troostsche Kolonne, von deren Nahen wir nachts Meldung erhalten haben, ist noch nicht sichtbar. Um ihr Schicksal sind wir ernstlich besorgt.

Nach vier Stunden taucht plötzlich das strahlende Gesicht Schneidewinds auf, er bringt eine freudige Nachricht. Mit lautem Hallo schwenkt er in der einen Hand ein Kochgeschirr, in der anderen einige gefüllte Wassersäcke: „Wasser!“ Von allen Seiten regnet es Fragen: „Mensch, wo ist denn das Wasser her?“ und noch ganz außer Atem vom Steigen berichtet der Wackere, daß unmittelbar hinter dem Querriegel sich zwischen Schilf und Rohr eine ausgiebige Wasserstelle befinde. „Hurra, dann haben unsere armen Pferde, die nun schon über 24 Stunden unter dem Sattel stehen, wenigstens saufen können!“ Aber Schneidewind hat noch mehr zu melden; er hat die Pferde gezählt und — 17, darunter auch das meinige, fehlen! Ihre Spuren führen nach dem Feinde zu, wahrscheinlich sind sie nachts vom Hunger getrieben in dem Riviere vorgelaufen und den Witboois gerade in die Hände gerannt. Das ist ein harter Schlag, aber gleichviel, er wird aufgewogen durch das Bewußtsein, daß wir Wasser, wenn auch schwer erreichbar, im Notfalle haben. Nun werden die Verwundeten und Schwachen gelabt, für jeden der Gesunden bleibt kaum ein Schluck. Auch ein Kochgeschirr halb voll Reis, den er in einer Satteltasche gefunden und unten schnell gekocht hat, bringt Schneidewind mit, und er hat den Pferden, deren er habhaft werden konnte, die Sattelgurte gelockert. Jetzt dämmert uns auch eine Ahnung, weshalb die Witboois so energisch versucht haben, in der Schlucht vorzustoßen, und je länger wir darüber nachdenken, desto mehr gewinnt es an Wahrscheinlichkeit: „Der Feind hat kein Wasser!“ Und das stellt sich auch später als Thatsache heraus.

Uns belebt diese Hoffnung neu, und auch die Nacht mit ihrer Kälte und dem eisigen Südweststurm kann unseren Mut nicht brechen. Der

Morgen dämmert, und wieder verstärkt sich das Feuer des Feindes in den Bergen; in der Schlucht hat das Gefecht fast die ganze Nacht hindurch gewütet. Gegen 9 Uhr wird das Feuer des Gegners schwächer, plötzlich verstummt es ganz, und zur selben Zeit kommt von dem äußersten Posten die Meldung, daß die Witbooi's ihre Stellungen räumten. Wie ein elektrischer Schlag durchfährt diese Meldung einen jeden; vergessen sind Hunger, Durst und Müdigkeit.

„Das Detachement folgt dem Feinde!" Patrouillen und Hornrufe tragen die Kunde hinaus nach allen Himmelsrichtungen. — „Lieutenant Schwabe, treten Sie mit der Avantgarde an!" — Unter Hurra und Hallo geht es bergab, kletternd und rutschend. Nach dreiviertelstündiger, halsbrecherischer Kletterpartie sind wir im Thal und am — Wasser!

Wir alle werfen uns nieder und trinken, um immer wieder zu trinken. Endlich ist unser Durst gelöscht, die Feldflaschen gefüllt, und ich treibe die Leute vorwärts. Die Schlucht windet sich, immer enger werdend, durch die Felsen, jetzt eine scharfe Biegung, da stockt mein Fuß, die Leute stehen still, wir ziehen die Mützen ab: Vor uns liegen, dicht nebeneinander gelegt, unsere toten Kameraden im Schatten eines wilden Feigenbaumes. Hier Dieftel, dort die vier Reiter der Spitze und der Bastard-Führer. Waffen und Oberkleider fehlen, sonst sind die Leichen unberührt. Nach ihrem Gesichtsausdruck und den vielen Wunden, besonders Kopf- und Brustschüssen, die ein Jeder hat, müssen sie einen schnellen, schmerzlosen Tod erlitten haben. An den Stamm des Feigenbaumes ist ein Brief geheftet, der in roter Schrift die Worte enthält:

„Gurus, 3. September 1894.

Hochedler Major Leutwein!

Hierdurch sage ich Ihnen diese Worte bei Ihren fünf Toten: Mein lieber edler Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich doch endlich stehen und verfolgen Sie mich nicht weiter! Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin ja nicht so schuldig. In der Hoffnung, daß Sie dies thun, bin ich der Kapitän

Hendrik Witbooi.

Ich bitte Sie, hören Sie doch auf mit dem Blutvergießen, lassen Sie ferner kein Blut mehr fließen."

Ich schicke den Brief an Verbandt und rücke dann eilends vor, um das Begräbnis zu decken. Die Schlucht verbreitert sich, und einige hundert Meter weiter besetze ich mit meinen Schützen eine niedrige Anhöhe. Frische Gräber und zahllose Blutspuren sind zu sehen. Auf die Höhen rechts und links, die jetzt plötzlich kaum 200 m hoch und leicht ersteigbar sind, schicke ich Seitenpatrouillen. Dann geht es weiter, denn das Gros wird hinter mir in dem

Schluchteingang sichtbar. Es herrscht trübe Stimmung, wie es nach dem Begräbnis so vieler lieben Kameraden nicht anders möglich ist. Auch Volkmann und Troost sind inzwischen zu uns gestoßen. Sie haben einen sehr schweren Stand gehabt und ebenso wie wir furchtbar unter Hunger und Durst gelitten. Nachts sind ihnen wiederholt die Witbooi's ganz nahe auf den Leib gerückt, und ein Toter und mehrere Verwundete auf unserer Seite zeugen auch dort von der Wut des Kampfes. Nach $1^1/_2$stündigem Marsch liegt eine Fläche vor uns, dieselbe, die ich von unserer vordersten Stellung aus bereits am ersten Tage des Gefechtes gesehen hatte. Nach Westen zu wird sie breiter, und von dort sehen wir die rotgelben Dünen herübergrüßen. Welch ein Labsal ist es für uns, wieder Sandboden unter unseren wunden Füßen zu haben und das gelbe Gras zu sehen. Aber in unserer Marschrichtung erhebt sich ein neues, riesiges Gebirge. Brandrot sind die schroffen Abstürze, die spitzen Kuppen und scharfen Zacken, und nur im Süden zeigt sich ein niedrigerer, sattelähnlicher Bergzug, der das „rote Gebirge" mit den südöstlichen Ausläufern des Gurus-Cañons verbindet. Hierhin richtet sich unser Marsch, und während das Detachement auf halbem Wege Halt macht und rastet, geht Lampe mit Patrouillen gegen die Paßhöhe vor.

Am Nachmittage erst überschreitet das Gros den Bergzug, nachdem die Avantgarde die Höhen zu beiden Seiten besetzt hat, und obwohl die Anstrengungen nichts sind im Vergleiche mit denen der letzten Tage, schleppt sich die Kolonne nur mühsam bergauf über das Geröll und die spitzen Steine. Vielen bluten die Füße, und wohl keiner ist mehr im Besitze eines Paares auch nur einigermaßen schützender Stiefel. Hunger und Durst, die sich in der Mittagshitze wieder brennend fühlbar machen, haben die Leute entkräftet; seit drei Tagen hat niemand etwas genossen außer wenigen Bissen halbrohen, schon faulenden Fleisches, und wer diese tapferen Krieger so dahinziehen sieht, mit blutenden Händen, zerrissenen Kleidern und Stiefeln, schmutzstarrend und die Gesichter rotbraun gefärbt, der möchte sie wohl eher für eine Räuberbande denn für deutsche Soldaten halten. Eine Reitkuh wird in der Kolonne mitgetrieben, ein mageres, unglückseliges Tier, das man irgendwo aufgegriffen hat. Ein alter Sattel ist ihr aufgelegt worden, und darauf sind die Habseligkeiten von uns allen befestigt: Einige alte, zerschlissene und angesengte Decken und zwei bis drei zerbeulte Kochgeschirre. Das ist unser ganzer Besitz.

Die Spitze hat die Paßhöhe erreicht, und ein Jubelgeschrei, ein Jauchzen aus tiefster Brust, ein schmetterndes, helles „Hurra!" tönt hernieder zu dem kletternden Gros. Alle blicken hinauf, hasten nach vorwärts, und jeder, der die Höhe erklommen hat, stimmt in die jubelnden Rufe ein und wendet sich

dann, den Kameraden das Glück zu verkünden: „Die Fläche — Hurra! die Fläche . . . .!“ Ja, dort liegt sie vor uns, weit, weit bis zum Horizont sich ausdehnend, bis zu den fernen, duftig blauen Bergen, gelbschimmernd im Glanze der Nachmittagssonne, mit Baumgruppen besät, und in ihrer Mitte — kenntlich an den dichten Galeriewaldungen — zieht sich in Windungen ein Flußlauf hin: „Das muß der Tsauchab sein!“ Wer denkt jetzt noch an die Schrecken der letzten Tage?! Was wir im glühenden Sonnenbrand, in kalter Sturmnacht, im Tosen des Kampfes ersehnt und erträumt haben — dort liegt es vor uns, und der Blick, getrübt durch das Halbdunkel der Schluchten und den Pulverrauch, schweift trunken über diese lachenden Gefilde. So und nicht anders, so jubelnd und die Arme ausbreitend, hat einst das Griechenheer unter Xenophon die blauen Fluten des Meeres begrüßt: „*Θάλαττα, — Θάλαττα*“. Und wenn die alten, tiefgefurchten Berghäupter, die uns von drei Seiten umgeben, sehen, hören und denken könnten, wie würden sie verwundert um sich schauen! Sie, die sonst nur die Herden der zierlichen Antilopen, den schnellen Strauß, das bunte Quagga zu ihren Füßen weiden sahen, sie könnten jetzt berichten von den Leidenschaften der Menschen, von Trotz und Treue, von Haß, Kühnheit und Wagemut. —

Und die Brust dehnt sich, der Schritt wird elastischer, das Auge blitzt wieder; so schreiten wir von den Bergen zu Thal. Doch was ist das? — Ein ferner, dumpfer Donner schlägt an das Ohr. Verwundert schauen wir dem Schall nach hinaus in die Ebene, und „Dort! — da ist es wieder!“ — „Da steigt Rauch auf!“ tönen die Rufe durcheinander. Eine seltsame Erscheinung: Von einem Punkte in der Fläche schießt eine dicke, weißliche Rauchwolke in kurzen Zwischenräumen hervor und zerflattert dann langsam im Winde. „Das ist ein Geschütz! — Hurra! — Die Witboois sind in der Ebene! — Vorwärts!“ — Und eiliger wird der Marsch. Am Fuße des Passes sickert eine spärliche Quelle aus dem Fels, tropfenweise quillt das Naß aus einer Spalte, aber die Leute werfen sich nieder und saugen an dem kalten Gestein. Ich eile mit Lampe den anderen voraus, und plötzlich sehen wir weit draußen in der Ebene Staub aufsteigen und erkennen deutlich durch die Krimstecher eine große Masse Menschen und Vieh, die langsam von der Ebene her auf das rote Gebirge zu dahinzieht. So ist es denn erreicht, was wir uns als Ziel gesetzt hatten: Fraglos ist es das Witbooi-Volk, das, aus dem Gebirge gedrängt, dort über die Tsauchab-Ebene das Tafelbergland von Zarris zu erreichen suchte und von unseren südlichen Posten auf die Dünen zurückgeworfen wird! Schnell Meldung an Perbandt, denn wir müssen versuchen, den Feind zwischen zwei Feuer zu bringen. Jetzt traben die Reiter, die noch im Besitze von Pferden sind, von hinten vor, und wir

bilden Schützenlinien, links meine, rechts Volkmanns Kompagnie. Noch 150 m sind wir von einem kleinen Rivier entfernt, das quer vor uns liegt, da erhalten wir starkes Feuer. — „Hinlegen!“ Ein kurzes, aber heftiges Gefecht entwickelt sich. Dem Roßarzt, der rechts neben mir liegt, wird die Mütze vom Kopfe geschossen; vor mir schlägt ein Geschoß so dicht auf, daß mir Sand und Steinchen in die Augen fliegen und ich für Augenblicke nichts sehen kann. Aber die Zeit drängt, die Sonne ist bereits im Westen blutrot gesunken, wir müssen eine Entscheidung herbeiführen: „Seitengewehr pflanzt auf!“ ... Da, als wir eben zum Sturm ansetzen wollen, verstummt das feindliche Feuer, und durch die Bäume und Büsche des Riviers sieht man die Krieger zurückjagen. Es dunkelt, und Perbandt befiehlt, eine kaum 500 m südöstlich liegende niedrige Kuppe zu besetzen. Spät trifft Volkmann dort ein, der von den roten Bergen heftig beschossen wurde. Leider ist zu Beginn des Gefechtes unsere Reitkuh in einem Galopp, den man ihr gar nicht mehr zugetraut hätte, zum Feinde übergegangen, ein schmerzlicher Verlust, der aber verwunden wird, da wir sonst nur einige leichte Streifschüsse zu verzeichnen haben. Wir sichern uns durch Posten und verbringen die Nacht wachend. Von den roten Bergen steigen fortwährend Rauchsignale auf.

Als der Morgen dämmert, beginnt das Geschütz in der Ebene von neuem seine Arbeit. Schuß auf Schuß donnert in der Richtung auf das Gebirge; dort muß also, für uns unsichtbar, der Feind noch liegen. Es soll Wasser geholt werden, und während die hierzu kommandierten Mannschaften unter dem Schutze einer Schützenlinie nach der kleinen Quelle zurückgehen, werden von dort Reiter gemeldet, und zwar „Reiter der Truppe“. Es ist Major Leutwein, der uns von Naauwkloof aus nachgeritten ist, mit drei Reitern, die zwei magere Kühe vor sich hertreiben, die sofort geschlachtet werden.

Noch einmal haben wir Gelegenheit, auf den Feind zu feuern, denn plötzlich jagt von Süden her eine 25 bis 30 Reiter starke Abteilung auf ungefähr 700 m vor uns vorbei nach Westen. Ich lasse einige Salven auf sie abgeben. Dann marschieren wir ab, nachdem noch mehrere Witbooi-Pferde, die gesattelt am Riviere weiden, eingefangen worden sind. Lampe bleibt mit einer starken Patrouille zurück, um die noch immer nicht eingetroffene Munitionskolonne zu erwarten, und der tapfere Reiter Ertel wird dieser mit dem Nama-Jungen Lampes, Wilhelm,*) entgegengeschickt. Während nun Troost zu Burgsdorff reitet, um diesen von den Ereignissen zu

*) Dieser Hottentott, ein Sohn der „roten Nation“, zeichnete sich in allen Gefechten, in der Naauwkloof und später, aus, ebenso wie der treue und tapfere Bursche Lampes Reiter Mögle. Aber wer vermöchte die Namen aller derer zu nennen, die hier voll Hingebung unerschrocken und kühn ihre Pflicht thaten! Dazu sind es ihrer zu viele.

unterrichten, treten wir den letzten, schweren Marsch über die sonnige Ebene an.

In seinem Bericht an den Reichskanzler sagt Major Leutwein über die damalige Kriegslage: „Witbooi war, gedrängt durch die 1. und 3. Kompagnie, am 4. September nachmittags aus dem Gebirge herausgetreten. Von der Absperrungsabteilung gefaßt, war er westlich in das Gebirge zurückgewichen und saß nun, total erschöpft und zersplittert, mit seiner Werft an den Südwestabhängen desselben. Östlich davon, gleichfalls am Südwestrande des Gebirges und nicht minder erschöpft, stand die diesseitige Hauptabteilung. Taktisch würde es nun das Richtige gewesen sein, die Letztere in das Gebirge zurückzuführen, um Witbooi abermals die Nordfront abzugewinnen und ihn auch ferner zwischen zwei Feuern zu halten. Als ich jedoch diese durch ungeheuere Strapazen erschöpften Mannschaften sah, welche schwer unter dem Wassermangel litten, so empfand ich die Unmöglichkeit, den Befehl dazu zu geben. Ich zog es vor, sie in das Hauptlager der Süd-Absperrungsabteilung bei Posten 3 zu führen, wo ich vorher bereits Proviant hatte aufstapeln lassen, und ihnen dort eine zweitägige Ruhepause zu gönnen."

Spät am Abend langte die Kolonne am Posten 3 an. Einzelne Leute, die nicht weiter mitkonnten, hatten wir unterwegs liegen lassen müssen. Diese brachten Burgsdorff und Sack, die nach uns mit Lampe und der inzwischen glücklich herangezogenen Munitionskolonne eintrafen, mit. Unterwegs waren wir dem Unteroffizier König und dem Gefreiten Melchior begegnet, die nach Westen vorritten, um die Abzugsrichtung Hendriks auszuspionieren. Besonders Melchior, ein kühner und tapferer Mann, der schon in Tongking gedient hatte, leistete damals der Truppe unschätzbare Dienste. Tagelang durchstreifte er allein die Gebirge, ein Kundschafter par excellence, und kehrte niemals ohne einen Sack wertvoller Meldungen zurück. Von den Mannschaften des Postens wurden wir mit Jubel empfangen, und ein Festmahl, aus Fleisch, Reis und Brot bestehend, war bereits für alle vorbereitet. Aber wir hatten es auch nötig, denn abgesehen von der allgemeinen Entkräftung hatte sich eine Anzahl von uns, darunter auch Perbandt und ich, infolge der übergroßen Anstrengungen ein Herzleiden zugezogen.

Wie ich bereits bemerkte, befand sich auch Hauptmann v. Sack, und mit ihm die 2. Kompagnie, im Tsauchab-Thale und hatte mit den Truppen Burgsdorffs vereint den Gegner auf das Gebirge zurückgeworfen. Die 2. Kompagnie hatte am 27. August einen sehr schweren Stand gehabt.

Da alle Posten in den Schluchten des Tsondab-Riviers besetzt bleiben mußten, konnte die Kompagnie in nur geringer Kopfstärke zum Angriffe

vorrücken, und als sie in der Morgendämmerung des 27. die Berge erstieg, stieß sie bald auf den heftigsten Widerstand des Gegners. Wohl gelang es Sack, in wütendem Ansturm die feindlichen Schanzen, welche den Schlüssel zu dem Gebirgsinneren bildeten, zu nehmen, aber hoch auf der Bergeshöhe mußte der kühn angesetzte Angriff stocken, denn es zeigte sich, daß der Feind weit in der Übermacht auftrat. Schon waren drei Mann gefallen (Unteroffizier Schern, der tapfere Hans Diergaard und ein zweiter Bastard, Büll van Wijk) und neun Reiter verwundet worden, als Sack einsah, daß er nicht weiter vordringen könne. Von drei Seiten war das Häuflein der Unseren von den Kriegern des Feldkornets Christian Koch vollständig eingeschlossen, und von Büllspoort aus erhielten diese noch während des Kampfes Verstärkung.

Über eine wie große Anzahl von Streitern Hendrik Witbooi gebot, geht daraus hervor, daß er, während seine Hauptmacht in der Naauwkloof und Oniap-Schlucht focht, zugleich hier in so bedeutender Übermacht erscheinen, außerdem aber noch im Rücken der 2. Kompagnie einige der Posten im Tsondab-Thal angreifen lassen konnte. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit höchster Erbitterung geführt und dauerte Tag und Nacht hindurch bis zum 28. früh.

Am 27. hatte Sack die Meldung an den Major geschickt, in welcher er um Verstärkung bat, denn der Sergeant Gilsoul, der den Angriff der 2. Kompagnie in der linken Flanke begleiten sollte, war ohne auf einen Gegner zu treffen, bis an das Ende der Oniap-Schlucht vorgestoßen, eben weil die feindlichen Abteilungen, die Büllspoort besetzt hatten, ihm ausgewichen waren, um sich an dem Gefecht gegen Sack zu beteiligen. Gilsoul wurde, wie ich bereits erwähnte, am 28. früh von Major Leutwein sofort nach der Nordfront zurückgeschickt.

An diesem Morgen waren die Witboois bei Uhunis plötzlich verschwunden, ihre Spuren führten nach Osten. Schon am Tage des Angriffs hatte Sack von der Wasserstelle Uhunis, die in seinem Rücken lag und an welcher große Proviant- und Munitionsvorräte unter nur geringer Bedeckung aufgestapelt waren, heftiges Gewehrfeuer herüberschallen hören. Nun eilte er dorthin, ungewiß, wie er die Lage antreffen werde. Aber es waren, wenn auch nur wenige, so doch deutsche Reiter, die in der Schanze von Uhunis lagen, und sie hatten die heftigen Angriffe des Feindes scharf zurückgewiesen. Assistenzarzt Dr. Schöpwinkel hatte alle Hände voll zu thun und unterzog sich seiner Aufgabe mit großer Aufopferung, obwohl er selbst verwundet war. Ihm wurde an dem Tage des Sturms nicht allein das Gewehr aus der Hand geschossen, sondern er erhielt auch noch drei Streifschüsse.

Von Kundschaftern und gefangenen Hottentotten hatte Sack inzwischen die Nachricht erhalten, daß die Witbooi beabsichtigten, sich an der einzigen Wasserstelle auf der Westfront der Naauwkloof, in Tsams, zu sammeln. Diese Nachricht entsprach auch insofern der Wahrheit, als, wie sich später herausstellte, Hendrik diesen Ort zur letzten Zuflucht in Aussicht genommen hatte; zunächst dachte er aber noch gar nicht daran, sich dorthin zurückzuziehen, da er ja zu dieser Zeit sein Spiel noch nicht verloren gab. Und so scheinen sich denn auch die Streitkräfte, die Sack bei Uhunis gegenüberstanden, am 29. bei Gams mit dem Haupttrupp ihrer Stammesgenossen vereinigt zu haben.

Das konnte jedoch der Führer der 2. Kompagnie nicht ahnen und er faßte sofort den Entschluß, ohne weitere Befehle abzuwarten nach Tsams zu marschieren und den Gegner aufs neue anzufassen. Am 30. mittags erreichte die Kompagnie Ababes und lagerte abends in den Dünen. Da keinem der Soldaten und Bastards die Lage von Tsams und der Weg dorthin bekannt war, hatte Sack einen gefangenen Witbooi als Führer mitgenommen. Am 31. früh zog die Abteilung weiter. Gegen Mittag sollte nach der Aussage des Führers Tsams erreicht werden, aber als zu dieser Zeit die Spitze, um die Wasserstellen zu suchen, nach Osten in das Gebirge eindrang, gelang es dem führenden Namab infolge einer Unachtsamkeit des Unteroffiziers der Spitze, zu entkommen. Das war ein schlimmer Vorfall für die Kompagnie, denn weder die Spitze, noch die nach allen Seiten ausgeschickten Patrouillen fanden Wasser. Sack befand sich in einer sehr üblen Lage. Ohne Kenntnis von dem Gelände vorwärts und seitwärts seiner Anmarschlinie und von der Entfernung bis Tsams, das ja noch Tagemärsche vor ihm liegen konnte, wenn der Führer gelogen hatte, blieb ihm nichts übrig, als zurückzukehren. Den Ausschlag gab der Umstand, daß Menschen und Pferde zu ermatten begannen, denn im Tsondab-Thal hatte man das letzte Wasser und die letzte, spärliche Weide gesehen. Dann aber war man in einem ununterbrochenen, furchtbaren Defilee marschiert, eingeengt im Westen von dem Meere von Dünen und Flugsand und im Osten von den starren, wilden Felsmauern des Gebirgskolosses.

Als die Sonne blutrot flimmernd hinter den vom Sturmwind aufgejagten Sandmassen zur Küste ging, da gab Sack schweren Herzens den Befehl zum Rückzuge nach Ababes. — Ein unbeschreiblich anstrengender Nachtmarsch brachte die Truppen dorthin zurück; am 1. um Mitternacht wurde Uhunis erreicht, und am folgenden Tage erstieg die Kompagnie zum zweiten Male das Gebirge, um auf die Hauptwerft Hendriks vorzustoßen, in die am 3. September vormittags eingerückt wurde. Sack hatte gehofft,

hier irgend welche bestimmten Nachrichten erhalten zu können, aber er erfuhr nur, daß das Detachement Verbandt seit dem 28. den Spuren der Naman folge, und daß diese aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Tsauchab-Thal-Posten geworfen werden würden. Ohne Besinnen rückte Sack sogleich nach Süden weiter und erreichte in Eilmärschen am 4. mittags die Stellungen Burgsdorffs. Auf dem Wege vom Hauptlager traf ihn ein Befehl Major Leutweins, der ihn zur Hilfe rief. Mit 30 Reitern eilte der Hauptmann auf das Gefechtsfeld voraus und warf, wie wir bereits gesehen haben, im Verein mit den Truppen Burgsdorffs den verzweifelt vorstoßenden Feind auf das „rote Gebirge" zurück. Über die Leistungen der 2. Kompagnie verliere ich kein Wort mehr. Sie waren bewunderungswürdig und konnten nur von einer Truppe ausgeführt werden, die in der Hand ihres Führers lag wie ein Schwert.

Das Witbooi-Volk lagerte nach den Ereignissen der ersten Septembertage müde und abgehetzt, aller Hilfsmittel bar, in den Schluchten und Klüften des Gebirges; aber trotz der schweren Verluste, die seine Truppen erlitten hatten, trotzdem Hunger, Durst und Krankheit in seinem Lager herrschten, verzagte Hendrik noch nicht. Langsam und schwerfällig schleppte sich die Volksmasse unter seiner Führung nordwestwärts in der Richtung auf Tsams, auf die einzige Wasserstelle zu, deren Benutzung ihr offen stand. Wohl hatten die Witboois mit dem Mute der Verzweiflung versucht, eine der von Burgsdorff besetzten Wasserstellen zu nehmen; etwa 50 Krieger griffen dort energisch an, aber die zwei Reiter, die als Besatzung in einer starken Schanze hoch über dem Wasser lagen, wiesen alle Angriffe zurück — eine Heldenthat ersten Ranges. Der Unteroffizier, der diesen Posten kommandierte, wollte, als die Witboois sich näherten, Hilfe holen und jagte in der Richtung auf seinen Nebenposten davon, wurde aber von nachsetzenden feindlichen Reitern in der Ebene eingeholt und erschossen.

Große Haufen von Weibern und Kindern kamen in diesen Tagen an die Stellungen der Tsauchab-Posten und baten um Aufnahme, Wasser und Nahrung. Aber man mußte hartherzig sein, wenn der Erfolg nicht gefährdet werden sollte. Sie wurden zurückgeschickt und ihnen gesagt, nur wenn sie mit ihren Männern kämen, würden sie aufgenommen und verpflegt werden.

Nach zweitägiger Ruhe zogen nun die Kompagnien nach dem Hauptlager weiter. Von dort marschierte die 2. Kompagnie sofort auf Gams, um dem Feinde die Ostfront abzugewinnen, denn wir hatten durch Kundschafter und eine gewaltsame Rekognoscierung festgestellt, daß die Witboois sich thatsächlich in Tsams gesammelt hatten. Am 9. September folgte Major Leutwein mit Teilen der 1. und 3. Kompagnie. Inzwischen hatte Unterroßarzt Rick-

Gefecht plaudernd, ritten wir an den Schanzen vorbei, in welchen wir damals gelegen hatten, und all' die Einzelheiten des Kampfes standen wieder deutlich vor mir, als wir plötzlich von einem Hügel aus in holländischer Sprache mit einem lauten „Houd!" (Halt!) angerufen wurden. Wir befanden uns an den Vorposten Hendriks, welcher, wie wir hier erfuhren, bei Gams lagerte.

Kurz darauf ritten wir an größeren, etwa unseren Feldwachen entsprechenden Abteilungen vorbei, die bei ihren weidenden Pferden lagerten. Die Führer grüßten mich höflich. Als wir uns der Wasserstelle Gams näherten, kamen uns einige Hottentotten entgegen und geleiteten uns bis an das Lager, an dem uns im Auftrage seines Vaters Klein-Hendrik empfing. Nach der Begrüßung und dem üblichen Händeschütteln wies uns Klein-Hendrik im Schatten eines großen Dornbaumes den Lagerplatz an; einige seiner Leute reinigten auf sein Geheiß schnell die Stelle von Steinen, andere sattelten unsere Pferde ab und trieben sie zum Wasser. Dann erst frug der Sohn des Häuptlings: „Der deutsche Kapitän will meinen Vater sprechen?" Ich entgegnete, daß ich im Auftrage des Majors Leutwein um eine mündliche Unterredung mit dem Häuptling bitte. Klein-Hendrik verschwand, kehrte aber schon nach kurzer Zeit wieder und sagte mir, sein Vater schlafe und er werde ihn wecken lassen, wenn ich es wünsche; der alte Mann sei aber durch die Strapazen des Feldzuges so krank und schwach, daß er bitte, ihn noch etwas schlafen zu lassen. Selbstverständlich wartete ich, und Klein-Hendrik frug mich, ob er uns Fleisch oder Kaffee vorsetzen dürfe. Ich bat um Kaffee. Wenige Minuten später näherte sich mir ein Namab, der in einem kleinen Säckchen Kaffeebohnen trug. Ein anderer machte unmittelbar neben mir ein Feuer, und beide begannen die Bohnen auf einem Blechteller zu rösten. Nun kam ein Mädchen, das einen Eimer trug, und bat mich, einen meiner Leute mit ihr zum Wasser zu schicken, und plötzlich wurde mir klar, daß diese absichtlich vor unseren Augen vorgenommene Kaffeebereitung uns jeden Verdacht benehmen sollte, daß etwa Gift in den Trank gemischt sei. Ich willfahrte dem Wunsche, mußte aber lächeln, denn ich hätte auch ohne diese Manipulationen ohne Besinnen den Kaffee getrunken. Niemals, das wußte ich, hätten Witbooi zu einem so schändlichen Mittel gegriffen, um sich eines Feindes zu entledigen, während man sich von seiten der Herero jederzeit eines Gifttrankes versehen kann. Daher ist es auch bei diesen Gewohnheit, daß der Bewirtende, ehe er dem Gaste einen Trunk reicht, einige Schlucke aus dem Gefäße zu sich nimmt.

Ich schickte Näse mit zur Wasserstelle, und als er mit dem Mädchen zurückkam, zeigte mir diese das Wasser und goß es in einen Kessel, den sie

vorher ausspülte. Dann schleppten zwei Diener eine meckernde Ziege heran, die vor unseren Augen gemolken wurde, und endlich zerstieß ein Hottentott den geröfteten Kaffee auf einem Steine und setzte das Pulver, die Milch und das kochende Wasser vor mich hin, indem er Siewelies aufforderte, den Trank zu bereiten. Die Haltung der uns umgebenden Naman war würdig und ernst, aber nur den Männern wurde es gestattet, sich unserem Lagerplatze zu nähern, die Weiber und Kinder hielt ein Posten zurück. Die Führer, die sämtlich kamen, um mich zu begrüßen, und mit denen ich einige Worte wechselte, waren zurückhaltend und zeigten zum Teil fast finstere Mienen, und nur einer, der Griquabastard van Zijl, trug eine mir unangenehme Freundlichkeit und Zutraulichkeit zur Schau. Da waren Samuel Isaak, Keister, Samuel Dragonder, Christian Koch, Jakobus Frederiks und wie sie alle hießen, die Ratsleute, Unterkapitäne und Feldkornets. Einige von ihnen gaben ihrer Bewunderung der Leistungen der deutschen Truppe offen Ausdruck. So sagte mir einer in tiefem Ernst: „Wir hätten nie erwartet, daß Ihr uns durch das Gebirge folgen könntet!" Wie mir von glaubwürdigster Seite versichert worden ist, hat übrigens Hendrik Witbooi selbst in einer Ansprache, die er vor den letzten Kämpfen an seine Unterführer hielt, ausgerufen: „Ja, hätte ich nur hundert solcher Leute, wie sie uns gegenüberstehen, kein Deutscher sollte im Namalande bleiben!"

Plötzlich erschien Klein-Hendrik wieder und sagte: „Der Kapitän ist bereit, Euer Edlen zu empfangen!" Ich legte meine Waffen ab und folgte dem Vorausschreitenden; die Ratsleute und Feldkornets waren schon vorher aufgebrochen. Wir durchschritten zunächst die Reihen der Krieger, die in weitem Halbkreis um den Schluchteingang in ihren Verteidigungsstellungen lagerten. Dahinter befanden sich die Frauen und Kinder, für die Major Leutwein Proviant zurückgelassen hatte. In dem Schatten eines mächtigen Dornbaumes empfing mich der berühmte Häuptling, umgeben von seinen Großen, die sich ernst und schweigsam auf Feldstühlen und Decken um ihn niedergelassen hatten. Alles erhob sich, als ich herantrat; Hendrik wurde von zweien seiner Diener gestützt und reichte mir die Hand zum Gruße. Wir sahen uns gerade in die Augen und tauschten einen kräftigen Händedruck, wie es sich für zwei Krieger geziemt, die sich 18 Monate hindurch in ehrlichem Kampfe gegenübergestanden hatten. Der Häuptling machte im ersten Augenblick einen müden, gebrochenen Eindruck, aber aus seinen Augen blitzte jugendliches Feuer. Seine Gestalt war schlank und zierlich. Oft zog er während der Verhandlungen, die, obwohl er das Holländische fließend spricht, durch Dolmetscher geführt wurden, ein Taschentuch aus seinem englischen Jackett und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Sein weiß-

bespannter Hut, sein Halstuch und Hemd waren ebenso tadellos rein wie die Leinwandbeinkleider und die gelben Lederstiefel.

Noch als wir berieten und ich mich meiner Aufträge entledigte, erschien Lampe mit zwei Reitern aus dem Hauptlager. Am Abend traten wir dann in Begleitung der Ratsleute und Unterkapitäne den Rückweg an. Diese sollten den Friedensschluß unterzeichnen.

Als wir an den Paß und Wasserfall kamen, über den vor dem letzten Vormarsch auf Tsams Lampe unter unsäglichen Mühen ein Geschütz hatte schaffen lassen, stießen die Naman Rufe der Überraschung aus, als wir ihnen die Radspuren in der Schlucht an der Werft van Zijls zeigten. Ein vollständiger Weg hatte erst angelegt werden müssen, um das demontierte Geschütz über die Paßhöhe bringen zu können, was zwei Tage in Anspruch nahm. 50 Mann zogen an eisernen Ketten die einzelnen Teile des Geschützes über die senkrechten Felswände des Wasserfalls. Ich hatte bei dieser Gelegenheit einen Sturz mit dem Pferde gethan, der leicht hätte mein Tod sein können. Als ich nämlich der von Lampe geleiteten Arbeit auf einem Felsvorsprung haltend zusah, scheute plötzlich mein Pferd vor dem auf das gemeinsame Anziehen der Mannschaften vorrollenden Geschütz, verlor zurücktretend den Boden unter den Hinterfüßen und stürzte, sich nach hinten mit mir überschlagend, in die Schlucht, die hier in ihrem Anfang glücklicherweise nur 4 bis 5 m tief war. Das Letzte, was ich hörte, war ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen. Dann rannten Leute von allen Seiten herbei, wie ich glaube, um meine sterblichen Überreste zu sammeln, aber eine wunderbare Fügung hatte mich gerettet. Ich lag, nur etwas zerschunden und zerschlagen, auf dem Pferde, das außer einigen tiefen Fleischwunden ebenfalls mit dem Schreck davongekommen war, obwohl Felsblöcke und Steine die Sohle der Schlucht bedeckten.

Die Friedensverhandlungen zogen sich noch eine Zeit lang hin, aber endlich waren sie beendet, und wir marschierten in drei Staffeln über Rehoboth nach Windhoek, während Burgsdorff, der zum Distriktschef von Gibeon ernannt worden war, mit 30 Reitern das Witbooi-Volk dorthin geleitete, denn dieser Platz war Hendrik als Wohnsitz zugewiesen worden. Die Witboois blieben übrigens im Besitze ihrer Waffen und Pferde, außer den von uns erbeuteten, auch hatte Major Leutwein ihnen ein Geschenk an Vieh versprochen, damit sie von nun an ein friedliches Leben führen könnten. Dem Kapitän wurde ein Jahresgehalt zugesichert.

Rehoboth trafen wir in tiefer Trauer über den Tod Hans Diergaards, des besten, tapfersten und einsichtigsten Bastards, den ich je gekannt habe.

Im übrigen war es ein fröhlicher Rückmarsch, überall wurden die siegreichen Truppen herzlich und freudig begrüßt. Ich führte die 3. Kompagnie, meine

alten, braven Jungen, als erste Staffel, bei mir befand sich Rickmann. In Aris erwarteten wir die anderen Kompagnien, Estorff und Sack, und rückten vereint nach Windhoek, wo wir in den ersten Oktobertagen eintrafen. Hier ließen uns frohe Feste schnell die vergangenen schweren Wochen vergessen, und nur eine Trauerbotschaft störte plötzlich die allgemeine Freude: Lieutenant v. Erckert hatte sich auf dem Wege zur Naauwkloof verritten und war mit den Reitern Pohland und Börtz in den furchtbaren Kuiseb-Wüsten verdurstet. Nur einer der Reiter, den Erckert ausgeschickt hatte, Wasser zu suchen, konnte sich durch einen Zufall retten und brachte die traurige Kunde nach der Küste. Erst die dritte der abgeschickten Expeditionen, an der sich Rechtsanwalt Wasserfall, der auf einer Vergnügungsreise an der Küste weilte, und englische Konstables in anerkennenswerter Weise beteiligten, fand die Leiche des jungen, unglücklichen Offiziers nach namenlosen Mühen und Strapazen; die Reiter sind verschollen bis zum heutigen Tage.

Am Anfang des November traf ich mit Hauptmann v. Estorff, der sich seiner Wunde und eines Augenleidens wegen nach Kapstadt begeben wollte, in Walfischbai ein, wo wir mehrere Tage gemeinsam verlebten. Jagd-, Segel- und Lawn-Tennis-Partien wechselten sich ab. Auch der Missionsinspektor Schreiber, der in Begleitung seines Schwagers, des Forstassessors Freiherrn v. der Reck, die Kapkolonie und das Schutzgebiet bereist und die Stationen der „Rheinischen Missionsgesellschaft" besichtigt hatte, weilte in Walfischbai. Er sprach sich über das, was er gesehen hatte, sehr befriedigt aus.

Es erübrigt nun noch, einige Worte über die Erfolge des $1^1/_2$jährigen Krieges mit Hendrik Witbooi zu sagen.

Als die Einzelheiten des Friedensschlusses in Deutschland bekannt wurden, da erhoben sich Stimmen, die meinten, der Krieg hätte bis zur Vernichtung des Witbooi-Stammes fortgeführt werden müssen; ja einige unwissende und wenig einsichtsvolle Leute wollten sogar den tapferen Häuptling aufgehangen oder erschossen wissen. Die Ereignisse der folgenden Jahre haben gezeigt, wie richtig Major Leutwein handelte, als er nach der Niederwerfung dieses erbitterten Gegners ihm Milde angedeihen ließ und ihn dadurch zu einem wahren Freunde machte. Hendrik Witbooi hat sein verpfändetes Wort nicht gebrochen, er schwur Urfehde und Heeresfolge und er hat durch die That bewiesen, daß er ein Mann von Wort ist. Ihn aber am Leben zu strafen, dazu hätte uns auch der leiseste Schein eines Rechts gefehlt, denn er war kein eidbrüchiger, ehrloser Rebell, sondern ein freier Stammeshäuptling, der uns in offenem Kampfe getrotzt hatte! Major Leutwein aber erkannte, daß ihm hier kein Eingeborener von gewöhnlichem Schlage gegenüberstehe, sondern ein hervorragend begabter Mann, der, sich weit über den Durch-

schnitt seiner Volksgenossen erhebend, gewissermaßen idealen Zielen zustrebte. Den ungeheueren Einfluß, den der Häuptling auf seine Stammesbrüder ausübte, für die deutsche Sache auszunutzen, war das Ziel Major Leutweins, und das hat er erreicht. Wie sich allerdings nach dem Tode Hendriks der Witbooi-Stamm uns gegenüber verhalten wird, das ist eine offene Frage, die bei dem unruhigen Charakter der Naman heut noch niemand beantworten kann. —

Auch in militärischer Beziehung haben die über einen Zeitraum von 18 Monaten verteilten Kriegszüge, Scharmützel, Überfälle und Gefechte eine Summe des Wissenswerten und Lehrreichen hervorgebracht, wie sie selten geboten wird. Keiner der folgenden Feldzüge läßt sich mit diesem Guerillakriege in des Wortes verwegenster Bedeutung vergleichen, dessen Durchführung um so schwieriger und aufreibender war, als er fast in allen seinen tausend Wechselfällen im Hochgebirge geführt wurde, und ebenbürtige Gegner sich gegenüberstanden. Die Verwendung einer durchgehends berittenen Truppe, die in dem ersten Teil des Krieges angestrebt, in dem letzten erreicht wurde, gab uns eine Fülle interessanter Lehren und Folgerungen in Betreff der Nützlichkeit und Verwendbarkeit *berittener Infanterie*, dieser idealsten Waffe, die ich kenne. Auch die Verschmelzung infanteristisch und kavalleristisch ausgebildeter Truppen zu *einem Ganzen* bot mancherlei Bemerkenswertes.

Doch mir scheint es hier nicht am Platze, näher auf diese rein militärischen Fragen einzugehen; ich möchte nur den eigentümlichen Umstand anführen, daß man einen unserer heimischen, Moltkeschen Hauptgrundsätze für die Kriegführung in einem Lande wie Südwestafrika geradezu in das Entgegengesetzte umkehren muß: Uns standen weder auch nur einigermaßen genügende Karten zu Gebote, noch konnten wir uns auf die Angaben der Eingeborenen über das Gelände verlassen. Fast stets hieß es, in das Dunkel hineinzutappen; Orientierung konnte nur im Vorgehen selbst gewonnen werden; ein Berechnen und Voraussehen der kommenden Ereignisse war in allen Fällen unmöglich. Und so muß denn der Führer, der den Erfolg sicherstellen und an seine Fahnen fesseln will, vor allem das Eine beherzigen: „Vereint marschieren, getrennt schlagen!“ Überall, wo wir die Truppen geschlossen bis auf Fühlung mit dem Feinde heranführten und erst auf dem Gefechtsfelde detachierten, war der Erfolg für uns, während alle, auch noch so genau bestimmten Verabredungen (das: „Getrennt marschieren, vereint schlagen“) mißlangen.

Major v. François, der bereits im Juli 1894 mit seinem Bruder nach Deutschland zurückgekehrt war, hat später in einer Sitzung der Gesellschaft

für Erdkunde in Berlin über Südwestafrika gesprochen und folgendes Erwähnens- und Beherzigenswerte gesagt: „Man ist in Deutschland zu sehr geneigt, die Schwierigkeiten zu unterschätzen, welche überseeische Expeditionen, und besonders solche in Deutsch-Südwestafrika verursachen. Den Mühseligkeiten und Entbehrungen, den Anstrengungen und Gefahren, die derartige Expeditionen mit sich bringen, fehlt und muß fehlen der schnelle durchschlagende Erfolg, den der Kolonialfreund ungeduldig erwartet. Ein veni, vidi, vici giebt es in Südwestafrika nicht, nur langsam kommt man vorwärts, nur langsam wird sich der Widerstand der Eingeborenen völlig brechen und die Besiedelung durchführen lassen. In Südwestafrika liegen die Verhältnisse ganz besonders schwierig. Mehr denn zwei Jahrhunderte haben Holländer und Engländer gebraucht, um den Widerstand der Eingeborenen in ihren südafrikanischen Kolonien zu besiegen. Nun sitzt der unabhängige Rest der Eingeborenen, welche den Holländern und Engländern 250 Jahre das Leben schwer gemacht haben, in unserer jungen Kolonie. Aber nicht mehr Speer und Bogen führen diese Leute, sondern vorzügliche Hinterladergewehre, und nur der Macht sind sie geneigt zu weichen. Meiner Ansicht nach ist ein Zusammenwirken mit selbständigen südafrikanischen Stämmen unmöglich, die Eingeborenen müssen entweder verdrängt oder in dienende Stellung gebracht werden. . . . Die Ansiedelungen in den Grenzgebieten müssen stets auf Raub und Überfall der Eingeborenen gefaßt sein, und diese Ansiedler müssen das gesetzliche Recht erhalten, sich selbst zu beschützen, wobei allerdings ferner darauf zu achten ist, daß sie dann nicht etwa ihre Kraft zu Übergriffen, oder gar zu eigenen Raubzügen benutzen."

Eine Maßregel, wie die von Major v. François empfohlene, eine Art Militärgrenze, würde die segensreichsten Folgen für die Besiedelung, besonders der an die Gebiete der Herero stoßenden Teile des Siedelungslandes haben. Wenn ich nicht irre, hat die „Südafrikanische Zeitung" einstmals etwas Ähnliches vorgeschlagen. Es ist übrigens eine Pflicht der Dankbarkeit, zu betonen, daß dieses südafrikanische und deutsche Blatt damals während des Krieges wacker für uns gekämpft und die lügenhaften Angriffe englischer Zeitungen scharf zurückgewiesen hat, wie es das auch heute noch thut und jederzeit mutig und ohne Umschweife für alle deutsch-nationalen Fragen eintritt. Wir haben der „Südafrikanischen Zeitung" nicht wenig zu danken!

schnitt seiner Volksgenossen erhebend, gewissermaßen idealen Zielen zustrebte. Den ungeheueren Einfluß, den der Häuptling auf seine Stammesbrüder ausübte, für die deutsche Sache auszunutzen, war das Ziel Major Leutweins, und das hat er erreicht. Wie sich allerdings nach dem Tode Hendriks der Witbooi-Stamm uns gegenüber verhalten wird, das ist eine offene Frage, die bei dem unruhigen Charakter der Naman heut noch niemand beantworten kann. —

Auch in militärischer Beziehung haben die über einen Zeitraum von 18 Monaten verteilten Kriegszüge, Scharmützel, Überfälle und Gefechte eine Summe des Wissenswerten und Lehrreichen hervorgebracht, wie sie selten geboten wird. Keiner der folgenden Feldzüge läßt sich mit diesem Guerillakriege in des Wortes verwegenster Bedeutung vergleichen, dessen Durchführung um so schwieriger und aufreibender war, als er fast in allen seinen tausend Wechselfällen im Hochgebirge geführt wurde, und ebenbürtige Gegner sich gegenüberstanden. Die Verwendung einer durchgehends berittenen Truppe, die in dem ersten Teil des Krieges angestrebt, in dem letzten erreicht wurde, gab uns eine Fülle interessanter Lehren und Folgerungen in Betreff der Nützlichkeit und Verwendbarkeit berittener Infanterie, dieser idealsten Waffe, die ich kenne. Auch die Verschmelzung infanteristisch und kavalleristisch ausgebildeter Truppen zu einem Ganzen bot mancherlei Bemerkenswertes.

Doch mir scheint es hier nicht am Platze, näher auf diese rein militärischen Fragen einzugehen; ich möchte nur den eigentümlichen Umstand anführen, daß man einen unserer heimischen, Moltkeschen Hauptgrundsätze für die Kriegführung in einem Lande wie Südwestafrika geradezu in das Entgegengesetzte umkehren muß: Uns standen weder auch nur einigermaßen genügende Karten zu Gebote, noch konnten wir uns auf die Angaben der Eingeborenen über das Gelände verlassen. Fast stets hieß es, in das Dunkel hineinzutappen; Orientierung konnte nur im Vorgehen selbst gewonnen werden; ein Berechnen und Voraussehen der kommenden Ereignisse war in allen Fällen unmöglich. Und so muß denn der Führer, der den Erfolg sicherstellen und an seine Fahnen fesseln will, vor allem das Eine beherzigen: „Vereint marschieren, getrennt schlagen!“ Überall, wo wir die Truppen geschlossen bis auf Fühlung mit dem Feinde heranführten und erst auf dem Gefechtsfelde detachierten, war der Erfolg für uns, während alle, auch noch so genau bestimmten Verabredungen (das: „Getrennt marschieren, vereint schlagen“) mißlangen.

Major v. François, der bereits im Juli 1894 mit seinem Bruder nach Deutschland zurückgekehrt war, hat später in einer Sitzung der Gesellschaft

für Erdkunde in Berlin über Südwestafrika gesprochen und folgendes Erwähnens- und Beherzigenswerte gesagt: „Man ist in Deutschland zu sehr geneigt, die Schwierigkeiten zu unterschätzen, welche überseeische Expeditionen, und besonders solche in Deutsch-Südwestafrika verursachen. Den Mühseligkeiten und Entbehrungen, den Anstrengungen und Gefahren, die derartige Expeditionen mit sich bringen, fehlt und muß fehlen der schnelle durchschlagende Erfolg, den der Kolonialfreund ungeduldig erwartet. Ein veni, vidi, vici giebt es in Südwestafrika nicht, nur langsam kommt man vorwärts, nur langsam wird sich der Widerstand der Eingeborenen völlig brechen und die Besiedelung durchführen lassen. In Südwestafrika liegen die Verhältnisse ganz besonders schwierig. Mehr denn zwei Jahrhunderte haben Holländer und Engländer gebraucht, um den Widerstand der Eingeborenen in ihren südafrikanischen Kolonien zu besiegen. Nun sitzt der unabhängige Rest der Eingeborenen, welche den Holländern und Engländern 250 Jahre das Leben schwer gemacht haben, in unserer jungen Kolonie. Aber nicht mehr Speer und Bogen führen diese Leute, sondern vorzügliche Hinterladergewehre, und nur der Macht sind sie geneigt zu weichen. Meiner Ansicht nach ist ein Zusammenwirken mit selbständigen südafrikanischen Stämmen unmöglich, die Eingeborenen müssen entweder verdrängt oder in dienende Stellung gebracht werden. . . . Die Ansiedelungen in den Grenzgebieten müssen stets auf Raub und Überfall der Eingeborenen gefaßt sein, und diese Ansiedler müssen das gesetzliche Recht erhalten, sich selbst zu beschützen, wobei allerdings ferner darauf zu achten ist, daß sie dann nicht etwa ihre Kraft zu Übergriffen, oder gar zu eigenen Raubzügen benutzen."

Eine Maßregel, wie die von Major v. François empfohlene, eine Art Militärgrenze, würde die segensreichsten Folgen für die Besiedelung, besonders der an die Gebiete der Herero stoßenden Teile des Siedelungslandes haben. Wenn ich nicht irre, hat die „Südafrikanische Zeitung" einstmals etwas Ähnliches vorgeschlagen. Es ist übrigens eine Pflicht der Dankbarkeit, zu betonen, daß dieses südafrikanische und deutsche Blatt damals während des Krieges wacker für uns gekämpft und die lügenhaften Angriffe englischer Zeitungen scharf zurückgewiesen hat, wie es das auch heute noch thut und jederzeit mutig und ohne Umschweife für alle deutsch-nationalen Fragen eintritt. Wir haben der „Südafrikanischen Zeitung" nicht wenig zu danken!

Neuntes Kapitel.

Das Wachsen der deutschen Macht.

Unruhen im Osten. — Ein Jahr des Friedens. — Die Bastards von Rehoboth. — Neue Verwickelungen im Osten. — Ein Patrouillenritt längs des Kuiseb-Flusses.

Während in der Naauwkloof die Entscheidung gefallen und das Kriegsbeil begraben war, gärte es bereits wieder im Osten des Schutzgebietes an den Grenzen jener unbekannten Wüstensteppe, die man Kalahari nennt.

Die Völker des Nama-Stammes, die dort ein unstätes Nomadendasein führten, die von Jagd, Raub und Mord zu leben gewohnt waren, wollten es nicht glauben, daß die Macht des trotzigsten und stärksten der Nama-Fürsten gebrochen worden sei. Sie verlachten die Boten, die ihnen die Nachricht von den deutschen Siegen brachten, und wiesen ihnen mit Schlägen den Heimweg.

In Windhoek saß damals als Distriktschef der Premierlieutenant v. Heydebreck. Ihm unterstanden die Stationen in den Thälern des Auas- und Ongeama-Gebirges, am Schaf-Fluß und fern im Osten, wo der weiße und schwarze Nosob sich zu einem Strome vereinigen. Während des letzten Feldzuges hatte ihm der Schutz des Hauptwaffenplatzes Windhoek und der Straßen zur Küste obgelegen, er hatte das Transportwesen gesichert und geregelt und der im Felde stehenden Truppe Proviant und Munition nachgesandt.

Aber es war ihm zu gleicher Zeit nicht unbemerkt geblieben, daß im Stromgebiete des Nosob sich ernste Dinge vorbereiteten. Auch die Herero, die östlich und nördlich des Schaf-Flusses saßen, rührten sich; die weißen Farmer dieses Gebietes wurden von ihnen bedrängt und mußten in einzelnen Fällen die Hülfe der Polizei in Anspruch nehmen.

Auf der am weitesten nach Osten vorgeschobenen Station Aais kam es zu den ersten Feindseligkeiten. Seit den Ereignissen im Februar und März hatte man dort wenig von den Khauas-Hottentotten bemerkt. „Aber eines Tages", so erzählt Heydebreck, „tauchte, über die östlichen Dünen kommend, ein langer Reiterzug auf. Er stieg in das Thal des Nosob hinab und zog an dem kleinen Stationsgebäude vorüber. Dort stand auf der Veranda der Stationschef.*) An der Spitze der Hottentotten ritt der einst bei Nao-

*) Feldwebel Bohr.

sannabis entkommene Feldkornet Bledermuis; mit höhnischer Miene maß er den deutschen Befehlshaber und ritt ohne Gruß vorüber; desgleichen alle seine, wohl an hundert Begleiter, die meist auf Pferden, teils aber auch auf Ochsen und Kühen saßen. Sie führten sämtlich Gewehre und waren, wie der Augenschein lehrte, mit Munition reichlich versehen. — Im Stationsgebäude, einem kleinen, einstöckigen, leicht aus Luftziegeln gebauten Hause befanden sich fünf Soldaten; die anderen waren im Felde bei den weidenden Pferden. Die gelben Reiter zogen hinunter zur Wasserstelle am Fuße des Stationshügels und sattelten dort ab. Es dauerte nicht lange, da erschien aus einer anderen Richtung ein zweiter, kleinerer Reitertrupp, an seiner Spitze der Häuptling Eduard Lambert. Nachdem er abgesattelt, kam er mit

Major Leutwein. Dolmetscher Ludwig Kleinschmidt. Häuptling Manasse von Omaruru. Samuel Maharo, Oberhäuptling der Hereros.

Eine politische Unterredung in Windhoek.

einigen seiner Leute auf die Station und setzte sich in das Zimmer des Feldwebels. Dieser stellte ihn des Benehmens seines Feldkornets wegen zur Rede, aber Lambert meinte, er sei machtlos und glaube, daß jener »Krieg machen« wolle. Während dieses Gesprächs sah man von der Wasserstelle her den Feldkornet mit wenigen Begleitern den Hügel heraufkommen. Bohr faßte sofort den Entschluß, sich womöglich seiner Person zu bemächtigen, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, und instruierte seine Leute entsprechend. Der Nama-Krieger trat mit zwei Begleitern in das durch einen Vorhang von der Feldwebelstube getrennte Mannschaftszimmer und forderte von den Leuten Schnaps. Als ihm dieser verweigert wurde, sprangen er und seine Begleiter plötzlich auf und suchten sich der Gewehre zu bemächtigen, die an der Wand hingen. Nun war auch für die Soldaten der Augenblick zum Handeln ge-

kommen; die Thür wurde verschlossen, und ein erbittertes Ringen entstand. Die beiden Begleiter des Kornets lagen bald erschlagen am Boden; er selbst — ein Mann von riesigem Körperwuchs — wehrte sich verzweifelt, bis eine Kugel ihn niederstreckte. Eduard Lambert und die mit ihm Gekommenen ließen alles ruhig geschehen, aber von der Wasserstelle, an der des Getöteten Mannen lagerten, fielen jetzt Schüsse, und Kugeln drangen in das Mauerwerk der Station. Bohr, der den Frieden wollte, ließ das Feuer nicht erwidern, und so verstummte es bald." —

Die Hottentotten ritten nun eiligst ab, und Bohr schickte Meldung nach Windhoek. Aber obwohl diese besagte, daß Lambert nun, nach dem Tode des Feldkornets, unter seinen Leuten wohl werde Ruhe halten können, traute doch Heydebreck dem Frieden nicht und schickte 10 Reiter als Verstärkung nach Aais. Mehr konnte er nicht entbehren, denn gerade zu dieser Zeit rief ihn ein Befehl des Landeshauptmanns nach der Naauwkloof. Auf dem Marsche dorthin traf ihn aber bereits dicht südlich von Rehoboth die Nachricht von dem mit Hendrik geschlossenen Frieden, und er kehrte nach Windhoek zurück. Dort war inzwischen eine neue Hiobspost aus Aais eingetroffen: Die Khauas hatten in einer Nacht die Pferde der Station und den Ansiedlern Ohlsen und Mähler an 150 Ochsen und Kühe geraubt.

Diese freche Räuberei erforderte energische Gegenmaßregeln, und am 20. Oktober rückte Heydebreck mit 40 Reitern und einem Geschütz nach Aais ab. Er sollte die Stärke und den Aufenthaltsort der Naman erkunden, die Südostfront des deutschen Ansiedelungsgebietes schützen und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, dem Feinde zu schaden. Später wollte dann Major Leutwein selbst nach Süden gegen die Khauas ziehen, zunächst riefen ihn jedoch Unruhen ins Hereroland. Bei Omaruru nämlich hatten Herero den Engländer Christy ermordet, und die Stimmung gegen die Weißen schien eine so bedrohliche, daß hier etwas geschehen mußte. So zog denn der Landeshauptmann mit einem starken Aufgebot von Truppen, einigen Geschützen und begleitet von Lindequist, Volkmann, Dr. Schöpwinkel und den Herero-Häuptlingen Samuel Maharo und Zacharias Zeraua über Otyimbingwe nach Omaruru. Wilde Gerüchte von einem allgemeinen Aufstande der Nordherero durchliefen das Land, aber als im Anfang des Dezember die Truppen ihren Bestimmungsort erreichten, hüteten sich die Kaffern wohl, loszuschlagen. Der Mörder Christys wurde erschossen, einige andere Beteiligte festgesetzt, und mit dem Häuptling Manasse Tjiseseta von Omaruru ein Vertrag abgeschlossen. Volkmann blieb als Stationschef dort und begann sofort mit dem Bau einer Feste, die heut zu den schönsten des Damaralandes zählt. In Okombahe, das Manasse abtreten mußte, wurde eine Bergdamara-Niederlassung gegründet,

um diese Unglücklichen, die von den Herero oft ohne jeden Grund wie Tiere niedergeschossen worden waren, vor ihren Peinigern zu schützen. Dann zog der Major über Okahandya südwärts und traf Ende Dezember mit 50 Reitern in Aais bei Heydebreck ein. Dieser war inzwischen dort nicht auf Rosen gebettet gewesen.

Aber ich will zunächst zurückgreifen und eine hochinteressante und treffende Schilderung jener östlichen Gebiete einflechten, die mir Heydebreck, ein ebenso feiner Kenner und Beobachter der Natur wie tapferer und umsichtiger Soldat, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat:

„In den ersten Tagen, als der Weg durch die Niederung des Schaf-Flusses führte, traf ich häufig auf Ansiedelungen von Boeren, Herero und Hottentotten; überall sah man Rinderherden und zahlreiches Kleinvieh. Aber das wird hinter Hatsamas anders: Die Gebirge bleiben im Westen zurück, und das Land nimmt immer mehr den ausgesprochenen Charakter der Savanne an. Weite Grasfluren mit einzelnen oder in Gruppen stehenden Bäumen, die sich stellenweise zum Wald verdichten, wurden durchzogen, dann wieder große Flächen, mit Dornbüschen bestanden. Hier findet sich Wasser nur in weit auseinanderliegenden Kalkpfannen, und Menschen und Tiere haben schwer unter dem Durst zu leiden. Und dann wieder ging der Marsch tagelang durch unabsehbare Steppen, auf denen nirgends eine Spur von Schatten dem scheitelrechten Strahl der Sonne wehrt — die ganze Landschaft liegt tot und grau im Winterkleide, und die vernichtende Kraft der trockenen Jahreszeit läßt alles Pflanzenleben verdorren in den Sonnenstrahlen. Alles Angenehme schwindet, aber alles Unangenehme tritt bedrohlich hervor: Blätter und Blüten welken, aber Dornen und Stacheln bleiben zurück; Vögel und Schmetterlinge wandern aus oder sterben — aber Schlangen, Skorpione und giftige Spinnen genießen die höchste Daseinsfreude. — Unsägliche Glut bei Tage, unerträgliche Schwüle bei Nacht sind die Leiden dieser Monate,*) gegen die es kein Mittel der Abwehr giebt. Selbst der Himmel ändert sein bisher selten getrübtes Blau in fahlere Farben, denn die Atmosphäre ist mit Staub erfüllt, und ein grauer Dunst verhüllt oft stundenlang die Sonne, ohne ihr jedoch von ihrer Glut zu rauben. — Kein kühlender Hauch fächelt die Stirn, kein Blütenduft, kein Vogelgesang, kein Zaubergemälde in leuchtenden Farben und tiefdunklen Schatten, wie es das überquellende Himmelslicht der Wendekreisländer sonst wohl hervorruft, erfrischt die Seele: Alles Lebendige ist in todähnlichen Schlaf gesunken! —

*) Oktober, November und Dezember, die heißesten Monate, falls nicht Frühregen die Temperaturen mildern.

Aber schon kündete ab und zu ferner Donner das Nahen des Frühlings an." —

Heydebreck erzählt dann weiter von den ersten Gewitterregen, die in diesem Jahre ungewöhnlich heftig auftraten, von dem plötzlichen Erwachen der Natur, dem Knospen und Grünen, dem süßen Duft zahlloser Blüten und dem Wildreichtum dieser entlegenen Steppen. Antilopen aller Art, unter ihnen besonders häufig die Steppenkuh (Kama), Zebras, Strauße und Wildschweine, Trappen, Tauben und Hühner bevölkern die weiten Ebenen. „Und mit ihnen", sagt Heydebreck, „erscheinen natürlich auch die Raubtiere: Die ganze Schar der Schakale, Hyänen, Wildhunde und eine Menge kleinerer Katzenarten bis hinauf zum Leoparden und Löwen". —

Bald erreichte die Truppe nun auch den Binnenland-Dünengürtel, der das eigentliche Kalahari-Gebiet von den westlicheren Landschaften scheidet, und dessen Überschreiten den Wagen ungeheuere Schwierigkeiten machte. Am 30. Oktober war Aais erreicht, wo Heydebreck mit Jubel begrüßt wurde. Nun begann eine eifrige Thätigkeit: Nach allen Seiten stießen Patrouillen vor, weithin wurde das Gelände erkundet, Spione durchstreiften bei Tag und Nacht die weiten Ebenen, und die Station wurde ausgebaut und befestigt. So verflossen zwei volle Monate. — In den letzten Tagen des Dezember traf aus Hoachanas die Trauerbotschaft ein, daß zwei Reiter der dortigen Station im Gefechte mit den Hottentotten gefallen seien, und kurz darauf langte, wie schon erwähnt, Major Leutwein in Aais an, wo inzwischen leider ein Reiter, der Oberkanonier König, durch Sturz von einem Felsen den Tod gefunden hatte. —

Nun ging es auf den Feind, dessen Stellung und Stärke Heydebreck bereits erkundet hatte. Mit 80 Reitern drang er längs des Nosob nach Süden vor, während eine zweite, gleichstarke Kompagnie unter Hauptmann v. Sack von Windhoek aus über Hoachanas im Anmarsch war. Aber die Khauas waren auf ihrer Hut, und als die Kolonne Sack nach furchtbaren Entbehrungen in den Durststrecken dieser Gegenden den Nosob erreichte, fand sie das Nest leer. Ein Reiter dieser Kompagnie hatte sich beim Pferdesuchen verirrt und war verdurstet. — Eine Offizierpatrouille (Troost) stellte die Flucht der Naman nach Südwesten fest. Dorthin wandten sich nun die Kompagnien, und dort hausten in Gochas unter dem Häuptlinge Simon Kopper die Fransman-Naman, denen ja auch nie recht zu trauen war, und bald ergab sich die Wahrheit des Verses: „Denn schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Land!" Simon Kopper bezeigte zwar keine Lust, sich den Khauas, die vor Gochas lagerten, anzuschließen, er meldete vielmehr ihr Erscheinen dem Landeshauptmann, dennoch aber blieb bei der Gesinnung seiner Leute, die das Dorf verlassen und sich in ihre Bergschanzen zurück-

gezogen hatten, die Lage eine unsichere. Zufällig traf in dieser Zeit der Distriktschef von Gibeon, Premierlieutenant v. Burgsdorff, der ahnungslos Simon Kopper einen Besuch hatte machen wollen, in Heydebrecks Lager ein. Hendrik Witbooi hatte ihn auf die Kunde von der Lage der Dinge durch nachgesandte Reiter gewarnt. Als nun auch noch Hauptmann v. Estorff, der auf die Nachricht von neuen Unruhen von Kapstadt über Lüderitz-Bucht und Gibeon herbeigeeilt war, und auf seine Veranlassung Witbooi selbst mit 100 Reitern, sowie Eggers mit 20 Reitern und einem Geschütz von Windhoek vor Gochas eintrafen, da ergaben sich die Khauas, die sogar die Abteilung Burgsdorff noch beschossen hatten, nach langen Verhandlungen und

Verhandlung mit Herero.

versprachen, von nun an Frieden zu halten. Sie sollten das geraubte Vieh ersetzen, unter der Aufsicht Witboois in Goamus bei Gibeon wohnen und mußten ihre Pferde abgeben. — Wie sie diese Milde lohnten, wird sich später zeigen. —

Während so die Unruhen im Osten sich in die Länge gezogen hatten, war doch das Jahr 1895 für das Land und ganz besonders für den Distrikt Otjimbingwe ein Jahr des Friedens und der Entwickelung. Zahlreiche Ansiedler und Kaufleute landeten an der Swakob-Mündung; neue Firmen wurden ebendort, in Windhoek, Omaruru und an anderen Plätzen gegründet, und die Bauthätigkeit nahm infolgedessen so zu, daß man einen Platz, den man monatelang nicht gesehen hatte, bei einem erneuten Besuch kaum wieder erkannte. Bei Windhoek hatte schon längst der überaus tüchtige Landmesser Gärtner Farmen vermessen*), und der rührige Generalvertreter der

*) Diese ersten in der unmittelbarsten Nähe Windhoeks ausgegebenen Farmen, die von den Familien Kirsten und Mittelstädt bezogen wurden, liegen zwischen dem Hauptorte und Okapuka.

Siedelungsgesellschaft, Carl Weiß, entwickelte in dem bei Windhoek am Seeis- und Schaf-Fluß gelegenen Konzessionsgebiet der Gesellschaft eine rege Thätigkeit. Die von ihm hierüber veröffentlichten Berichte wirkten in jeder Hinsicht aufklärend und belehrend. — Ebenso blühte die Boeren-Ansiedlung der Südwestafrika-Kompagnie im Norden des Landes bei Grootfontein immermehr auf, und Lieutenant Dr. Hartmann konnte mit den Resultaten, die er dort erzielt hatte, zufrieden sein.

Bereits damals machte sich übrigens der Mangel einer schnellen und sicheren Verbindung mit der Küste, einer Eisenbahn, und von Telegraphenlinien sehr unangenehm bemerkbar, und es verdient erwähnt zu werden, daß schon zu jener Zeit der Geheime Regierungsrat Schwabe, mein Vater, dem Auswärtigen Amte Anerbietungen für den Bau und Betrieb von Telegraphenlinien machte.*) Infolgedessen wurden durch die Landeshauptmannschaft von fast allen Distriktschefs genaue Berichte über das bei einem eventuellen Bau in Frage kommende Gelände und allerhand technische Fragen eingefordert, die später dem Oberpostsekretär Sachs übergeben wurden.

Assessor von Lindequist war unausgesetzt mit der Organisation der Verwaltung, die täglich an Ausdehnung gewann, beschäftigt. Die Ausbreitung des deutschen Einflusses schritt gleichmäßig nach Norden, Osten und Süden vor, wobei die Expeditionen und Reisen einzelner Offiziere und Lindequists ausschlaggebend waren. Bald wurden hier mit eingeborenen Häuptlingen Verträge abgeschlossen, bald dort eine Landstrecke als Kronland erklärt; dabei hielt Lindequist Gerichtstage in Otyimbingwe, Omaruru und Windhoek ab und schuf eine Reihe segensreicher Verordnungen, deren wichtigste die zur Bekämpfung der Lungenseuche und zum Schutze der Holzbestände waren. Auch in die Distriktsverwaltungen kam immermehr Ordnung, und die Arbeit der einzelnen Distriktschefs begann ineinander einzugreifen. Die westlichen Herero gewöhnten sich allmählich an den ihnen zuerst so verhaßten Zwang, und Boeren kamen immer zahlreicher in das Land gezogen. So entstanden Boeren-Niederlassungen auf der südlichen Seite des Auas-Gebirges bei Aris, am großen Fisch-Fluß, bei Otyimbingwe und Omaruru. Ich konnte mich wieder ganz der Verwaltung meines Distriktes widmen. Fast allmonatliche Reisen führten mich an die Küste, wo ich die Landung und das Löschen der anlaufenden Schiffe zu überwachen hatte. Auf dem Wege besichtigte ich meine Stationen und suchte dabei die beste Linie für den

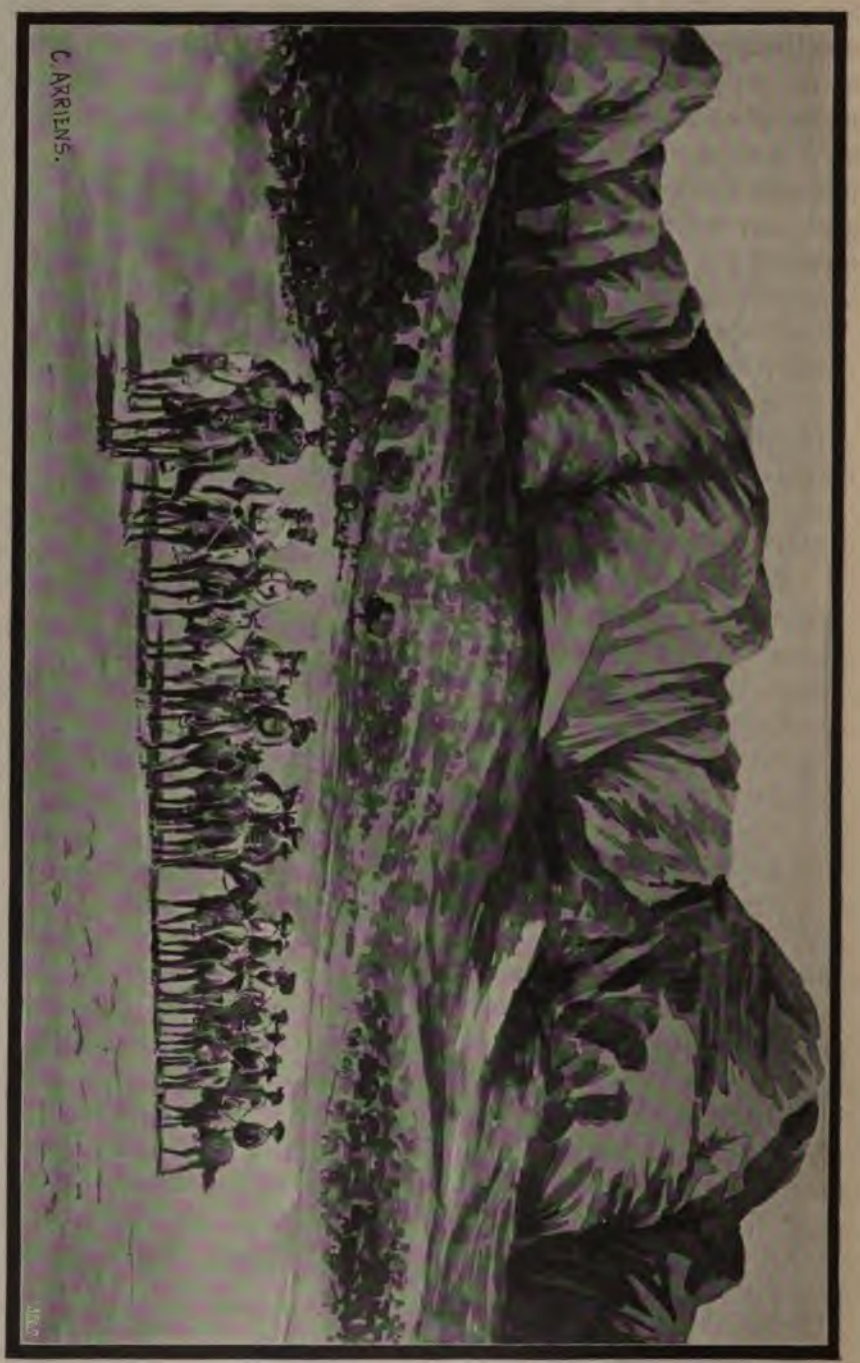
*) Vergl.: „Die Verkehrsverhältnisse des Deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes" von Schwabe, Geh. Regierungsrat a. D. Berlin 1897. Verlag von R. Eisenschmidt, Dorotheenstr. 71. Preis Mk. 1,—.

Bau einer Eisenbahn festzustellen, indem ich besonders auf dem nördlichen Swakob-Ufer die Wüste seitwärts der Wege nach allen Richtungen hin durchquerte, was oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. — Während meiner Abwesenheit besorgte in Otyimbingwe mein Stellvertreter, der Feldwebel Hannemann, die Geschäfte der Station in ausgezeichneter Weise, wie denn überhaupt sein Name mit dem Aufschwung und Aufblühen dieses Platzes eng verknüpft ist.

Feldwebel Hannemann.

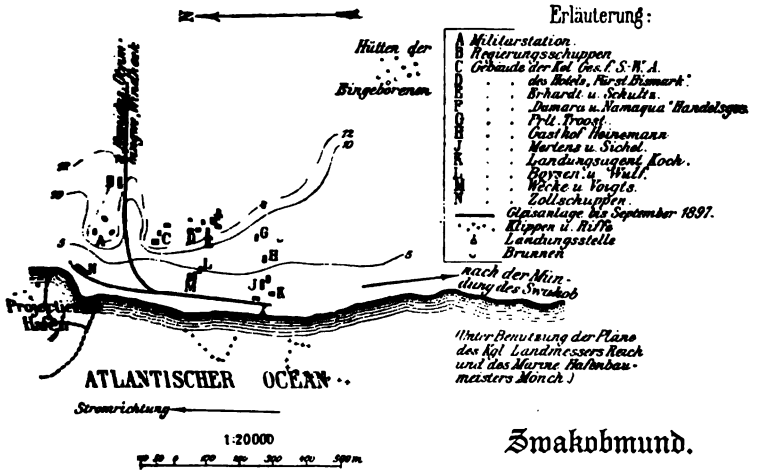
Schon der Januar des Jahres 1895 sah mich an der Swakob-Mündung, wo damals der Dampfer „Thekla Bohlen" anlief, der für die Truppe zwei neue Offiziere, die Premierlieutenants Heldt und v. Giese, für Swakobmund aber eine große Firma, die Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft, brachte. Herr Schluckwerder*), der Generalvertreter der Gesellschaft, begann sofort mit dem Bau von Wohn- und Lagerhäusern und hatte eigene Brandungsboote aus Deutschland mitgebracht, was wesentlich zur Erleichterung des Verkehrs mit den Schiffen beitrug. Ich sah eine meiner Hauptaufgaben an der Küste darin, darauf hinzuwirken, daß die Landungsspesen, die bis dahin noch ganz bedeutend höhere wie in der Walfischbai waren, sich verringerten, und der Verkehr zwischen Schiff und Küste sich möglichst sicher gestaltete. Hierdurch allein konnte der Walfischbai der Rang abgelaufen werden. Von den deutschen Firmen und Ansiedlern wurde ich hierbei in jeder Weise unterstützt. — Damals tauchte zuerst das Gerücht auf, daß wenige Meilen nördlich der Swakob-Mündung eine gut geschützte Bucht liege.

*) Derselbe, der im Jahre 1893 in Rehoboth thätig war.



Das Aïnas-Gebirge von Aris aus.

Um diese, die „Felsen- (Rock-) Bai", zu untersuchen, ritt ich im Laufe des Januar mit dem Generalvertreter der Siedelungsgesellschaft, Weiß, und einem Unteroffizier dorthin. Wir hofften, eventuell einen neuen Hafen zu finden, peilten die ganze Bucht aus und stellten eine Karte her, da wir in Wirklichkeit ruhiges Wasser in dem ziemlich großen, durch vorliegende Felsenriffe geschützten Becken fanden. Später stellte Lieutenant z. S. Hering, Navigationsoffizier S. M. Kreuzer „Sperber", allerdings fest, daß ein Einlaufen in die Bai für Schiffe unmöglich sei.*)



Swakobmund.

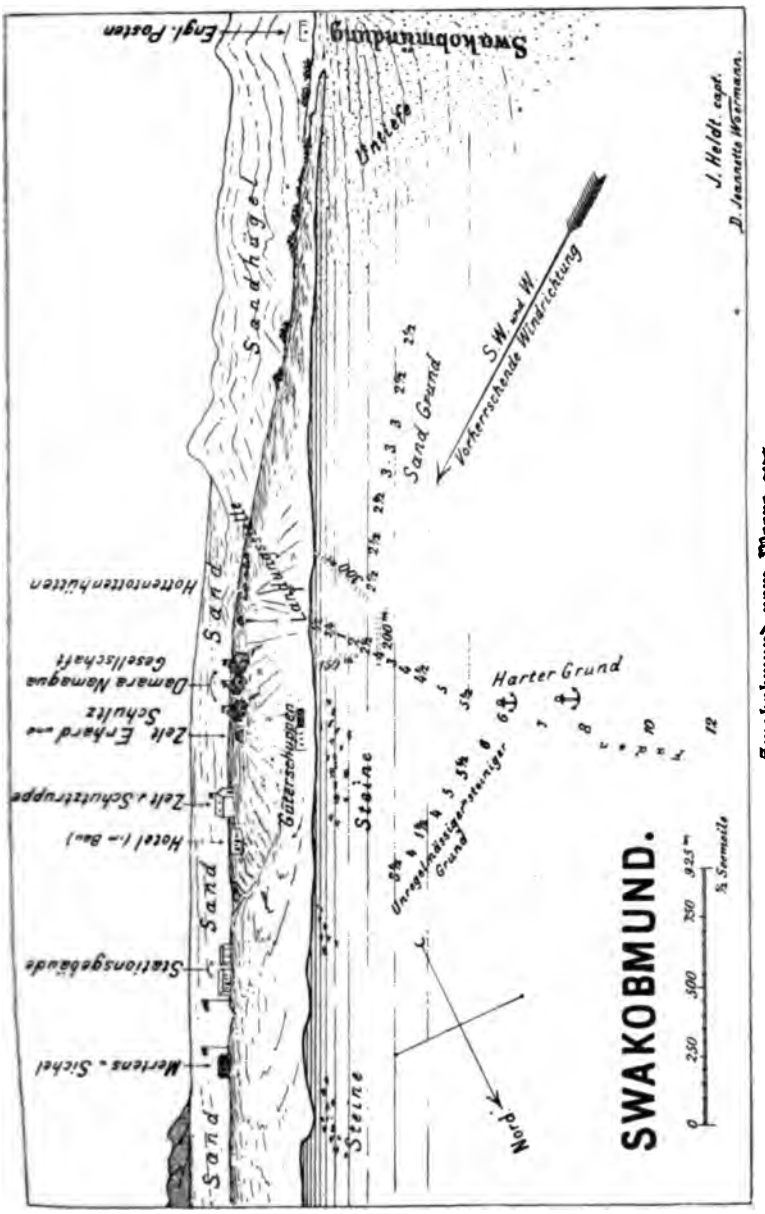
Am 27. war ich wieder in Otyimbingwe, wo in althergebrachter Weise mit Gottesdienst, Parade, Preisschießen und abendlicher festlicher Vereinigung der Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers unter jubelnder Beteiligung der weißen und eingeborenen Bevölkerung gefeiert wurde. Kurz darauf ritt ich mit wenigen Begleitern über Karibib nach Etiro, um dort den Distrikts-

*) Der genannte Offizier schrieb mir auf meine Bitte über seine Beobachtungen Folgendes: „Auf Befehl des Kommandos S. M. S. „Sperber" vermaß ich die Rockbai tüchtig im Januar 1895. Ein zweites Mal habe ich sie im März desselben Jahres in Begleitung des damaligen Regierungsassessors v. Lindequist besucht. Die Bezeichnung „Bucht" ist eigentlich zu viel gesagt und beruht auf einer irrtümlichen Beobachtung vom Lande aus. Zwei Riffe, ein Land- und ein Außenriff, bilden die Begrenzung der Bucht im Süden und Westen, getrennt durch eine etwa 1000 m breite Einfahrt mit 8 bis 10 m Wassertiefe. Beide Riffe sollen Überreste früherer Inseln sein." Lieutenant Hering sagt dann weiter, daß er an den Riffen schwere Brandung beobachtet habe; daß die Oceandünung durch die Einfahrt voll in die Bucht laufe; diese daher — mit Ausnahme der Stelle innerhalb des Landriffes — ganz ungeschützt sei, und daß der etwa bei 8 bis 10 m an der Küste aufzulaufen beginnenden Grundseen wegen das Schleppen der Boote sehr erschwert, zeitweise gefahrvoll oder unmöglich sei. — Damit war die „Rockbai" für uns erledigt.

chef von Omaruru, Volkmann, zu treffen, mit ihm die Grenzen unserer Distrikte abzureiten und zu bestimmen und außerdem zu jagen, wo sich uns gerade Wild zeigen würde. Ich hatte schon auf dem Hinwege das Glück, drei Strauße zu schießen, und die folgenden Jagdtage auf den großen grasreichen Ebenen, die sich längs des Erongo-Gebirges von Karibib nordwärts bis über Etiro hinaus hinziehen, und die von Springböcken und Straußen sehr stark bevölkert sind, werden uns unvergeßlich sein. Als ich nach einigen Tagen wieder nach Otyimbingwe zurückkehrte, rief mich ein Brief des Hauptmanns v. Estorff nach Okahandya. Ich brach sofort wieder auf, traf dort noch Lindequist, Eggers und Lampe und erfuhr viel von den Vorgängen im Süden und Osten des Schutzgebietes. Eggers sollte in Okahandya bleiben, während Lampes Abreise nach Aais in vierzehn Tagen geplant war. An demselben Abend noch ritt ich zurück und kam nach anstrengendem Marsche früh an die Wasserstellen des Sneyriviers, wo meiner eine wenig angenehme Überraschung harrte. Die tief in den Sand gegrabene Wasserstelle, aus der bei unserer Ankunft ein Schakal herauslief, war nämlich von sechs toten Ochsen, die schon in Verwesung übergegangen waren, so angefüllt, und die Kadaver lagen so übereinander, daß von einem Tränken der Pferde oder von einem Wasserentnehmen für uns selber gar keine Rede war; das gehört zu den Leiden des Reisenden in Südwestafrika. Für mich aber kam es besonders darauf an, zu ermitteln, wem diese Ochsen gehörten, um den eventuell Schuldigen bestrafen und ihm die Kosten auferlegen zu können, welche das Ausheben einer neuen Wasserstelle erforderte.

In demselben Monat schickte ich den Feldwebel Hannemann über Tinkas nach Walfischbai. Er sollte den auf den Ebenen bei Tinkas neu errichteten Pferdeposten besuchen. Hier war Rickmann stationiert und führte weitab von dem großen Verkehrswege das Leben eines Einsiedlers. — Am Ende des Monats traf aus dem Amboland der Missionar Meisenholl in Otyimbingwe ein. Er kam aus Ukuanjama jenseits des Kunene-Flusses und war vor dem dort in der letzten Zeit besonders stark auftretenden Fieber nach Süden geflohen. Zugleich gab er eine Beschwerde des Ovambo-Häuptlings Uejulu gegen Samuel Maharo und Kambazembi — 1100 geraubter Rinder wegen — zu Protokoll. Nach den Erzählungen des Missionars mußten die Zustände im portugiesischen Ambolande ganz unglaubliche sein. Wenn wir auch schon gehört hatten, daß der Einfluß der portugiesischen Regierung nicht allzuweit in das Hinterland reiche, so hatten wir uns doch keine Vorstellung gemacht von den Verhältnissen, die in diesem Lande wirklich zu herrschen schienen. Der Sklavenhandel, so erzählte der Missionar, blühe in einer Weise, wie es die Beschreibungen Stanleys aus Centralafrika nicht

krasser hinstellen könnten; für Branntwein und Gewehre wäre jede beliebige Anzahl Menschen zu erkaufen, und Mord und Totschlag seien an der



Swakobmund vom Meere aus.
(Nach einer Skizze des Kapitäns J. Heldt, mit einem von diesem vorgeschlagenen Bootshafen-Projekt.)

Tagesordnung. Außerdem sei die Lungenseuche in fortwährender Ausbreitung begriffen, und obwohl viele eßbare Früchte im Felde zu finden seien, und

auch Ackerbau von den Ovambo in ausgedehntem Maßstabe betrieben werde, so sei doch die Not eine große.

In Otyimbingwe machten mir zu dieser Zeit allerlei Gerichtsverhandlungen viel zu schaffen. Nicht allein die Viehdiebstähle, besonders von Seiten der Buschleute und Bergdamara, mehrten sich fortwährend und gaben zu harten Bestrafungen Anlaß, sondern auch Übertretungen des Lungenseuchegesetzes mußten häufig geahndet werden, und die zugewanderten Boeren vertrugen sich mit den stolzen Herero garnicht.

Im Übrigen ging der Ausbau der Station rüstig vorwärts. Auf dem den Garten und die älteren Gebäude überhöhenden Hügel wurden neue Unterkunftsräume für Unteroffiziere und Mannschaften fertiggestellt, weil die am Flusse liegenden ungesund erschienen; um Gebäude, Hof und Garten ließ ich einen starken Stacheldrahtzaun ziehen, und auf der sanft ansteigenden Fläche in der Richtung auf Omaruru wurde ein 600 m langer Scheibenstand mit versenkter Anzeigerdeckung nach den neuesten Vorschriften gebaut. Auch die alten Gebäude erforderten stete Ausbesserung und Arbeit, so daß meinen Leuten, die sich nach dem Beispiel ihrer Unteroffiziere unausgesetzt musterhaft führten, die Zeit nicht lang wurde. Ihre dienstfreien Stunden füllten sie abends häufig durch Turnen im Hofe oder, nach englischem Muster, durch Spielen mit großen Wurfbällen aus, die ich von unserem geschickten Sattler Lindau hatte anfertigen lassen. Auch ein Gesangverein, „Germania", hatte sich aus einigen Ansiedlern und fast sämtlichen Angehörigen der Schutztruppe gebildet und hielt beinahe allabendlich Übungen ab. Unter der Leitung des Kaufmanns Schnake leistete dieser Verein, der neben anderen Instrumenten auch über ein aus eigenen Mitteln beschafftes Harmonium verfügte, wirklich recht Gutes.

Die Regenzeit 1894/95 blieb, was Reichhaltigkeit der Niederschläge betrifft, zwar merklich hinter der des Vorjahres zurück, war aber für das mittlere Damaraland doch nicht ungünstig zu nennen. In ihrem Gefolge erschien, wie alljährlich, die Schlangenplage, und ich muß sagen, daß ich das giftige Gewürm selten so zahlreich gesehen habe, wie gerade kurz nach dieser Regenperiode in Otyimbingwe. Das Unangenehmste war, daß die Schlangen auch in die Stuben eindrangen. So fand Schneidewind eines Tages eine Kobra in dem in meiner Schlafstube aufgeschlagenen Feldbett des Lieutenants Eggers, der mich von Okahandya aus besucht hatte. Aber von Unglücksfällen durch Schlangenbiß hört man in ganz Südafrika wenig, was um so merkwürdiger ist, als die vorkommenden Arten zum Teil dieselben sind wie in Indien, wo alljährlich Hunderte von Menschen dem Gifte zum Opfer fallen. Ist nun auch die Bevölkerung Indiens eine weitaus zahlreichere und die

Bewachsung eine dichtere als in Südafrika, so möchte ich mich dennoch dem anschließen, was einige Forscher behaupten, nämlich, daß die Schlangen Südafrikas — wahrscheinlich infolge der klimatischen Verhältnisse — ein bedeutend besseres Gehör haben als die indischen, und es daher (da wohl jede Schlange den Menschen flieht, wenn sie seine Annäherung hört) weniger häufig vorkommt, daß die Tiere gestoßen oder getreten werden, in welchem Falle sie sofort angreifen.

Männer und Frauen des Buschmann-Stammes.

Mich hat nur einmal eine Schlange, und zwar eine riesige schwarze Mamba, angenommen. Es war dies in der Nähe von Otyiseva, wohin ich mit Lindequist ritt, und es blieb mir, als das Tier hochaufgerichtet und zischend aus dem Busch hervorschoß, nichts übrig, als meinem Pferde die Sporen in die Seiten zu pressen und davonzujagen. Meine Begleiter rissen nach der anderen Seite aus. Nach einiger Zeit kehrten wir zu dem Platze zurück und entdeckten das Ungeheuer in den Ästen eines Baumes, von wo ich es mit einigen Gewehrschüssen herunterholte. Als bestes Mittel gegen Schlangenbiß gilt bei den Boeren und allen Eingeborenen Südafrikas das

getrocknete und pulverisierte Fleisch der „Springschlange", eines eidechsenähnlichen Tierchens. Das Pulver wird in die Wunde gestreut und auch genossen. Auf längeren Reisen trägt fast jeder Eingeborene ein mit diesem merkwürdigen Mittel gefülltes Beutelchen mit sich.

Gegen Ende März war ich wieder an der Küste, und zwar mit Lindequist, Estorff, Volkmann, Eggers, Rickmann und Broen, um S. M. Kreuzer „Sperber" zu empfangen, der vom 26. März bis zum 15. April auf der Rückreise von Kapstadt vor Walfischbai und Swakobmund lag. Am 1. April vereinigte vor Walfischbai ein solennes Diner zu Ehren des Fürsten Bismarck alle Weißen an Bord des Kriegsschiffes. Zu derselben Zeit lief auch der Dampfer „Jeanette Woermann" mit einem Ablösungstransport von 100 Reitern für die Schutztruppe unter den Lieutenants Helm und Schmidt ein, und diese zogen bald darauf in das Innere, während von Kapstadt her der erste Postbeamte, Postsekretär Sachs, der schon in Ostafrika thätig gewesen war, anlangte, um in den größeren Plätzen Postanstalten einzurichten. Mit der „Jeanette" mußte leider Heydebreck nach Deutschland zurückkehren, da er schwer am Fieber litt.

So vergingen die Monate bis zum Juni in steter Arbeit, bald im Innern, bald an der Küste. Am 1. dieses Monats traf der „Carl Woermann" mit 800 Tons Ladung in Swakobmund ein. Er brachte uns den Major Müller, der zum stellvertretenden Truppenkommandeur ausersehen worden war. Leider ereignete sich in den folgenden Tagen ein schweres Unglück. Am 4. morgens nämlich kam der Bootsmannsmaat Schlüter, der Führer meiner Brandungsboots-Besatzung, zu mir und bat mich um die Erlaubnis, ob er sich im Einverständnis mit den Matrosen an dem Löschen des Dampfers beteiligen könne. Da das Wetter gut war, gestattete ich es ihm; doch schon nach kurzer Zeit kam Nebel auf, und die Brandung wurde eine sehr schwere. Das Boot der Station war, als das Wetter umschlug, gerade längsseit des Dampfers und stieß auf der Rückfahrt in dem Nebel, der so dicht war, daß wir am Strande fortgesetzt eine Glocke läuten mußten, um den Booten die Richtung anzugeben, auf einen Felsen auf und kenterte. Ich befand mich mit dem Hauptmann v. Sack, der sich besuchsweise in Swakobmund aufhielt, in meinem Bureau und unterschrieb dienstliche Schriftstücke, als plötzlich ein Reiter mit der Meldung hereinstürzte, es müsse draußen ein Boot gekentert sein — wie es schiene, das unserer Station — Genaues ließe sich aber des Nebels wegen nicht feststellen. Wir liefen sofort an den Strand hinunter, wo ich bereits Major Müller fand, und kamen dort gerade an, als der Matrose Kappe, der sich ein langes Tau um den Leib gebunden hatte, versuchte, in die Brandung hinauszuschwimmen. Ich verbot diese

völlig aussichtslosen Rettungsversuche sofort, denn Kappe war bereits vier oder fünf Mal von den schweren Brechern auf die Felsen zurückgeworfen worden, und ich wollte nicht noch mehr Menschenleben auf das Spiel setzen. Nach kurzer Zeit konnten wir einige Schwimmer erkennen, die in der furchtbaren Brandung um ihr Leben kämpften und teilweise mit Fässern unter den Armen das Land zu erreichen suchten. Aber nur einem, dem Gefreiten Becker, demselben, der schon einmal in der Naauwkloof von der Patrouille Seiler der einzig Überlebende gewesen war, gelang es, den Strand zu erreichen; sämtliche anderen, der Bootsmannsmaat Schlüter, die Matrosen Moritzen, Eltermann, Schäfer und Rößler, ertranken. Es war ein trauriger Tag, um so trauriger, da wir vom Strande aus völlig machtlos gewesen waren, den Schwimmern zu helfen. Auch dem Wachtmeister Stellbrink, der in einem mit Kru-Jungen bemannten Brandungsboote von der See aus die Schwimmer zu erreichen versuchte, gelang dies nicht, da die Kru-Jungen

Swakobmund im Jahre 1895.

sich entschieden weigerten, in die hohen Brecher hineinzusteuern. Am dritten Tage wurde die letzte der Leichen angespült und alle auf dem neuangelegten Kirchhof begraben. Missionar Böhm, der auf meine Bitte aus Walfischbai herübergeritten war, hielt den Gottesdienst ab, und Hauptmann v. Sack widmete den Toten ergreifende Gedächtnisworte.

In den folgenden Monaten hatte ich wieder viel mit der Bekämpfung der Lungenseuche zu thun, zu welchem Zweck Lindequist die Einsetzung von Lungenseuche-Kommissionen in verschiedenen großen Plätzen angeordnet hatte. Trotzdem aber nahm der Wagenverkehr infolge der größeren Einwanderung immer mehr zu, und die Wagenbauanstalten in Otyimbingwe (Hälbich und Glöditzsch), in Windhoek (Stern & Henker) und andere waren kaum mehr in der Lage, die massenhaft einlaufenden Bestellungen auszuführen. Aus Deutschland und Kapstadt wurden fertige Wagen und Wagenteile eingeführt. Inzwischen hatte Lindequist unter dem Kommando des Premierlieutenants Heldt ein Wegebau-Detachement gebildet, das zunächst in Groß-Barmen

seinen Sitz nahm und nach beiden Seiten zu arbeiten begann. Von der Küste bis hinauf nach Windhoek sollte die Fahrstraße auf 6 bis 8 m verbreitert, an ungünstigen Stellen*) verlegt und überhaupt so geführt werden, daß Durchquerungen des Swakob-Flusses möglichst vermieden wurden, um zu verhindern, daß in der Regenzeit das Abkommen des Flusses den Verkehr störe. Verschiedene Eingeborenen-Häuptlinge wurden beauftragt, Arbeiter zu stellen, so daß die Weißen, durchweg Mannschaften der Schutztruppe, nur als Aufsichtsführende fungierten. Premierlieutenant Heldt hat sich seiner Aufgabe in vorzüglichster Weise entledigt, und später zog Hauptmann v. Estorff mit der 1. Kompagnie nach Salem und arbeitete von dort sowohl nach Modderfontein wie nach Tsaobis zu, so daß der Baiweg am Ende des Jahres 1895 ein gänzlich verändertes und für die Frachtfahrer unvergleichlich besseres Bild bot. Der täglich wachsende Verkehr hatte übrigens auch die Anlage einer Bezirkskasse in Otyimbingwe notwendig gemacht, welcher der Zahlmeisteraspirant Frickow vorstand.

Im Anfang des August kehrte Perbandt auf der „Jeanette Woermann" aus Deutschland zurück, und derselbe Dampfer versuchte etwas später in Kap Croß die Direktoren der — leider englischen — Kompagnie zu landen, die von der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika die Rechte für Guano-Gewinnung und Robbenschlag an der Küste zwischen dem Omaruru- und Ugab-Flusse für ein Spottgeld erworben hatte.**) Ich ritt mit Perbandt nach der Bai, und dort lernten wir die Engländer kennen, die übrigens in Kap Croß zu starker Brandung wegen nicht hatten landen können. Ungefähr 60 Arbeiter warteten auf Beförderung nach den Guanofeldern, und nachdem ein zweiter Landungsversuch ebenfalls mißlungen war, traten sie auf dem Landwege den Marsch nach ihrem Bestimmungsorte an. Heute bildet Kap Croß eine ausgedehnte Niederlassung. Die bis auf etwa 7 km von der Küste entfernt liegenden Guanofelder sind mit dieser durch eine Eisenbahn verbunden, und zahlreiche Gebäude aufgeführt worden; Schiffe, meist Segler, liegen stets auf der Reede vor Anker, um Ladung zu nehmen, und die deutsche Regierung richtete notgedrungen eine Zoll- und Polizeistation ein.

Am 27. August feierten wir in Otyimbingwe den Jahrestag der Erstürmung der Naauwkloof und am 2. September durch Festgottesdienst,

*) So besonders zwischen Quaaipütz—Sneyrivier und bei Wilsonsfontein.

**) Die „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" hat die genannten Rechte auf 10 Jahre vergeben, wofür sie jährlich 10 000 Mark erhält, während die „Damaraland-Guano-Compagnie" viele Millionen Mark aus diesem Geschäft ziehen wird. Bedauerlich ist auch, daß Deutschland und dem Schutzgebiete von diesen Summen so gut wie nichts zu gute kommt, da die englische Gesellschaft ihren gesamten Bedarf an Maschinen, Baumaterialien, Proviant ꝛc. direkt aus England bezieht. Man hätte dies wenigstens seitens der verpachtenden deutschen Gesellschaft kontraktlich verhindern sollen!

Blick vom Waterberg in die Ebene.

Parade und Theatervorstellungen die fünfundzwanzigjährige Gedenkfeier der Schlacht bei Sedan und zugleich den Tag des Gefechts bei Gurus. Sämtliche weiße Einwohner des Ortes hatten sich mit ihren Damen zu dem Feste vereinigt, das in höchster Begeisterung glänzend verlief und das herzliche Einvernehmen zwischen der Besatzung und der Civilbevölkerung deutlich zeigte. Auch die Häuptlinge und Großleute der Eingeborenen wurden zu den Festvorstellungen herangezogen und beschenkt.

Inzwischen hatte Major Leutwein mit Estorff, Giese, Eggers und Helm einen Zug nach dem Norden des Schutzgebietes unternommen und war über Waterberg bis nach Grootfontein gelangt, wo er unter großen Festlichkeiten von den dort unter ihren Kommandanten Lombard und Joubert angesiedelten Boeren empfangen wurde. Lieutenant Hartmann machte die Reise mit und schloß daran eine Expedition bis hinauf nach der Mündung des Kunene und durch das Kaoko-Feld, um diese fast ganz unbekannten Gebiete zu erforschen und

Lt. Volkmann. Lt. Eggers.
Lt. Schwabe. Lt. Helm.

Am Schnellladegeschütz vor der Feste in Omaruru.

zur Erschließung vorzubereiten. Auf dem Zuge begleiteten ihn Estorff und Helm, während Volkmann von Omaruru aus vorstieß und an der Küste mit der Expedition zusammentraf. Gegen Ende September ritt ich auf einen Brief des Majors Leutwein nach Omaruru, um die dort stehende Kompagnie zu übernehmen und über Otyimbingwe nach Windhoek zu führen.

Inzwischen aber gärte es bereits wieder im Osten. Es waren Berichte des Lieutenants Lampe aus Gobabis eingetroffen, welche die Lage dort durchaus nicht rosig schilderten und mitteilten, daß ein ausgedehnter Munitionsschmuggel an der Ostgrenze und besonders bei Olifantskloof stattfände. Auf Grund dieser Nachrichten ging dann später der Hauptmann v. Sack nach

Gobabis, und es gelang ihm und Lampe, die Munitionsschmuggler zu fangen und — wenigstens für eine Zeit lang — Ordnung und Ruhe zu schaffen. Ich hatte bereits im August vom Major Leutwein ein Schreiben folgenden Inhalts erhalten: „Euer Hochwohlgeboren erhalten in Anlage Abschrift eines mit den Bastards von Rehoboth abgeschlossenen Vertrages, betreffend militärische Ausbildung der letzteren. Die Ausbildung der ersten Quote soll mit dem ersten November d. Js. beginnen. Den Wünschen der Bastards Rechnung tragend, und weil das Gelingen dieser für das Schutzgebiet wichtigen Sache im Wesentlichen von den Ergebnissen des ersten Jahres abhängig ist, habe ich beschlossen, die diesjährige Ausbildung in Ihre Hände zu legen, da Sie Land und Leute am längsten kennen. Sie wollen sich daher so frühzeitig nach Rehoboth begeben, daß Sie dem Kapitän behilflich sein können, die Sache Ihren Wünschen gemäß in Gang zu setzen, damit der rechtzeitige Beginn gesichert ist."

In Windhoek angekommen, widmete ich mich nun ganz den Vorbereitungen für die interessante Aufgabe, die mir geworden war. Da wurde zunächst das Ausbildungspersonal ausgesucht, wozu sich viel Freiwillige meldeten, dann mußten Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke, Gewehre und Munition, Proviant und Schlachtvieh nach Rehoboth geschafft, kurz: die Vorbereitungen so getroffen werden, daß am 1. November kein weiterer Aufenthalt entstand. Ich ritt daher so bald als möglich nach Rehoboth und legte zunächst mit Hilfe des Missionars Heidmann nach den Kirchenbüchern eine Liste der waffenfähigen Mannschaften an. Der Kapitän Hermanus van Wijk hatte sich verpflichtet, im ersten Jahre 40 bis 50 und in jedem weiteren ungefähr 20 seiner jungen Leute zu stellen. Er war lediglich für die rechtzeitige Gestellung der Rekruten verantwortlich, Bewaffnung und Verpflegung dagegen erhielten diese von der Kaiserlichen Schutztruppe, und später wurde auch noch die Bekleidung geliefert. Die Ausbildungszeit sollte im ersten Jahre sechs, die jährlichen Wiederholungsübungen zwei bis vier Wochen dauern, und das Truppenkommando behielt sich vor, die Tüchtigsten der Ausgebildeten im Laufe der Zeit zu Vorgesetzten zu befördern. Die einmal ausgebildeten Bastards sind auf die Dauer von 12 Jahren wehrpflichtig und stehen während dieser Zeit unter der Kontrolle der Polizeibehörde in Rehoboth, deren Chef damals der Feldwebel Bahlkampf war und welche dienstliche Obliegenheiten hat, die sich in vielen Stücken mit denen eines Bezirkskommandos vergleichen lassen. So hatte z. B. jeder wehrpflichtige Bastard dieser Behörde jede über 14 Tage dauernde Abwesenheit von dem Wohnorte zu melden, und für den Kriegsfall war Befehl gegeben, daß die Wehrpflichtigen sich unverzüglich bei der nächsten Ortspolizeibehörde zu stellen

hätten. Sold wird nur im Kriege gewährt, und während der Dienstzeit stehen die Bastards unter den Bestimmungen der deutschen Kriegsartikel, aus denen ich einen Auszug gemacht und ins Holländische übersetzt hatte. Endlich verpflichtete sich die Kaiserliche Regierung, für den Unterhalt der Witwen und Kinder der außerhalb des Rehobother Gebietes im Kriege gefallenen Bastards nach Kräften beizutragen. Nach einer ärztlichen Untersuchung durch Dr. Richter begann die Ausbildung der Bastards am 1. November. Sie war mit mancherlei unvorhergesehenen Schwierigkeiten verknüpft.

Bastardhaus (Kampbells) in Rehoboth.

Zunächst stellte es sich heraus, daß die Mehrzahl der militär-technischen Ausdrücke den jungen Soldaten ebenso wenig in holländischer als in deutscher Sprache geläufig war. Ihnen Begriffe wie „senkrecht", „wagerecht" u. ä. m. verständlich zu machen, war oft nicht leicht. Dabei wurde vom ersten Tage an streng daran festgehalten, als Kommandosprache lediglich die deutsche anzuwenden, während die Instruktion, die ich täglich eine Stunde lang abhielt, holländisch gegeben wurde. Die Grundsätze, nach denen ich die Ausbildung leiten wollte, hatte ich in einem längeren Bericht an Major Leutwein niedergelegt, und dieser hatte die „Vorschläge für die Ausbildung der Bastards von Rehoboth" genehmigt. Einige Auszüge aus diesen mögen hier folgen. Dort heißt es in der Einleitung: „Die Bastards, als einer der herrschenden eingeborenen Stämme des Schutzgebietes, sind seit jeher gewohnt, Bergdamara

und Buschleute, ja sogar die Hottentotten zersprengter Stämme, als ihre „Diener", als eine Art Leibeigner zu betrachten. In dieser Anschauung wachsen die jungen Bastards in fast vollständiger Ungebundenheit und Freiheit auf, mehr gewohnt, zu befehlen, als zu gehorchen, wenn es sich nicht um ihre Eltern handelt — eine Folge der patriarchalischen Ordnung ihres Gemeinwesens. Dazu kommt noch, daß durch das viele Frachtfahren und Umherziehen mit den Herden der Schulbesuch ein recht unregelmäßiger ist ...

Untugenden, die, vielen gerade der jungen Bastards gemeinsam, uns am meisten zu schaffen machen werden, sind Selbstüberhebung und ein oft ins Maßlose gehender Trotz, jedoch darf man bei der Beurteilung nicht vergessen, daß diese wenig schönen Eigenschaften logisch aus den oben klargelegten Lebensanschauungen und -Gewohnheiten resultieren.... Für die Aneignung praktischer Kenntnisse besitzt der Bastard Geschick und gute Auffassungsgabe; für alles Theoretische ist er recht wenig begabt. Somit wäre denn bei der Ausbildung das Hauptaugenmerk darauf zu richten, die jungen Leute zu willenlos gehorsamen Soldaten zu erziehen und ihnen strengste Disziplin unter allen Umständen beizubringen, und sei es durch die härtesten Strafen gegen Widerspenstige. Im Hinblick auf die Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit möchte ich als Ausbildungssystem nicht das in Deutschland für Ersatzreserven früher gebräuchliche, sondern das der schweizerischen Armee empfehlen. Ich habe öfter Gelegenheit gehabt, dieses Milizsystem zu studieren, schweizer Soldaten auf dem Exerzierplatz, auf dem Scheibenstand und auf Übungsmärschen zu sehen, und halte diese Art der Ausbildung, welche bei möglichster Würdigung der Disziplin den Mann nur wenig mit Griffen, Einzelmarsch und überhaupt allem Parademäßigem beschäftigt, in unserem Falle für die zweckmäßigste."

Ich will hier gleich bemerken, daß die jungen Bastards uns nicht so viel Mühe machten, wie ich gefürchtet hatte. Die meisten von ihnen waren gehorsam, pflichttreu und eifrig, so daß der Dienst uns allen eine Freude war und Strafen überhaupt nicht verhängt zu werden brauchten. Hier muß ich des Einflusses und der segensreichen Thätigkeit gedenken, die mein verehrter väterlicher Freund, der Missionar Heidmann, unter den Bastards ausübte.

Es war im Jahre 1865, als Heidmann bei den Bastards, die damals noch südlich des Orange-Flusses in de Tuin und Pella an der Grenze des wüsten Buschmannslandes saßen, eintraf. Die Bastard-Ansiedlungen erfreuten sich aber nicht der Gunst der englischen Regierung. Von einwandernden Boeren wurden die Weidefelder besetzt, und obwohl sich die Bastards an den Gouverneur und das Parlament in Kapstadt wandten und Schutz erbaten, ja

ſogar eine bedeutende Summe Geldes für die Erwerbung eines Stück Landes boten, ward ihnen keine Hilfe zu teil. So beſchloſſen ſie denn, in das Groß-Namaland auszuwandern. Die Ausführung dieſes Entſchluſſes wurde noch beſchleunigt durch die Ereigniſſe, die ſich in den Jahren 1867 und 1868 im nördlichen Klein-Namalande abſpielten. Wilde Horden von Koranna-Hottentotten und Buſchleuten brachen in dieſen Jahren aus den öſtlichen Wüſten hervor und ſtürzten ſich raub- und mordluſtig auf die blühenden Baſtard- und Boeren-Niederlaſſungen am Orange-Fluſſe. Bald konnte man nachts den Feuerſchein brennender Dörfer den Himmel erleuchten ſehen, und die Auswanderung der Baſtards im November 1868 glich einer eiligen Flucht. Aber ihr treuer Miſſionar ließ nicht von ihnen. Mit ſeiner Gemeinde zog er nordwärts über den Groß-Fluß, unter tauſend Fährlichkeiten, durch Steppen und Wüſten, die Zerſprengten ſammelnd, die Schwachen und Verzagten tröſtend, die Kranken heilend, dem Volke ein — man möchte ſagen: von Gott geſandter — Führer in ſeinem harten Schickſal. Denn ohne ein beſtimmtes Ziel zog die Gemeinde einer dunklen Zukunft entgegen, und mit ſcheelen Augen blickten die Nama-Stämme des Nordens auf das Häuflein der Heimatloſen, das ihre Gebiete durchquerte. Was wäre wohl aus dieſen geworden, wenn nicht Heidmann, dem 1869 noch ſeine Frau folgte, mit ihnen geweſen wäre! Und in den ſchweren Jahren wurden dieſe beiden nicht müde, dem Volke Gutes zu thun. Unterwegs wurde das Wort Gottes verkündet und die Kinder gelehrt, und als im Jahre 1871 der Stamm ſich in Rehoboth ſammelte, konnte Heidmann ſich freudig ſagen, daß nun wohl endlich das Ziel erreicht, der Lohn der unſäglichen Mühen gekommen ſei. Hier in Rehoboth hatte bis zum Jahre 1864 durch 19 lange Jahre hindurch der Miſſionar Kleinſchmidt unter den Zwartbooïs gepredigt, war aber dann in das traurige Schickſal des Stammes verwickelt worden und auf der Flucht vor den wilden Horden Jan Afrikaners, Oaſibs und des Hendrik Zes in Otyimbingwe geſtorben. So ſtand denn Rehoboth ſeit dieſer Zeit leer. Öde und wüſt ſah es auf dem Platze aus — und heute? — Wer heut das geſittete, fröhliche Volk ſich in dem lieblichen Dorfe zwiſchen den weißen, reinlichen Häuſern tummeln, wer die ſtattliche Kirche, die ſchön eingefaßten Quellen, die Gärten, die abends heimkehrenden Herden ſieht, denkt der daran, daß hier einſt — vor 28 Jahren — ein junges Miſſionarsehepaar

Miſſionar Heidmann.

einzog, selbst krank und schwach von den Entbehrungen der langen, gefahrvollen Reise und umgeben von einem Häuflein Verzagter, aber voll Hoffnung und Gottvertrauen? Noch oft ist seit diesen Tagen das Dorf von Feinden berannt, noch oft sind die Herden beraubt worden, aber dann — in den Zeiten der Not — scharte sich das Volk um seinen Lehrer, der immer half, sorgte und tröstete. Heute sind, wie ich hoffe und wünsche, die Tage der Not für Rehoboth für immer vorbei. Stark und einig steht die Bastard-Nation da, behütet von der deutschen Regierung, die wohl erkannt hat, wie wertvoll für sie dieses Volk ist, und gesammelt um ihren alten Missionar, dem sie alles verdankt. Wahrlich, das Leben dieses Mannes ist ein solches, wie jeder

Missionsgehöft und Kirche in Rehoboth.

wahrhaft edle Mensch wünschen wird, es durchlebt zu haben, ein Leben voll Liebe und Treue, voll Hingabe und Gottvertrauen, voll Mut und Unverzagtheit, ein Leben ganz nach dem Spruche: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Das ist in großen Umrissen die Geschichte des Volkes, dessen Söhne Major Leutwein mir zur soldatischen Erziehung übergeben hatte, und ich kann wohl sagen, daß ich dieses Volk liebgewonnen habe, daß ich die Tage, in denen ich unter ihm weilen durfte, zu den schönsten meines Lebens zähle, und daß ich im Hause und im Kreise der Familie meines alten Freundes Heidmann vergaß, daß ich fern vom Vaterlande in der Fremde war.

So ging denn die Ausbildung der jungen Bastards rüstig vorwärts, und als am 14. Dezember die Majore Leutwein und Müller zur Besichtigung erschienen, konnten sie ihrer vollsten Befriedigung Ausdruck geben, und der erstere sagen, er habe viel erwartet, aber so in jeder Beziehung durchgebildete Soldaten zu sehen, habe er sich nicht träumen lassen. Der Dank hierfür gebührt den Unteroffizieren und Mannschaften des Ausbildungspersonals, die mit Hingabe und Pflichteifer sich ihrem schweren Dienste unterzogen hatten,*) und die ausgebildeten Bastards konnten als vollwertige berittene Infanterie gelten. Die größte Aufmerksamkeit war einerseits der Durchbildung des einzelnen Mannes im Gehorsam, der Disziplin und dem Gebrauch der Waffe, andererseits der Ausbildung des Zuges in geschlossener und zerstreuter Ordnung sowie im Wach- und Patrouillendienst geschenkt

*) **Anmerkung.** Für diejenigen meiner Leser, die sich für rein militärische Dinge interessieren, füge ich einige Auszüge aus dem Dienst-Journal bei, welche die Art und Weise der Ausbildung sowie das Maß des Erreichten am besten zeigen:

5. 11., vorm.	6	— 6½	Uhr: Richtung, Stellung, Wendungen, einzeln, zu zweien und dreien.
	6½	— 6¾	" Einzeln Vorbeigehen ohne Tritt.
	6¾	— 7½	" Richtung, Stellung, Wendungen.
	7½	— 7¾	" Einzeln Vorbeigehen in gerader Haltung (als Honneur).
	7¾	— 8½	" Armheben, Kopfdrehen, Rumpfbeugen, Beinheben.
	11	—11¾	" Erste Übungen mit dem Gewehr M./88 „zum rechts (links) — Anschlag!"
nachm.	4	— 4½	" Stellung, Wendungen, Richtung einzeln und in Gliedern.
	4½	— 4¾	" Einzeln Vorbeigehen.
	4¾	— 5½	" Freiübungen wie oben.
	5½	— 6	" Honneurüben und Antreten in verschiedenen Formationen.
	8	— 9	" Instruktion (Lesen von Zahlen).*)
10. 11., vorm.	5½	— 6	" Anschlagüben, Schießen mit Platzpatronen.
	6	— 6½	" Richtung, Stellung, Wendungen.
	6½	— 6¾	" Vorbeigehen mit und ohne Gewehr.
	6¾	— 7	" Wendungen mit Gewehr.
	7	— 8½	" Freiübungen — Springen.
	10	—11	" Instruktion über Visieranwendung und Haltevorschrift.
	11	—11²⁰	" Appell mit Gewehr, Visierstellen.
nachm.	4	— 4½	" Anschlagüben, Schießen mit Platzpatronen.
	4½	— 4¾	" Vorbeigehen mit und ohne Gewehr.
	4¾	— 5	" Wendungen mit Gewehr.
	5	— 5½	" Freiübungen, Richtung, Stellung.
	5½	— 6	" Marschübungen und Tiraillieren in Korporalschaften.
	6	— 6½	" " " " im Zuge.
	8½	— 9	" Zahlenlesen und Visierstellen für Ungeübte.

*) Es hatte sich herausgestellt, daß ungefähr die Hälfte der eingestellten Bastards keine Zahlen lesen konnte. Da die Kenntnis derselben zum Visierstellen unentbehrlich war, mußte ich in der ersten Zeit abends den Dorfschulmeister spielen. Später überließ ich diese wenig interessante Aufgabe dem Feldwebel Bahlkampf.

worden. Ein großes Volksfest, an dem der Landeshauptmann und alle Weißen teilnahmen, beschloß die schönen und interessanten Tage in Rehoboth, wo ich auch Ziethen wieder öfter gesehen hatte, der als Chef des Pferdedepots der Truppe in Nauchas wohnte. Bereits im Juli des Jahres war

Vorstellung der Bastard-Rekruten.

2. 12., vorm.	5 Uhr:	1. Schuß, 150 m liegend freihändig, Kopfscheibe, 3 Schuß, 2 Treffer.	
	$7\frac{1}{2}$— $8\frac{1}{2}$	=	Tiraillieren, Besetzen von Stellungen, Üben des Verteidigungsgefechts.
	10 —11	=	Instruktion: die Kriegsartikel.
	$11\frac{1}{2}$	=	Appell mit Gewehr und Seitengewehr.
nachm.	4 — $4\frac{3}{4}$	=	Richtung, Stellung, Wendungen.
	$4\frac{3}{4}$— 5	=	Honneurüben.
	5 — $5\frac{1}{4}$	=	Marschübungen in Linie zu 2 Gliedern.
	$5\frac{1}{4}$— $5\frac{1}{2}$	=	Gewehrübungen.
	$5\frac{1}{2}$— $6\frac{1}{2}$	=	Tiraillieren.
14. 12., vorm.	$5\frac{1}{2}$— 6	=	Richtung und Stellung }
(Vorstellung)	6 — $6\frac{1}{4}$	=	Wendungen } in Zuggliedern.
	$6\frac{1}{4}$— $6\frac{1}{2}$	=	Honneur mit und ohne Gewehr }
	$6\frac{1}{2}$— $6\frac{3}{4}$	=	Gewehrübungen }
	$6\frac{3}{4}$— 7	=	Anschlag stehend freihändig, knieend und liegend.
	7 — 8	=	Zugexerzieren und zerstreutes Gefecht.
nachm.	4	=	1. Schuß, 250 m liegend freihändig, Rumpfscheibe, 3 Schuß, 2 Treffer.

die Station Nauchas, oder wie die Bastards sie schreiben: Hougas, gegründet worden. Ziethen, der als vorzüglicher Pferdekenner die Leitung des Gestüts und Depots übernehmen sollte, hatte zuerst im Westen des Damaralandes nach einem geeigneten Orte gesucht, war dann aber bald auf Nauchas aufmerksam geworden, einen Platz, der mannigfache Vorzüge in sich vereinigte. Unerläßlich war es natürlicherweise, daß das Gestüt auf einem „Pferdesterbeplatze" sich befand. Auch dies war bei Nauchas der Fall. In einem Briefe schrieb Ziethen an mich: „Von Rehoboth ist Nauchas etwa 9 bis 10 Reitstunden entfernt, mit der Pferdekarre aber braucht man, da ein Umweg einiger unbefahrbarer Berge wegen notwendig ist, 1½ Tage. Areb ist von Nauchas in einer Reitstunde zu erreichen. — Der Boden ist steinig. Da aber die Steine abgeschliffen und rund sind, werden sie den Hufen der Tiere (Pferde, Rind- und Kleinvieh) nicht schädlich, ja, es scheint mir sogar ein Vorteil zu sein, wenn die Pferde sich schon von Jugend auf an ein steiniges Gelände gewöhnen, denn gar zu oft sind sie später gezwungen, in den Feldzügen barfuß zu gehen. Fußkranke Tiere haben sich oft bei uns erholt.

Die Weide ist sehr gut. Das sogenannte »Pferdegras« ist reichlich vorhanden, auch zwei Arten von Salzbüschen, und in den Bergen, die den Platz umgeben, weiden die Pferde besonders gern. Auch Zwartfontein, in einer Stunde Fußmarsch von Nauchas zu erreichen, hat alle diese Vorzüge und außerdem eine schöne Quelle, während in Nauchas selbst gegrabene Wasserstellen sind, die aber in den Jahren 1895 bis 1897 niemals versiegten. Während dieser Jahre ist auch kein Fall der »Pferdesterbe« vorgekommen. — Die Arbeit im Gestüt und Depot begann mit 40 bis 50 Pferden, unter ihnen ein Hengst, Mutterstuten, Fohlen und ein paar Wallache als Gebrauchspferde. Später wurde diese Zahl allmählich vermehrt, sowohl durch Ankauf meinerseits als durch Ankaufskommissionen (z. B. im September 1896 in Rehoboth, Kommission: Premierlieutenant Schwabe, Lieutenant v. Ziethen, Roßarzt Rickmann) und durch Abgabe momentan nicht felddienstfähiger Pferde der Truppe. Auch aus dem Distrikt Keetmannshoop wurden erholungsbedürftige Tiere nach Nauchas gesandt. Im April 1896 waren alles in allem 180 Pferde (Zuchthengst, Stuten, Fohlen, Wallache) im Depot. Wenn man bedenkt, daß neben diesem ein, wenn auch noch so kleines Gestüt bestand, und also von den Tieren keineswegs alle felddienstfähig oder sogar nur reitbar waren, so wird man zugeben müssen, daß diese Zahl eine ganz bedeutend zu geringe war. Mindestens 1000 Pferde hätten auf dem Depot sein sollen!"

Ich füge hinzu, daß die Errichtung des Depots für die Truppe von größter Bedeutung war. Dorthin gingen alle kranken und schwachen Pferde,

um bei guter Weide und sorgsamster Pflege bald zu gesunden. Ziethen hatte in Nauchas zwei Stationsgebäude errichten lassen und alle Einrichtungen für Pferdezucht und -Pflege in zweckmäßigster Weise getroffen. Auch Rickmann weilte oft in Nauchas, wo sich auf Ziethens Wunsch einige Bastard-Familien angesiedelt hatten, deren männliche Mitglieder gegen Lohn als Pferdehirten und -Pfleger angestellt waren und die Mannschaften der Station unterstützten. — Am 16. Dezember kehrte ich mit meinen Leuten nach Windhoek zurück, um dort die Führung der 1. Feldkompagnie zu übernehmen. Mein Nachfolger in Otyimbingwe wurde Premierlieutenant Heldt. In dem Hauptorte des Landes befanden sich damals 2 Feldkompagnien — die 2. führte Hauptmann v. Sack — und 1 Batterie zu 4 Geschützen, die Eggers, den in Okahandya Lieutenant Schmidt abgelöst hatte, befehligte. Berbandt war Distriktschef in Windhoek.

Obwohl es nun äußerlich so schien, als ob wir friedlichen Zeiten entgegengingen, so glaubte weder Eggers noch ich, die wir die Herero genau kannten, an einen dauernden Frieden. Beunruhigende Nachrichten drangen aus dem Norden und Osten fortwährend zu uns, und mein Herero-Bastardjunge wußte, wie ich bereits früher erwähnte, allerlei von den Absichten der östlichen Herero und Ovambandjeru zu berichten, was nicht gerade vertrauenerweckend klang. Ich erinnere mich noch, daß er eines Tages zu mir kam und sagte: „Mijnheer, ich habe gestern am Feuer in der Eingeborenenwerft gehört, daß die Leute im Osten unzufrieden sind. Ja, ich glaube auch, daß sie die Deutschen dort nicht wollen und daß sie schießen werden!“ Aber noch schien, wie gesagt, Alles ruhig, und das Weihnachtsfest feierten wir in Frieden.

In den ersten Tagen des Januar ritt ich mit Major Müller und 40 Reitern nach Seeis und Otyihaenena. Die Herero, die dort ihre Grenze überschritten und die Farmer Otto, Körner, Bremen und Ludwig beunruhigt und bestohlen hatten, sollten zurückgetrieben werden. Wir fanden sie nicht mehr diesseits des Seeis-Flusses, aber der Empfang, der uns am weißen Nosob im Dorfe der Häuptlinge Mambo und Kajaeta bereitet wurde, sah nicht sehr friedlich aus. Viele hundert mit Hinterladern bewaffnete Herero hatten die Höhen rings um das Dorf besetzt, weitere Zuzüge fanden von allen Seiten während unserer Anwesenheit statt, und die Weiber sangen Kriegslieder und tanzten den Kriegstanz. Ein zufällig von irgend einer Seite abgegebener Schuß hätte damals unser Schicksal besiegelt, denn an ein Durchschlagen wäre inmitten der mehr als zwanzigfachen Übermacht nicht zu denken gewesen. Schließlich beruhigten sich die durch Kriegsgerüchte aufgeregten Kaffern zwar etwas, aber ich war doch froh, als ich meine Leute

Auf Höpfners Heimstätte in Klein-Windhoek.

wieder in Seeis hatte. Die Lage schien mir schon damals so ernst, daß ich in der nächsten Nacht die Reiter mit aufgepflanztem Seitengewehr an den Ufern des Seeis-Flusses schlafen ließ, da ich einen Überfall befürchtete. Das Stationsgebäude, eine Wellblechbude, bot gar keinen Schutz und lag weitab von den Wasserstellen.

Auch Feldwebel König, der Stationschef von Seeis, hegte Befürchtungen für die Zukunft, obwohl er persönlich mit den Herero seines Bezirkes gut stand. Auch er bezeichnete als die eigentlichen Unruhestifter die weiter östlich wohnenden Ovambandjeru und die Khauas-Hottentotten, die wieder einmal von sich reden machten.

In Windhoek widmeten wir uns nun ganz der Ausbildung unserer Kompagnien, des Spruches gedenkend: „Si vis pacem, para bellum“. Es wurde geschossen und exerziert, geritten, Felddienst geübt und Gefechtsschießen abgehalten, daneben aber hatten die Mannschaften viel Arbeitsdienst, denn eine Anzahl neuer Gebäude — darunter ein massiver Geschützschuppen und ein Munitionslagerhaus — sollte möglichst bald fertiggestellt werden. Große Sorge machten Sack und mir die Pferde unserer Kompagnien, die wir, da es auf dem Sterbeplatz Aredareigas im Auas-Gebirge an Wasser und Weide zu fehlen begann, nach Aris schicken mußten, wo wir mehrere Fohlen durch Leoparden verloren. Mit Freude erinnere ich mich noch der Ritte, die wir gemeinsam in das romantische Auas-Gebirge machten, um nach unseren Pferden zu sehen.

Unsere dienstfreie Zeit verbrachten wir auf Ritten in die Umgegend, auf Jagd oder im Kreise einer der gastfreien Familien Groß- oder Klein-Windhoeks; die Abende meist im Kasino mit Lindequist und dem Obergrenzkontrolleur Schmidt, der die Zollverwaltung einrichten sollte. Es waren reizende Tage, die wir im ungetrübtesten Einvernehmen zusammen verlebten, und der Verkehr zwischen Beamten, Offizieren, Kaufleuten und Ansiedlern war der herzlichste, den man sich denken kann.

Da war nichts von Kastengeist zu verspüren, und unser Leben wäre geradezu „ideal“ zu nennen gewesen, wenn sich nicht die Kaffern immer unliebsamer bemerkbar gemacht hätten. Kaum ein Tag verging, an dem nicht neue Viehdiebstähle, Räubereien und Gewaltthaten der Herero gemeldet wurden, und die Lage wurde so unleidlich, daß der Landeshauptmann eine Versammlung aller Kaufleute, Ansiedler und Farmer einberief, um sich mit ihnen zu beraten. Die Ansichten der weißen Bevölkerung waren geteilte; einige — und diese bildeten wohl die Mehrzahl — sprachen offen für den Krieg, da der Friede mit Ehren nicht mehr aufrecht zu erhalten sei, und forderten Verstärkung der Schutztruppe, andere

hielten die Lage nicht für so kritisch. Am 20. Januar ritt der Landeshauptmann mit Eggers und 40 Reitern nach Okahandya, wo fast alle Herero-Häuptlinge versammelt waren, und dort beschworen diese sämtlich den Frieden, den zwei von ihnen wenige Wochen später in schmählicher Weise brechen sollten. Aber uns war bereits damals klar, daß die Herero den Krieg *wollten*, und daß ihr Vorgeben, sie *müßten* mit den Herden ihre Grenzen überschreiten, weil es ihnen an Weide mangele, leeres Geschwätz war. Hatte

Heyns Gastwirtschaft 1893.

doch Major Leutwein auf dem Zuge nach Grootfontein im Inneren des Damaralandes große, frei von allem Vieh daliegende Weideflächen gefunden, während an den Grenzen die Kaffern unaufhörlich vorstießen. So überschritten sie am 26. scharenweise mit ungeheueren Herden den Seeis-Fluß und überschwemmten die Gebiete der dort sitzenden Farmer, so daß diese zurückweichen mußten. Das war ihr Dank dafür, daß der Landeshauptmann ihnen eben die Benutzung der Weide zwischen Nosob und Seeis gestattet hatte. Samuel Maharo, der sogenannte „Oberhäuptling" der Herero, dessen Einfluß von jeher gleich Null gewesen war, konnte auch hier wenig helfen, obwohl er den besten Willen hatte.

Am 27. beschien die aufgehende Sonne ein farbenprächtiges Bild: das zur Geburtstagsfeier Seiner Majestät des Kaisers geschmückte Windhoek.

Früh schon donnerten die Geschütze ihren Gruß und verkündeten weithin über Berg und Thal den Freudentag des deutschen Volkes. Unter dem Kommando des Majors Müller standen die beiden Feldkompagnien und die Batterie nach dem Gottesdienste in Parade. Major Leutwein brachte das Hurra auf den Kaiser aus, in das die Truppen und zahlreichen Zuschauer jubelnd einstimmten. Dann begann der Vorbeimarsch der Truppen in Zügen, das erste Mal im Schritt, dann im Trabe. Es war ein herrlicher

Heyns Gastwirtschaft 1895.

Anblick, der sich den Beschauern darbot: wehende Banner und Lanzenfähnchen, blitzende Waffen, schnaubende Rosse, Damen in hellen Kleidern, berittene Farmer und Ansiedler, geputzte Eingeborene, und über dem Ganzen der leuchtende blaue Himmel und die strahlende Sonne des Südens. Nachmittags um 3 Uhr vereinigte ein Festessen in Heyns vorzüglichem Hotel wohl an 50 Herren; die Truppen wurden in ihren Quartieren gespeist, und abends wurde Theater gespielt und ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt.

Unter dem 3. Februar finde ich in meinem Tagebuche Folgendes:

„Hurra! — Es wird bekannt, daß einige Hundert schnell zusammengezogene Boeren 700 unter Dr. Jameson in Transvaal eingefallene Engländer bei Krügersdorp unweit Prätoria angegriffen und gefangen genommen haben. Die Rädelsführer des Lumpengesindels sind zum Tode verurteilt, aber begnadigt worden. C. Rhodes, der sicherlich beteiligt ist, hat Demission eingereicht; Sir Herkules Robinson*) soll auch wackeln. (Nachrichten aus Keetmannshoop, von Weiß und einem eben aus Transvaal eingetroffenen Boeren.) Die Begeisterung hier ist groß, besonders unter den Bauern; die Engländer gehen scheu umher!"

*) Der Gouverneur der Kapkolonie.

Das war ein Schlag, den wir den Britten mit ihrer unersättlichen Ländergier und ihrem recht- und gesetzlosen Treiben von Herzen gönnten. An demselben Tage fand eine zweite Farmerversammlung statt, in der es über die Frage: „Krieg oder Friede?“ zu erregten Auseinandersetzungen kam. Major Leutwein betonte, daß er, so lange es nur möglich sei, versuchen wolle, die Herero-Frage friedlich zu lösen.

Am folgenden Tage rückte Hauptmann v. Sack mit der 2. Kompagnie nach Seeis ab, um die Grenze zu schützen, Lindequist folgte ihm. Inzwischen waren Samuel Maharo und Nikodemus, der Häuptling der Ovambandjeru, in Windhoek angelangt, letzterer anscheinend, um seine friedlichen Absichten klarzulegen, aber man brauchte den verschlagenen Kaffern mit dem unstäten Blick nur zu sehen, um ihm zu mißtrauen. Der Ruf einer Bestie, eines Tigers in Menschengestalt, ging ihm voraus. In den Kriegen gegen die Naman hatte er sich durch wilden Blutdurst und tierische Grausamkeit ausgezeichnet, und in einem Gefechte bei Hoornkrans hatten seine unmenschlichen Mordbuben Säuglinge in die Feuer geworfen und ihnen die Schädel mit Keulen zerschmettert. Was konnte man von einem solchen Mann anders erwarten als Treubruch und Verrat? Aber gleichviel, die Lage schien sich gebessert zu haben, und der Landeshauptmann erteilte mir vom 1. April ab einen sechsmonatlichen Urlaub nach Deutschland. Außerdem sollte ich den Transport der nach der Heimat zurückkehrenden Angehörigen der Schutztruppe — etwa 60 Mann — führen und das Schutzgebiet als Kommissar auf der 1896 in Berlin stattfindenden Gewerbe- und Kolonial-Ausstellung vertreten.

Nun hieß es schnell noch allerhand Gegenstände zusammenzubringen, um das Leben und Treiben der Eingeborenen des Schutzgebietes, ihre Wohnungen, Hausgeräte und Handwerkszeuge, die — allerdings recht geringwertige — Industrie und die Produkte des Landes in Deutschland möglichst erschöpfend darstellen zu können. Burgsdorff, der Bezirkshauptmann von Gibeon, hatte bereits einige Witbooi-Männer und -Frauen, die sich bereit erklärt hatten, nach Deutschland zu reisen, sowie Mattenhäuser, Geräte, Feldfrüchte u. a. m. geschickt; Lindequist und der Kaufmann Voigts übernahmen die Anwerbung von Herero, und ich ritt nach Rehoboth und kaufte dort mit Hilfe Heidmanns und des Kaufmanns Konrad eine ansehnliche Sammlung von Gebrauchsgegenständen der Bastards und von schöngearbeiteten Felldecken ein. Auch einer meiner Soldaten, Piet Diergaard, wollte mich nach Deutschland begleiten, doch kam es später nicht dazu.

Lindequist, der unermüdliche, fand trotz der erdrückenden Arbeitslast, die auf ihm ruhte, doch noch Zeit, sich eingehend mit den Vorbereitungen für

die Ausstellung zu beschäftigen, und es gelang ihm, eine größere Anzahl Herero, darunter die Söhne Maharos und des Nikodemus, sowie den gebildetsten Kaffern, den ich kenne, den Schulmeister Josaphat Kamatotto aus Otjiseva, zur Reise nach Deutschland zu bewegen. Diese Eingeborenen sammelten sich allmählich in Windhoek, wo ich das Verpacken der für die Ausstellung bestimmten Gegenstände leitete. Der Sergeant Zarradt sollte mich nach der Heimat begleiten.

Inzwischen war eines Morgens Lieutenant Lampe mit einigen Reitern von Gobabis her in Windhoek eingeritten. Er hielt die Lage im Osten für so bedenklich, daß er die weite Reise zu persönlicher Berichterstattung nicht gescheut hatte, und der sonst so ruhige, besonnene Mann war auf das höchste nervös erregt und schilderte die Verhältnisse schwarz in schwarz. Er sagte mir wörtlich: „Ich kann mich kaum aus den Mauern des Stationsgebäudes herauswagen. Überall wimmelt es von bewaffneten Herero, Orambandjeru und Naman, die offen Drohungen gegen die deutsche Regierung ausstoßen!" — Lampes Lage war die denkbar ungünstigste. Er saß weitab von dem Mittelpunkte des deutschen Einflusses am Rande der Binnenlandwüste, seine Nebenstationen Rietfontein und Olifantskloof waren viele Tagereisen von dem Hauptorte Gobabis entfernt, die Verbindungen dorthin unsicher und schwierig, und sein Stationsgebäude, ein altes halbverfallenes Missionshaus, war kaum noch brauchbar zu nennen.

Und das war uns allen vollkommen klar: wenn dieser Mann schon zu verzagen begann, dieser stets bereite, unerschrockene Soldat mit dem Körper aus Stahl, ein Krieger vom Scheitel bis zur Sohle, dann mußte es schlimm stehen um die deutsche Sache im fernen Osten. — Lampe ritt nach Gobabis zurück, und zu gleicher Zeit trafen Nachrichten aus Omaruru und dem Ambolande ein, die darauf hinwiesen, daß die anti-deutsche Bewegung auch dort sich ausbreite. In Omaruru war es der Häuptling Manasse selbst, der, nachdem er eben erst sechs Monate in Windhoek auf Kosten der Regierung gelebt hatte und von Dr. Richter von schwerer Krankheit geheilt worden war, nun als Dank seine Leute gegen uns aufhetzte, und außerdem wurde bekannt, daß der Herero Traugott, ein Sohn des Häuptlings Tjetjoo, mit einer vielhundertköpfigen Herde durch Amboland nach dem Kunene gezogen war, um dort von portugiesischen Schmugglern Munition zu erhandeln. Kein Mensch konnte dies hindern, da die Grenzen im Norden unbesetzt waren, und unser Einfluß noch gar nicht bis in das Amboland reichte. —

Ich glaube, daß es nicht schwer sein dürfte, längs des Kunene und dann weiter bis zum Okawango Stationen zu errichten, dort eine Verwaltung zu organisieren und so den Schmuggel und Sklavenhandel zu unterdrücken, der

heute noch in jenen Gebieten ebenso blüht wie vor drei Jahren. Es ist mir auch nicht zweifelhaft, daß die Erschließung des Ambolandes von Norden her leichter und besser als von Süden in Angriff zu nehmen sein wird; aber damit hat es, wenn für diesen Zweck die Schutztruppe nicht verstärkt werden sollte, noch lange Zeit, denn dann müßten Nama- und Damaraland vorher vollständig pacificiert sein.

Das sind sie aber nicht, bevor nicht der letzte Herero und Namab den letzten Hinterlader abgegeben hat. Auch dies wird wohl die Zeit mit sich bringen, und daß diese Maßregel notwendig werden wird, zeigt uns die Geschichte Transvaals, Natals und besonders die der Kapkolonie. Dort stehen die Engländer noch heute nach mehrfachen Kriegen einigen Stämmen — ich nenne nur die Basuto — machtlos gegenüber, deren rechtzeitige vollständige Entwaffnung sie versäumten oder nicht erzwingen konnten. Solche Gebiete sind aber als „pacificierte" nicht zu bezeichnen.

Amboland wird trotz der dort auftretenden Malaria einst für Deutschland ein wertvoller Besitz sein. Fruchtbares Ackerland, große Nutzholzwälder und eine arbeitsame, ackerbauende Bevölkerung finden sich dort nach den Berichten der Reisenden und Missionare, die ich gesprochen habe. Die Stammeshäuptlinge üben, im Gegensatz zu denen der Herero, einen großen Einfluß aus, ihre Macht gegenüber ihren Unterthanen ist eine unbegrenzte, despotische, und gerade deshalb wird die Unterwerfung der Ovambostämme besonders schwierig werden. Ein Anfassen von Norden her, ein Abschneiden der portugiesischen Hilfsquellen scheint mir das für die Zukunft zuerst Gebotene. Man hat dort die beiden, stets wasserführenden großen Ströme und schließlich einen Rückhalt an den längs des östlichen Laufes des Kunene und in Humpata angesiedelten Boeren, die sich zwar in stetem Streit mit der portugiesischen Regierung befinden, uns, ihren Stammesbrüdern, gegenüber aber aller Wahrscheinlichkeit nach ganz andere Seiten aufziehen werden. Es ist merkwürdig, wie sich auch der griesgrämigste alte Boer sofort verändert, wenn man ihn in seiner Landessprache begrüßt, ihm ein: „Guten Tag, Ohm, wie geht es Dir?" zuruft und sich als Deutscher bekennt.

Dr. Max Esser, der im Jahre 1896 die Westküste Afrikas bereiste und von Angola aus nach Süden vordrang, giebt denselben Ratschlag für die Erschließung des Ambolandes, wie ich ihn eben ausgeführt habe, und lenkt in seinem Buche „An der Westküste Afrikas" die Aufmerksamkeit aller Kolonialfreunde auf die Tigerbai, einen 60 km nördlich der Kunene-Mündung allerdings im portugiesischen Gebiet gelegenen natürlichen Hafen. Über dieser Bai, sagt Esser, müsse einst die schwarz-weiß-rote Flagge flattern, denn sie bilde das gegebene Eingangsthor in das deutsche

Amboland. Eine Stelle aus dem obenerwähnten Buche aber ist für uns ganz besonders erwähnenswert. Dort heißt es über Angola: „Gewehre und Munition spielen im Lande natürlich eine große Rolle. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß ein großer Teil der Waffen und Patronen, mit welchen in den letzten Jahren die unserer südwestafrikanischen Schutztruppe gegenüberstehenden Eingeborenen ausgerüstet waren, aus Angola waren. Bezeichnend dafür ist ein Vorkommnis, welches wir, auf unserem Marsche von Mossamedes über Kap Negro den Coroca hinaufziehend, erlebten. In der Nähe dieses Flusses begegneten wir einem größeren Trupp Damaraleute, die mich in dringendster Weise um Munition oder Pulver baten und mir dagegen zwölf Ochsen zum Kauf anboten. Auf meine Frage, was sie mit dem Pulver wollten, erzählten sie prahlend, daß sie mit einem mächtigen deutschen Häuptling, dem Major Leutwein, Krieg führten; sie hätten diesem selbst ein weißes Pferd unter dem Leibe erschossen, drei seiner Offiziere getötet und zwei verwundet. Aus Mangel an Munition hätten sie sich zurückziehen müssen; diese wollten sie jetzt ergänzen, um dann von neuem den Krieg zu beginnen. Man kann sich denken, daß ich die Kerle am liebsten gefangen genommen hätte, aber abgesehen davon, daß wir auf portugiesischem Boden sehr vorsichtig sein mußten, war ich mit meiner kleinen Expedition auch viel zu schwach, um gegen die uns an Zahl bei weitem überlegenen Gesellen etwas unternehmen zu können. So mußten wir sie weiter ziehen lassen, waren aber überzeugt, daß ihr Verlangen nach Munition in Humbe von den Portugiesen bald befriedigt wurde." Was Esser dann weiter über die absolute Machtlosigkeit der portugiesischen Regierung sagt, war uns auch von anderer Seite bereits bekannt, besonders durch einige Händler, die vom Transvaal hinauf bis nach Angola das Land durchziehen, und deren bedeutendster der in ganz Südafrika bekannte Schwede Erikson ist. Guter Wille reicht eben allein nicht aus, um die Durchführung erlassener Gesetze zu sichern. Auch anläßlich einer Jagd am Elefanten-Flusse, einem Nebenflusse des Kunene, erzählt Esser: „Zwei Hippopotamusse, welche wir schossen, wurden verspeist, und der Geruch des Fleisches zog einige 20 Neger vom Damaralande an, welche nach Humbe zogen, um dort ihre Ochsen gegen Waffen einzutauschen!"

Ich bemerke, daß diese Ereignisse sich nach dem Kriege abspielten, der nun bald zwischen Deutschen, Herero, Ovambandjeru und Khauas-Hottentotten ausbrechen sollte! —

Doch kehren wir zurück nach Windhoek. Der Hauptmann v. Sack war leider erkrankt und mußte sich nach Walfischbai begeben, um über Kapstadt einen Heimatsurlaub anzutreten. Ich folgte ihm am 8. März, nachdem

große Festlichkeiten zu Ehren der zur Entlassung kommenden Mannschaften in Windhoek stattgefunden hatten, und nachdem ich noch einmal mein Amt als Starter auf der wundervollen Rennbahn des von Eggers gegründeten „Windhoeker Herrenreiter-Vereins" ausgeübt hatte. Der Abschied fiel mir recht schwer. Ließ ich doch viele treue Freunde, viel Genossen in Freud' und Leid zurück! — In Otyimbingwe traf ich Estorff und Helm, die eben aus dem Kaoko-Feld zurückgekehrt waren, und Hermann, der aus seiner Stellung bei der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika geschieden war und es für rationeller hielt, auf eigene Faust ein landwirtschaftliches Unternehmen zu beginnen. Er war mit Troost und auf dessem Dampfer „Leutwein" vor kurzem aus Deutschland eingetroffen. Ich will hier gleich bemerken, daß dem Lieutenant Troost für den auf eigene Kosten unternommenen Ankauf und die Einstellung des Dampfers „Leutwein" zwischen Kapstadt, Lüderitz-Bucht, Walfischbai und Swakobmund ebenso der Dank aller Südwestafrikaner und Kolonialfreunde gebührt, als für die Versuche, die er später unter großen Kosten mit einer Straßenlokomotive gemacht hat. Waren diese letzteren auch nicht gerade von großem Erfolge begleitet, so sind sie doch in jeder Beziehung anerkennenswert, und es ist falsch, kindisch und wenig einsichtig, wenn sie von gewisser Seite bekrittelt und verspottet werden. Nicht mit leeren Worten nützt man der guten und gerechten kolonialen Sache, sondern durch Thaten allein, und gerade den Leuten, die stets zum Verspotten und Verächtlichmachen ehrlichen Strebens bereit sind, fehlt es meist am Besten! — Ich habe seiner Zeit erwähnt, daß die Reederei des englischen Dampfers „Nautilus" sich beharrlich geweigert hatte, Swakobmund anzulaufen. Hierin eine Änderung herbeizuführen, war mir trotz aller Bemühungen im Jahre 1895 nicht geglückt. So lange der das Schutzgebiet mit Kapstadt verbindende Dampfer Swakobmund *nicht* anlief, konnte dieser Platz die Walfischbai nicht überflügeln. Nun war dies jedoch erreicht! Troost hatte für seinen Dampfer den Kapitän Parrow, der bis dahin 1. Steuermann des „Nautilus" gewesen war, gewonnen, das letztgenannte Schiff stellte seine Fahrten bald darauf ein, und Swakobmund hatte gesiegt! Das aber verdanken wir ganz *allein* dem Lieutenant Troost, der den Mut hatte, hier große Summen eigenen Kapitals anzulegen. Den größten Gewinn zog daraus die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, denn die ihr gehörigen öden Sandstrecken an der Swakob-Mündung waren bald als Bauplätze von Firmen und Privaten überaus begehrt, und die Preise für Grund und Boden wurden enorm in die Höhe getrieben, als der Marinehafenbaumeister Mönch im Auftrage der Regierung die Swakob-Mündung untersucht und gefunden hatte, daß die

Anlage eines Wellenbrechers und Bootshafens sich verhältnißmäßig leicht würde bewerkstelligen lassen. —*)

Von Otyimbingwe, wo ich erfuhr, daß der deutsche Dampfer einen Monat später als fahrplanmäßig, nämlich erst am 1. Mai, eintreffen werde, ritt ich mit Heldt und Hannemann über Tsaobis, Tinkas und Usab nach Swakobmund. Auf dem Wege traf uns ein reitender Bote der Station Ururas, dessen Meldung uns stutzig machte. Der Stationschef, Unteroffizier Schücke, berichtete, daß am 13. d. Mts. ein von 14 Berg-Hottentotten begleiteter Wagen auf dem Wege von Walfischbai ins Innere die Station passiert habe, und daß die Naman unter Drohungen und Schimpfreden mit Waffengewalt die vorgeschriebene Untersuchung der Fracht durch die Reiter der Station verhindert hätten. Gab nun schon der Umstand zu denken Anlaß, daß 14 Bewaffnete einen nach dem Frachtbriefe nur mit „Lichten, Seife, Jam und Ähnlichem" beladenen Wagen begleiteten, so wurde der Verdacht, daß Munition auf dem Wagen versteckt sei, durch die Handlungsweise der Naman fast zur Gewißheit. An der Küste wurde es auch offen ausgesprochen, daß der englische Händler Green in Walfischbai den Hottentotten Munition für Straußfedern verkauft habe. Heldt beabsichtigte, sofort eine starke Patrouille dem Wagen, der allerdings fast 14 Tage Vorsprung hatte, nachzusenden, und ich erbot mich als Führer, da ich bis zur Ankunft des Dampfers nicht unthätig in Swakobmund sitzen wollte. Mit Hannemann, Schücke und ungefähr 10 Reitern brach ich am 31. auf und erreichte nach dreistündigem, scharfem Ritt Walfischbai. Hier schloß sich mir trotz seines Leidens Hauptmann v. Sack mit einem Diener an. Wir wußten, daß ein überaus schwieriger und anstrengender Ritt uns bevorstand — längs

Lieutenant Helm.

*) Inzwischen ist im November 1898 bereits ein Regierungsbaumeister mit den für den Hafenbau bestimmten Beamten und Arbeitern in Swakobmund eingetroffen. Granit als Baumaterial ist nicht allzuweit (2,5 km) von der Baustelle gefunden und mit dem Bau einer Transportbahn nach der Fundstelle begonnen worden.

des Kuiseb-Flusses und des Dünengürtels, der sich hier in mächtiger Breite von der Küste bis nach Ababes an der Naauwkloof hinzieht. Proviant konnten wir nur in geringer Menge mitführen, um die Pferde nicht zu sehr zu belasten, dagegen ließ ich die Stationskarre von Ururas, mit Hafer und Wasser beladen, uns folgen. Sie sollte so schnell und weit wie möglich vordringen und bei „Oswells-Werft", einer Wasserstelle im Kuiseb, unsere Rückkehr erwarten. Dort, so hatte Schücke berichtet, setzten riesige Dünen durch die Fahrstraße, und es werde der Karre mit ihren schwachen Ochsen unmöglich sein, sie zu überwinden. Der tapfere Unteroffizier, der sich schon so oft ausgezeichnet hatte, brannte darauf, sich an den Naman, denen er nur mit zwei Mann gegenüber gestanden hatte, zu rächen. In Walfischbai borgte mir mein Freund Sichel noch ein Pferd, da wir eins der unseren eines Kolikanfalles wegen dort stehen lassen mußten. Dann ging es vorwärts — Tag und Nacht, und bald umfingen uns die furchtbaren, wasser- und weidelosen Sand- und Steinwüsten des Kuiseb, dieselben, in denen einst Lieutenant v. Erckert seinen Tod gefunden hatte. Mir fielen auf dem Ritt durch diese Einöden die Verse Freiligraths ein:

„Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere;
Wer sie durchritten hat, den grauf't.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrenen Gleise, drinnen
Des Kolonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben: —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand." —

Ja: „Wer sie durchritten hat, den grauf't!" — Ich glaube, daß wohl Jeder von denen, die diese Wüsten jemals durchquert haben, das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Schrecken dieser Natur gehabt hat. — Inzwischen drangen wir unter großen Beschwerden weiter vor. Über Ururas, Zwartbank und Klipneus erreichten wir am Abend des 2. April Oswells-Werft. Auf dem Wege bereits hatten wir erfahren, daß zehn weitere Witbooi-Reiter zu dem Wagen gestoßen seien, und daß diese frische Pferde und Ochsen von Ababes her angetrieben hätten. Unsere Pferde hatten schon drei Tage lang kein Hälmchen Gras gesehen, und das Wasser im Bett des Flusses war allenthalben so schlecht und brackig, daß wir bereits fünf Pferde, die heftig an Durchfall erkrankt waren, hatten stehen lassen müssen. Jetzt dankte ich dem Himmel, daß ich sechs überzählige Pferde mitgenommen hatte. — Aber es sollte uns nicht gelingen, den Wagen einzuholen. Am 3. mittags mußte ich schweren Herzens den Befehl zur Umkehr geben, da schon wieder eins der

Pferde schlapp geworden und bei den anderen dasselbe in kürzester Zeit zu erwarten war. Im Bette des Kuiseb fanden wir ab und zu aus Büschen geflochtene Hütten, in denen die sogenannten „Rivier-Hottentotten" hausten, ein elendes, von Schmutz starrendes, scheues Gesindel, das sich hauptsächlich von den Früchten der Narrapflanze nährte. Unsere Pferde waren so hungrig, daß sie die dicke, trockene Rinde von den Anabäumen fraßen. Nach endlosen Nachtmärschen erreichten wir teils zu Fuß, teils zu Pferde wieder Ururas, wo ich infolge des schlechten Wassers heftig an Magenkrämpfen erkrankte. Sack bannte jedoch das Übel durch Auflegen von heißgemachten Steinen in so überraschend kurzer Zeit, daß wir am Abend weiterreiten konnten und am 8. über Walfischbai in Swakobmund einrückten. Am 13. dampfte Sack auf dem „Leutwein" nach Kapstadt ab. Später reichte ich der Landeshauptmannschaft einen Bericht über den „Kuiseb-Weg" ein, aus dem ich einige Stellen anführen will:

„Bis Zwartbank, das über 60 km südöstlich von Walfischbai liegt, zieht sich von der Küste aus eine von tiefen Einschnitten durchfurchte Sandwüste hin. Dann beginnen die Steinwüsten. Bis zum Horizont ist der Erdboden besät mit riesigen Granit- und Gneisblöcken. Bei Oswells-Werft (Narob) reitet man über eine Stunde lang in tiefsandigem Boden hinunter in das wildromantische Bett des Flusses, das bis hierher flach und breit — bei Ururas etwa 2000 m — jetzt plötzlich beginnt, sich zu verengen und zwischen steilen Felswänden eingeschlossen ist. Undurchdringlicher, wildverworrener Wald füllt die Tiefe aus; schmale Wildpfade durchkreuzen ihn, und nur an einer Stelle ist das Dickicht lichter. Hier lagen die Spuren des Witbooi-Wagens. Der Weg bis zu der unter weitüberhängenden Felsen versteckten Wasserstelle ist schwer zu finden und furchtbar sandig. Das Wasser selbst steht in einem wohl 3 m tiefen Loch, ist für Tiere unzugänglich, und mußte von uns in Kochgeschirren geschöpft werden. Einer unserer Karrenochsen fiel abends in das Loch und konnte nur mit großer Mühe nach einstündiger Arbeit gerettet werden. Wir wanden Zugtaue und Steigbügelriemen um die Hörner und den Leib des Tieres und zogen es glücklich heraus. An der Wasserstelle lag ein krepiertes Witbooi-Pferd.

Der Aufstieg aus dem Flußbett auf die westlichen Wüstenflächen ist der schwierigste, den ich jemals gesehen habe. Über zwei Stunden geht es in Sand und Geröll steil bergauf. Wagen, die ja diesen Weg nur höchst selten benutzen, müssen nach Aussagen Eingeborener fast leer hinauffahren. Die größere Hälfte der Fracht muß vorher abgeladen und dann nachgetragen oder nach einigen Tagen, wenn die Zugtiere wieder gekräftigt sind, nachgeholt werden. Der Witbooi-Wagen soll hier sechs Tage gelegen haben. —

Von nun an führt die Straße auf dem linken Flußufer weiter, auf einer fortwährend von kleinen Dünen durchsetzten Fläche, welche sich, hart an den Felskañon herantretend, ab und zu auf höchstens 200 bis 300 m verbreitert, meist aber von den von Westen her vorrückenden Sanddünen auf 50 bis 100 m eingeengt wird. Der Dünengürtel begleitet, wie ich bereits bemerkte, den Weg bis Ababes, wo er in dem Feldzuge in der Naauwkloof von der Kompagnie v. Sack angetroffen wurde. Von Walfischbai bis Ababes beträgt seine Länge nach den Karten 200 km! Der eben beschriebene Fahrweg bildet so in dem mir bekannten Teile von Oswells-Werft aus ein fortwährendes Defilee, und wir konnten ihn nicht verfehlen, obschon die Wagenspuren oft auf Hunderte von Metern weit verweht waren. Dicht hinter dem Werftplatz setzt eine riesige Düne, deren Sandmassen bis hart an die Abstürze des Kañons reichen, quer durch den Weg, und später, bei einem »Horebis« genannten Fleck, sieben weitere kurz aufeinander folgende Sandberge. Es erscheint kaum glaubhaft, daß Frachtwagen hier überhaupt passieren können. Jedenfalls muß man auf jeden Wagen 40 bis 50 starke und frische Ochsen rechnen. —

Die Weideverhältnisse sind, soweit ich sie gesehen habe, entsetzliche, besonders wenn, wie in diesem Jahre, im Flußbett fast gar keine Anaschoten liegen. Unteroffizier Schücke hatte mir gesagt, daß von Oswells-Werft aus an den Dünen gutes Gras stände. Umsomehr waren wir enttäuscht, als wir auch dort keinen Halm fanden. Schücke behauptete, daß noch vor vier bis sechs Monaten gute Weide vorhanden gewesen sei, und bald klärte sich diese uns zuerst rätselhafte Sache dahin auf, daß die Grasnarbe vollständig durch Sandmassen zugeweht war. Wir kamen darauf, als wir einige Grasspitzen aus dem Boden hervorragen sahen und mit den Händen den Sand fortscharrten. Nun stellte es sich heraus, daß dies die Spitzen des hohen Sauergrases waren, welches vom Vieh nicht genommen wird; Büschel süßen, aber von der Hitze des Sandes verbrannten und verdorrten Grases fanden wir auf über Seitengewehrtiefe unter der darübergewehten Sandschicht.

Die Wegekundigen behaupteten ferner, daß Weg und Dünen sich seit ihrem letzten Ritt ganz auffallend verändert hätten. Das erscheint nicht wunderbar, wenn man eine der Dünen ersteigt und sich überzeugt, daß man die Augen vor herumwirbelndem Sand kaum öffnen kann. Es wurde mir nun auch erklärlich, warum s. Z. die Patrouille des Lieutenants v. Erckert*) nicht auf ihren eigenen Spuren zurückzureiten versuchte, als ich sah, daß die Hufeindrücke unserer Pferde vom Morgen am Mittage desselben Tages, als

*) Erckert war später vom Wege nach Osten zu abgebogen, auf das rechte Ufer des Kuiseb.

wir zurückritten, ſchon vollſtändig zugeweht waren. Glatt und ohne Merkmal lag die Wüſte vor uns.

Aus demſelben Grunde iſt auch die Waſſerverſorgung für Menſchen und Vieh erſchwert, denn ebenſo wie auf der Fläche iſt auch im Bette des Kuiſeb der Sand in ſteter Bewegung und füllt in kurzer Zeit die friſch gegrabenen »Pützen« wieder aus. Ein großes Verdienſt hat ſich Lieutenant v. Erckert dadurch um die hier Reiſenden erworben, daß er auf ſeinem letzten Ritte an allen Stellen der Fläche, an denen ein Abſtieg möglich und unten im Flußbett Waſſer erhältlich iſt, weithin ſichtbare Steinpyramiden errichten ließ. — Der Abſtieg in die gähnende Thalſpalte — übrigens nur an ſehr wenigen, ſtundenlang voneinander entfernt liegenden Punkten möglich — bedeutet an allen Stellen, die ich ſah, eine große Anſtrengung ſelbſt für loſes Vieh. Die Regenſchluchten, die bei Uſab und Kanikontes in den Swakob führen, ſind dagegen ein Kinderſpiel, denn ihnen fehlt die Steilheit der Zugänge des Kuiſeb, die uns oft nötigte, von den Pferden zu ſteigen. Dazu kommt noch, daß der Boden der Abſtiege aus ganz loſem, nachgebendem Flugſand beſteht, ſo daß ich den Eindruck gewann, daß an dieſen Stellen ehemals rieſige Dünenmaſſen bis in den Fluß gereicht haben und ſpäter die auf der Fläche ruhenden Teile auseinandergeweht worden ſind. Dagegen konnten wir jetzt ein erneutes Vorrücken der Dünen gegen den Kañon mit Beſtimmtheit feſtſtellen.

Auf den ſogenannten »Flußweg«, eine Wagenſpur im Bette des Kuiſeb ſelbſt, will ich nicht näher eingehen, da dieſer noch ſchlechter und ſandiger als der Flächenweg, ſtellenweiſe aber durch dichte Bewachſung, umgeſtürzte Baumrieſen und tiefe durch das Waſſer geriſſene Spalten ganz unfahrbar iſt. —

Ich komme nun zum Schluſſe und möchte bemerken, daß meine Hoffnung, längs des Kuiſeb einen Weg zu finden, der uns in ſtrategiſcher Hinſicht bei einem Aufſtande der Weſtherero von Nutzen ſein könnte, in keiner Weiſe erfüllt worden iſt. Vielmehr muß ich mein Urteil dahin zuſammenfaſſen, daß der Kuiſeb-Weg für uns als Transportſtraße weder im Frieden noch im Kriege in Betracht kommen kann, beſonders auch mit Rückſicht darauf, daß die Transporte zu Kriegszeiten ſchnell und ſicher ausgeführt werden müſſen, daß eine ſehr große Zahl von Zugtieren gebraucht wird, und ſomit auch auf minderwertiges Material zurückgegriffen werden muß. Dieſes Material aber würde die Schwierigkeiten des Weges ſelbſt mit leeren Wagen nicht zu überwinden vermögen. Daher wird die Straße längs des Kuiſeb niemals ein großer Transportweg, wohl aber, und beſonders nach Einführung der Zölle, eine Hauptader des Schmuggels werden.“ —

Zehntes Kapitel.

Der Aufstand der vereinigten Khauas, Herero und Ovambandjeru.

Erste Gerüchte. — Nach Okahandya. — Stationsleben im Kriege. — Durch Kampf zum Sieg. — Die Erschießung der Rebellenhäuptlinge. — Friede. — In Windhoek und Rehoboth. — Von neuem zur Küste.

Als wir am Abend unserer Ankunft in Swakobmund Bahrs Hotel „Zum Fürsten Bismarck" betraten, fanden wir eine aufgeregte Gesellschaft vor. Schon waren dunkle Gerüchte von den ersten Feindseligkeiten im Osten bis hierher gedrungen, und man wußte bereits, daß die Truppe in zwei Kolonnen von Windhoek gegen Gobabis vorgerückt war. Infolgedessen wurde die Heimsendung der zur Entlassung kommenden Mannschaften bis auf weiteres verschoben, und Major Müller, der kurz zuvor an der Küste eingetroffen war, beschloß, den Hauptteil derselben zur Besetzung und Sicherung des Baiweges zu verwenden. Am 10. verließ er mit Heldt und den Mannschaften Swakobmund, nachdem alle vorhandenen Wagen requiriert worden waren, und zog ins Innere. Die Stationen Nonidas, Haigamkab, Salem und

Tsaobis wurden stark besetzt. Inzwischen ließ ich Swakobmund zur Verteidigung einrichten. Dies war aber leichter gesagt als gethan, denn der Ort ist weit ausgedehnt, und die Anzahl der vorhandenen Waffen war gering. Ich gab sofort der „Damara- und Namaqua-Handels-Gesellschaft" und der „Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika" Erlaubnisscheine zur Einfuhr von Gewehren, Revolvern und Munition aus Kapstadt, und der „Leutwein" sollte diese so schnell als möglich holen. Die Storys, die das Land durchschwirrten, wirkten auf die Bevölkerung, Weiße wie Eingeborene, sehr beunruhigend. Da hörte man, die gesamten Herero seien aufgestanden; Hendrik Witbooi habe sich ihnen angeschlossen, und die Naman des Südens und Südostens seien in heller Empörung. Ich maß zwar diesen Gerüchten, soweit sie Hendrik betrafen, keinen Glauben bei, aber dennoch mußten wir in Swakobmund auf einen Angriff gefaßt sein. Mit Lieutenant Troost und Feldwebel Zachalowsky erwog ich die Verteidigungsmaßregeln, und es wurde uns klar, daß die meisten Gebäude, zumal sie ja nur aus Holz bestanden, nicht zu halten sein würden. So wurde denn am höchsten Punkte, ungefähr in der Mitte des Platzes, der Bau einer geräumigen, starken Schanze beschlossen und in Angriff genommen. Sandgefüllte Säcke und Tonnen gaben ein vorzügliches Material ab. In diese Schanze sollten sich sowohl die Reiter der Garnison als auch alle übrigen Weißen mit Frauen und Kindern und, wenn möglich, die Eingeborenen im Falle eines Angriffs zurückziehen. Die in den einzelnen Kauf- und Lagerhäusern befindlichen großen Warenvorräte konnten durch Feuer aus der Schanze besser geschützt werden, als wenn jeder Besitzer in seinem Gebäude blieb. —

Am 13. kam die Post aus dem Innern an, und wir erfuhren, daß die Unruhen mit der Ermordung einer Patrouille von drei Reitern, die Lampe von Olifantskloof nach Gobabis geschickt hatte, begonnen hatten. Der 15. aber sollte uns nähere Nachrichten bringen. Mittags sah man plötzlich von Osten her einen einzelnen Reiter auf den Ort zujagen. Alles lief zusammen, und als der Soldat auf schweißbedecktem Pferde sich nahte, erkannte ich den Stationschef von Haigamkab, Unteroffizier Keil. Schon von weitem rief er mir zu: „Gute und schlimme Nachrichten! Ein Sieg bei Gobabis, aber Lieutenant Lampe gefallen. — Herr Lieutenant sollen sofort herauf!" Zugleich übergab er mir einen offenen Brief folgenden Inhalts:

„Tsaobis, 12. April 1896, abends.

Eben folgende Nachrichten hier eingetroffen, datiert 5. April nachmittags: »Die vereinigten Khauas und Damara von Nikodemus und Kahimemua griffen mich heute früh, nachdem ich gegen Nacht bei Gobabis eingetroffen, in sehr

kühner und geschickter Weise an. Mit Tagesanbruch etwa 100 bis 150 Hottentotten, um ½10 Uhr früh zweiter Angriff von 300 Hottentotten und Damara. Beide Angriffe wurden durch meine 50 Reiter und 1 Geschütz siegreich abgeschlagen, obwohl es stellenweise zum heftigsten Handgemenge kam. Der Gegner flüchtete darauf in die Werft des Nikodemus; der Kampf währte bis Mittag. Ich ging nachmittags mit einem Teil der Reiter (22) gegen die Werft vor. Es sind noch weit über 300 berittene und mit guten Hinterladern bewaffnete Herero hier, daneben viel Volk zu Fuß, auch mit Hinterladern bewaffnet. Verlust des Gegners wird unsrigen 6mal übersteigen. Unter den Toten ist Eduard Lambert, der Khauas-Kapitän. Unser Verlust: 5 Tote (Lieut. Lampe; Freiwilliger Lieut. d. Reserve Schmidt;*) Uffz. Lazarettgeh. Bannach; Reiter Exner, Jendjes); sehr schwer verwundet: Sergeant Fisch; Uffz. Susath; leicht verwundet: Lieut. Eggers; Gefr. Schmidt, Wielandt; Bastardreiter Paul.

v. Estorff.«

Verbandt jetzt Okahandya, Samuel (Maharo) ruhig bis jetzt, giebt vielleicht Hülfstruppen, alsdann Verbandt mit denselben ebenfalls nach Gobabis. —

Lieut. Schwabe sofort heraufkommen; Sergeant Zarradt unter allen Umständen mit Woermann-Dampfer und Eingeborenen, die scharf zu bewachen sind, nach Hause. (Troost Station Swakobmund.) Stores möchten möglichst viel Reis nach oben schicken, da Truppe unten nichts mehr liegen hat.

Müller."

So war denn unser lieber Lampe, dieser tapfere, unermüdliche Soldat, auch dahingegangen mit soviel Braven! Die Flaggen sanken auf Halbmast; die Trauer war allgemein. Aber uns blieb nicht lange Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen; Hals über Kopf ging es an die Arbeit. Die Pferde wurden herangeholt und beschlagen, ich übergab die Station an Lieutenant Troost, instruierte in aller Eile den Sergeanten Zarradt und packte meine Sachen. Hunderterlei war noch zu überlegen und auszuführen. Zunächst hatte ich den Ansturm der Mannschaften auszuhalten, die alle mit in den Feldzug wollten. Ich wählte vier, die Unteroffiziere Rothe, Talaska, Schulz und den Gefreiten Badke aus, die anderen mußten zum Schutze der Station zurückbleiben. Früh am nächsten Morgen ritten wir ab, unter den Segenswünschen der Zurückbleibenden. Als Kriegsfreiwillige hatten sich mir noch die Kaufleute Schnake, Dehneke und Hübner angeschlossen. In Eilmärschen, die nur der letztgenannte der Freiwilligen aushielt, strebten wir Otyimbingwe

*) Fünf Schüsse in die Brust.

zu. Auf dem Baiwege traf ich eine heillose Verwirrung an. Überall wollten die Frachtfahrer umkehren, infolge der Nachricht, Hendrik sei mit den vereinigten Naman, „zahllos wie Heuschrecken“ sagte mir ein Bastard, im Anmarsch auf Usab, um den Weg zu sperren. Nur mit Mühe gelang es, die meisten zum Weiterfahren zu bewegen. Am 19. ritten wir in Otyimbingwe ein, wo mich der neue, weniger erfreuliche Befehl traf, nicht nach Gobabis, sondern nach Okahandya zu eilen, um den dortigen Distrikt zu übernehmen. Auch in Otyimbingwe herrschte große Aufregung unter einem Teil der Bevölkerung. Ein Griquabastard, van der Westhuizen, hatte hierher die Nachricht gebracht, er habe selbst am 16. in Usab seinem Freunde Hendrik Witbooi die Hand geschüttelt, und dieser habe ihm versichert, er ziehe nun mit aller seiner Macht gegen die Deutschen und werde zunächst den Baiweg besetzen. Dieser infamen Lüge konnte ich umsomehr entgegentreten, als ich selbst am 16. in Usab gewesen war, aber die Herero glaubten weder dem Premierlieutenant Heldt noch mir und gingen mit finsteren, unheilverkündenden Mienen umher. Derselbe Griqua verbreitete später die gleiche Nachricht in Okahandya und Otyosasu, drückte sich jedoch überall so schnell, daß ich seiner nicht habhaft werden konnte, so scharf ich auch nach ihm fahnden ließ. Ich hätte mit dem Schuft kurzen Prozeß gemacht. — In Otyimbingwe fiel mir wieder auf, wie erwünscht der Mehrzahl der Weißen der Krieg war. Wie ein luftreinigendes Gewitter nach langer, unerträglicher Schwüle wirkte der Ausbruch des Aufstandes, den jeder vorausgesehen hatte, erleichternd auf alle, und von allen Seiten eilten Freiwillige, Deutsche, Boeren, Bastards, ja sogar einige Engländer und Schweden, zu den deutschen Fahnen. Die Frechheit und der Übermut der Kaffern waren in den letzten Monaten geradezu unerträglich gewesen. Nun sollten sie büßen! — Hier erfuhr ich auch bereits Einzelheiten über das erste Gefecht.

Hauptmann v. Estorff, der mit 50 Reitern und einem Geschütz die Station Gobabis verstärken sollte, hatte auf dem Wege dorthin zunächst Aais entsetzt, das bereits von den Khauas beschossen und des Viehs beraubt worden war. Dann war er weitermarschiert und am 5. April — eine halbe Stunde vor dem Ziel der Expedition — angegriffen worden. Noch am Abend des 4. hatte Assessor v. Lindequist, der mit der Kolonne Estorff geritten war, unbehelligt Gobabis erreicht, und von dort war Lampe mit fünf Reitern zu Estorff geeilt; am 5. früh aber versuchten die vereinigten Aufständischen, das kleine Häuflein Deutscher zu erdrücken. Damit kamen sie jedoch an den rechten Mann! Der „alte Römer“, so nannten unsere Leute Estorff allgemein, warf sich nach kurzer Defensive auf sie und zersprengte sie in alle Winde. Drei Attacken wurden von deutscher Seite

geritten, wobei unsere braven Reiter mit aufgepflanztem Seitengewehr vom Pferde arbeiteten, und drei Stunden dauerte der erbitterte Kampf; dann flohen die Feinde, von Lindequist aus der Feste mit Geschützfeuer verfolgt. Wie sich die Unseren geschlagen haben, zeigen die Verluste: 11 Tote und Verwundete von 50 Mann! Und was war erreicht? Man kann sagen: „Alles", denn wäre dies erste Gefecht für uns unglücklich verlaufen, so hätten zum allermindesten die Herero-Stämme des Nordens und der Omaheke keinen Augenblick gezögert, sich gleichfalls zu erheben. Daß Witbooi treu geblieben wäre, glaube ich, aber die anderen Naman? Simon Kopper? Die Veldschoendrager? Und die Westherero?

Ich zweifle nicht, daß wir fast das ganze Land gegen uns in Aufruhr gesehen hätten, wenn nicht die Kunde von Estorffs glänzendem Sieg wie eine Windsbraut das Schutzgebiet durcheilt hätte —, Furcht und Schrecken unter den offenen und geheimen Feinden der deutschen Sache verbreitend.

Während der $1^1/_2$tägigen Rast, die ich in Otyimbingwe unserer Pferde wegen machen mußte, kamen neue Nachrichten aus Windhoek und Omaruru. Erstere besagten, daß alle vorhandenen Streitkräfte unter Major Leutwein und Lieutenant Helm nach Osten abgerückt seien, und sich in Windhoek aus Beamten, Kaufleuten, Farmern und Ansiedlern ein Freikorps gebildet habe; letztere, daß der Häuptling Manasse und sein Stamm nicht sicher schienen und auch die Zwartbooi's sich regten. An Volkmann, der sich in Omaruru mit einer geringen Besatzung und unzureichender Munition in ziemlich übler Lage zu befinden schien, konnten leider weder Heldt noch ich einen Mann oder eine Patrone schicken.

So ritt ich am 21. abends aus Otyimbingwe ab, in ziemlicher Ungewißheit, wie ich die Verhältnisse in Okahandya, dem am weitesten nach dem Kriegsschauplatz vorgeschobenen Hauptort der Herero, antreffen würde, denn mir war wohl bekannt, daß ein großer Teil der Herero Okahandyas stets deutschfeindlich gewesen war. Außerdem kam hinzu, daß einer der Rebellenhäuptlinge, Nikodemus, ein Kind Okahandyas war, und daß sein Vater, der alte „Feldhauptmann der Herero" Riarua, und die Anhänger seines Stiefbruders Asser Riarua, die unter den Kaffern den größten Einfluß hatten, in Okahandya wohnten. Furchtbarer Haß gegen den Oberhäuptling Samuel Maharo, der, unter seinen Stammesgenossen ohne Ansehen und Anhang, sich ganz zu der deutschen Regierung hielt, beseelte die Riarua-Partei, zu der auch viele in und bei Okahandya wohnende Ovambandjeru zählten. Schon im Jahre 1895 wäre es beinahe zwischen diesen rivalisierenden Gegnern zum Kampfe gekommen. Damals war Samuel nach Windhoek geflohen, und erst auf Zureden Major Leutweins wurde die Ruhe wiederhergestellt, aber

die Wut gegen den Oberhäuptling, den weder Riarua noch Manasse von Omaruru im Herzen anerkannten, blieb bestehen. Samuel sagte mir selbst einmal: „Ich werde von der Hand eines Herero sterben, wenn nicht durch eine Kugel, so durch Gift!"

Das eine aber war mir vollständig klar: Ein Mißerfolg der deutschen Waffen mußte zu allererst in Okahandya den Aufstand in hellen Flammen auflodern lassen, und nichts als die blasse Furcht konnte die Riarua-Partei abhalten, sich der Bewegung bei Gobabis anzuschließen! Mit diesen Gedanken beschäftigt, zog ich am 23. früh morgens in Okahandya ein. Daß mein Erscheinen unter den Kaffern Freude erregt hätte, wage ich nicht zu behaupten. Ohne zu grüßen standen sie finster blickend am Wege, und nur ab und zu hörte ich den Ausruf: „Ah, omuhóna Otyimbingwe!" („Der Herr von Otyimbingwe!")

Sofort nach meinem Eintreffen besuchte ich den würdigen Missionar Viehe und den einzigen Kaufmann am Platze, Albert Voigts, um mich über die Verhältnisse zu unterrichten. Hier erfuhr ich, daß mir ein anderer bereits gut vorgearbeitet hatte. Eines Morgens nämlich war im Auftrage Major Leutweins der Premierlieutenant v. Perbandt mit wenigen Begleitern in Okahandya erschienen und hatte eine Versammlung aller Großleute anberaumt. In seiner Weise hatte er dann in kurzen, aber sehr deutlichen Worten offene Erklärung für oder wider die Deutschen gefordert, thatkräftige Hilfe oder Krieg! — „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich!" hatte er erklärt, und dieses energische und stolze Auftreten hatte die Kaffern so eingeschüchtert, daß sofort Hilfstruppen gestellt wurden. Mit diesen und einer kleinen Schar Reiter und Freiwilliger rückte Perbandt am 16. April nach Gobabis ab. Samuel Maharo begleitete ihn, und unter den Reitern waren viele Invaliden und Schreiber. Keiner wollte zurückbleiben. Unter Perbandt kommandierte Lieutenant v. Ziethen, der das Pferdedepot Nauchas verlassen hatte, um sich der Feldtruppe anzuschließen. Auch der bisherige Distriktschef von Okahandya, Lieutenant Schmidt, war auf seine Bitten hin von Major Leutwein ins Feld berufen worden.

Herr Albert Voigts, der mit Frau und Kind im Hause der Firma Becke & Voigts wohnte, stellte sich mir für die Dauer des Krieges vollständig zur Verfügung und ist mir die ganze Zeit hindurch ein treuer, thatkräftiger Freund und Helfer gewesen.

Nachdem ich nun noch den alten Riarua, der mich vor seinem geräumigen Hause sitzend und von Bewaffneten umgeben empfing, kurz begrüßt hatte, musterte ich meine Streitkräfte. Auf der Station fand ich den Sergeanten Siewelies, den Gefreiten Kedor und sechs Reiter vor, dazu kamen meine

vier Begleiter, so daß wir im ganzen, meinen Herero-Bastarddiener Pineas Gertze und mich eingerechnet, 14 Gewehre stark waren. Das hätte genügt, wenn die Feste fertiggestellt gewesen wäre, aber zu meiner unliebsamen Überraschung fand ich, daß von dem geplanten Gebäudeviereck erst eine Seite mit zwei Türmen vollendet war. Von irgend welcher Sturmfreiheit konnte somit keine Rede sein. Die einzelnen Zimmer, die nach dem Store „Voigts" zu nur Schießscharten, nach innen aber, nach dem geplanten geschlossenen Hofe der Feste zu, große Fenster und Thüren zeigten, konnten von hinten vollständig bestrichen werden. Da die Öffnungen außerdem nur durch leichte Holzthüren verschließbar waren, und sogar eine Pforte nach außen führte, war es undenkbar, im Falle eines Aufstandes und Angriffs das ganze Gebäude zu halten. Die ersten Stockwerke der Türme allein konnten verteidigt werden. Ich beschloß zunächst, sofort ein starkes Drahthindernis vor der hinteren, offenen Seite des Gebäudes zu ziehen, um vor allem einem nächtlichen Überfall die größtmöglichen Schwierigkeiten zu bereiten. Am nächsten Morgen begann die Arbeit; eine wochenlange Zeit der Arbeit, die keiner der Beteiligten vergessen wird. In der Kammer der Station fand ich glücklicherweise einige Rollen Stacheldraht und im Store genügend von den Sorten, welche die Feld-Herero zur Verfertigung von Schmucksachen kaufen. Des Ernstes der Lage eingedenk arbeiteten Unteroffiziere und Mannschaften von Sonnenaufgang bis zum Abend, ohne daß ich ein Wort zu verlieren brauchte. Löcher wurden gegraben, Bäume gefällt, herangeschleppt, eingerammt und durch Drähte verbunden, eiserne Krampen und Nägel geschmiedet, und die nach außen führende Thür vernagelt und durch vorgelegte Balken gestützt. Daneben strichen andere Ziegel und vermauerten die für unsere kleine Schar viel zu zahlreichen Schießscharten; dann wurden neue und höherliegende durchgeschlagen, Wasser, Proviant und Munition auf die Türme geschleppt, und ein starkes, eisenbeschlagenes Holzthor für die Öffnung zwischen Drahthindernis und Gebäude gezimmert. Am dritten Tage schon verstand ich, mit Draht und Kneifzange umzugehen wie ein alter Schlosser, und hatte meine Erfahrungen über Bäumeeinrammen um ein Bedeutendes vermehrt. Am 29. war das Drahthindernis soweit fertig, daß wir in einiger Sicherheit waren, und ich den Leuten, deren Dienst, da allnächtlich 6 Mann auf Wache ziehen mußten, überaus anstrengend war, am Tage etwas mehr Ruhe lassen konnte.

Inzwischen hatte ich auch bereits Verbindungen am Orte selbst angeknüpft. Durch Voigts Vermittelung war es mir gelungen, zwei Spione zu dingen, die mich stets auf dem Laufenden erhielten und mir vorzügliche, zuverlässige Nachrichten über alle Vorgänge im Dorfe und der näheren Um-

gebung brachten. Ich hatte ihnen dafür versprochen, sie im Falle eines Aufstandes in die Feste aufzunehmen, und belohnte sie außerdem reichlich. Es waren zwei vollkommen sichere Leute von der kleinen Partei des Oberhäuptlings, Gerhardt und Eduard Tjamoha. Meist kamen sie mitten in der Nacht, oder ich traf mit ihnen in einem abgelegenen Zimmer des Storegebäudes zusammen. Dieses lag ungefähr 350 m von der Feste entfernt nach dem Flusse zu und bildete ein geschlossenes, ziemlich festes Viereck, dessen Dach von wenigen Leuten leicht verteidigt werden konnte. Zwei meiner Leute wurden dazu bestimmt, nachdem ich mich mit Voigts verständigt hatte, dessen tapfere junge Frau bei Ausbruch des Krieges nicht nach Windhoek gegangen war,

Lieut. Schmidt. Sergt. Siewelies.

Die Feste in Okahandya im Bau.

sondern mit ihrem kleinen Kinde bei ihrem Manne ausharrte. Auch mit dem Missionar Irle in Otyosasu verkehrte ich brieflich, und mit Volkmann in Omaruru wurde ein regelmäßiger, ununterbrochener Nachrichtendienst eingerichtet. Sichere Bergdamara beförderten die Briefe, und es ist keiner verloren gegangen. In Omaruru gestalteten sich die Verhältnisse übrigens immer schwieriger, und der ehrlose Häuptling Manasse, der von den Deutschen nur Gutes genossen hatte, trat täglich frecher auf. Auch gebrach es Volkmann, wie bereits erwähnt, an genügender Munition, deren Ersatz vorläufig unmöglich war.

Durch Lieutenant Dr. Hartmann, der am 28. Okahandya auf der Reise nach Grootfontein passierte, erfuhren wir, daß Major Müller in Windhoek mit der Bildung einer neuen Feldtruppenabteilung beschäftigt sei, und daß sich viele junge Bastards zum Dienste in der Truppe gemeldet hätten. Daß auch die bei Grootfontein angesiedelten Boeren, zu denen Hartmann reiten wollte, nicht unthätig waren, ersah ich aus mehreren an mich gerichteten Briefen des Häuptlings Kambazembi aus Waterberg. Der früher so stolze Herero war ganz kleinlaut geworden. So schrieb er u. A.: „Komm doch rasch zu mir und hilf! — Die Boeren rüsten sich mit Macht zum Kriege,

und ihrer sind viele wohlbewaffnete und berittene Leute. Auch einen Haufen Bergdamara und Buschleute haben sie zusammengebracht. Komm und hilf, Herr, sonst fallen sie über mich her, und ich habe mit dem Kriege nichts zu thun!" — Ich beruhigte den alten Gauner, dessen Leute noch kurz zuvor den Boeren Vieh gestohlen hatten, und schrieb ihm, ich könne nicht kommen, da ich seiner aufständischen Stammesgenossen wegen in Okahandya bleiben müsse, aber die Boeren würden ihn nicht angreifen, wenn er und seine Leute sich ruhig verhielten. Ferner teilte ich ihm mit, daß die Boeren-Kommandanten Lombard und Joubert uns angezeigt hätten, daß sie von Norden aus mit einem starken Kommando dem Major Leutwein zu Hilfe eilen wollten. Innerlich freute ich mich natürlich ungeheuer über die Angst der Herero und die Thätigkeit der Boeren, denn wenn es auch infolge des schnellen Niederwerfens des Aufstandes nicht mehr zu einem Eingreifen der Boeren kam, nutzten sie uns doch viel durch ihre kriegerische Haltung, welche die Herero des Nordostens in Schrecken versetzte. Großen Eindruck machte es auch auf die Herero Okahandyas, als eines Abends eine schwerbewaffnete Patrouille der Boeren auf vorzüglichen Pferden einritt. Diesen wildaussehenden Reitern, die finsteren Blickes die herbeilaufenden Herero musterten, sah man es auf den ersten Blick an, daß sie keinen Spaß verstanden.

In den ersten Tagen des Mai trafen jedoch noch andere erfreuliche Nachrichten ein, die unsere Stimmung bedeutend hoben, die der Riarua-Partei aber sichtlich verschlechterten.

Am 1. Mai war in Gobabis der Lieutenant v. Burgsdorff mit Hendrik Witbooi, 22 deutschen und 200 Nama-Reitern zur Feldtruppe gestoßen, und in Swakobmund war der als Ersatz für die zur Entlassung kommenden Reservisten entsandte Truppentransport in Stärke von 2 Offizieren, 1 Sanitätsoffizier und 158 Mann gelandet. Von Windhoek aus hatte Major Müller den Ober-Grenzkontroleur und Premierlieutenant d. Res. Schmidt, der sich gleich fast allen Reserve- und Landwehroffizieren zur Verfügung gestellt hatte, den anmarschierenden Truppen entgegengeschickt. Auch der Vertreter der Siedelungsgesellschaft, Lieutenant d. Res. Weiß, war auf den Kriegsschauplatz geeilt. Endlich aber waren aus dem Osten neue Siegesnachrichten eingetroffen. Am 11. April war Major Leutwein mit 45 Reitern und einem Geschütz in Gobabis eingetroffen, und vom 13. bis 20. April hatte Hauptmann v. Estorff mit 90 Reitern und 2 Geschützen eine gewaltsame Erkundung von Gobabis aus nach Osten zu unternommen und die Besatzung der von allem Verkehr abgeschnittenen östlichsten Station Olifantskloof an sich gezogen. Von Rooigrawwater aus war Lieutenant Helm mit 23 Reitern nach Osten vorgestoßen und hatte den tapferen Unteroffizier Ficke, den

Stationschef von Olifantskloof, und seine Leute aus banger Ungewißheit erlöst. Dann hatte die Kolonne Estorff am 18. die Spur des Feindes gefunden und war ihr querfeldein in anstrengenden Eilmärschen gefolgt. Am Abend kam es bei Siegfeld zum Kampf. Ungestüm drangen die Deutschen vor. Zuerst zu Fuß der Zug des erprobten Feldwebels Froede, während Estorff mit zwei Zügen die feindliche Werft umging. Zweimal warf sich nun Helm auf die Khauas und Herero und durchbrach in wildem Galopp ihre Schützenlinien, dann kam es zum Handgemenge, und hier gab Estorff dem letzten Zuge, v. Lindequist, den Befehl zum Angriff. Dieser

Simon Kopper. Lieut. d. Res. Weiß. Hendrik Witbooi. Samuel Isaak.

Die Häuptlinge der Hama-Bundesgenossen und ihre Unterführer.

stürzte sich links von Helm ins Gefecht und „machte", wie der dienstliche Bericht sagt, „die Flüchtlinge nieder, die jenen entronnen waren. Besonders tapfer fochten neben ihren Offizieren der Unteroffizier Modler, die Reiter Busch und Halberstadt."

Im Handgemenge wurde der Unteroffizier Pitt schwer verwundet und starb noch an demselben Abend; Helm erhielt einen Schuß durch den linken Oberschenkel, und sein Pferd wurde erschossen, trotzdem aber that er, nur notdürftig verbunden, weiter Dienst. Auch die Artillerie, die unter dem Kommando des Premierlieutenants d. Landw. Hermann*) stand, griff noch

*) Desselben, der 1893 in Gubub mit genauer Not dem Tode entgangen war.

ein und beschoß fliehende Reitertrupps mit Shrapnels. Der Verfolgung des Gegners durch die Kompagnie machte die hereinbrechende Dunkelheit ein Ende, doch wurden noch einige Gefangene eingebracht. Am folgenden Tage begann der Kampf von neuem, und der Feind wurde vollständig zersprengt, besonders, als Premierlieutenant v. Lindequist ihm in die linke Flanke fiel. Nun trat die Kompagnie, deren Pferdematerial vollständig erschöpft war, den Rückmarsch auf Gobabis an, traf jedoch nochmals am folgenden Tage auf feindliche Abteilungen, die Lindequist mit der Vorhut nach kurzem Gefecht verjagte. Die Aufgabe war erfüllt, die Fluchtrichtung des Gegners festgestellt. — An Verlusten waren zu verzeichnen: Tot: Unteroffiziere Pitt und Alschäfsky. Verwundet: Lieutenant Helm, die Reiter Hartmann und Hagenstein.

Infolge dieser und der von der Küste her anlangenden Nachrichten, daß S. M. S. „Seeadler" vor Swakobmund erschienen sei und Lieutenant z. S. v. Schwartz mit einem Detachement den Ort besetzt habe, machte sich unter der Riarua-Partei große Niedergeschlagenheit, aber auch eine gewisse fieberhafte Geschäftigkeit geltend. Fast täglich kam einer der Spione zu mir und berichtete von nächtlichen Zusammenkünften im Hause des alten Riarua, von reitenden Boten, die von Osten kamen, und von anderen, die bei Nacht und Nebel das Dorf verließen. Daß zwischen den im Felde stehenden Rebellen und ihren Freunden in Okahandya ein lebhafter, geheimer Verkehr bestand, war mir unzweifelhaft, aber ich hatte nicht die Macht, ihn zu hindern. Übrigens kamen auch öfter Briefe von Samuel an seinen Vertrauensmann Gerhardt, der mir dieselben stets zeigte. Eins dieser Schreiben schloß mit den bezeichnenden Worten: „Habt auf den alten Schakal*) Acht! Habt die Augen offen und schlaft nicht!"**)

Die gegen den Kriegsschauplatz vorgeschobene Lage Okahandyas brachte es mit sich, daß wir die meisten Nachrichten aus dem Felde früher erhielten als die Landeshauptmannschaft in Windhoek, deren Geschäfte während des Krieges der Intendant der Schutztruppe, Herr Waßmannsdorff, führte. Ehe wir Bestimmtes erfuhren, merkten wir oft an dem Benehmen der Herero, daß etwas Neues vorgefallen sein mußte, von dem sie schon durch Eilboten Kenntnis hatten, während wir noch ohne Nachrichten waren. Diese Tage der Ungewißheit waren dann wenig angenehm.

In meinem Tagebuch finde ich über diese Zeit folgende Aufzeichnungen:

„8. Mai. Frühmorgens reite ich mit Voigts, Badke und Rothe nach Groß-Barmen. Die Herero scheinen hier ruhiger; ich ermahne sie, nichts Unüberlegtes zu unternehmen.

*) Riarua.

**) Dies Schreiben meldete gleichzeitig, daß auch Simon Kopper mit Hilfstruppen bei Major Leutwein erschienen sei.

9. Mai. Zurück aus Barmen. Eilbriefe kommen aus dem Felde. Schicke Talaska mit ihnen nach Windhoek zu Waßmannsdorff; Brief von Gustav Voigts, der die Herero-Hilfstruppen führt, kommt: Truppe ist auf der Spur Kahimemuas, Nikodemus soll sich vom Kriegsschauplatz zurückziehen.

10. Mai. Von 9 bis 12½ Uhr geheime Unterredung mit Voigts, Gerhardt, Eduard. Berittene Herero aus dem Osten sind gekommen. Die Herero auf dem Platze sind unruhig: Es soll eine große Schlacht geschlagen, viele Rebellen, aber auch viele Deutsche, auch Offiziere, gefallen sein.

11. Mai. Nachricht kommt, daß Nikodemus im Anzuge auf Okahandya sei, angeblich in friedlicher Absicht, um sich »vor den Deutschen auf dem Grabe seines Onkels (des alten Maharo) zu verantworten.« (?)

12. Mai. Abends 7 Uhr treffen zwei Herero zu Pferde mit Briefen Major Leutweins vom Osten ein. Sie melden mir, daß Nikodemus, den sie erst gestern verließen, mit seiner Werft im Anzuge sei. Der Major habe ihn durch seinen Stiefbruder Asser Riarua zur Unterwerfung auffordern lassen. Er komme, um dies zu thun. Öffne das Briefpacket bei Voigts: »Am 6. Werft Kahimemuas erstürmt. Tot: Lieut. Schmidt (ehem. Distriktschef von Okahandya), Untffz. Staginus, die Reiter Gräber und Lungershausen. Schwer verwundet: die Lieuts. Eggers und Helm, Untffz. Kaschub, die Reiter Honscha und Düßler. Leicht verwundet: die Untffze. Maczkewicz und Deubel, Reiter Kühnel. Eingeborene: Tot: Bastardpolizist Flors Smith, Herero-Reiter Ruben. Verwundet: 5 Herero.«

Das sind schwere Verluste! Samuel schreibt, daß Eggers sehr schwer verwundet sei. Über den Distriktschefs von Okahandya scheint ein Unstern zu schweben: Lampe, Schmidt und nun auch noch Eggers! Voigts geht das auch sehr nahe. — Aber doch wieder ein glänzender Sieg der deutschen Waffen. Viele, sehr viele der Feinde seien gefallen, berichten die Boten; die Erde sei weithin rot vom Blute gewesen, und die »Weißen« hätten mit dem »kleinen Messer« (Seitengewehr) und »kleinem Gewehr« (Revolver) angegriffen und die starken Dornverhaue zerrissen und übersprungen. Der »weiße Kapitän aus dem Namalande« (Hermann) aber hätte furchtbar — »wie Donner« — aus den »großen Rohren« (Geschützen) geschossen, und Hendrik Witbooi und der »Kapitän aus Gibeon« (Burgsdorff) seien den Fliehenden weit gefolgt und hätten noch viele niedergemacht. Endlich sei des Majors weißes Pferd ihm unter dem Leibe erschossen worden, und ungeheuere Viehherden seien in die Hände der Sieger gefallen. Kahimemua selbst sei geflohen, werde aber verfolgt. — Das scheint das Ende des Aufstandes zu sein!"

So weit mein Tagebuch. Am 13. früh ritt auf meine Bitte Voigts mit zwei Soldaten nach Barmen, da ich Major Müller dort ver-

mutete. Er war jedoch noch nicht eingetroffen, und Voigts schickte infolgedessen die Kriegsberichte und einen Brief von mir, in welchem ich den Anmarsch des Nikodemus meldete und Verstärkung erbat, um ihn verhaften zu können, durch Eilboten nach Windhoek. Der Ansiedler und frühere Reiter Bönsch erbot sich, mit den Briefen zu reiten, und bereits abends um 7 Uhr waren diese in Windhoek. Eine Patrouille, die Voigts in der Richtung auf Otyimbingwe ritt, um nach der anmarschierenden Truppe zu sehen, verlief ergebnislos, aber am 14. früh bereits traf Major Müller, der die ganze Nacht hindurch geritten war, in Barmen ein. An demselben Abend kehrte Voigts nach Okahandya zurück. Am 16. noch vor Sonnenaufgang erschien plötzlich Gerhardt Tjamoha bei dem Posten am Thor der Feste und verlangte, sofort zu mir geführt zu werden. Die fünf Worte, die er mir zuflüsterte, waren inhaltschwer. Sie lauteten: „Nikodemus ist heute Nacht gekommen!"

Nun hieß es handeln! Nach einer Stunde schon ritten Boten mit der Nachricht nach allen Himmelsrichtungen ab; nach Osten querfeldein zu Major Leutwein; nach Windhoek zu Waßmannsdorff und nach Omaruru zu Volkmann.

Ich stand jetzt vor der Frage, ob ich versuchen solle, Nikodemus sofort zu verhaften, oder ob es ratsamer sei, die Ankunft der erbetenen Verstärkung abzuwarten. Ich entschied mich für das Letztere, besonders im Hinblick darauf, daß mir zu der Gefangennahme des Häuptlings, da ich die Feste besetzt halten mußte, höchstens sechs Gewehre zur Verfügung standen, und der Platz seit dem Morgen von bewaffneten fremden Herero wimmelte. Wäre nun der Versuch, den Häuptling zu verhaften, bei seinen Leuten auf Widerstand gestoßen, so konnte ich mit meinen sechs Mann der bedeutenden Übermacht gegenüber nichts ausrichten; es konnte sogar alles verdorben werden, wenn dann Nikodemus, in Angst versetzt, den Platz verließ und flüchtete. So beschloß ich denn nach reiflicher Überlegung, mich so zu stellen, als ob ich an seine Unschuld glaube, um ihn in Sicherheit zu wiegen. In Gegenwart des Missionars Viehe, des Herrn Voigts, des alten Riarua, Assers und einer großen Anzahl bewaffneter Herero begrüßte ich den Häuptling, der einen sehr gedrückten Eindruck machte und sich sofort in Unschuldsbeteuerungen erschöpfte. Er sagte, er sei gekommen, um sich vor dem deutschen Gericht „in der Stadt seiner Väter" zu verantworten, da er wisse, daß er an dem Blutvergießen unschuldig sei. Ich antwortete ungefähr Folgendes: „Ich freue mich, Nikodemus, daß Du gekommen bist, und hoffe, daß sich Deine Unschuld erweisen wird. Bleibe vorläufig im Hause Deines Vaters!" Dann verbürgte sich der Stiefbruder des Häuptlings, Asser, mit „Leib und Leben"

dafür, daß Nikodemus den Platz nicht verlassen werde, bis Major Leutwein komme. So schieden wir, und eine halbe Stunde später ritt ich eiligst mit zwei Reitern nach Barmen zum Major Müller. Dort wurde beschlossen, unmittelbar nach dem Eintreffen der neuen Truppe zur Verhaftung des Nikodemus zu schreiten.

Wir berieten noch, als von den Posten „Reiter von Westen her" gemeldet wurden. Es war eine Patrouille der neuen Truppe. Einer der Leute übergab mir einen Brief. Zu meinem größten Erstaunen und meiner nicht minder großen Freude ersah ich aus der Unterschrift: „v. Sack, Hauptmann", die der Inhalt, ein Vormarschbefehl für die heranziehende Verstärkung, trug, daß der tapfere Offizier, den ich längst auf der Reise nach Deutschland vermutete, wieder im Lande war. Auf die Kunde von dem Ausbruch des Aufstandes hatte er sofort von Kapstadt aus die Rückreise nach dem Schutzgebiet angetreten. Aus dem Befehl Sacks, der heute als liebes Andenken aus bewegter Zeit vor mir liegt, will ich einige Stellen, die kurz und treffend die Lage schildern, anführen:

„Otyimbingwe, 16. Mai 1896.
6½ Uhr vormittags.

Orientierung.

Soeben trifft der Unteroffizier Hoffmann von Station Sneyrivier hier ein und meldet mündlich:

1. Vorgestern kam eine Patrouille unter Führung des Herrn Voigts aus Okahandya auf Befehl des Herrn Premierlieutenants Schwabe nach Sneyrivier, um einen Teil der neuen Mannschaft nach Okahandya zu ziehen, da der Kapitän Nikodemus sich dort stellen wolle.

2. Unsere Truppen sollen am 7. die Werft des Kapitäns Kahimemua erstürmt haben. . . . .

Befehl:

Vom Urlaub zurückgekehrt, übernehme ich bis auf höhere anderweitige Entscheidung die Führung der neuen Truppe. . . . . Die Abteilung des Lieutenants Graf v. Kageneck, 5 Unteroffiziere, 52 Reiter, bricht sofort über Sneyrivier—Groß-Barmen nach Okahandya unter meiner Führung auf. . . . ."

Am 17. war ich wieder in Okahandya, wo ich alles unverändert fand, und am 19. abends ritten unter dem Jubel meiner Leute Major Müller und Hauptmann v. Sack mit den Unteroffizieren Miethke und Lange in das Dorf ein. Die Begrüßung war stürmisch, und der Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Am nächsten Morgen meldete der Posten: „Staubwolken aus der Richtung von Barmen!" Ich schwang mich auf eines der stets bereitstehenden Pferde, ritt der Abteilung Graf Kageneck entgegen und führte sie

durch das Dorf zur Feste. Nun trafen täglich weitere Abteilungen ein. Am 22. Ober-Grenzkontroleur Schmidt, Stabsarzt Sobotta und Kriegsfreiwilliger Lieutenant a. D. v. Lewinski, am 24. Lieutenant v. Zülow mit dem Hauptteil der neuen Truppe und der Wagenkolonne. Auch Roßarzt Rickmann langte mit vielen frischen Pferden, die Major Müller in der Zwischenzeit in Windhoek hatte zureiten lassen, in Osona, etwa 20 Minuten südlich von Okahandya, an. Dort an dem wundervollen, schattigen Flußthal hatte ich auf Befehl des Majors alle Vorbereitungen für das Lager der Truppe treffen lassen. Große Dornkräle für Pferde und Schlachtvieh waren fertiggestellt, Wasserlöcher ausgehoben und Brennholz herangefahren worden. Sack und Lewinski hatten uns bereits am 23. wieder verlassen und waren mit nur wenigen Begleitern nach dem Kriegsschauplatze abgeritten. In und um Okahandya entwickelte sich nun ein lustiges Lagerleben; die Abende verbrachten wir meist in dem gastlichen Hause des jungen Ehepaares Voigts.

Am 26. wurde Nikodemus verhaftet, denn obwohl er sich bis dahin ruhig verhalten hatte, fürchtete doch sowohl Major Müller wie ich, daß er noch im letzten Augenblicke seine freiwillige Gestellung bereuen und entfliehen könne. Es war nämlich inzwischen die Nachricht eingetroffen, daß Kahimemua mit dem Rest der Khauas-Hottentotten gefangen worden sei, und Major Leutwein auf Okahandya marschiere. Am 26. früh versteckte ich, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein, eine Anzahl Bewaffneter im Voigtsschen Store und ließ 25 Reiter bei gesattelten Pferden im Hofe der Feste warten. Dann wurde Nikodemus in Gegenwart einer großen Anzahl angesehener Herero, sämtlicher Offiziere, des Missionars und Voigts von Major Müller für verhaftet erklärt und mir übergeben. Er fand sich schwer in sein Schicksal und wollte durchaus nichts von der Gefangensetzung wissen, aber es half ihm nichts. Als er in den Hof der Feste trat und die gefechtsbereite Abteilung sah, erbleichte er. Ich sperrte ihn in das Erdgeschoß des Hauptturmes.

Bereits in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Okahandya hatte ich mit zwei Händlern, die zeitweilig auf dem Platze lebten, einen Kontrakt gemacht, laut welchem diese die Lieferung von Ziegeln zum weiteren Ausbau der Feste übernahmen, und meine Leute hatten in der Zwischenzeit so fleißig gearbeitet, daß der Bau der Umfassungsmauern schon weit vorgeschritten war. In Osona hatte Major Müller zwei Kompagnien gebildet, deren eine Lieutenant d. Res. Schmidt, die andere ich übernahm. Dort begrüßte mich als einer der ersten mein alter braver Schneidewind, der inzwischen Unteroffizier geworden war. Lieutenant v. Zülow wurde Distriktschef von

Okahandya. Aber diese Freude war nur kurz, denn am anderen Tage schon traf ein Brief Major Leutweins an mich ein, datiert Otyuarombe, 24. Mai 1896, in welchem es hieß: „Euer Hochwohlgeboren bestätige ich den Empfang der Meldung vom 18. d. Mts. Bezüglich Nikodemus kann nur an Ort und Stelle der richtige Entschluß gefaßt werden, und ich stelle Ihnen daher das Weitere auch ferner anheim. Dagegen ersuche ich Sie, dem Herrn Major Müller zu melden, daß ich Ihre Ablösung im gegenwärtigen Augenblicke nicht wünschte, sowie, daß ich eine Verstärkung der Besatzung von Okahandya auf 25 bis 30 Gewehre für angezeigt hielte.

Lieut. Graf Kageneck. Lieut. Schwabe. Nikodemus. Hptm. v. Zack.

Häuptling Nikodemus als Gefangener im Hofe der Feste in Okahandya.

Die mitschuldigen Großleute des Nikodemus in Ekuya habe ich von hier gleichfalls zur Unterwerfung aufgefordert. Sollten dieselben solches ablehnen, so werde ich gegen sie mit Gewalt vorgehen und ersuche, dies Riarua, sowie Nikodemus in geeigneter Weise mitzuteilen. Auf das Verfahren gegen Letzteren wird diese Sache weiter keinen Einfluß haben; ebenso ist selbstverständlich, daß die genannten Großleute im Falle freiwilliger Unterwerfung eine milde Strafe trifft. Meldungen treffen mich bis etwa 1. Juni hier (eine Stunde nordöstlich Tjetjoos Werft).

Der Kaiserliche Landeshauptmann:

gez. Leutwein.

So verabschiedete ich mich denn wieder von der Kompagnie und begab mich nach Okahandya zurück. Inzwischen waren die letzten Wagen mit dem Sattelzeug für die Kompagnien eingetroffen, und Major Müller rüstete sich zum Vormarsch nach Nordosten, auf Okandjose, des Häuptlings Tjetjoo Werft.

Am 27. abends zog das Detachement Müller durch das Dorf, etwa 100 Reiter, 20 Fußgänger, 7 Wagen und 1 Geschütz stark. Es war eine wundervolle Mondnacht, und noch lange schaute ich mit dem Stabsarzt Sobotta, der in Okahandya blieb, den sich immer mehr entfernenden Staubwolken nach, bis sie in den Bergen verschwanden. Nun wurde es wieder stiller im Ort und in der Feste, in der fast alle Offiziere zeitweise gewohnt hatten. 50 Reiter waren als Besatzung zurückgeblieben, so daß wir sorglos leben konnten. Die Feste, der Store und zwei naheliegende, leerstehende Herero-Häuser wurden besetzt. Nachts mußte wie bisher scharf gewacht werden, aber schon am 30. traf eine Patrouille von Major Leutwein ein, die den Einzug der Truppen in drei bis vier Tagen in Aussicht stellte. Auch Major Müller sollte zurückkehren. Am Abend desselben Tages kamen die in dem Briefe Major Leutweins erwähnten Großleute des Nikodemus aus Ekuya an, die ich verhaftete und in der Feste internierte, und in der Nacht vom 2. zum 3. Juni weckte uns das Pferdegetrappel und Räderrollen der zurückkehrenden Kolonne Müller. So brach der Tag des Einzuges der siegreichen Truppen an; ich lasse nun wieder mein Tagebuch reden:

„3. Juni. Wir ritten heut schon früh hinaus auf dem Wege nach Otyosasu und begrüßten die Heimkehrenden. Dann eilten wir zurück und stellten uns am Missionshause in Parade auf, rechts die beiden Kompagnien des Detachements Müller, auf dem linken Flügel ich mit der Stationsbesatzung. Es ist Festtagsstimmung. Von allen Häusern wehen die Fahnen; die Glocken läuten. Jetzt naht sich die Spitze des Reiterzuges: Major Leutwein mit dem Stabe. Major Müller galoppiert entgegen und meldet. Brausender Jubel und endloses Hurrageschrei bricht los. Wir präsentieren. Nun blitzen wieder Waffen aus der ungeheuren Staubwolke, die hoch zum Himmel aufwirbelt: Unter Trompetengeschmetter reiten die ruhmgekrönten Kompagnien heran, staubbedeckt, von der Sonne verbrannt, kriegerisch und wild aussehend, an der Spitze die Führer Estorff, Lindequist, Sack, Perbandt, Ziethen; dann blinken weiße Hüte über gelben Gesichtern, voraus reiten auf flinken Pferden Hendrik Witbooi, Burgsdorff, Lewinski, Samuel Isaak; und nun erscheinen rotumwundene Hüte und dunkelbraune Gesichter: die verbündeten Herero unter Gustav Voigts, alle ziert die schwarz-weiß-rote Feldbinde. — Ein neues Bild: Simon Kopper und eine Abteilung seiner Leute, gelbe Tücher um die Hüte, dann die Artillerie, die Geschütze bekränzt, an

ihrer Spitze der graubärtige Hermann. Immer wieder erneuert sich der Jubel, dann bringt Major Leutwein im Viereck der Truppen ein begeistertes Hoch auf den Kaiser aus; sinnverwirrendes Hurrageschrei mischt sich mit den Klängen des »Heil dir im Siegerkranz«, Mützen und Hüte fliegen in die Luft, man sieht geschwungene Waffen und steigende Pferde. Auf den grünen Rasenflächen am Missionshaus wird das Lager aufgeschlagen, das Chaos von Menschen, Pferden, Geschützen und Wagen entwirrt sich, die ersten Kochfeuer flammen auf. Aus dem Begrüßen und Händeschütteln kommt man garnicht heraus: Da sind meine alten Otyimbingwer, Hannemann, Franz, Ertel, Strunk, da Lindequist, Estorff, Ziethen, Perbandt, dort die von mir ausgebildeten Bastards, die sich, wie ich höre, vorzüglich geschlagen haben, dort Burgsdorff, Hermann, Voigts. — Bei der Lagerwache sehe ich Kahimemua und die Spitzbubengesichter seiner Großleute. Perbandt erzählt mir rasch einiges aus dem Gefecht bei Otyunda. Als hervorragende Beispiele von Tapferkeit und Kaltblütigkeit erwähnt er Ziethen, der im heftigsten Kugelregen in der Schützenlinie stehend seine Leute anfeuerte, sowie Hannemann und die anderen braven Otyimbingwer, von denen die Unteroffiziere Franz und Ertel ihres tapferen Verhaltens wegen vor der Front der Truppen zu Sergeanten befördert wurden. Alle haben sich hervorragend geschlagen, besonders auch die Witbooi's unter Burgsdorff; die Boeren; Voigts und Kajaëta, die Führer der Herero. Hermann hat in der Schützenlinie abprotzen lassen. Estorff und Lindequist, bei dessen Kompagnie Eggers stand, erzählen mir von Helm und Eggers. Beide waren von ihren alten Wunden noch nicht wiederhergestellt, als sie von neuem — wie stets als die Ersten ungestüm vordringend — schwer verwundet wurden. Gott sei Dank! ist heute aus Windhoek die Nachricht gekommen, daß es beiden besser geht. — Schmidt ist gerade gefallen, als er aufsprang, um seiner Kompagnie das Zeichen zum Sturm zu geben — ein schöner Soldatentod. Alle sind wieder des Lobes voll über Richter. Er hat Übermenschliches geleistet, selbst mitgefochten und im dichtesten Kugelregen Verwundete verbunden; Viele danken ihm Leben und Gesundheit! —

Es sind noch Patrouillen im Felde, um Versprengte und Vieh aufzubringen, so Feldwebel Froede mit einigen Reitern und Boeren unter Führung des tapferen Boeren Fanny (Stephanus) Bürgers. —

Den schönen erhebenden Tag beschließt abends ein reizendes Siegesfestmahl bei Voigts. Nach dem Hurra auf den Kaiser wird der jungen, mutigen Hausfrau ein Hoch ausgebracht. —

4. Juni. Lindequist beginnt die Verhöre. Fortgesetzt werden Gefangene in die Feste gebracht, Patrouillen kommen und gehen, Viehherden werden

durchgetrieben, und der Platz wimmelt von Bewaffneten. Ueber 700 Reiter sind außer den Herero in und um Okahandya versammelt. Mittags zieht die erste gemischte Wache, 24 Reiter und Witbooi's, in der Feste auf.

5. Juni. Abends rückt die 5. Feldkompagnie (v. Zülow) als Wachkompagnie nach Windhoek ab.

6. bis 8. Juni. Die Verhöre dauern fort. Lindequist hat von früh bis abends zu thun. Kahimemua gesteht alles ein, Nikodemus leugnet in frecher Weise, obgleich alle gegen ihn aussagen, und seine Schuld klar erwiesen ist. Wenn ich nicht bei den Verhören zu thun habe, bin ich meist im Lager. Auch aus Windhoek treffen Besucher ein. Richter ist mit den Verwundeten auf dem direkten Wege schon lange dort eingetroffen. — Abends spielt die Musik im Lager, das, wenn die Hunderte von Feuern das Laub der mächtigen Bäume hell bestrahlen, einen entzückenden Anblick gewährt — besonders, wenn beim Zapfenstreich die Klänge des Gebetes feierlich durch die Nacht schallen und die dunkelen Massen der Kompagnien und Detachements schweigend den Klängen lauschen. —

9. Juni. Major Leutwein sagt mir, daß die Bastards sich vorzüglich bewährt hätten, und daß ich noch einmal vor meinem Urlaub die Ausbildung leiten und einen der neuen Offiziere anlernen solle.

Heut kommt die Nachricht, daß 15 Offiziere, 2 Sanitätsoffiziere und 407 Mann als Verstärkung der Schutztruppe aus Deutschland abgefahren sind. Großer Jubel im Lager! — Das verdanken wir wohl der Thätigkeit unseres Generalkonsuls v. Schuckmann in Kapstadt, der sich auf dem Wege über Britisch-Betschuanaland ausgezeichnete Meldungen über die Lage im Schutzgebiet verschafft haben soll. Wenn die 400 auch jetzt zu spät kommen, gebrauchen können wir sie immer.

10. Juni. Kriegsgericht über Nikodemus und Kahimemua von 9 bis 3 Uhr. (Präses: Major Müller, Richter: Hauptmann v. Estorff, Lieutenant v. Lewinski, Auditeur: Assessor v. Lindequist, eingeborene Richter: Kajaeta und Daniel Kaviseri.)

11. Juni. In meiner Gegenwart publiziert Lindequist den Rebellenhäuptlingen das einstimmig über sie gefällte und vom Landeshauptmann bestätigte Todesurteil. Kahimemua nimmt es gefaßt auf: Nikodemus, ein Feigling, bricht in Verwünschungen gegen seine Leute und Kahimemua aus, auf die er die Schuld abzuschieben sucht. Nachmittags Kriegsgericht über die anderen Gefangenen: wie ich höre, sind Zuchthausstrafen von 2 bis zu 15 Jahren verhängt worden. Abends erscheint Missionar Viehe, um Nikodemus zum Tode vorzubereiten; Kahimemua ist Heide. —

12. Juni. Frühmorgens kommt Missionar Viehe nochmals. Um 10 Uhr rückt die erste Feldkompagnie unter Estorff an, um die Verurteilten, denen ich auf ihre Bitte Wein geben lasse, zu holen. Dann werden sie gebunden auf eine Ochsenkarre gehoben, und der Zug setzt sich in Bewegung. Berittene Polizisten eröffnen ihn; dann folgen Estorff und ich zu Pferde, eine halbe Kompagnie unter Kageneck zu Fuß, die Karre von Berittenen umgeben — und den Schluß bildet Ziethen mit der anderen Hälfte der Kompagnie zu Fuß. Wir müssen das ganze Dorf durchziehen — kein männlicher Herero

Erschießung des Nikodemus.

ist zu sehen, aber die Weiber wälzen sich am Boden und streuen sich Staub und Erde auf die Köpfe. Aus jedem Hause, jeder Hütte, jedem Garten schallt das langgezogene, schauerliche Klagegeheul, die berühmten Häuptlinge auf ihrem letzten Gange begleitend. Schweigend, im großen Viereck, die Geschütze abgeprotzt auf den Flügeln, empfangen uns die Truppen, dann ziehen wir durch den tiefen Sand des Flußbettes zur Richtstätte. Kommandos Witbooischer und Simon Kopperscher Hottentotten sperren den Platz ab. — »Halt!« — Die Verurteilten werden von der Karre gehoben. Stolz und erhobenen Hauptes schreitet Kahimemua zu dem Baum, an den er gefesselt wird; Nikodemus, vor Angst schon halbtot, muß von vier Leuten getragen werden. Jetzt werden beiden die Augen verbunden, und die zur Vollstreckung

kommandierten Sektionen unter dem Kommando der Lieutenants v. Ziethen und Graf Kageneck treten an ihre Plätze. — Hauptmann v. Estorff winkt: kurze Kommandoworte — »Legt an — Feuer!« — Donnernd rollen die Salven in den nahen Bergen, und zwei Verräter haben aufgehört zu leben. Die Körper werden abgeschnitten, mit Zweigen bedeckt und den Verwandten zur Bestattung überlassen.

Am Nachmittag rückt die Truppe nach Windhoeck ab, Kajaëta mit seinen Leuten nach Seeis; Sack reitet nach Walfischbai, um nach Deutschland zu reisen. — Die zur Entlassung kommenden Mannschaften sind schon früher unter Hannemanns Kommando nach der Küste aufgebrochen. Ich traf sie, als ich mit Rickmann von einem Ritt zu unseren bei Osona weidenden Pferden zurückkehrte. Händeschütteln und Hurrarufen — dann zogen die Braven weiter nach Westen, und wir ritten bewegt nach Okahandya zurück. Es war ein wehmütiger Augenblick, dieses Scheiden, das uns allen sehr nahe ging, denn über drei Jahre hatten wir Schulter an Schulter gefochten, in Sturm und Sonnenschein.

15. Juni. Es ist still und tot auf dem Platze; der Dienst geht wieder im alten Geleise. Die Riaruas halten sich ruhig, man sieht sie selten. Hoffentlich beherzigen sie das, was der bei Otyunda gefangen genommene alte Unterkapitän des Kahimemua, Kahikaëta, eines Morgens den anderen Gefangenen in der Feste sagte: »Laßt Euch nicht mit den Deutschen ein, das ist vergeblich! Einen Schuß könnt ihr zielen, den zweiten noch in aller Hast abgeben, aber vor dem dritten habt ihr schon das Messer im Leibe!« —

Die Patrouillen haben noch viel Vieh, Gewehre und Gefangene mitgebracht, besonders die von Froede und Bürgers geführte. Major Müller marschiert mit einem starken Detachement über Seeis nach Osten, um die mehrere tausend Rinder betragende Kriegsentschädigung einzutreiben." —

Hiermit schließe ich die Berichte aus meinem Tagebuch und will nun noch eine Schilderung des blutigen Gefechts bei Otyunda nachholen, die mir Sergeant Franz zur Verfügung stellte:

„Am 20. April verließen wir in gestrecktem Galopp Windhoek und langten ohne nennenswerte Vorkommnisse am 25. in Gobabis an, wo sämtliche Streitkräfte versammelt wurden. Auf unsere Bitte wurden wir, Feldwebel Hannemann, Unteroffizier Ertel und ich, der 3. Kompagnie (Führer Premierlieutenant v. Perbandt) zugeteilt. Hauptmann v. Estorff kommandierte die drei Feldkompagnien. Da es vorläufig noch unbestimmt war, wann die Verfolgung des Feindes beginnen konnte, weil ein aus Windhoek erwarteter Proviantransport noch nicht eingetroffen war, so hatten unsere Pferde Zeit, sich von dem starken Ritte zu erholen. Meine ersten

freien Stunden benutzte ich dazu, die Gräber der Gefallenen aufzusuchen, denn ich hatte unter denen, die den Heldentod gestorben waren, nicht nur treue Kameraden, sondern auch einen alten Freund, mit dem ich oft Freud und Leid geteilt hatte, verloren; auch war der allseitig verehrte Leutenant Lampe mir stets ein besonders wohlwollender Vorgesetzter gewesen.

Am 1. Mai waren sämtliche Vorbereitungen zur Verfolgung des Feindes, welcher sich in südöstlicher Richtung zurückgezogen hatte, geordnet. Unsere gesamte Streitmacht bestand aus etwa 400 Mann. Über die drei Kompagnien wurde am 1. Mai abends 7½ Uhr Musterung abgehalten, an welche sich eine anfeuernde Ansprache des Herrn Majors schloß;

Gefangene Khauas-Haman in Windhoek.

ein dreimal donnerndes Hurra auf Seine Majestät den Kaiser bildete den Schluß. — Anderen Tags um fünf Uhr rückten wir von Gobabis ab, die erste Kompagnie unter Führung des Premierlieutenants v. Lindequist bildete die Avantgarde, hierauf folgten die drei Geschütze, dann die 2. und 3. Kompagnie, die Hottentotten, Herero und die Wagenkolonne. Bei einem Patrouillenritt, welchen ich mit vier Reitern und ebenso viel Eingeborenen am 4. Mai unternahm, hatte ich das Glück, auf eine kleine feindliche Abteilung in Stärke von 30 Mann zu stoßen, welche nichts Böses ahnend am Fuße eines Hügels rastete. Wir schlichen uns, unsere Pferde einem Herero überlassend, unbemerkt bis auf etwa 200 m, von wo wir freies Schußfeld hatten, heran, und auf ein verabredetes Zeichen gaben wir Schnellfeuer. Eine wilde Panik entstand unter unseren Feinden, und in eiliger Flucht rasten sie davon; vier Tote und zwei Verwundete nebst Pferden fielen in unsere Hände. In aller Eile wurden die Toten eingescharrt; die Ver-

wundeten, welche nur Fleischschüsse erhalten hatten, bekamen einen Notverband, und nun ging es in schneller Gangart unserem Lagerplatz zu, welchen wir nach einstündigem scharfem Ritte erreichten. Mit Jubel wurden wir von unseren Kameraden empfangen. Die Gefangenen, zwei Hottentotten, wurden, nachdem Lazarettgehülfe Loschke die Wunden verbunden hatte, dem Herrn Major vorgeführt, jedoch nichts konnte diese braunen Teufel veranlassen, die Stellung ihrer Kameraden zu verraten. Eine zweite Patrouille brachte die Meldung, daß sie frische Menschen- und Viehspuren gesehen habe, und infolgedessen war anzunehmen, daß wir bald auf den Feind stoßen würden. Die 2. Kompagnie übernahm von hier aus die Avantgarde. Am 5. früh 9½ Uhr wurde am Fuße eines Höhenzuges Halt gemacht. Eine abgesandte Patrouille kundschaftete aus, daß der Feind zwei Stunden von hier, sich stark verschanzt habe. Nun wurde die größte Ruhe anbefohlen, die Pferde, welche sonst frei umherliefen und sich ihr Futter suchten, wurden gekoppelt, die Sicherheitswachen verstärkt und Patrouillen, welche etwaige Spione vom Feinde abfangen sollten, ausgeschickt. Nachmittags ritten der Major und Lieutenant v. Perbandt mit Patrouillenführern und einigen Reitern in der Richtung auf die feindliche Stellung zu, um sich über die Befestigung und Lage des vom Feinde besetzten Platzes zu orientieren. Nach zweistündiger Abwesenheit kamen sie zurück, und nach längerem Kriegsrat der Offiziere wurde von den Feldwebeln bekannt gegeben, daß anderen Tags um 3½ Uhr aufgebrochen und zum Angriff vorgegangen werden solle. Jede Kompagnie erhielt einen besonderen Auftrag, da auf drei Stellen zu gleicher Zeit angegriffen werden mußte. Unsere Gegner hatten sich in zwei festen Stellungen verschanzt, deren Umwallungen aus dichten Verhauen von fast undurchdringlichen Dornsträuchern bestanden. Diese Dornkräle zogen sich in einem Halbkreis von Ost nach West, in Abständen von 25 bis 30 Minuten. Es war dies für uns recht unangenehm, da wir unsere Macht zersplittern mußten, außerdem durften wir in die auf unserer Seite fechtenden Eingeborenen nicht zu großes Vertrauen setzen. Wir, die 3. Kompagnie, erhielten den Auftrag, die nächste der Verschanzungen, die etwa 250 m lang und 100 m breit war, anzugreifen. Die 1. und 2. Kompagnie unter Führung des Hauptmanns v. Estorff hatten die östlich gelegene Stellung zu nehmen. Endlich sollte nun unser Wunsch, mit dem Feinde Abrechnung zu halten, erfüllt werden.

Am Abend waren wir eben im Begriff, unser Nachtlager aufzusuchen, um uns durch einige Stunden erquickenden Schlafs zu stärken, als Feldwebel Hannemann an unsere Gruppe herantrat, um Freiwillige zu suchen, welche als Spitze vorgehen sollten. Gefr. Lungershausen, Gefr. Strunk und zwei

Reiter traten vor, und ich übernahm die Führung. Um 2½ Uhr wurden wir durch stillen Alarm geweckt. In größter Ruhe wurden die Pferde gezäumt und gesattelt, das Gepäck verladen und in Kompagniefront angetreten. Ich meldete mich mit den zur Spitze gehörenden Mannschaften beim Kompagnieführer, von dem ich über die einzuschlagende Richtung instruiert wurde. Auf Befehl des Majors trat die Spitze an, worauf die Kompagnie in 300 m Entfernung folgte. So waren wir etwas über eine Stunde — ab und zu einen kurzen Trab anschlagend — geritten, als wir aus einem dichten Gebüsch kommend 200 m vor uns die Stellung des Feindes erblickten. Ich

Lt. v. Ziethen. Major Leutwein. Pr. Lt. v. Perbandt Lt. Schmidt (gefallen am 6. Mai bei Otyunda.) Gefr. Becker.

Im Feldlager vor Otyunda.

sandte Meldung zurück und sofort wurde ausgeschwärmt. Unseren Pferden die Sporen gebend, erreichten wir im Galopp den Kraal. Hier wurden wir von einem wahren Kugelregen begrüßt; mein Pferd, durch den Kopf geschossen, stürzte unter mir zusammen, ebenso erging es meinem rechten Nebenmann, Gefr. Lungershausen. Auf 10 bis 20 Schritt lagen wir unseren Gegnern gegenüber, von ihnen getrennt durch die dichten und hohen Dornverhaue. Die Kompagnie hatte indeß, ohne daß wir es merkten, eine kleine Schwenkung gemacht, so daß ich und der eben genannte Gefreite etwa 60 Schritt rechts seitwärts lagen. Durch unsere toten Pferde

einigermaßen in Deckung, feuerten wir, sobald uns einer der schwarzen Schufte zu Gesicht kam. Ein Schmerzenslaut meines Nebenmanns ließ mich einen Moment zur Seite sehen. In seinem Blute schwimmend, stöhnte Lungershausen: „Ich kann nicht mehr, ich bin getroffen!“ Soeben ließ sich 15 Schritt von mir entfernt ein hämisches schwarzes Gesicht blicken, und eine Kugel sauste an meinem Kopfe vorüber, aber auch ich hatte geschossen und besser gezielt. Da sich nun die Feinde von dieser Seite des Kraals zurückgezogen hatten, konnte ich mich endlich meines Kameraden annehmen, welcher, durch den Unterleib geschossen, mich um Hilfe bat. Mehrfach rief ich nach dem Lazarettgehilfen, doch ohne Erfolg. Unfähig, den Bitten des Schwerverwundeten zu widerstehen, nahm ich ihn und trug ihn aus der Gefechtslinie, wobei er nochmals einen Schuß durch den Oberarm erhielt. Stabsarzt Dr. Richter nahm ihn sofort in Behandlung. Nun eilte ich wieder in die Gefechtslinie, dorthin, wo meine Kameraden bemüht waren, sich durch die Verschanzung einen Weg zu bahnen, was auch endlich mit vieler Mühe gelang. Erst jetzt begann der eigentliche Kampf. Die Eingeborenen fochten mit einer wahren Todesverachtung. Der Donner des Geschützes, welches Tod und Verderben in ihre Reihen spie, das Gewehrfeuer, das Wehklagen der Verwundeten und endlich das Brüllen der erschreckten Rinder raubte einem fast die Besinnung. Endlich nach zweistündigem, hartem Kampfe konnten wir die Wahlstatt unser nennen, doch mit welchen Opfern! Gefreiter Gräber und Bastard Smith starben von einer Kugel getroffen; Lieutenant Helm wurde aus zwei Wunden blutend davongetragen; Unteroffizier Kaschub und Gefreiter Lungershausen waren schwer verletzt — der letztere erlag in der Nacht seinen Wunden: — der Kriegsfreiwillige Schroeder verunglückte durch Sturz vom Pferde, und sieben Reiter trugen leichtere Wunden davon! — Auch die 1. und 2. Kompagnie waren siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Die 2. Kompagnie verlor ihren Führer Sekondlieutenant Schmidt und zwei Schwerverwundete. Bei der 1. Kompagnie starben den Heldentod ein Unteroffizier und ein Mann, schwer verwundet wurden Lieutenant Eggers, ein Unteroffizier und drei Mann. Die Verluste des Feindes sind auf etwa 180 Tote geschätzt worden. — Nachdem die Pferde getränkt waren und wir ein schnell geröstetes Stück Fleisch verzehrt hatten, wurde die Verfolgung aufgenommen. Da wir hier in Otwunda unser Lager aufschlagen wollten, blieben die Gefangenen, 60 Mann, und das erbeutete Vieh, ungefähr 3000 Stück, sowie die sieben eroberten Wagen zurück. Nachmittags 6 Uhr trafen wir mit 11 Gefangenen und etwa 40 bis 50 Stück Großvieh wieder in Otwunda ein. Am anderen Tage, den 7. Mai, wurden unsere gefallenen Kameraden zur ewigen Ruhe gebettet. — Da der Feind

vollständig zersprengt war, so konnten wir jetzt nur mit Patrouillen operieren, aber durch die Gefangennahme eines Hottentotten erfuhren wir bald, daß sich der Haupträdelsführer Kahimemua auf eine von etwa 60 Mann besetzte südlich gelegene Werft zurückgezogen hatte. Darauf brachen wir am 11. in Stärke von 150 Reitern auf. Nachdem einige Zeit Unterhandlungen gepflogen worden waren, gab die Gesellschaft die Waffen ab, und wir traten den Rückmarsch auf Otyunda an." —

Von unschätzbarem Vorteil wären uns bei diesen Kämpfen im dichten, unübersichtlichen Buschfelde Maximgeschütze gewesen. Ihr Fehlen wurde von den meisten Offizieren überaus bedauert. Wie überlegt und schlau die Führer der Aufständischen übrigens gehandelt hatten, zeigt der Umstand, daß sie zum Losschlagen den Zeitpunkt abwarteten, an welchem ihrer Berechnung nach die zur Entlassung kommenden Mannschaften bereits das Schutzgebiet verlassen haben mußten. Diese altgedienten Soldaten, die seit drei Jahren im Kriege gelebt hatten, fürchteten sie naturgemäß am meisten.

Ich habe bisher nur wenige Worte über das Dorf Okahandya selbst gesagt und will dies jetzt nachholen.

An anderer Stelle*) erwähnte ich bereits, daß von den Vorbergen des Auas-Gebirges an sich ein herrliches Waldthal über Brackwater, Okaputa, Otwihavera und Osona bis nach Okahandya erstreckt. Zahlreiche Flüsse und Flüßchen durchziehen dieses schöne Stück Erde; steile Spitzkuppen steigen aus der Ebene auf, und Grasflächen wechseln mit dichten Waldstreifen ab. Den nördlichen Abschluß des Thals bilden die Berge bei Okahandya, das ungefähr drei Reitstunden nordöstlich von Groß-Barmen liegt. Von Osten kommend umfaßt das dicht umwaldete Bett des Swakob-Flusses den Ort, der, eingeschlossen von sanften Hängen im Westen und Norden und großartigen Felsbergen im Osten, mit seinen weißen Häusern und der imponierenden Feste einen überaus freundlichen und stattlichen Eindruck macht. Ein üppiger Teppich frischgrünen Queckgrases breitet sich weithin an den Ufern des Flusses aus, und schöne, große und wohlbestellte Gärten deuten auf Grundwasser in nur mäßiger Tiefe. Der Bestand an wundervollen, alten, schattenspendenden Bäumen in und um Okahandya ist ein außergewöhnlich großer, und an mehreren Stellen, so auf dem Wege nach Windhoek bei Osona und auf dem Wege nach Groß-Barmen, kann man von dichtem Wald reden. Köstlich ist es, in der Morgenfrische hier hinauszutraben und sich an dem Erwachen der Natur zu erfreuen, und dies Vergnügen wird von den weißen Einwohnern reichlich genossen.

*) Kap. 1, S. 23.

Die größten Gärten sind die der Europäer, des Missionars Viehe, der Firma Wecke & Voigts und der Militärstation, jedoch bestellen auch die Herero alljährlich viel Land am Flusse, auf dem die meisten europäischen Gemüse, dann Dattelpalmen, Feigenbüsche, Kaktusfeigen, Mais und Hafer vortrefflich gedeihen.

Die Bevölkerung des Ortes besteht fast ausschließlich aus den Herero und ihren Dienern, den Bergdamara, sowie einigen Hottentotten verschiedener Stämme. Die Zahl der eingeborenen Bevölkerung genau anzugeben, ist fast unmöglich, da sie großen Schwankungen unterworfen bleibt. Am stärksten ist sie, wenn nach reichlichen Regen die Weiden in der Umgebung des Platzes es den Herero gestatten, ihr Vieh in seiner unmittelbarsten Nähe zu halten. Dann strömen sie von den entfernter liegenden Weideplätzen in Okahandya zusammen, und der Ort gleicht einem Ameisenhaufen, um wenige Monate darauf wieder verödet dazuliegen, wenn das Gras abgefressen ist, und die Eingeborenen mit ihren Herden weiter hinausziehen müssen in die reichen Grasländer im Norden und Osten. Sehr viele wohlhabendere Herero haben sich in Okahandya feste Häuser aus Lehmziegeln gebaut, aber auch die Zahl der Pontoks ist eine große.

Die weiße Bevölkerung ist nur gering. Außer der Besatzung, Okahandya ist der Sitz eines Distriktskommandos, lebt und wirkt hier der Senior der Missionare des Damaralandes, Herr Viehe, und endlich befindet sich, wie wir bereits gesehen haben, eine Niederlassung der bedeutenden Firma Wecke & Voigts am Platze, die von Herrn Albert Voigts geleitet wird. Wie überall in Südwestafrika, so ist auch in Okahandya die von den Europäern ausgeübte Gastfreundschaft eine überaus weitgehende, und es wird wohl wenig Reisende im Damaraland geben, die nicht fröhliche Stunden in einem der gastlichen Häuser verlebt haben. — Eine besondere Bedeutung hat der Ort als Ausgangspunkt für den Feldhandel, d. h. für kaufmännische Expeditionen, die bei den im Grasland zerstreut wohnenden Eingeborenen das Eintauschen von Vieh gegen alle möglichen Waren bezwecken.

Okahandya, eine der ältesten Stationen der Rheinischen Missions-Gesellschaft im Hererolande, hat eine bewegte, zum Teil blutige Geschichte. In seiner unmittelbarsten Nähe ist oft heiß zwischen Herero und Hottentotten gestritten worden, denn der Ort war der Hauptwaffenplatz der ersteren und ist bis zum heutigen Tage die Residenz des Oberhäuptlings der Herero.

Ein Ritt nach dem etwa drei Stunden östlich von Okahandya gelegenen Hereroplatz Otyosasu bildet das letzte Erwähnenswerte meiner Thätigkeit im Damaralande.

Das nicht allzu große Dorf liegt auf einem Hügel dicht an einem Nebenflusse des Swakob. Eine schön gebaute Kirche, das Missionshaus und

ein wohlbestellter, schattiger Garten geben der sonst reizlosen Landschaft ein freundlicheres Gepräge, und wir, Voigts und ich, verlebten einen Tag im Kreise der Familie des Missionars Irle, der uns aus seinen reichen Erfahrungen über Land und Leute viel Schätzenswertes mitteilte.

Bald darauf langte Lieutenant v. Zülow in Okahandya an, dem ich die Geschäfte des Distriktes übergab. Dann ritt ich nach Windhoek.

Dank der vorzüglichen Pflege von Seiten Richters traf ich hier die Verwundeten durchweg auf dem Wege zur Besserung an, was besonders bei Eggers und Helm, die sehr schwere Schüsse erhalten hatten, viel sagen wollte. Wie im Fluge vergingen die Tage. Schon waren Offiziere des letzten am 24. Juni in Swakobmund gelandeten Verstärkungstransportes, die Lieutenants v. Heydebreck, Ziegler, Kepler und Schulz, in Windhoek eingetroffen, und ein reges militärisches Leben entwickelte sich auf dem Platze.

Auch meinen alten Freund Dr. Sander sah ich hier wieder. Er hatte an Stelle von Weiß die Generalvertretung der Siedelungsgesellschaft übernommen, da der letztere sich privaten Unternehmungen in Gibeon widmen wollte.

Das Hauptinteresse der Weißen nahmen damals bereits die Maßnahmen in Anspruch, welche die Regierung gegen die drohende Rinderpest zu treffen beabsichtigte. Alles verheerend, drang die Seuche von Osten her gegen die Grenzen der Kapkolonie vor, und alle südafrikanischen Staaten sannen auf Mittel zur Abwehr. Für Südwestafrika hatte Major Leutwein zunächst die vollständige Sperrung der Nord- und Ostgrenze angeordnet. Hierzu wurde hauptsächlich die eben eingetroffene Verstärkung von 400 Reitern verwendet, die sich bei Karibib versammelte. Nach dem Groß-Namalande eilten der für den Südbezirk neu ernannte Bezirkshauptmann Assessor Gollinelli und Roßarzt Rickmann. Die Tierärzte Borchmann und Vogt wurden nach Osten und Norden gesandt. Man hoffte zu jener Zeit noch, daß es gelingen werde, die Pest vom Schutzgebiete fern zu halten, aber die Zukunft lehrte, daß alle Anstrengungen vergebliche waren.

Die Tage in Windhoek wurden für mich durch die Vorbereitungen für die zweite Ausbildungsperiode in Rehoboth ausgefüllt. Abends suchte ich meine alten Freunde in Groß- und Klein-Windhoek auf und verlebte so manche schöne Stunde mit ihnen.

Über die Freuden und Leiden der Hausfrau in Südwestafrika hat mir auf meine Bitte Frau Stabsarzt Dr. Richter berichtet, und ich lasse ihre lebendige und überaus anschauliche Schilderung hier folgen:

„»Genädige Frau, genädige Frau, aufstehen, aufstehen! — Genädige Frau muß doch Kaffee kochen, sonst kommt Mijnheer Doktor sicher zu spät ins Lazarett!« — Diese freundliche Aufmunterung, die mich an meine Pflicht

als Hausfrau ermahnte, wurde mir von meinem kleinen, gelbhäutigen und der deutschen Sprache vollkommen mächtigen Küchenmädchen Luise zu teil. Alle Müdigkeit abschüttelnd, erscheine ich denn auch bald in der Küche. Bambuse Hans, noch recht verschlafen und ungewaschen aussehend, bemüht sich, als er meiner ansichtig wird, mit großem Eifer Feuer anzuzünden, während Luise den Kaffee mahlt. Es klopft. Herein tritt oder vielmehr schlürft Katharina, meine einstmals liebliche Melk- und Waschfrau. »Hans, Hans! — es ist schon so spät, komm doch! Binde mir die Kühe fest und lasse die Kälber raus!« — Aber Hans rührt sich nicht, und erst nach dem sehr energischen Ausrufe meinerseits: »Potz Blitz, wird's nun bald, sonst bekommst Du kein Frühstück!« — erhebt er sich, nimmt Eimer und Ochsenriemen, um die Kühe zu binden, und wandert, auf Katharina schimpfend, aber klugerweise, weil ich es nicht verstehe, auf Namaqua, dem Kuhkraale zu. Dieser besteht aus dichten Dornbüschen, die im Kreise aufgeschichtet sind, und hat zwei kleinere Abteilungen für die Kälber und das Kleinvieh. Ich habe auf einer alten Kiste, die im Kraal steht, Platz genommen und warte der Dinge, die da kommen sollen. Zunächst laufen die Kühe wild durcheinander, brüllen und geberden sich wie toll. Katharina, mit dem Ochsenriemen bewaffnet, hat eine aufs Korn genommen und setzt hinter ihr her, um im geeigneten Moment den Riemen um die Hinterbeine zu schlingen und das Tier dadurch zum Stehen zu bringen. Sobald diese Procedur geglückt ist, begiebt sich Hans zum Kälberkraal, um das der Kuh gehörige Kalb herauszulassen, damit es antrinke. Leider geben die Kühe so wenig Milch, daß wir von unseren vierzehn nur gerade soviel erhalten, wie für unseren Haushalt zum Kochen und Buttern nötig ist. Nach Beendigung des Melkens werden die Tiere ins Feld gejagt, kehren aber fast regelmäßig bei Sonnenuntergang von selbst zu ihren Kälbern zurück.

Überall in Hof und Haus ist nun reges Leben, auch mein kleiner Junge, unser ganzer Stolz, ist erwacht und verlangt nach seiner Mutter. Er bekommt ein Fläschchen zu trinken, welches ihm sein schwarzes Kindermädchen Magdalena, eine bildhübsche Bergdamara, hält. Ich decke schnell den Kaffeetisch auf der Veranda und nehme dort mit meinem Mann zusammen das erste Frühstück ein.

Die Luft ist wundervoll, balsamisch und kühl. Vor uns breitet sich das Gebirge aus, das sich scharf von dem blauen Himmel abhebt, und nur schwer können wir uns von der Betrachtung der schönen Natur trennen, um unseren weiteren Pflichten nachzugehen. — Magdalena begleitet mich nun zum Hühnerfüttern. Ich besitze deren 90, die ich zum größten Teil selbst aufgezogen habe.

Katharina, jetzt Waschfrau, begiebt sich, eine qualmende und recht übel riechende Pfeife im Munde, mit schmutziger Wäsche und Seife reich beladen, zu unserer heißen Quelle, die im Garten entspringt, um dort auf einem Stück Wellblech oder einem Brett ihre Thätigkeit zu beginnen, denn im Waschfaß oder in einer Wanne zu waschen, dazu sind die schwarzen Damen nicht zu bewegen. »Nein, genädige Frau, da wird es nicht rein!« heißt es, und man muß sie schon auf ihre Manier arbeiten lassen. Es ist anzuerkennen, daß die eingeborene Dienerschaft bestimmte, täglich wiederkehrende Arbeiten gut verrichtet. Wehe aber, wenn einmal Unerwartetes, z. B. Besuch, kommt! Dann hat die ganze Gesellschaft den Kopf verloren, und soll trotzdem alles klappen und gut gehen, so muß die Hausfrau allein zugreifen.

Stabsarzt Dr. Richter.

»O, schon 10 Uhr! Nun aber flink! — Geh' schnell zum Schlächter, Luise, und — den Zettel nicht verlieren!« — Luise läuft mit raschen Schritten der nicht allzufern gelegenen Schlächterei zu. Eine schöne Hammelkeule von acht Pfund (das Pfund zu 25 Pfennig), dazu ausnahmsweise Kartoffeln (das Pfund 75 Pfennig — sonst giebt es gewöhnlich Reis oder Klöße), ein Rotkohlkopf aus dem Garten eines unserer fleißigen Ansiedler und eine Büchse eingemachte Früchte bilden für heute unser frugales Mittagessen.

Frau Stabsarzt Dr. Richter.

»Maria van Wijk ist da! — Bitte, genädige Frau, komme doch schnell in die Küche!« — Dort erwartet mich ein allerliebstes Bastardmädchen mit großen braunen Augen und hübscher, schlanker Figur; mit einem Wort eine kleine Schönheit unter den Eingeborenen. Sie ist augenblicklich meine Schneiderin und näht unter meiner Leitung auf einer Handmaschine Kleidchen für meinen kleinen Knaben und das ungefähr drei Jahre alte Herero-Waisenkind Kavizonda, dessen Eltern bei Otwunda getötet wurden. Dieses haben wir in unser Haus aufgenommen, und es fängt nach großen Mühen und Erziehungsversuchen endlich an, gut einzuschlagen. Bald jedoch werde ich wieder gestört. Schwarzer Besuch ist angekommen: Irgend ein Großmann der Herero mit seinen Verwandten. Da mein Mann nicht zu Hause ist, empfange ich die Herren. »Guten Morgen, genädige Frau!« —

»Nun, was wollt Ihr?« — (Gewöhnlich spricht immer einer der Leute deutsch) »Genädige Frau begrüßen!«*) — Ich lade sie denn auch ein, auf meiner Veranda Platz zu nehmen. Nachdem sie sich niedergelassen haben, herrscht allgemeines Schweigen. Auf einmal tönt es von bärtigen Lippen: »Schnaps!« — »Giebt es nicht!« ist meine kurze Antwort. — »Ein bischen Tabak, bitte, genädige Frau!« — Was bleibt mir nach der so bescheidenen Bitte anders übrig, als meines Mannes Tabakskasten zu plündern?! Als Entschädigung für den ausgeschlagenen Schnaps lasse ich Kaffee für die schwarzen Herren kochen und ihnen denselben mit Milch und Zucker vorsetzen, indem ich erwähne, daß weiße Großmänner höchstens zwei Stücke zu nehmen pflegten.

Daß diese Herren auch zu schmeicheln verstehen, erfuhr ich, als mir einst Samuel Isaak, der Unterhäuptling Hendrik Witboois, nachdem wir uns längere Zeit nicht gesehen hatten, sagte: »Geliebte Freundin und genädige Frau, Du bist viel jünger geworden, Du siehst gut aus!« Aber auch Dankbarkeit findet man bei den Leuten. So erhielt ich im Jahre 1896 aus dem Feldlager in Gobabis einen holländisch geschriebenen Brief folgenden Inhalts:

»Geliebte, genädige Frau vom Herrn Doktor! Ich grüße Dich herzlich und bin Dir sehr dankbar für die Geschenke, die wir von Euer Liebden bekommen haben. Ich grüße Dich herzlich und bin Hendrik Witbooi. Ich grüße Dich herzlich, Samuel Isaak. Ich grüße genädige Frau auch und bin Isaak Witbooi, der Sohn.«

Während wir uns eifrig unterhalten, erscheint endlich mein Mann zu Tisch. Nachdem er in liebenswürdigster, aber deutlicher Weise den schwarzen Besuch ausgeladen hat, nehmen wir in aller Gemütlichkeit unser Mittagsmahl im Wohnzimmer, das sehr nett europäisch eingerichtet ist, ein. — »Nun, sind die Pferde schon von der Weide zurück?« Da ich dies bejahen kann, bittet mich mein Mann, ihn auf einem Ritte nach Klein-Windhoek zu Patienten zu begleiten. Wir besteigen die Pferde, und in lustigem Trabe geht es dem benachbarten Orte zu. Nach ungefähr zwei Stunden sind wir zurückgekehrt, und mein Hans überrascht mich mit der Nachricht: »Genädige Frau, Kapitäns**) waren hier und wollen heute Abend wiederkommen!« — Sehr erfreut, Besuch empfangen zu können, treffe ich schnell einige Vorbereitungen, lasse den Abendtisch auf der Veranda decken und Lampen anzünden. Kalter Hammelbraten, gekochte Eier, Schinken, Käse und Gurkensalat bilden das einfache, aber, wie ich hoffe, schmackhafte Abendessen. Bald erscheinen nun unsere Gäste. Nach Tisch pflegen die Herren, wie überall,

*) Was ungefähr gleichbedeutend mit Betteln ist.

**) D. h. Offiziere der Schutztruppe.

zu rauchen, und wir sitzen noch lange, über Ernstes und Heiteres zwanglos plaudernd, zusammen. Längst hat es schon Mitternacht geschlagen, als unsere lieben Gäste den Heimweg antreten. Mein Mann begleitet die Herren noch ein Stückchen des Weges, während ich bis zu seiner Rückkehr auf der Veranda bleibe, um den herrlichen Mondschein zu genießen." —

Am 10. Juli ritt ich nach Rehoboth, begleitet von dem Assessor Gollinelli, der nach Keetmannshoop reiste, und bald darauf begann die Ausbildung der Bastard-Rekruten, die ebenso erfolgreich verlief als der erste Versuch. Der Verkehr mit dem Süden des Schutzgebietes hatte in der Zwischenzeit merklich zugenommen, und wir erhielten häufig Besuch von durchziehenden Reisenden. Da kam Weiß, der nach Gibeon, und Hermann, der nach Nomtsas zog, Burgsdorff, der seine junge Frau nach Gibeon führte, Lieutenant v. Altrock, der zum Distriktschef von Bethanien ernannt worden war, und endlich die Boeren, die sich längs des großen Fischflusses niedergelassen hatten, um Einkäufe in Rehoboth zu machen oder auf der Durchreise nach Windhoek. Ihre Pferde- und Mauleselkarren konnte man oft vor dem Store der „Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft", welchem Herr Schluckwerder jun. vorstand, oder vor dem Kaufhause L. Konrads halten sehen. In den ersten Tagen des August traf auch Lieutenant Frhr. v. Schönau-Wehr ein, der zu meiner Unterstützung kommandiert worden war und später Distriktschef in Rehoboth wurde. Wie immer waren es nur angenehme Tage, die wir gemeinsam in dem schönen Bastard-Dorfe verlebten, in dem ich auch nach der am 1. September beendeten Ausbildungszeit noch die Wochen bis zur Reise nach der Küste mit Eggers verbrachte. Kleine Jagdzüge und umfangreiche Pferdeankäufe für die Truppe aus großen Herden, die unternehmende Boeren aus der Kapkolonie und dem Orange-Freistaat heraufgetrieben hatten, machten die letzten Tage zu hochinteressanten. Ziethen und Rickmann waren dazu nach Rehoboth gekommen. Endlich aber hieß es scheiden von unseren Freunden! Über Windhoek und Otyimbingwe reisten wir westwärts zur Küste, Eggers oft im Wagen seiner eben erst geheilten Wunden wegen. Von Otyimbingwe aus begleitete uns der Distriktschef, Premierlieutenant Franke, bis Modderfontein. Noch einmal nahmen wir in vollen Zügen die Schönheit der Natur in uns auf, ungewiß, ob wir das Land, das uns beiden lieb und wert geworden war, jemals wiedersehen würden. Lange Scheideblicke warfen wir auf die gelben Grasfelder, die buschigen Hügel, die dichtbewaldeten Riviere und die schroffen Felsengebirge; dann nahm uns die Wüste auf, und bald hörten wir wieder das Tosen des brandenden Meeres und sahen die Holzhäuser Swakobmunds vor uns im Nebel auftauchen.

Dort verlebten wir heitere Tage bis zur Ankunft des Dampfers „Leutwein", der uns nach Kapstadt führen sollte. Ich besonders konnte mich frei von aller Sorge und allem „irdischen Ballast" fühlen, denn während ich in Okahandya weilte, war der Proviantschuppen der Regierung, in welchem mein im April zurückgelassenes Gepäck verstaut war, mit allem Inhalt abgebrannt. Leider befanden sich wertvolle, unersetzliche Sammlungen sowie der größte Teil meiner Tage- und Skizzenbücher darunter, und ich hatte nur das gerettet, was ich zu Pferde am 16. April mit ins Innere genommen hatte. Das war außer einem Anzug nicht viel mehr als mein gutes Gewehr, Revolver, Messer, Pfeife und ähnliche Kleinigkeiten. Reich an Erlebnissen, aber „an Golde arm" verließ ich so das Schutzgebiet, und mein Gepäck glich dem Bündel eines fahrenden Gesellen. —

Während wir uns nun zum Gehen rüsteten, kamen andere. Der Dampfer „Melitta Woermann" brachte neue Ansiedler und Kaufleute, neue Menschen voll Hoffnungen und Pläne. Wieder wuchsen aus dem Sande die Zelte der Einwanderer empor, wieder füllte sich Bahrs Hotel, und wieder lauschte die altangesessene Tafelrunde denen, die Neuigkeiten aus Deutschland zu berichten wußten. — In diesen Tagen wurden auch in Swakobmund die Vorbereitungen zu einer Expedition getroffen, die für das ganze Schutzgebiet von höchster Bedeutung werden sollte! Ein Syndikat aus Mitgliedern der Siedelungsgesellschaft hatte den Baumeister Rehbock und den von der Kap-Regierung zu diesem Zweck beurlaubten Kulturingenieur Watermeyer entsandt, um Erhebungen über die Anlage von Stauwerken, Bewässerungsbetrieben und Bohrungen anzustellen. — Gewiß eine der wichtigsten Fragen für die Besiedelung des Landes; ebenso wichtig wie der ersehnte Eisenbahnbau, der jetzt, angesichts der drohenden Rinderpest, in den Vordergrund des Interesses trat. Und so lauteten denn auch die letzten Worte, die Major Leutwein an Eggers und mich richtete, als er und Volkmann uns an das Boot geleiteten: „Glückliche Reise — und sorgen Sie dafür, daß wir bald eine Eisenbahn bekommen!" — Dann schieden wir unter drei kräftigen Hurras und dampften nach Walfischbai, wo wir noch einige Tage auf die Einladung unseres gemeinschaftlichen Freundes Sichel zubrachten. Aber auch hier schlug bald die Abschiedsstunde. Am 17. November glitten wir auf dem „Leutwein" hinaus auf die See und, nachdem wir noch einmal Lüderitz-Bucht angelaufen hatten, sahen wir schweren Herzens die bergigen Küsten Südwestafrikas im Dunste hinter uns verschwinden. Wortlos, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, starrten wir hinaus in das abendliche Dunkel, bis der letzte Schimmer des Festlandes zerfloß und zerflatterte. —

Wenn ich aber zurückdachte an die Zeiten, in denen ich diese Küsten zum ersten Male sah, an die ersten Monate des Ringens und Kämpfens und wenn ich dann Vergleiche mit der gegenwärtigen Zeit anstellte, so konnte ich mir sagen, daß in wenigen Jahren unendlich viel erreicht und Großes geschaffen worden sei. —

Schwer ist gerungen worden, und vielleicht stehen dem Schutzgebiete auch noch schwere Zeiten bevor; aber ich bin gewiß, daß dieses Land, das ich wie eine zweite deutsche Heimat liebe, eine Zukunft voll Glück und Segen haben wird, wenn nur alle, die dort arbeiten und kämpfen, treu und fest zusammenstehen, wenn sie Pflug und Schwert nicht rosten lassen und am Tage der Gefahr sich um des Deutschen Reiches Sturmfahne scharen, stets eingedenk jener herrlichen Worte aus dem „Hohen Liede der Deutschen":

„Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!"

Elftes Kapitel.

Heimwärts!

Kapstadt. — Im Orange-Freistaat. — Johannesburg und Prätoria. — An der Delagoa-Bai. — Beira und Moçambique. — In Deutsch-Ostafrika. — Zanzibar. — Über Aden nach Neapel.

Am sechsten Tage unserer Fahrt sahen wir Land in der Nähe der Saldanha-Bai; bald darauf kam der Tafelberg in Sicht, und wir dampften an der traurigen Robben-Insel vorbei in das Hafenbecken Kapstadts. Unsere Reise war ziemlich vom Wetter begünstigt verlaufen, aber wir waren doch in dem seetüchtigen, kleinen Schiffe ordentlich umhergeworfen worden, denn die Dünung in diesen Meeresteilen ist meist eine hohe. Um so froher stimmte uns die Aussicht, bald festen Boden unter den Füßen zu haben, und die reichhaltigsten Programme für die nächsten Tage wurden entworfen und erörtert. Die Reisegesellschaft bestand aus Frau und Fräulein Böhm, Herrn Carl Weiß, den Lieutenants Eggers und v. Lewinski, dem Boeren Fanny Burgers, dem Farmer v. Schultz und mir, und mit Ausnahme der Damen, die Kapstadt

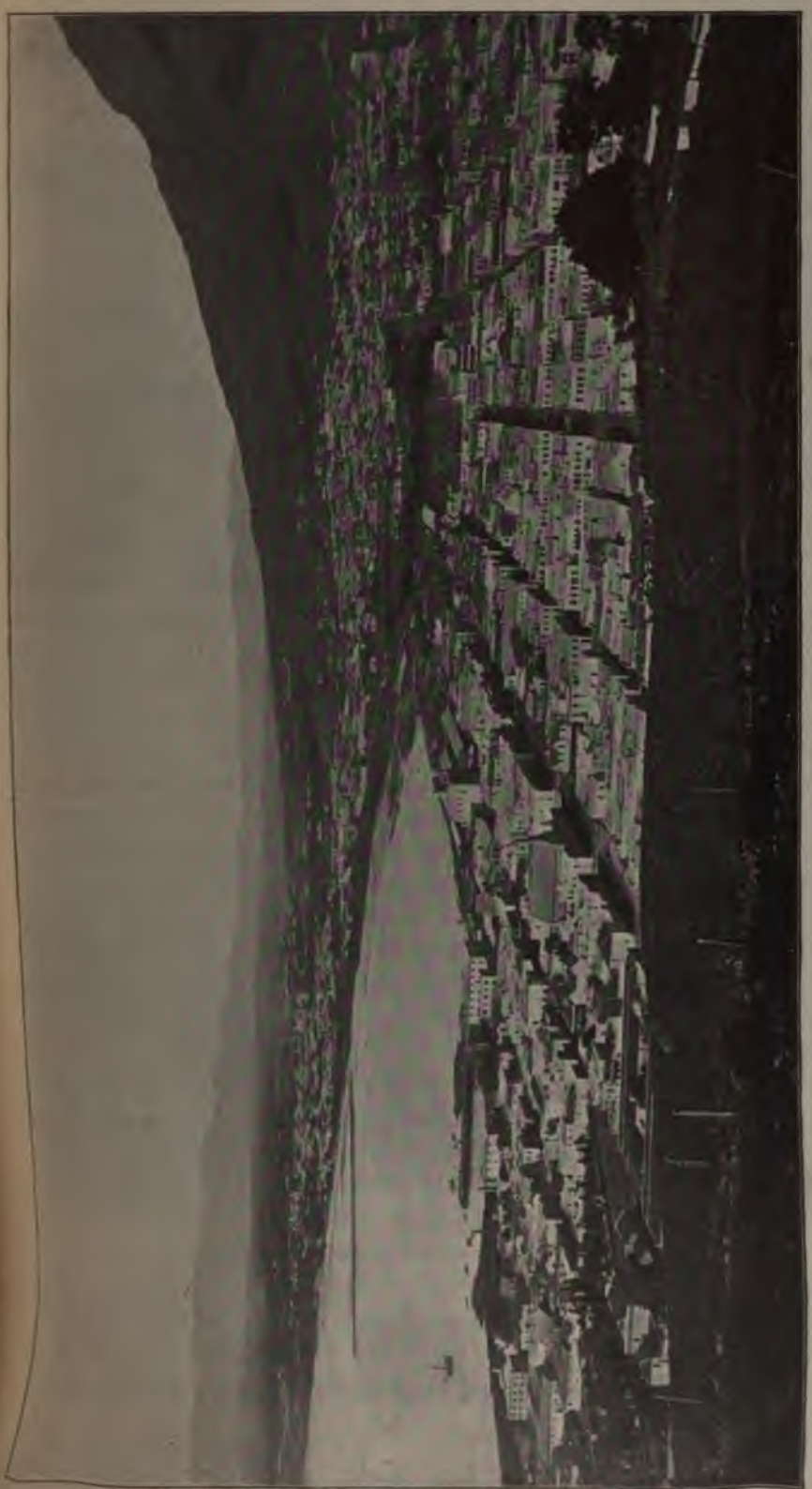
schon nach kurzer Zeit zu verlassen beabsichtigten, wollten wir, ehe sich unsere Wege trennten, noch gemeinsam einige Tage verleben.

Ein entzückendes und imposantes Bild bot sich uns dar, als wir uns der Tafel-Bai näherten, und ich muß sagen, daß mir das Panorama Kapstadts von der Hafeneinfahrt aus als das schönste und großartigste aller Hafenstädte erscheint, welche ich gesehen habe — Neapel nicht ausgenommen.

Hoch über der weitausgedehnten Stadt, deren weiße Häusermassen in mächtigem Bogen die blaue Bucht umspannen, thront in erdrückender Majestät der riesige, schroffaufsteigende Tafelberg, ein Wahrzeichen ohne Gleichen. Und bis dicht an den Punkt, an welchem die erste gigantische Steilwand kahl und jäh sich emporhebt, liegen einzelne Häuser und Häuschen auf den sanft ansteigenden Vorbergen, eingebettet in Gärten und dunkelgrünen Hainen, während nach der See, nach Sea-Point zu, der Lionshead und der starkarmierte Signal-Hill imponierend aufsteigen.

„Robben-Island", eine öde, flache Sandinsel, auf der schutzlos dem Sonnenbrande ausgesetzt die zahlreichen Gebäude der Leprastation liegen, wird passiert. Aus allen Teilen Südafrikas werden die unglücklichen Aussätzigen hierhergebracht und müssen auf dieser furchtbaren Insel ihr Leben verbringen, vollständig abgeschlossen von der Welt. Einige Male haben einzelne dieser Verbannten kühne Fluchtversuche gemacht und sich in gebrechlichen Nachen dem Meere anvertraut, aber fast stets wurden sie eingefangen und zurückgebracht. — Eine wilde Brandung peitscht die Riffe, die dem Eiland vorgelagert sind. Zwei Regierungsdampfer vermitteln den Verkehr mit dem Festlande und bringen Proviant und Post hinüber.

Als wir uns dem steinernen Wellenbrecher nähern, rasselt ein Arbeitszug auf ihm einher, und wir Halbwilden drängen uns auf der Brücke des „Leutwein" zusammen, um das rauchende Ungetüm, das eine Reihe mit Steinen beladener Wagen auf dem Damme vorschiebt, anzustaunen. Nach fast vierjährigem Zeitraum die erste Lokomotive! Jetzt geht es vorbei an den Liegeplätzen der großen englischen Postdampfer der Union- und Kastle-Linie in den inneren Hafen. Hier haben mächtige Dampf- und Segelschiffe, die Ladung einnehmen oder löschen, die Quais besetzt. Ein unbeschreiblicher Lärm erfüllt die Luft; Wagen holpern die gepflasterten Quaistraßen auf und ab; Dampfpfeifen schrillen; die Ketten der Krähne rasseln; Glocken läuten, und das Stimmengewirr in allen Sprachen der Erde tönt wie ununterbrochenes Brausen an das Ohr. Eine Barkasse der Hafenpolizei fährt uns entgegen, und wir gleiten von ihr geführt langsam vorwärts. Da flattert plötzlich vor uns die deutsche Kriegsflagge, und mit Jubel wird S. M. S. „Condor" begrüßt, der am Quai festgemacht hat. Unweit des schmucken



Kapstadt und der Tafelberg.

Kreuzers, an dessen Bord alles glänzt und blitzt, legt sich auch der „Leutwein" fest, und wir verabschieden uns von dem freundlichen Kapitän Parrow und seiner Mannschaft, die alles gethan haben, um uns den Aufenthalt an Bord so angenehm wie möglich zu machen. Auch die Verpflegung war in jeder Beziehung tadellos.

Nachdem wir einige der schnellfahrenden, zweiräderigen Kabs gemietet und unser wenig umfangreiches Gepäck verstaut haben, fahren wir zum Zollbureau und dann, nach endlosen Scherereien, in die Stadt, um ein Hotel zu suchen. Da das älteste deutsche, das „Hansa-Hotel", besetzt ist, nehmen wir in dem gleichfalls deutschen „Metropol-Hotel" Quartier und haben das nicht zu bereuen. —

Unsere ersten Besuche galten dem deutschen Generalkonsul und den Familien, an welche wir Empfehlungen hatten, vorher jedoch führte uns Weiß in einige der großen englischen Warenhäuser, denn unsere Kleidungsstücke gewährten ohne Ausnahme einen so traurigen Anblick, daß wir uns erst in den Abendstunden auf den Promenaden zu zeigen wagten. In der Viktoria-Avenue, wo eine geputzte Menge sich bei den Klängen einer Militärkapelle drängte, erregten wir als „Bassermannsche Gestalten" berechtigtes Aufsehen, aber nach wenigen Tagen schon schritten wir stolz erhobenen Hauptes im schwarzen Rock und silk-hat durch die Straßen. — J. Garlick und Thorne, Stuttaford & Co. hatten ihre Pflicht gethan und uns dafür um eine recht bedeutende Summe roten Goldes erleichtert. Ich möchte hierbei gleich bemerken, daß uns das Umwechseln deutscher Banknoten gegen englisches Gold große Schwierigkeiten machte, die erst durch das überaus liebenswürdige und hilfreiche Entgegenkommen des Generalkonsuls v. Schuckmann und des Vizekonsuls Pauli ganz gehoben wurden.

Die Zeit in Kapstadt verging uns wie im Fluge. Ausflüge in die lieblichen Villenvororte Klaremont, Rondebosch, Newlands, Wijnberg und in die Bäder an der tiefblauen Bai, heitere Abende an Bord des „Condor", in den Familien des Generalkonsuls, des Professors Hahn, des Cptns. Jurisch und des Vizepräsidenten des Klubs „Germania", Scharfscheer, wechselten ab mit dem Besuche der Museen, Wagenfahrten längs des Meeresstrandes auf der entzückenden Viktoria-Road und zu den Rennen in Kenilworth und gemütlichen Kegelpartien im deutschen Klub. Von allen Seiten wurden wir in herzlichster Weise mit offenen Armen aufgenommen und wie alte Freunde behandelt. In den ersten Tagen des Dezember langte aus Europa Professor Koch mit seinem Assistenten Stabsarzt Dr. Kohlstock in Kapstadt an. Der berühmte Gelehrte, auf dessen Wirken sich die Augen vieler Tausende — ja, man kann sagen: ganz Südafrikas — hoffend richteten

wurde von der deutschen Kolonie und den Behörden glänzend empfangen, weilte aber nur kurze Zeit an der Küste und begab sich dann nach Kimberley,

Landschaft bei Wijnberg.

um dort, in der von der Kapregierung ihm eingerichteten Versuchsstation, den Kampf gegen die Rinderpest zu beginnen. Eggers und ich hatten das Glück, mit dem kühnen Forscher nicht nur auf dem offiziellen Bankett,

sondern auch im Familienkreise des Generalkonsuls zusammen sein und so die ersten Tage einer Zeit miterleben zu dürfen, die für Südafrika von so überaus großer, überwältigender Tragweite sein sollte. Aber auch für uns schlug bald die Stunde des Abschieds, und eines Abends rollten wir in einem der behaglichen Coupés des „Daily Saloon Train“ nordostwärts. Wir hatten angenehme Reisegesellschaft, denn der Generalkonsul und Cptn. Jurisch begleiteten uns bis Beaufort West, wo sie Springböcke jagen wollten. Als uns der Aufwärter am Morgen weckte, konnten wir gerade noch einen Blick auf die kühnen Eisenkonstruktionen werfen, durch die das breite und tiefe Thal des Hex-River überbrückt ist, der weit unter uns rauschend dahinschoß. Dann folgte eine namenlos langweilige Fahrt durch die öde und heiße Karru, eine unsagbar einförmige Wüstenei, durch die wir den ganzen Tag dahinrollten. Nichts ist zu sehen als Sand, Lehm, Staub — höchstens einmal in der Ferne einige niedrige, langgestreckte, vegetationslose Höhenzüge. Dementsprechend sind auch die wenigen Stationen, die fast ohne Ausnahme aus elenden, halbverfallenen Gehöften bestehen und die mich — besonders durch ihre primitiven Ziehbrunnen — lebhaft an die Bilder polnischer oder ungarischer Haideschenken erinnerten. Erst am Abend zeigte sich hier und da eine dünne Grasnarbe, auf der kleine Herden von Wollschafen weideten, und allmählich veränderte sich die Gegend zu ihren Gunsten. Die Bewachsung wurde dichter, schon erfrischten Bäume und Büsche das Auge, und die Stationen stellten sich als größere Komplexe reinlicher und geschmackvoll ausgeführter Gebäude dar.

Am nächsten Morgen hatte der Charakter des Landes vollständig gewechselt. De Aar Junction war früh passiert worden, und wir durcheilten bei Naauw-Poort ein herrliches, hochromantisches Bergland. Zahlreiche Tunnelanlagen sprechen für die Schwierigkeit der Streckenführung. Bald tief im Thal eines Flusses — dicht an das Bett desselben geschmiegt —, bald in schwindelnder Höhe am Abhang eines Bergzuges mit entzückenden Ausblicken über das dichtbewaldete, bis zum Horizont sich hinziehende Gebirge dahinrollend, wurden wir nicht müde, zu sehen und zu genießen. Bei herrlichem Wetter überschritten wir bei Norvals Pontoon den Orange-Fluß, dem wir ein kräftiges Hurra widmeten, und betraten damit das Gebiet des Orange-Freistaates. — Ah! diese köstlichen Weiden, die uns hier umgaben! Soweit das Auge blicken konnte, zusammenhängende Grasflächen, auf denen hier Pferde und Rinder, dort Schafe und Ziegen, dort Strauße in zahlreichen Trupps weideten. Die Zucht des letztgenannten Tieres scheint sich im Freistaat besonderer Beliebtheit zu erfreuen; wenigstens bemerkten wir häufig kleinere Herden, und es machte auf uns, die wir gewohnt waren, das edle

Wild in zügelloser Freiheit dahinstürmen zu sehen, einen ganz eigentümlichen – ich möchte fast sagen: komischen — Eindruck, als die mächtigen Vögel sich kaum im Grasen stören ließen, um dem vorbeisausenden Zuge einen Blick zu schenken. „Weidende Strauße und Schnellzug" — in der That ein merkwürdiges südafrikanisches Genrebild!

Der Bahnkörper wird übrigens auf beiden Seiten fortlaufend von starken Stacheldrahtzäunen von etwa 2 m Höhe eingefaßt, so daß ein Überfahren der weidenden Tiere ausgeschlossen erscheint. Auffallend war uns im Freistaat vor allem das Fehlen jeder Beholzung; nur in der unmittelbaren Nähe der ab und zu auftauchenden Gehöfte, die durchgehends einen recht wohlhabenden Eindruck machten, war stets eine Menge hoher Bäume — wohl meist Eukalypten — zu sehen. Fangdämme und Viehtränken vervollständigen das typisch südafrikanische Bild. Die Landstraßen, die wir kreuzten, waren besonders in der Nähe der Stationen durch Reiter, Viehherden und Fuhrwerke belebt. Kurz nach zwei Uhr mittags erreichten wir Bloemfontein, die Hauptstadt des Freistaates. Auf dem freundlichen Bahnhof sahen wir die ersten Soldaten der Staatsartillerie, hier wie im Transvaal die einzige stehende Truppe, während den Kern des Volksheeres das Aufgebot der bewaffneten und berittenen Bürger bildet. Die Mannschaften, die sich durch tadellose Haltung und vorzüglichen Anzug auszeichneten, fielen Eggers und mir besonders durch ihre Uniformen auf, die sich lediglich durch die gelben Vorstöße und das Freistaatwappen statt des Gardeadlers am Helm von denen unserer Garde-Feldartillerie unterscheiden. Es findet dies seine Erklärung dadurch, daß der geniale Organisator dieser Waffe, Major Albrecht, früher als Wachtmeister dem preußischen 2. Garde-Feldartillerie-Regiment angehörte.

In dem niedlichen Landstädtchen nahm uns das „Freistaat-Hotel" des Herrn Stock, eines Deutschen, in jeder Beziehung vortrefflich auf, und wir gaben unsere Empfehlungsbriefe ab. Unter den Deutschen, die wir kennen lernten, waren einige ehrwürdige Gestalten, Väter des Landes, die schon seit den Tagen der Besitzergreifung des „Grundes" durch die „Vortrecker" an der Ausgestaltung des Freistaates mitgearbeitet hatten und die nun, hochangesehen bei Jung und Alt, nicht geringen Einfluß auf das politische Leben ausübten. So die Herren Salzmann, Stock, Müller u. a. Besonders freundlich nahm sich unser der Kommandant Albrecht an, der uns mit Stolz die von ihm geschaffenen Kasernen, Ställe, Geschützschuppen, Lagerhäuser und Befestigungen zeigte. Hoch über der Stadt, die zwischen den Gebäudekomplexen viel grüne Gärten und Baumgruppen enthält, thront das Fort auf einem steil aufsteigenden Hügel. Hier war alles bis ins

Kleinste nach deutschem Muster eingerichtet; die peinlichste Sauberkeit und Ordnung in Montierungs- und Geschirrkammern. Schnellladegeschütze von Krupp füllten die Schuppen, kleinkalibrige Mehrladegewehre von Löwe die Waffenkammern. Von den Wällen des Forts, auf denen Posten patrouillierten, genossen wir eine großartige Fernsicht weit in das ziemlich ebene Land hinaus bis zu den Grenzen einer Kaffer-Reservation. Den Glanzpunkt dessen, was wir sahen, bildete jedoch am nächsten Morgen das Exerzieren einer reitenden Batterie, das uns Major Albrecht vorführte. Die Leistungen der Mannschaften, ausnahmslos Kinder des Landes, waren glänzende, das Pferdematerial hervorragend, die Reitfertigkeit verblüffend — kurz in jeder Bewegung von der Schwenkung im Schritt bis zum Auffahren in der Karriere erkannten wir Disziplin und Drill nach deutschem Muster.

Nach der Besichtigung des Regierungspalastes, der mit seinen imponierenden Vorhallen, den geschmackvollen Sitzungssälen, der Menge von Empfangszimmern und Bureaus und den mit Bildsäulen geschmückten Anlagen, die ihn umgeben, einen prächtigen Eindruck macht, fuhren wir am dritten Tage weiter nach Johannesburg — leider ohne den Staatspräsidenten, der verreist war, gesehen zu haben.

Über Winburg, Kroonstad und Heilbron erreichten wir vor Sonnenaufgang bei Vereeniging die Grenze der südafrikanischen Republik, des Transvaals. Die Zollrevision war eine peinlich genaue, und wir erfuhren, daß diese scharfe Handhabung durch den schamlosen Waffen- und Munitionsschmuggel der englischen Reformpartei in Johannesburg vor dem Einfall Dr. Jamesons hervorgerufen worden sei. Hatte man doch damals Maximgeschützrohre in großen Petroleumtanks — am Boden verschraubt und mit der Flüssigkeit umgeben —, Gewehrläufe in hohlen Balken, Munition in Marmeladebüchsen einzuschmuggeln gewußt. Die Transvaaler sicherten sich also nur gegen ähnliche Vorfälle, aber merkwürdig: die einzigen Passagiere, die sich über den allerdings 2 bis 3 Stunden langen Halt beschwerten und auf die „rüden Bauern" schimpften (sobald sich keine solchen in der Nähe zeigten), waren die Engländer.

Der Zug lief in eine doppelte Reihe von Bewaffneten ein, die mit Gewehr bei Fuß, den Revolver am Gürtel, dastanden. „Alles aussteigen! — Vorher das Handgepäck öffnen!" wurde in Deutsch, Holländisch und Englisch bekannt gemacht, und ferner: „Wer im Besitz irgend einer Schuß-, Hieb- oder Stichwaffe ist, hat dieselbe sofort abzugeben. Die Einfuhr von Waffen wird Niemandem gestattet!" Nun hatten die Passagiere Mann für Mann eine Zollschranke zu durchschreiten, wobei jeder Einzelne bis auf die versteckteste Tasche untersucht wurde. Auch Eggers und ich

mußten diese Leibesvisitation über uns ergehen lassen; im übrigen wurden wir infolge der vom Generalkonsulat Kapstadt ausgestellten Pässe, die uns als deutsche Offiziere bezeichneten, mit ausgesuchtester Höflichkeit behandelt. Übrigens waren der oberste und einige der anderen Zollbeamten Deutsche. Ein großes Lamento erhoben die Damen, die in einigen geschlossenen Räumen von besonders dazu angestellten Frauen untersucht wurden.

Nach ungefähr zwei Stunden folgte in dem sehr geräumigen Zollschuppen die Revision des aufgegebenen Gepäcks; 5 bis 6 Männer, bei denen Revolver versteckt vorgefunden worden waren, wurden zurückgehalten, und wir setzten unsere Reise fort.

Um $9^3/_4$ Uhr passierten wir Elandsfontein und durchliefen kurz darauf die Vorstädte der Goldstadt Südafrikas. Schon auf dem letzten Teile der Fahrt sahen wir, daß wir uns in einem Industriestaate befanden; bald hier, bald dort waren die hohen Schornsteine von Gruben, Hütten und Fabriken aufgetaucht. Nun umgaben uns plötzlich die Vororte einer Minenstadt mit ihrem wildpulsierenden Leben. Eine johlende, schreiende, schwatzende Menschenmenge in allen Farbenschattierungen und Rassen der Erde — Männer, Frauen und Kinder — hastete, schob und drängte sich in den Gassen und Straßen, füllte die Speisehäuser und Schenken, hantierte, lag oder saß in den ungepflegten Gärten. Dazu standen die Gebäude wild und regellos durcheinander; hier Häuser und Häuschen aus Stein, Wellblech, Holz, Dachpappe, dort Zelte, Hütten aus Stroh und Wagen, in denen Familien hausten. Ein tolles Chaos — überragt von Riesenanzeigen, die in aufdringlichster Weise „Guinea Gold Cigarettes“ — „Ellimans Embrocation“ — „Beecham's Pills“ — „Pioneer Tobacco“ u. ä. empfahlen. In der inneren Stadt ist der Eindruck ein weit großartigerer und soliderer, obwohl man auch ihr deutlich ansieht, daß sie wie ein Pilz aus der Erde emporgeschossen ist. Breite, geradlinige Straßen mit hohen Häusern, die vielfach mit geschäftlichen Anzeigen bis zum obersten Stock bedeckt sind, schöne große Plätze, zum Teil mit Gartenanlagen, monumentale öffentliche und Privatgebäude geben dem Ganzen ein völlig großstädtisches Gepräge, das die allerorts durchgeführte elektrische Beleuchtung und die elektrischen Straßenbahnen vervollständigen.

Wir gaben unsere Empfehlungsbriefe bei den Herren Rolfs & Nebel, deutschen Importeuren, ab und befanden uns eine Stunde darauf bereits im Gewühl der Börse, geführt von unseren liebenswürdigen Freunden, die nicht müde wurden, uns zwei Tage hindurch die weitgehendste Gastfreundschaft angedeihen zu lassen. Vermögen werden hier gewonnen und — zerfließen, ohne daß man sonderlich lange davon spricht. Die Geschäfte schienen

meist auf der Straße oder in einer der bars abgeschlossen zu werden. Die Menge der Herren in hohem Hut und schwarzem Rock, die sich hin- und herschob, war eine sehr große. Mittags frühstückten wir in den imposanten und ganz gefüllten Räumen des „Randklub", woran sich eine längere Spazierfahrt schloß. Welch schreiende Gegensätze auf Straße und Promenade! Hier geputzte junge Damen in eleganten Equipagen oder auf dem Zweirad, dort betrunkene Goldgräber, unverfälschte polnische Juden — auch hier im unvermeidlichen Kaftan — und ernstblickende bewaffnete Boeren, die vom Lande hereinreiten; dort wiederum Frauen und Mädchen der Inder, Japaner, Hindus, Polizisten und Soldaten der Staatsartillerie, gutgekleidete junge Kaufleute, heimkehrende Arbeiter und hochgewachsene, waffenlose Kaffern der nächsten Reservationen. Dazu raucht es aus hundert Riesenschornsteinen; eine dunkle schwere Wolke liegt über dem Witwatersrand-Distrikt; Lokomotiven und Dampfpfeifen lassen ihre gellenden Stimmen hören und — mit „Hüh!" und „Hott!" windet sich schwerfällig ein knarrender Ochsenwagen durch die bunte Menge. Unsere Freunde, in deren Familienkreis wir den ersten Abend verbrachten, verschafften uns Einlaßkarten zur „Robinson-Mine", so daß wir dieses berühmte Goldbergwerk von außen und innen bewundern konnten.

Für uns schlug nach einem dreitägigen Aufenthalt, und nachdem wir noch einen Abend in dem Hause eines liebenswürdigen deutschen Kaufmanns, des Herrn Buchbinder, verlebt hatten, die Abschiedsstunde. Wir schieden ohne großes Bedauern, denn Johannesburg ist wohl eine hochinteressante, doch nicht eine Stadt, die das Herz des Reisenden gewinnt. In Begleitung der Herren Rolfs und Nebel fuhren wir gen Prätoria. Die Gegend, die der Zug durcheilte, war stellenweise von großer Lieblichkeit. Bewaldete Hügelketten, deren Fuß murmelnde, kristallklare Bächlein umflossen, erinnerten mich oft an unsere thüringischen Berge. —

Prätoria! — welch eine Fülle geschichtlicher Erinnerungen ruft dein Name wach! Wie ist um dich gerungen und gestritten worden; wieviel Heldenblut floß im zähen, alles aufs Spiel setzenden Freiheitskampfe, bis endlich das rote Banner Englands auf deinen Mauern sank!

Den weiten Thalkessel, in dem die Stadt — oder wie der Boer noch heute sagt: das „dorp" — liegt, umgeben sanfte Höhenzüge, die sich an einigen Stellen zu schroffen Spitzkuppen emportürmen. Aus wohlgepflegten Gärten, baumreichen öffentlichen Parks und prächtigen Alleen lugen die weitverstreuten Häuser des Ortes hervor, deren Mehrzahl Villenstil zeigt. Zusammenhängende Straßen weist die Stadt nur wenige auf; das Geschäftsleben ist gegen Johannesburg gering, aber auf dem Marktplatz, an dem der

große, von der Statue der Freiheitsgöttin gekrönte Regierungs- und Parlamentspalast mit der Aufschrift: „Einigkeit bringt Macht!“ liegt, herrscht stets reges Leben. Es liegt wie ein Hauch des vornehmen Potsdam über der Stadt.

Wir machten unseren Besuch bei dem deutschen Generalkonsul, Herrn v. Herff, und wurden mit offenen Armen empfangen. Es wird einem warm ums Herz, wenn man immer wieder diese wahrhaft herzliche Gastfreundschaft der Deutschen in Südafrika sieht. Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthalts lernten wir übrigens eine ganze Anzahl liebenswürdiger Landsleute kennen, denn das „Transvaal-Hotel“, in dem wir wohnten, war der Sammelpunkt der guten Gesellschaft Prätorias und vor allem der Junggesellen, die dort speisten. Mit Ausnahme des Besitzers und einiger weniger der recht zahlreichen Kellnerschar waren die Bediensteten des Hauses durchweg Deutsche bis hinunter zu den Zimmermädchen und Hausknechten, die auch hier auf „Johann“ und „Friedrich“ hörten.

Von unseren neuen Bekannten standen die meisten als Offiziere oder Beamte in den Diensten der Republik; so die Herren Kapitän Schiel, Adjutant des kommandierenden Generals Joubert, v. Wichmann, v. Quitzow, Dr. Valentin u. a. Hier war es uns sehr von Nutzen, daß wir das Holländische fertig sprachen, denn Kapitän Schiel führte uns bei General Joubert, dem ruhmvollen Besieger der englischen Truppen in zahlreichen Treffen und Schlachten, ein, und wir verbrachten einige Zeit bei demselben in angeregtem Gespräche über Deutschland und die politischen Verhältnisse Südafrikas. Unter anderem äußerte der greise General wörtlich, Cecil Rhodes und seine Engländer seien ein „Fluch für die ganze Welt“.

Ein alter Boer sagte mir einmal: „Was wollen diese Engländer von uns, daß sie uns hetzen und Schlechtes thun, wo sie nur können!? Seit man das verfluchte Gold im Lande gefunden hat, wollen sie uns herausdrängen in ihrer unersättlichen Gier! — Und wir? Was wollen wir? Wir wollen nur das Land besitzen und uns bewahren, das uns gehört und das wir mit unserem Blut erkauft haben. Wir wollen in ihm wohnen und unsere Herden friedlich in ihm weiden lassen. Wenn wir aber die Engländer — was sie erstreben! -- an der Regierung teilnehmen lassen, dann sind wir verloren, denn wo ihr Schwert sich stumpf geschlagen hat, hilft dann ihr Gold nach.“ Der Alte hatte den Nagel auf den Kopf getroffen.

Der Haß der Rassen — auf der einen Seite Boeren, Deutsche, Holländer und Franzosen, auf der gegnerischen die Engländer — war täglich aus tausend Einzelheiten zu erkennen und bildete das stete Gesprächsthema, wohin man nur kam.

In den ersten Tagen empfing uns auch Präsident Krüger — „Ohm Paul", wie er überall genannt wird, — und wir verbrachten etwa eine halbe Stunde in seiner geschmackvoll eingerichteten Villa.

Die Regierung Transvaals war damals beschäftigt, so schnell als möglich eine starke Landesverteidigung sicherzustellen, und die hierzu ernannte Kommission hatte beschlossen, zunächst die Stadt Prätoria mit einem Gürtel moderner Sperrforts zu umgeben. Der Bau war einer deutschen Gesellschaft, die sich zu diesem Zweck gebildet hatte, übertragen worden, und einer der Teilhaber, Herr v. Dewitz, früher preußischer Ingenieuroffizier, hatte Zeichnungen und Pläne ausgearbeitet. Im Dezember 1896 war eins der Forts, Wonderboom, beinahe fertig, ein zweites, Klapperkop, im Bau. Unter Dewitz' Führung statteten wir dem erstgenannten Fort einen Besuch ab und konnten uns überzeugen, wie zweckmäßig und allen Anforderungen entsprechend, welche die moderne Kriegführung an derartige Werke stellt, die Feste erbaut war. Von der die Umgegend weithin beherrschenden Spitzkuppe genossen wir eine wunderbar schöne Aussicht über Stadt und Land. Das Fort war bereits von einer Abteilung Staatsartillerie besetzt, die in den bombensicheren Kasematten lag. Vom hohen Wall aus wechselten unter Leitung eines Offiziers einige Unteroffiziere Signale mittelst eines Spiegeltelegraphen mit dem Orte Krügersdorp, wohin der Präsident am Morgen gefahren war. Im Hof des Forts sahen wir eine dem Dr. Jameson bei Krügersdorp abgenommene Maximbatterie.

Sollte es, woran ich nicht zweifele, noch einmal zu einem Kampfe zwischen England und den jetzt durch ein Schutz- und Trutzbündnis geeinten Boeren-Republiken kommen, so werden die stark mit schwerer Artillerie armierten Forts den englischen Truppen, wenn diese überhaupt bis hierher kommen, viel zu schaffen machen.

Leider waren die Sitzungen des Volksraads vor unserer Ankunft geschlossen worden, so daß wir des hochinteressanten Besuchs einer Beratung dieser regierenden Körperschaft verlustig gingen. Doch hatten wir kurz vor unserer Abreise noch Gelegenheit, die Boeren des platten Landes aus allen Himmelsrichtungen in der Stadt zusammenströmen zu sehen. Es sollte ein Nationalfest, „Dingaans-Dag", gefeiert werden, der Gedenktag der Niederwerfung des einst weithin gefürchteten Kaffernhäuptlings Dingaan. Dicht an der Stadt wuchs ein Zeltlager empor, zahlreiche Ochsenwagen fuhren dort auf, und fortwährend trafen Festgäste aus Ost und West, Nord und Süd ein. Alle kamen sie zu Pferde und schwerbewaffnet. Da konnte man kernige Gestalten sehen mit wehendem weißem Haar und Bart unter dem verwitterten Hut, Männer aus den weitentlegenen Distrikten des Nordens, ganz

in Leder gekleidet und auf altmodischen Sätteln reitend. Immer wieder kamen neue Trupps hereingeritten, oft familienweise geordnet: An der Spitze die „Grootvaders", schon gebeugt von der Last der Jahre, aber noch blitzenden Auges, dann die Väter, ernste Mannesgestalten, und endlich die Söhne im Jünglingsalter.

Die Engländer hielten sich in jenen Tagen scheu zurück, und wohl nicht ohne Grund, denn man sprach allgemein davon, daß eine starke Partei der Boeren die Regierung zur Kriegserklärung an England drängen wollte, daß die Letztere aber um jeden Preis den Frieden zu erhalten wünsche. Jedenfalls war die politische Aufgeregtheit eine ungewöhnlich große. Eggers und ich erwarteten nach unserer Abreise täglich von ernsten Unruhen zu hören. Aber es blieb alles still.

Ungern schieden wir von Prätoria und den Freunden, die wir kennen gelernt und lieb gewonnen hatten, aber wir mußten uns beeilen, den Dampfer „Kanzler" der deutschen Ostafrika-Linie zu erreichen, auf dem wir für die Fahrt bis Neapel schon von Kapstadt aus Plätze belegt hatten.

Die Gegend bis Middelburg am Elefanten-Fluß bietet nichts besonders Bemerkenswertes, aber von dort bis zur portugiesischen Grenze durcheilt der Zug ein an schönen Scenerien abwechselungsreiches Bergland, das vornehmlich in der Nähe der Stationen Waterval-Boven, Waterval-Onder und Kaapmuiden das Interesse des Reisenden fesselt. Fast 200 km weit wird die Bahn zunächst von dem Eland-, dann vom Krokodil-Flusse begleitet, den sie bei Kaapmuiden auf einer großen Brücke überschreitet. Hier liegen südlich der Bahn die Kaap-Goldfelder und bei Baberton einer der wildreichsten Distrikte Transvaals, ein Dorado für Jäger.

Bei Komatipoort wird die portugiesische Grenze erreicht. Breit strömt hier der Krokodil-Fluß zwischen dicht bewaldeten Ufern dahin. Die Stadt schien mir wenig Bedeutung zu haben. Der Bahnhof machte einen ganz leidlichen Eindruck, leider aber wurde hier unser Zugpersonal, das bisher aus Boeren bestanden hatte, von schmutzigem portugiesischem Gesindel abgelöst. Die Landstrecken, die wir nun durchfuhren, waren in ihrer Eintönigkeit traurig genug. Kein Stück Vieh, überhaupt kein lebendes Wesen war zu sehen. Ein Engländer, mit dem wir uns schon längere Zeit auf dem offenen Hinterperron unseres Wagens unterhalten hatten, bestätigte uns, was wir ahnten, nämlich daß wir einen von der Tsetse-Fliege heimgesuchten Landstrich kreuzten. Trotz der dichten und üppigen Bewachsung hatte die Landschaft von jetzt an etwas geradezu unheimlich Einförmiges, das durch den öfter auf weite Strecken hin durch Feuer verwüsteten Wald noch verstärkt wurde. Besonders die überaus zahlreichen Fächerpalmen gewährten, zu

schwarzen, zerschlissenen, besenartigen Gebilden verkohlt, einen recht abstoßenden Anblick. Dann wieder unterbrachen ausgedehnte Sümpfe mit dunkelgefärbten stagnierenden Wasserlachen, aus denen die weißen Stämme der „Fieberbäume" herauswuchsen, die Waldmassen in wenig angenehmer Weise.

Müde und abgespannt langten wir am Abend an der Delagoa-Bai an, die bei der Einfahrt in die Stadt Lourenço Marques in der Abendbeleuchtung einen trostlosen Eindruck machte. Es war Ebbezeit. Weite übelriechende Schlickfelder, über denen weiße Dunstwolken lagerten, umgrenzten die Bucht; einige halbverfaulte Segelschiffe lagen auf der Seite in dem Morast, andere waren bereits zum größten Teil in ihm versunken. Das Hotel, in dem wir Wohnung nahmen — nach den Aussagen Landeskundiger das bedeutendste der Stadt — übertraf an Schmutz und mangelhafter Einrichtung der Zimmer alles, was wir bis dahin gesehen hatten, so daß wir kaum wagten, unsere Koffer zu öffnen.

Am folgenden Tage durchstreiften wir die Stadt, die eine nur geringe Anzahl schöner und in die Augen fallender Gebäude aufweist, dafür aber eine überraschend große Menge von Geschäftshäusern, Läden, Speichern, Schuppen, kurz von Baulichkeiten, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie einen rein praktischen Zweck haben. Am Hafen herrschte reges Getriebe; die Zollschuppen waren mit Gütern angefüllt, und eine stattliche Zahl von Schiffen ankerte in der weiten Bucht, die nach Norden zu sanfte, bewaldete Höhenzüge begrenzen, während die südlichen Ufer flacher zu sein schienen.

Wir hatten das Vergnügen, unsere alten Freunde von S. M. S. „Condor" hier wieder begrüßen zu können. Der Kreuzer war nach der Delagoa-Bai beordert worden, um den deutschen Konsul, Grafen Pfeil, der kurz vorher — ebenso wie der französische Konsul — von einer Horde portugiesischer Lümmel in roher Weise beleidigt worden war, zu schützen, die Wiederholung ähnlicher Vorgänge zu verhindern und Genugthuung von den portugiesischen Behörden zu fordern. Diese wurde auf Anweisung der Regierung in Lissabon in ausreichender Weise geleistet, und damit war der Vorfall, der dem Konsulatsgebäude einige Fensterscheiben gekostet hatte, erledigt.

Die portugiesische Bevölkerung — zum größten Teil Mischlinge — machte auf uns einen recht ungünstigen Eindruck, und nachdem wir an Bord des „Kanzler" einige Wochen mit portugiesischen Offizieren und Soldaten der Kolonialtruppen zusammen verbracht hatten, konnten wir dem wenig ehrenvollen Namen, der diesem Volke von den Küstennegern gegeben worden ist, „Wilde aus Europa", nur beistimmen.

Am dritten Tage unseres Aufenthalts lief der „Kanzler" in die Bai ein, und wir gingen sofort an Bord, froh, der heißen, sonnigen Stadt entronnen zu sein, deren einziger Reiz uns in einem Kiosk auf dem Hauptplatze zu bestehen schien, in dem ein Konditor Unmengen von Citronenlimonade verzapfte.

Auf dem „Kanzler" wurden wir freundlich bewillkommt und uns eine gut gelegene Kabine angewiesen. Das Schiff machte einen in jeder Beziehung ausgezeichneten Eindruck; peinliche Sauberkeit und vorzügliche Verpflegung ließen die Passagiere sich bald heimisch und behaglich fühlen, und Kapitän Elson und seine Offiziere verstanden es, sich das Vertrauen und die Freundschaft aller zu erwerben. Es ist bezeichnend, daß, trotzdem eine englische und eine französische Linie auf derselben Strecke große Dampfer laufen lassen, doch unsere Reisegesellschaft zum größten Teile aus Engländern und Franzosen bestand, darunter nicht wenig Damen, die des Lobes über die deutschen Schiffe voll waren. Besondere Hochachtung zollten sie der Aufopferung unseres Schiffsarztes, Dr. Jakobs, dessen Lazarett mit schwer Fieberkranken überfüllt war, und der in seinem aufreibenden Dienst von einem an Bord befindlichen portugiesischem Stabsarzt in keiner Weise unterstützt wurde. Diesem Herrn schien jedes Pflichtgefühl — die Mehrzahl der Kranken bestand aus portugiesischen Soldaten — vollständig abzugehen.

Der erste Hafen, den wir an der portugiesischen Ostküste anliefen, war Beira, der Ausgangspunkt der Eisenbahn, welche die Goldfelder des Maschona-Landes mit der Küste verbindet. Die Stadt, von sumpfigen, mit Mangrove-Wäldern bestandenen Niederungen umgeben, machte einen recht kläglichen Eindruck. Die einstöckigen Holz- und Wellblechhäuser, das von Engländern aller Klassen und Bildungsgrade wimmelnde schmutzige Hotel und einige Stores mit geradezu horrenden Preisen erinnerten uns daran, daß wir uns in einem Orte befanden, dessen Bedeutung in der Zukunft liegt und dessen Existenz nur einige Jahre zurückreicht.

Der Aufenthalt in der Stadt soll sehr ungesund sein, was uns nicht verwunderlich erschien, als wir die sich hinter der Hauptstraße hinziehenden Sumpfstrecken gesehen hatten. Ein Spaziergang, den wir unternahmen, bot nichts Anziehendes, und wir fuhren nach kurzer Zeit wieder an Bord.

Am Nachmittage des 24. Dezember langten wir vor Moçambique an. Die Stadt liegt auf einer mit üppigem tropischem Pflanzenwuchs bedeckten Insel, die eine schmale Meeresstraße vom Festlande trennt. Massige altersgraue Bastionen, die Zeugen einer glanzvolleren Vergangenheit, wachsen an der Hafeneinfahrt trotzig aus dem Meere empor — überragt von einem Wald hochwipfeliger Palmen. Dicht neben zwei portugiesischen Kanonen-

booten von ganz veralteter Konstruktion gingen wir vor Anker. Den Weihnachtsabend verbrachten wir ziemlich still an Bord, und ein geplanter Ball wurde abgesagt, weil am Vormittage einer der Passagiere, ein Engländer, am Fieber gestorben war. Am nächsten Morgen fuhren wir schon früh an Land, um die Stadt eingehend zu besichtigen. Eine Reihe von prächtigen Bauten, Kirchen, Paläste und Klöster, von denen einige jetzt als Kasernen benutzt werden, deutet auf das Alter der Stadt hin, aber alles trug doch den Stempel des Verfalls. Dem scharfen Auge der an Bord befindlichen englischen Offiziere entging in dieser Beziehung nichts. Sie hatten für die mit alten Stücken armierten Festungswerke und die unbrauchbaren kleinen Kriegsschiffe nur ein spöttisches Lächeln und meinten, mit der portugiesischen Wirtschaft müsse ein Ende gemacht werden, je eher desto besser. Allerdings schien die Mißwirtschaft eine große zu sein, und man hörte es überall offen aussprechen, daß der portugiesische Einfluß wenige Stunden landeinwärts auf dem Festlande gleich Null sei. Auch die Bevölkerung und vor allem die Soldaten machten einen nichts weniger als vertrauenerweckenden Eindruck. Die wenigen rein-weißen Gesichter verschwanden vollständig unter dem Farbengewirr der Mischlinge. Hochinteressant war der Besuch des Marktes, auf dem ein überaus lebhaftes Treiben herrschte, doch sahen wir außer unseren Mitreisenden keinen einzigen Europäer.

Da wir Einkäufe machen wollten, traten wir in verschiedene Läden ein, die ausnahmslos von Indern oder Goanesen unterhalten wurden, aber die uns abverlangten Preise waren so hohe, daß wir beschlossen, die Kaufgelüste bis Zanzibar zu verschieben. Übrigens waren einige der Läden auch mit besseren Waren für den Gebrauch der Europäer recht gut versehen.

Nach zweitägigem Aufenthalt dampfte der „Kanzler" weiter nach Norden, und bald darauf tauchten die Küsten Deutsch-Ostafrikas vor unseren Augen auf. Vorbei an der Insel Mafia nahmen wir den Kurs auf Dar-es-Salaam. Früh morgens steuerten wir durch die enge Einfahrt in den entzückenden Hafen. Das weite Becken — umgeben von den prächtigen Gebäuden der Stadt — fesselt den Beschauer in ganz anderer Weise als die portugiesischen Häfen.

Sobald der Dampfer stoppte gingen wir an Land und verbrachten dort einige hochinteressante Stunden unter der liebenswürdigen Führung der Lieutenants Passavant, v. Trotha und v. der Marwitz von der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Auf Anordnung des Oberführers der Truppe, des Majors v. Natzmer, dem wir unseren Besuch gemacht hatten, wurde uns alles Sehenswerte in bereitwilligster Weise gezeigt. Die hübschen, wohlgepflegten

Anlagen, die peinlich sauberen Straßen und die imposanten Gebäude machen einen ebenso vortrefflichen Eindruck wie die weiße und eingeborene Bevölkerung, und wir hatten die Genugthuung, die englischen Offiziere, die sich uns auf unsere Einladung hin angeschlossen hatten, rückhaltlos ihre Bewunderung aussprechen zu hören.

Auch die Offizier- und Beamtenmesse, der Palast des Gouverneurs und die Kasernen der Sudanesen wurden in Augenschein genommen, und überall

Zanzibar.
Zusammengeschossener Sultanspalast.

sprachen Ordnung, Ruhe und tadellose Reinlichkeit für eine bis ins Kleinste gehende wohldurchdachte Verwaltung und praktische Organisation. Ein Zug Askaris — Sudanesen-Soldaten — exerzierte vor uns unter dem Kommando eines schwarzen Offiziers, der die deutsche Sprache vollkommen beherrschte, und dessen Leute uns durch die Schnelligkeit und Sicherheit der Ausführung jedes Kommandos überraschten. Da ich erfuhr, daß der Kaiserliche Oberrichter, der jetzt in der Samoa-Angelegenheit oft genannte Dr. Raffel, den ich von früher her gut kannte, fieberkrank im Europäer-Krankenhaus liege, besuchte ich ihn dort und hatte dabei Gelegenheit, die kühlen, luftigen Räume und zweckmäßigen Einrichtungen dieser Anstalt zu bewundern. —

:ider schlug nur zu bald die Abschiedsstunde, da Kapitän Elson noch
nselben Tage Zanzibar erreichen wollte, und kurz nachdem wir mittags
Besuch des Majors und seiner Offiziere an Bord des „Kanzler“
angen hatten, lichteten wir den Anker und langten gegen Abend im
:n der Inselstadt an, in dem ein stattliches englisches Geschwader lag.

nächsten Morgen waren wir schon früh auf.

Hellstrahlende Morgensonne bescheint die weite blaue Wasserfläche, über
: zahllose Boote mit glänzendweißen Segeln geschäftig hineilen, während die
)ampferkolosse der deutschen, englischen und französischen Handelsmarine sich
chwerfällig auf dem leichtgekräuselten Wasser des inneren Hafens schaukeln.
Das Heulen der Dampfpfeifen, das Rasseln und Knarren der Krähne,
Glockensignale und die Zurufe und Gesänge der arbeitenden Matrosen und
Kulis erzeugen einen ohrenbetäubenden Lärm. — So weiß, daß die Augen
uns schmerzen, liegt die alte Araberstadt, das Emporium des ostafrikanischen
Handels, vor uns da im Morgensonnenglanze. Die Kronen schlanker
Palmen wiegen sich in dem leichten Winde über dem Menschengewimmel am
Strande. Jetzt hebt sich auch der Nebel von den niedrigen, die weite Bucht
einschließenden Ufern zu beiden Seiten der Stadt, und die dichten, sumpfigen
Mangrovewaldungen, in denen die Keime giftiger Fieber schlummern, werden
sichtbar. Und hinter ihnen tauchen die dunkel-blaugrünen Laubmassen der
Mangobäume, die Fächer- und Kokospalmen, Bananenpflanzungen, kurz die
ganze üppige, unentwirrbare Vegetation dieser wundervollen Garteninsel auf.

Wir verlassen den Bord des „Kanzler“, um uns hinüber rudern zu
lassen zum Frühmarkte in der Stadt des Sultans. Ununterbrochen kommen
und gehen die Boote an dem sanftansteigenden Sandstrande, den wir in der
Nähe des schlanken Leuchtturmes und der großen Sultanspaläste erreichen,
deren einer — von den Engländern bombardiert — noch in Trümmern
daliegt. Ein sinnverwirrender Lärm empfängt uns; 5, 10, 20 geschäftig
Eingeborene ziehen unser Boot aufs Trockene, um ein paar Kupfermünze
zu erlangen; Führer bieten in einem gräßlichen Kauderwälsch aus all
Sprachen der Welt und in aufdringlichster Weise ihre Dienste an. Aber
sind Kundige und erfahrene globe-trotters. Einige Flüche — ebenfalls
allen Sprachen der Welt — und die nicht mißzuverstehenden Lufthiebe
dem Spazierstock schaffen uns eine Gasse, und lachend und scherzend
diese kindischen, harmlosen Müßiggänger, die eine Sorge von heute
morgen nicht kennen, von uns ab. Wir drängen uns durch die Meng
hören noch, wie die von uns Abgewiesenen sich damit vergnügen, uns
zuahmen und sich gegenseitig: „Dön . när . wättär!“ zuzurufen.

Doch nun hinein in die Stadt, hinein in das Labyrinth von
und Gäßchen, die mit einer sich drängenden, schwatzenden und fei

Volksmenge angefüllt sind. Hier sehen wir ernstblickende Inder und Parsi, dort Belutschen, Araber, Goanesen, Griechen, Italiener, Armenier — und endlich die Angehörigen der zahllosen, verschiedenen Negerstämme und die Mischlinge in allen Farbenschattierungen. Und diese Menge durchflutet, sich hin- und herschiebend, den engen Bazar. Aber was giebt es hier auch alles zu sehen und zu kaufen! In hundert und aberhundert von Gängen, offenen Hausfluren, Winkeln, Eckchen und finsteren, höhlenähnlichen Löchern werden die Waren feilgeboten. Ein Tischchen, ein Brett, hinter dem der Verkäufer kauert, ja oft nur ein über die Kniee gebreitetes Tuch bildet den Ladentisch. Da kann man weiße und bunte Leinenzeuge, Mützen, Hüte, Schuhe und Sandalen, lange Araberhemden, alte Gewehre, Massaispeere, Revolver, Bilder und Photographien, Bücher, alte Münzen und Briefmarken, Schnitzereien, Bombay- und Madeira-Stühle, kurz alles kaufen, was das Herz begehrt. Aber weiter, denn wir wollen zum Frühmarkt. — Ein mäßig großer Platz öffnet sich vor uns, und hier ist das Gedränge ein kolossales, und — der Gestank ein geradezu haarsträubender!

Es riecht nach Fischen, nach Fleisch, nach Kopra, Essig, nach Hunden, Schweinen, Pferden, Kühen, nach Moschus und hundert anderen Dingen. Wir treten an eine der Verkaufsbuden, deren Herr, ein alter, weißbärtiger Halbblutaraber uns in orientalischer Höflichkeit mit einem feierlichen: „Jambo" begrüßt, dann aber, nachdem er uns einen Augenblick scharf gemustert hat, zu unserem größten Erstaunen und unserer nicht geringeren Heiterkeit auf gut Deutsch hinzusetzt: „Mahlzeit!" Allerdings, wie sich herausstellte, das einzige deutsche Wort, das er kannte. Dazu machte er ein Gesicht, als ob er mit dem „Schwertfeger von Damaskus" sagen wollte:

„Ein hoher Gast trat heut' in meine niedre Schmiede,
Der Fürst der Gläubigen, der tapfre Abassside!
In mein Gewölbe schritt der bärtige Kalif!"

Wir besahen uns die ausgelegten Herrlichkeiten: Gebratene Fische, Speckstücke auf Holzstöckchen aufgesteckt, verdächtig aussehendes getrocknetes Fleisch — dann aber herrliche Früchte, Mangos, saftige Apfelsinen, Citronen, Kokosnüsse, ferner lebende Hühner und Enten, Gefäße mit Milch und Palmwein, getrocknete Datteln und Rosinen, Stücke Zuckerrohr, frischgedrehte Cigaretten u. a. m.

Aber bald flohen wir den Höllenspektakel des Marktes und die schon glühendheißen Sonnenstrahlen und zogen uns in die halbdunklen, kühlen Räume eines Europäer-Hotels zurück. Hier erfrischte uns gutes deutsches Bier direkt vom Eis, denn auch dieses giebt es hier, und zwar hat Seine Hoheit der Sultan das Monopol für die Eisbereitung im Bereiche der Stadt und Insel Zanzibar.

Gegen Mittag machten wir dem deutschen Konsul, Frhrn. v. Rechenberg, unseren Besuch und füllten den Nachmittag und Abend mit Streifereien durch die Stadt und die nähere Umgebung derselben aus. Die Zahl der eleganten Läden in den Hauptstraßen ist eine erstaunliche. Wenn man vom Hafen aus die enge Straße zum deutschen Konsulate hinaufgeht, hat man nach wenigen hundert Schritten zur rechten Hand die Spiegelscheiben eines solchen, des „Zanzibar-Store" des Herrn Souza, eines Goanesen. Schon in den Schaufenstern sah es bunt genug aus, und ein Negerjunge in langem, weißem Araberhemd betrachtete sehnsüchtigen Blickes und an einem Stück Wassermelone lutschend die mannigfachen ausgestellten Musikinstrumente, Guitarren, Mandolinen, Banjos und Flöten, Trompeten und Ziehharmonikas, Trommeln und Zithern. Da wir einige Andenken erwerben wollten, traten wir ein und ließen uns Silbersachen und Schnitzereien aus Elfenbein vorlegen, die in großer Auswahl vorhanden waren. Ein ganzer Tisch war mit Nachbildungen von Elefanten bedeckt, vom billigsten, roh aus Ebenholz geschnitzten Spielzeug, bis zu jenen wundervollen Kunstwerken, die das Tier mit dem Turm auf dem Rücken ganz aus Elfenbein geschnitten in den verschiedensten Größen darstellen, und für die eine Hand voll Guinees nicht zu viel ist. Daneben prachtvolle Silbergeräte, getrieben und meist Handarbeit — prächtig verzierte Luxusmesser, Fruchtschalen und Tafelaufsätze, Teller, Vasen und Zierkannen, meist alten arabischen, persischen oder indischen Stücken nachgebildet, einzelne in verschwenderischer Weise mit Gold und Halbedelsteinen ausgelegt. Auch die Zahl der Schmucksachen war eine übergroße. Ringe, Brochen, Ohrgehänge, Nadeln und Armbänder in allen nur erdenklichen Arten und Formen aus Gold, Silber, Eisen, Elfenbein, Koralle, Lavastein und Perlmutter lagen aus. Unter den Armbändern fielen uns besonders die in den mannigfachsten Formen wiederkehrenden Schlangen, die sich oft in mehreren Windungen um den Arm schlingen, als außerordentlich originell auf. Herr Souza zeigte uns solche aus dem feinsten Golddraht geflochten, hier mit smaragdenen, dort mit brillantenen Augen. Häufig fanden wir — besonders an den Brochen, Nadeln und Ringen — Scarabäen, jene heiligen Käfer der alten Ägypter, angebracht, die mit ihrer schwärzlich-grünen Färbung vortrefflich zu mattem Golde passen. Meist sind es übrigens künstlerisch ausgeführte Nachbildungen aus Karneol. — Auch die Sammlung von Prunkwaffen verdiente Beachtung; Araberschwerter und kunstvoll ausgelegte Steinschloßgewehre, Lanzen zu Wurf und Stoß, Dolche in allen Formen mit damascierten Klingen, persische Helme und Streitäxte, feinmaschige Panzerhemden und Schilde aus Rhinoceroshaut mit silbernen Buckeln hingen an den Wänden, daneben moderne Jagdgewehre

und amerikanische Revolver, Jagdmesser und Martini-Henry-Büchsen. Dann wurden wir hinübergeführt in die Abteilung für moderne Damen- und Herrenbekleidung. Unterwegs stolperten wir fast über einige Lawntennis- und Golfspiele, die verpackt des Käufers harrten, warfen einen Blick auf ein Harmonium, das neben mehreren großen Spieldosen in einer Ecke stand, und stiegen die eiserne Wendeltreppe zu den oberen Räumen hinan.

Hier war alles fin de siècle — hypermodern. Entzückende Toiletten aus roher Seide, Frackanzüge, Strohhüte, Handschuhe und Schleier, Regen-

Aden.

Auf dem Wege von Steamerpoint nach der Stadt.

mäntel und Schirme, künstliche Blumen, Battist-Taschentücher und englische Schuhwaren, kurz alle Kleidungsstücke für Damen und Herren bis zu den intimsten aus Tuch, feiner Wolle, Leinewand und Seide. Auch die Abteilung für orientalische Teppiche besuchten wir und sahen klassisch schöne Muster in den vollendetsten Farbenzusammenstellungen, aber hier flüsterte uns der Sekretär des Konsulats, der uns begleitete, unter bezeichnendem Augenzwinkern die geflügelten Worte zu: „Made in Germany!“ —

Auch der folgende Tag sah fast sämtliche Passagiere schon früh an Land. Wir unternahmen einen Ausflug nach einem Lustschlosse des Sultans, das

in lauschigen Parks versteckt dicht am Meere liegt, und kehrten auf dem Rückwege in dem deutschen Klub ein, dessen Gebäude durch seine reizende Lage inmitten prächtiger Gartenanlagen auffällt. Am Abend gab der Konsul ein Diner, an dem außer Eggers und mir einige in Zanzibar ansässige deutsche Herren und Frau Dr. Stuhlmann, die Gattin des bekannten Forschers, teilnahmen. Bis tief in die Nacht saßen wir plaudernd und rauchend auf dem flachen Dache des alten Araberhauses und genossen den Blick über die im Mondlicht daliegende Stadt und den Hafen. —

Nach viertägigem Aufenthalt dampften wir weiter nordwärts durch die Straße von Pemba und liefen an der deutschen Küste noch die Stadt Tanga an, die ihrer malerischen Lage wegen und als Anfangspunkt der Usambara-Eisenbahn bemerkenswert ist. Die wenigen Stunden, die uns zur Verfügung standen, benutzten wir zu einer flüchtigen Besichtigung der freundlichen Stadt und der Eisenbahn, auf der allerdings gerade aller Verkehr stockte, da überreiche Regengüsse den Bahnkörper dicht an der Küste zerstört hatten. —

Bald überschritten wir nun den Äquator und näherten uns der Nordostspitze Afrikas, dem Kap Guardafui, wo uns die öden Steilküsten des Somalilandes zu Gesicht kamen. Der Golf von Aden brachte fast unerträgliche Hitze, die sich in der Stadt Aden noch verschärfte. Hier möchte ich, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, „nicht begraben sein." Das Fehlen jeglicher Vegetation, in den Thälern sowohl wie auf den rissigen Felsbergen, wird von dem Reisenden, der eben erst die üppig-grünen Küsten Ostafrikas bewundert hat, doppelt unangenehm empfunden. Ein mit zwei Pferden bespannter leichter Wagen brachte uns von Steamer-Point nach der inneren Stadt und den weltberühmten „Tanks", in denen sich allerdings zu dieser Zeit nicht ein Tropfen Wasser befand. Vor der Stadt übte ein englisches Infanterie-Regiment in der stechenden Sonne Felddienst, ein Vergnügen, um das wir die Leute nicht beneideten. Da die Stadt absolut nichts Bemerkenswertes bot, fuhren wir nach kurzer Rast zurück, verfolgt von bettelnden Somali-Jungen, die in diesem Gewerbe eine erstaunliche Zähigkeit an den Tag legten. Auf dem Dampfer trafen wir ein wildes Durcheinander von Händlern an, die ihre Waren, wo sich nur ein freies Plätzchen auf Deck fand, ausgelegt hatten. Da die Leute aber unerhört hohe Preise forderten, fanden sie wenig Gegenliebe und mußten den größten Teil der Schmucksachen, Korallen, Muscheln und Gehörne wieder mit sich nehmen. Die Kuddu- und Gemsbockgehörne, die ich sah, standen übrigens den südafrikanischen an Größe und Schönheit weit nach.

In der Abendkühle glitten wir aus dem Hafen. Im Roten Meer hatten wir mit widrigen Winden zu kämpfen, die unsere Fahrt verlan-

samten, aber die berüchtigte Hitze dieses Meeres in angenehmster Weise milderten. Zwei Tage hinter Aden begegnete uns der deutsche Dampfer, der den neuernannten Gouverneur von Ostafrika, den damaligen Oberst Liebert — zuletzt Kommandeur meines früheren Regiments —, nach Dar-es Salaam führte. Wir fuhren so dicht wie möglich an dem Schiffe vorbei und tauschten Flaggengrüße und Hurras mit den Passagieren, während die Musikbanden die Nationalhymne und das „Lied der Deutschen" spielten. Bei Ismailia verließ uns die Mehrzahl der englischen Mitreisenden, um in Ägypten zu überwintern, uns aber zog es nach der Heimat. Von dem letzten Teil unserer Fahrt ist wenig zu berichten. Das Mittelmeer begrüßte uns mit Sturm, Regen und Kälte, so daß wir schleunigst aus den leichten weißen Tropenanzügen in warme Kleidungsstücke schlüpften und von eisgekühlter Limonade zu stärkeren Getränken übergingen. In Nebel und Regenschauern dampften wir an den kahlen Bergküsten Kretas vorüber, und das Wetter besserte sich erst, als wir uns den sicilianischen Gewässern näherten. Nach einer entzückenden Fahrt durch die Straße von Messina und längs der lieblichen Küsten Italiens liefen wir im hellen Sonnenschein eines Januarmorgens in den Golf von Neapel ein.

Hier nahmen wir Abschied vom „Kanzler", und während Eggers aus Gesundheitsrücksichten noch in Italien blieb, reiste ich schon nach einigen Tagen über Rom zu den Meinigen nach Berlin, wo ich am 26. Januar eintraf und mich in der Folgezeit im Verein mit meinem Vater, dem inzwischen ebenfalls heimgekehrten Lieutenant Troost und einigen anderen Kolonialfreunden ganz den vorbereitenden Arbeiten für den Bau einer Eisenbahn in Südwestafrika widmete. Vier ereignisreiche, interessante Jahre lagen hinter mir, und es war mir eine hohe Freude, meine in diesen Jahren gesammelten Erfahrungen in der Heimat sofort praktisch im Interesse des Schutzgebietes verwerten zu können. —

Meinen Freunden aber in Südwest- und Südafrika rufe ich am Schlusse dieser meine persönlichen Erlebnisse schildernden Aufzeichnungen zu: „So Gott will — auf Wiedersehen!" —

„Dem Andenken der in dem Kriege gegen den Stamm der Witbooïs in den Jahren 1893 und 1894 gefallenen Helden."
(Kriegerdenkmal in Windhoek.)

Verlustliste

der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika

vom April 1893 bis Juni 1896.

Lfd. Nr.	Charge:	Name:	Datum und Ort des Todes:	Früherer Truppenteil:
1.	Reiter	Walther Sakolowski,	12. 4. 93. Sturm auf Hoornkrans,	Inf. Regt. 128.
2.	"	Gustav Bartsch,	2. 5. 93. Seinen bei Hoornkrans erhaltenen Wunden in Windhoek erlegen,	Pion. Bat. 15.
3.	"	Julius Meyer,	19. 5. 93. Gefecht am roten Berge,	Inf. Regt. 31.
4.	"	Karl Theimann,	5. 7. 93. Windhoek,	" " 135.
5.	Matrose	Albert Wipper,	24. 8. 93. ?	Marine.
6.	Sergeant	Louis Wrede,	2.10. 93. Gefecht am roten Berge,	Inf. Regt. 73
7.	Reiter	Johann Dann,	2.10. 93. " " " "	Pion. Bat. 16
8.	"	Wilhelm Grosse,	16. 2. 94. Windhoek,	Inf. Regt. 20
9.	Unteroffz.	Karl Seiler,	31. 1. 94. in der Naaukloof,	Gren.Regt. 10
10.	Reiter	Eduard Skolik,	31. 1. 94. " " " "	Füs. Regt. 3
11.	"	Wilhelm Hölscher,	31. 1. 94. " " " "	Inf. Regt. 9
12.	"	Richard Kramarz,	31. 1. 94. " " " "	Gren.Regt.
13.	"	Karl Kämmerer,	1. 2. 94. Keetmannshoop,	Inf. Regt. 2
14.	Feldwebel	Herrmann Pohl,	3. 2. 94. Windhoek,	Füs. " 3
15.	Unteroffz.	August Schern,	27. 8. 94. Gefecht bei Uhunis,	Drag.Regt. 1
16.	Reiter	Adolf Bock,	27. 8. 94. Gef. in der Naaukloof,	" "
17.	"	August Bartsch,	27. 8. 94. " " " "	Inf. Regt. 1
18.	"	Friedrich Rocher,	27. 8. 94. " " " "	Drag.Regt.

Lfd. Nr.	Charge:	Name:	Datum und Ort des Todes:	Früherer Truppent
39.	Bootsmannsmaat	Schlüter,	4. 6. 95. ertrunk. vor Swakobmund,	Marine.
40.	Matrose	Eltermann,	4. 6. 95. " " " ,	"
41.	"	Schäfer,	4. 6. 95. " " " ,	"
42.	"	Moritzen,	4. 6. 95. " " " ,	"
43.	"	Anton Rößler,	4. 6. 95. " " " ,	"
44.	Reiter	Karl Pascha,	24. 3. 95. Keetmannshoop,	Kür. Regt.
45.	"	Emil Wilke,	19. 1. 95. " ,	Drag. "
46.	Unteroffz.	Robert Kirchgatter,	27. 6. 95. Tinkas,	" "
47.	Reiter	Ferdinand Zarp,	29. 6. 95. " ,	Inf. "
48.	"	Johann Höhn,	13. 7. 95. Vaalgras, k. bayr.	2. Jäger "
49.	"	Nikolaus Reuß,	29. 6. 95. Windhoek, " "	14. Inf. Re
50.	Sergeant	Ernst Wothke,	1. 2. 96. Keetmannshoop,	Inf. Regt.
51.	Sek. Lt.	Otto Lampe,	5. 4. 96. Gefecht bei Gobabis,	Fußart. Reg
52.	Lt. d. Ref.	Schmidt,	5. 4. 96. " " " ,	?
53.	Unteroffz.	Wilhelm Susath,	5. 4. 96. " " " ,	Jäger-Bat.
54.	Lazarettgehilfe	Max Bannach,	5. 4. 96. " " " ,	2. Garde-Regt
55.	Reiter	Herrmann Jendges,	5. 4. 96. " " " ,	Hus. Regt.
56.	"	Alfred Exner,	5. 4. 96. " " " ,	Garde-Hus.
57.	Unteroffz.	Otto Alschäfsky,	18. 4. 96. Gefecht bei Siegfeld,	1. Garde-Ulan.
58.	"	August Pitt,	18. 4. 96. " " " ,	Inf. Regt.
59.	Reiter	Friedrich Ludwig,	April 96. Überfall b. Rooigrawwater	Kür. "
60.	"	Johann Ladewig,	" 96. " " " ,	Drag. "
61.	"	August Ebisch,	" 96. " " " ,	Inf. "
62.	Sek. Lt.	Ernst Schmidt,	6. 5. 96. Gefecht bei Otjunda,	" "
63.	Unteroffz.	Friedrich Staginnus,	6. 5. 96. " " " ,	Drag. "
64.	Reiter	Edmund Lungershausen,	6. 5. 96. " " " ,	Hus. "
65.	"	Jakob Gräber,	6. 5. 96. " " " ,	Inf.

Zweiter Teil.

Schon von diesem Zeitpunkte an begannen die Reibereien zwischen den englischen und den holländischen*) Elementen, den sogenannten Boeren. Die englische Regierung führte nämlich sofort ganz neue Verwaltungsgrundsätze nach englischem Kolonialrechte ein und begann die Holländer systematisch zu bedrücken. Die Verwaltung zu jenen Zeiten war schlecht und willkürlich, und infolgedessen entstand unter den Boeren allgemeine Unzufriedenheit, besonders infolge der von der britischen Regierung ausgesprochenen Beschränkung der Weiderechte und der 1837 und 1839 angeordneten Emanzipation der Hottentotten und Neger. Unter Piet Retief und anderen Führern wanderten nach dieser Zeit ungefähr 5000 Boeren nach den Ländern jenseits des Orange-Flusses und nach dem heutigen Natal aus. Unter fortwährenden blutigen Kämpfen mit den Kaffern setzten sich die Boeren in den Besitz dieser Landstriche, aber kaum war Friede und Ruhe, so rückten die Engländer nach und forderten die Unterwerfung der neugegründeten Ansiedelungen. Doch die Mehrzahl der Boeren verließ dann dieselben stets und wanderte weiter. So entstanden durch Auswanderung aus der Kapkolonie und Natal nach jahrelangen Kämpfen mit den Kaffern-Stämmen die beiden heute noch bestehenden großen Boeren-Republiken, der Orange-Freistaat und die Südafrikanische Republik, das Transvaal. Aber auch in der Kapkolonie selbst waren damals noch Kriege mit den Eingeborenen an der Tagesordnung; 1879 in dem großen Zulukriege, in welchem die Engländer mehrere schwere Niederlagen erlitten, stand die Existenz der Kolonie Natal auf dem Spiele. 1880 folgten erneute Kämpfe, diesmal gegen die Basuto und Ost-Griqua. Die Boeren verhielten sich ruhig und sahen diesen Kämpfen unbeteiligt zu, obschon sie allen Grund gehabt hätten, sich an denselben zu beteiligen, und zwar gegen England. Die kapkoloniale Regierung nämlich hatte bereits damals, um die freiheitsliebenden Boeren nicht zum Genusse des von ihnen erkämpften Friedens kommen zu lassen, ein Mittel angewandt, das ihr die Verachtung aller zivilisierten Völker eintrug: sie hatte mehrfach die Kaffern-Stämme gegen die Boeren aufgehetzt und im Kampfe gegen sie mit Waffen und Munition unterstützt. Infolge dieser Ereignisse, und nachdem Transvaal im Jahre 1877 von England „annektiert" worden war, erklärten die Boeren 1880 ihre Unabhängigkeit, und der große Krieg zwischen ihnen und England begann. In den Gefechten und Schlachten bei Bronkers Spruit und Potschefstroom im Jahre 1880, bei Laings Nek, Schaains Hogte und Majuba-Hill im Jahre 1881 wurden die britischen Truppen von den

*) Ich nenne die Boeren hier kurzweg das „holländische Element", obwohl sie eigentlich nur zum größeren Teil holländischer, aber auch deutscher und französischer Abkunft sind. Präsident Krüger selbst hat in einer seiner Reden ausdrücklich hierauf hingewiesen.

Boeren geschlagen, und endlich im Juli desselben Jahres die Unabhängigkei Transvaals von England anerkannt, während der Orange-Freistaat dies schon 1854 gütlich erreicht hatte.

Schwer genug mag es den Engländern geworden sein, daß ihren Ausbreitungs- und Annektierungsgelüsten hier ein energischer Widerstand entgegengesetzt wurde, und die Ereignisse in den letzten Jahren haben gezeigt, daß sie diese Gelüste noch immer hegen und daß sie noch immer Hoffnung in dem Sprichwort finden: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!"

Während uns so eine ausführliche Geschichtschreibung zeigt, daß Südafrika schon seit Jahrhunderten dem Handel und Verkehr, der Forschung und der Einwanderung geöffnet war, sind die Nachrichten, die wir über Südwestafrika haben, noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts äußerst spärliche.

Als im Süden und Osten der Südspitze Afrikas schon längst europäische Kultur festen Fuß gefaßt hatte, als schon ein Kranz blühender, aufstrebender Handelsstädte die Küsten des Atlantischen und Indischen Oceans zierte, als Kapstadt und Port Elisabeth, East London und Durban entstanden und zu verkehrsreichen Handelscentren geworden waren, lag unser heutiges deutsches Schutzgebiet noch in tiefer Weltabgeschiedenheit da. Auch an seinen Küsten waren zwar kühne Seefahrer gelandet, wie die bei Kap Croß und Angra Pequena errichteten Steinkreuze*) kundthaten, aber weder die ersten noch die späteren Umsegler des Kaps der guten Hoffnung hatten die unwirtlichen Sandküsten zu weiterem Eindringen zu reizen vermocht. So blieben denn diese Gestade seitwärts der großen Karawanenstraßen des Oceans liegen, und noch bis in die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts sollten die Schiffe aus aller Herren Länder, die nach Südafrika segelten und dampften, achtlos an einem Lande vorüberziehen, dessen Erwerbung und Kultivierung uns Deutschen vorbehalten blieb.

Die ersten Nachrichten, die aus diesen Landstrichen in die Öffentlichkeit drangen, waren so wunderbare, daß sie einigermaßen an die fabelhaften Erzählungen erinnern, welche die alten Phönizier heimbrachten, wenn sie auf ihren Gaditanen ausgezogen waren, um ferne Länder zu entdecken und neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Fragen wir uns nach der Ursache dieser späten Explorierung, fragen wir uns, wie es möglich war, daß dieses Land unerforscht und unbekannt Jahrhunderte lang zwischen zwei anderen, dem europäischen Einflusse schon vollständig erschlossenen Gebieten, Angola und der Kapkolonie, liegen bleiben konnte, so giebt uns die Karte Aufschluß. Wie schon oben angedeutet, scheidet im Westen ein mächtiger, wasser- und

*) Vergl. S. 129 und 130.

vegetationsloser Dünen- und Wüstengürtel das fruchtbare Hinterland von der Meeresküste, und ebenso wird dasselbe im Osten durch die meist wasserlose Kalahari-Steppe und einen Binnenland-Dünengürtel von dem östlichen Britisch-Betschuanaland getrennt. Es ist also ein Zugang sowohl vom Meere wie auch vom Innenlande aus beschwerlich und nicht leicht zu finden. Aber lange Jahre hindurch dachte auch niemand an ein Eindringen in diese unbekannten Landstriche. Wie wir bereits gesehen haben, nahmen durch Jahrhunderte fortwährende Kämpfe alle Kräfte der südafrikanischen Einwanderer in Anspruch. Südafrika war vollständig mit sich selbst beschäftigt. Infolge dieser Kriege jedoch, infolge der immer zahlreicher einwandernden Europäer und der Eroberung immer neuer Landstriche im Norden und Osten der Südspitze Afrikas wurden die ursprünglichen Besitzer des Landes, die Eingeborenen, immer mehr und mehr zurückgejagt in entfernter liegende Gegenden. Mit aller ihnen möglichen Kraft widersetzten sie sich zwar, aber nach langen, blutigen Kämpfen mußten sie den überlegenen Kampfesmitteln der Europäer weichen. So sehen wir denn in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts — hinausgedrängt aus seinen ursprünglichen, südlichen Wohnsitzen — ein trotziges Krieger- und Jägervolk, die Naman, durch das südliche Eingangsthor am Orange-Flusse in unser heutiges Schutzgebiet stürmen*), während von Norden her, begleitet von ungeheuren Rinderherden, die Herero oder Damara, ein Hirtenvolk des Bantu-Stammes, bereits nach Süden vorgerückt waren. In den blutigen, bis zum Jahre 1892 dauernden, ununterbrochenen Kriegen dieser in unserem Schutzgebiet aufeinanderprallenden Völker können wir wohl den letzten Akt der südafrikanischen Völkerwanderung erkennen. —

Einzelne Jäger, Händler und Missionare waren die ersten Europäer, die in das Land zogen. Das waren für die Eingeborenen noch glückliche Zeiten, als der Wildreichtum des Landes Jäger aus aller Herren Länder herbeilockte, als Elfenbein, Straußenfedern, Felle, Gehörne u. a. m. in Masse exportiert wurden. Die älteren Bewohner der Walfischbai, dieses zuerst entdeckten und ehemals bedeutendsten Hafens Südwestafrikas, wissen sich noch gut der Jahre zu erinnern, in welchen die Elefantenzähne, in langen Reihen am Meeresstrande aufgestapelt, der Verladung harrten.

Damals, es war in den Jahren um 1860, residierten einige der Jäger wie Fürsten im Lande und hatten nicht geringen Einfluß auf die politischen Ereignisse. So die beiden „großen" Jäger, wie sie noch heut im Volks-

*) Es sind hier die sogenannten Orlam-Naman gemeint, die nach anderen Nachrichten von ihren bereits im Schutzgebiete ansässigen Stammesbrüdern gegen die Herero zu Hilfe gerufen wurden. Verbürgt ist dies jedoch nur für den Afrikaner-Stamm.

munde genannt werden, der Schwede Anderſſon und der Engländer Green, die im Jahre 1863 die ſeit 1842 von dem Nama-Häuptling Jonker Afrikaner unterjochte Herero-Nation in der Befreiungsſchlacht gegen ihre Unterdrücker führten. In jenen Zeiten wurde von den Eingeborenen, von denen oft Hunderte im Dienſt eines Jägers ſtanden, Geld leicht verdient, und umherziehende Händler ſorgten dafür, daß dasſelbe ſchnell für Waffen und Munition, Pferde, Branntwein und prächtige Kleider wieder ausgegeben wurde. Aber bald änderte ſich die Sachlage! Durch die fortwährenden Jagdzüge, auf denen in wilder Habgier alles zuſammengeſchoſſen wurde, was vor den Lauf kam, wurde der Wildbeſtand des Landes an afrikaniſchem Großwild faſt vernichtet und das, was übrig blieb, weit nach Norden und Oſten verdrängt. Wie ſinnlos und unvernünftig gejagt wurde, geht aus den Berichten einer Jagdgeſellſchaft hervor, nach welchen an einem Nachmittage 120 in einen Sumpf gedrängte und dort umzingelte Elefanten ohne Anſehen des Alters und Geſchlechts — man kann nicht anders ſagen — gemordet wurden.

Auch der Handel mit Straußenfedern wurde bald matter, und die Preiſe ſanken bedeutend, als man in Südafrika mehr und mehr Straußenfarmen*) anlegte und die Federn ſo rationeller gewann als durch die Jagd, welche ſtets die Vernichtung des einzelnen Tieres mit ſich brachte.

Die Unſicherheit im Lande war inzwiſchen durch fortwährende Kriege eine große geworden, aber als im Jahre 1870 die ſchwarze und gelbe Raſſe zu Okahandya Frieden geſchloſſen hatten, ſollte noch einmal eine Blütezeit des Handels für Südweſtafrika erſtehen, und zwar des Ausfuhrhandels mit lebendem Vieh.

Zu dieſer Zeit erſt, in den Jahren nach 1870, trat Südweſtafrika zum erſten Male in engeren Verkehr mit den ſüdafrikaniſchen Staaten. Im Jahre 1872 nämlich war in Südafrika, im heutigen Griqualand-Weſt, die Stadt Kimberley gegründet worden, und die eben entdeckten Diamantfelder zogen Tauſende von Abenteurern, Glücksrittern und Geſchäftsleuten dorthin. Der Bedarf und die Nachfrage nach friſchem Fleiſch ſtiegen infolge der großen Menſchenanſammlungen in wenigen Monaten ungeheuer, und bald entwickelte ſich zwiſchen Kimberley und dem viehreichen Damaraland ein lebhafter Verkehr. Händler zogen von allen Seiten herbei und tauſchten, hauptſächlich für Gewehre, Munition und Branntwein, Rinder ein. Hier waren glänzende Geſchäfte zu machen; erhielt doch mancher Händler in dieſer Zeit 20, 30 und mehr Rinder für ein gutes Gewehr. Infolge der enormen

*) Von 1863 an. Schinz giebt an, daß der Preis der Straußenfedern von 168 Mark für das Pfund (1860) auf 82 Mark (1884) herabſank.

Waffen- und Munitions-Einfuhr entwöhnten sich die Eingeborenen ihrer nationalen Waffen, des Bogens und des Speeres, gänzlich, und diese sanken bald zum Kinderspielzeug herab. Munition wurde in solcher Menge eingeführt, daß einzelne reiche Häuptlinge sich große Munitions-Lagerhäuser anlegen konnten.

Und hatten die Händler dann nach langem Umherziehen in Damaraland die mitgeführten Waren ausverkauft und eine große, oft mehrere tausend Stück betragende Herde Rinder eingehandelt, so zogen sie mit dieser zurück nach Süden und verkauften das Vieh mit enormem Gewinn auf den Diamantfeldern. Aber auch nach der nördlichen Kapkolonie und dem Transvaal richtete sich dieser Export lebenden Viehs.

Allerdings war der Weg von Damaraland aus ein weiter und beschwerlicher. Man mußte die wasserlose Kalahari-Steppe umgehen, und so entweder westlich derselben über den Orange-Fluß ziehen oder über den Ngami-See östlich ausbiegen. Meist wählten die Händler den letzgenannten Weg. Zwar hatten, wie erwähnt, im Jahre 1870 die gelbe und schwarze Rasse, die Hottentotten und Herero, Frieden geschlossen, und dieser dauerte volle 10 Jahre, aber einerseits war den Naman nie recht zu trauen, andererseits war die Ngami-Route für die nach Kimberley bestimmten Transporte — und hierher gingen die meisten — die gebotene. Wenn nun auch auf diesen Zügen durch Wüsten und Steppen die Verluste durch Durst und räuberische Eingeborene oft große waren, so gewährten doch die Preise, die für Rinder am Ziel gezahlt wurden, damals noch einen sehr bedeutenden Gewinn. Mit einem Wort: das Geschäft zahlte, und das war und ist heute noch die Hauptsache.

Aber auch dieser Verkehr, der ungeheuere Herden aus den weiten Steppenländern des Damaralandes hinunter in die Minengebiete Südafrikas führte, sollte nicht von langer Dauer sein. In den Ländern am Orange-Flusse wurde fieberhaft gearbeitet. Hier und dort wurden neue Gold- und Diamantfelder entdeckt, man begann mit dem Bau von Straßen und Eisenbahnen, Ansiedler wurden in Masse herangezogen, die Eingeborenen immer weiter zurückgedrängt und für sie Reservationen*) geschaffen. So wurden große und viehreiche Landstriche erschlossen und in den Verkehr neu hereingezogen, die infolge größerer Nähe und besserer Verbindungen schneller und billiger zu liefern vermochten als das zwar ebenfalls viehreiche, aber weit entfernte Damaraland.

*) Wie neuerdings auch in Südwestafrika für einzelne Stämme, in erster Linie d[illegible] Wi boois.

Auch kam noch ein anderes Moment hinzu, welches den Handel in Südwestafrika erschwerte. Der alte Rassenhaß regte sich Ende der achtziger Jahre wieder, das Feuer glomm unter der Asche fort. Da wandten sich Missionare und Händler an die Regierung der Kapkolonie und baten diese, durch Annektierung und energische Maßregeln dem unglückseligen Lande Ruhe und Frieden zu geben. Bald darauf erschien denn auch ein Bevollmächtigter der kapischen Regierung, Mr. Palgrave, der mit den Nama- und Herero-Kapitänen Schutzverträge schließen sollte. Da, gerade als dieser eine Anzahl Häuptlinge um sich versammelt hatte und mit ihnen sich beriet, brach der Krieg im Jahre 1880 wieder aus.*) Ein entsetzliches Morden und Zerfleischen begann von beiden Seiten, Schlacht auf Schlacht folgte, und Ströme von Blut flossen. Palgrave entging mit Mühe dem Tode und floh zur Küste, von wo er nach Kapstadt zurückkehrte. So endete der einzige direkte Versuch von englischer Seite, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Daß er nicht sofort wiederholt wurde, ist um so merkwürdiger, als durch den oben geschilderten Handelsverkehr der Viehreichtum und Wert des Landes den Briten bekannt war. Wahrscheinlich aber haben sie beabsichtigt, Südwestafrika *später* zu annektieren, doch es sollte ihnen ein anderer zuvorkommen: Wie eine Bombe schlug im Jahre 1884 die Depesche des Fürsten Bismarck in die englische Welt, daß Deutschland nicht allein die Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz**), sondern das ganze Land vom Orange- bis zum Kunene-Flusse unter seinen Schutz gestellt habe. Man wollte es in England und dem englischen Südafrika nicht glauben, man wütete, schimpfte und drohte, aber Deutschland blieb fest. Der Keil war eingetrieben, ein Riegel der englischen Ausdehnungspolitik wenigstens nach dieser Seite hin vorgeschoben worden, und Deutsche, Holländer und Boeren triumphierten. Aber Cecil Rhodes, der große Kolonialpolitiker und Mehrer britischer Macht in Südafrika, gab die Hoffnung nicht auf. Er hätte nicht der Mann sein müssen, dem jedes Mittel zur Erreichung seiner Pläne recht war und noch heute ist, hätte er damals schon verzagen wollen. Er hat das auch offen ausgesprochen und gesagt: „Laßt nur diese Deutschen. Sie verstehen nichts vom Kolonisieren, werden alles falsch anfangen, dann der Sache überdrüssig werden, und das Land, *das uns gebührt*, wird uns später doch noch zufallen." Und fast schien es zu Anfang deutscher Arbeit in Südwestafrika so, als sollte Rhodes Recht behalten.

*) Vergl. S. 22.

**) Im Hinterlande von Angra Pequena.

Waffen- und Munitions-Einfuhr entwöhnten sich die Eingeborenen ihrer nationalen Waffen, des Bogens und des Speeres, gänzlich, und diese sanken bald zum Kinderspielzeug herab. Munition wurde in solcher Menge eingeführt, daß einzelne reiche Häuptlinge sich große Munitions-Lagerhäuser anlegen konnten.

Und hatten die Händler dann nach langem Umherziehen in Damaraland die mitgeführten Waren ausverkauft und eine große, oft mehrere tausend Stück betragende Herde Rinder eingehandelt, so zogen sie mit dieser zurück nach Süden und verkauften das Vieh mit enormem Gewinn auf den Diamantfeldern. Aber auch nach der nördlichen Kapkolonie und dem Transvaal richtete sich dieser Export lebenden Viehs.

Allerdings war der Weg von Damaraland aus ein weiter und beschwerlicher. Man mußte die wasserlose Kalahari-Steppe umgehen, und so entweder westlich derselben über den Orange-Fluß ziehen oder über den Ngami-See östlich ausbiegen. Meist wählten die Händler den letzgenannten Weg. Zwar hatten, wie erwähnt, im Jahre 1870 die gelbe und schwarze Rasse, die Hottentotten und Herero, Frieden geschlossen, und dieser dauerte volle 10 Jahre, aber einerseits war den Naman nie recht zu trauen, andererseits war die Ngami-Route für die nach Kimberley bestimmten Transporte — und hierher gingen die meisten — die gebotene. Wenn nun auch auf diesen Zügen durch Wüsten und Steppen die Verluste durch Durst und räuberische Eingeborene oft große waren, so gewährten doch die Preise, die für Rinder am Ziel gezahlt wurden, damals noch einen sehr bedeutenden Gewinn. Mit einem Wort: das Geschäft zahlte, und das war und ist heute noch die Hauptsache.

Aber auch dieser Verkehr, der ungeheuere Herden aus den weiten Steppenländern des Damaralandes hinunter in die Minengebiete Südafrikas führte, sollte nicht von langer Dauer sein. In den Ländern am Orange-Flusse wurde fieberhaft gearbeitet. Hier und dort wurden neue Gold- und Diamantfelder entdeckt, man begann mit dem Bau von Straßen und Eisenbahnen, Ansiedler wurden in Masse herangezogen, die Eingeborenen immer weiter zurückgedrängt und für sie Reservationen*) geschaffen. So wurden große und viehreiche Landstriche erschlossen und in den Verkehr neu hereingezogen, die infolge größerer Nähe und besserer Verbindungen schneller und billiger zu liefern vermochten als das zwar ebenfalls viehreiche, aber weit entfernte Damaraland.

*) Wie neuerdings auch in Südwestafrika für einzelne Stämme, in erster Linie die Wi boois.

Auch kam noch ein anderes Moment hinzu, welches den Handel in Südwestafrika erschwerte. Der alte Rassenhaß regte sich Ende der achtziger Jahre wieder, das Feuer glomm unter der Asche fort. Da wandten sich Missionare und Händler an die Regierung der Kapkolonie und baten diese, durch Annektierung und energische Maßregeln dem unglückseligen Lande Ruhe und Frieden zu geben. Bald darauf erschien denn auch ein Bevollmächtigter der kapischen Regierung, Mr. Palgrave, der mit den Nama- und Herero-Kapitänen Schutzverträge schließen sollte. Da, gerade als dieser eine Anzahl Häuptlinge um sich versammelt hatte und mit ihnen sich beriet, brach der Krieg im Jahre 1880 wieder aus.*) Ein entsetzliches Morden und Zerfleischen begann von beiden Seiten, Schlacht auf Schlacht folgte, und Ströme von Blut flossen. Palgrave entging mit Mühe dem Tode und floh zur Küste, von wo er nach Kapstadt zurückkehrte. So endete der einzige direkte Versuch von englischer Seite, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Daß er nicht sofort wiederholt wurde, ist um so merkwürdiger, als durch den oben geschilderten Handelsverkehr der Viehreichtum und Wert des Landes den Briten bekannt war. Wahrscheinlich aber haben sie beabsichtigt, Südwestafrika *später* zu annektieren, doch es sollte ihnen ein anderer zuvorkommen: Wie eine Bombe schlug im Jahre 1884 die Depesche des Fürsten Bismarck in die englische Welt, daß Deutschland nicht allein die Erwerbungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz**), sondern das ganze Land vom Orange- bis zum Kunene-Flusse unter seinen Schutz gestellt habe. Man wollte es in England und dem englischen Südafrika nicht glauben, man wütete, schimpfte und drohte, aber Deutschland blieb fest. Der Keil war eingetrieben, ein Riegel der englischen Ausdehnungspolitik wenigstens nach dieser Seite hin vorgeschoben worden, und Deutsche, Holländer und Boeren triumphierten. Aber Cecil Rhodes, der große Kolonialpolitiker und Mehrer britischer Macht in Südafrika, gab die Hoffnung nicht auf. Er hätte nicht der Mann sein müssen, dem jedes Mittel zur Erreichung seiner Pläne recht war und noch heute ist, hätte er damals schon verzagen wollen. Er hat das auch offen ausgesprochen und gesagt: „Laßt nur diese Deutschen. Sie verstehen nichts vom Kolonisieren, werden alles falsch anfangen, dann der Sache überdrüssig werden, und das Land, *das uns gebührt*, wird uns später doch noch zufallen.“ Und fast schien es zu Anfang deutscher Arbeit in Südwestafrika so, als sollte Rhodes Recht behalten.

*) Vergl. S. 22.

**) Im Hinterlande von Angra Pequena.

An anderer Stelle*) habe ich bereits auf die erfolglosen Bemühungen des ersten Reichskommissars, des Dr. Goering, hingewiesen, als er zwischen Naman und Herero Frieden zu stiften versuchte. Ich habe ferner erwähnt, daß Dr. Goering durch die Umtriebe des Mr. Lewis, eines Agenten des Cecil Rhodes, gezwungen wurde, das Schutzgebiet zu verlassen; daß dann die erste Schutztruppe unter den beiden Herren v. François nach Südwestafrika geschickt wurde, und daß diese zunächst in Tsaobis ein Fort, die Wilhelmsfeste, erbauten und den Umtrieben von englischer Seite, wenigstens im Lande selbst, ein Ende bereiteten.

Im Schutzgebiete wurden damals sofort die Verbote erlassen, Waffen, Munition und geistige Getränke ohne besondere Erlaubnis der Landesregierung einzuführen und mit diesen Dingen Handel zu treiben. Es waren das Maßregeln, die für die Ruhe und den Frieden im Lande überaus notwendig, ja unerläßlich waren, andererseits aber den Ausfuhrhandel des Schutzgebietes vollständig lahm legten und die Eingeborenen außerordentlich erbitterten. Trotz der Kriegswirren nämlich und trotzdem, wie ich bereits anführte, die Ausfuhr lebenden Viehs aus Damaraland nach den Ländern am Orange-Flusse weniger rentabel geworden war, hatte sie noch immer, wenn auch in viel geringerem Maße wie früher, fortgedauert. Als jedoch nun durch die Verbote der Regierung den Händlern der Verkauf von Waffen und Munition untersagt worden war, zogen sich die Herero, die sich bei etwa eintretendem Munitionsmangel in ihrer Existenz gegenüber den Deutschen und Naman bedroht sahen, erbost und grollend zurück und erklärten, keine Rinder mehr verkaufen zu wollen. Daß sich sofort an den Grenzen, besonders im Osten und Süden, ein lebhafter Schmuggel entwickelte, konnte damals wie heute nicht gehindert werden, aber die großen Händler hielten sich zurück, und im Jahre 1893 ging der letzte Viehtransport nach dem Süden.

So lag denn seit dieser Zeit der Ausfuhrhandel fast ganz danieder, und nur in geringen, kaum ins Gewicht fallenden Mengen brachte Südwestafrika Felle, Gehörne, Straußenfedern und Gummi auf den Weltmarkt.**) Neuerdings sind jedoch die Exportzahlen wieder gestiegen — seit 1896 — und zwar infolge des von einer englischen Gesellschaft in Angriff genommenen Abbaus der Guanolager bei Kap Cross, aber eben auch nur allein durch die Guanoausfuhr.***)

*) 1. Kapitel, S. 12.

**) Im Jahre 1892 betrug die Ausfuhr von lebendem Vieh . . . 750 000 M
im Jahre 1894 dagegen die Gesamtausfuhr (kein lebendes Vieh mehr!) . 122 000

***) Vergl. Kapitel 15 unter „Guanogewinnung und Robbenschlag".

Je mehr jedoch die Ausfuhr sank, desto mehr hob sich in den letzten Jahren die Einfuhr.*)

Inzwischen war der Hauptmann v. François nicht müßig gewesen. Auch er hatte zwar nicht durchsetzen können, daß zwischen Herero und Naman Friede geschlossen wurde, sondern trotz seiner vielfachen Mahnungen tobte der Krieg, dem die deutsche Schutztruppe ihrer Instruktion gemäß mit „Gewehr bei Fuß" zusah, weiter, aber er erreichte es, daß die Truppe von 21 auf 50 Reiter verstärkt wurde, und mit dem Hauptteil dieser zog er im Oktober 1890 nach Windhoek und gründete hier, mitten zwischen den kriegführenden Parteien, einen neuen festen Stützpunkt für die deutsche Herrschaft, um den sich in den folgenden Jahren die ersten deutschen Einwanderer ansiedeln konnten.

Da trat im Jahre 1892 ein Ereignis ein, das wohl niemand vorausgesehen hatte: Hendrik Witbooi, der berühmte Führer der Naman, machte, anscheinend des langen Haders müde, Annäherungsversuche an die Herero und schloß mit ihnen durch Vermittelung des Bastardkapitäns Hermanus van Wijk zu Rehoboth Frieden. Die wiederholten Mahnungen des Hauptmanns v. François, die Kriegszüge gegen die Herero einzustellen, schien er sonach befolgt zu haben, nicht aber die, die deutsche Schutzherrschaft anzuerkennen; davon wollte der stolze Namab nichts wissen. Auch nahm man vielfach damals an, daß es mit dem Friedensschlusse eine eigene Bewandnis habe, und daß die alten Gegner jetzt gemeinsame Sache gegen die Deutschen

*) Es dürfte hier am Platze sein, einige weitere Zahlen über Ein- und Ausfuhr zu geben:

Jahr	Einfuhr	Mark	Jahr	Ausfuhr	Mark
1891	nach Walfischbai	600 400	1891	aus Walfischbai	180 000
1893	" "	915 575	1893	" "	131 000
1894	" "	944 695	1894	" "	106 832
1894/95	" Lüderitzbucht	447 254	1894/95	" Lüderitzbucht	17 000
v. 1. 7. 94			v. 1. 7. 94		
b. 31. 3. 95	" Swakobmund	489 406	b. 31. 3. 95	" Swakobmund	350
für das			für das		
IV. Quartal			IV. Quartal		
1895	" "	377 263	1895	" "	675

Die Ein- und Ausfuhr verteilt sich auf die Küstenplätze: Swakobmund, Walfischbai und Lüderitzbucht. In letzter Zeit ist Walfischbai immer mehr zurückgegangen, so daß der Verkehr jetzt dort minimal ist. Swakobmund dagegen hebt sich mehr und mehr. — Fortlaufende statistische Uebersichten sind mir leider nicht zugänglich gewesen, doch sprechen schon die gegebenen Zahlen für die Richtigkeit der oben gemachten Angaben.

machen wollten. Dementsprechend wurde nach der Heimat berichtet, und auf diese Berichte hin landete am 16. März 1893 eine Truppe in der Stärke von 1 Offizier, 1 Sanitätsoffizier und 212 Unteroffizieren und Reitern in der Walfischbai.

Von diesem Zeitpunkt an wurde die Schutztruppe dauernd bis zum Jahre 1896 verstärkt, und es sei hierbei gleich darauf hingewiesen, daß sich von nun an auch Handel und Verkehr stetig hoben. Je mehr Soldaten und Ansiedler in das Land kamen, desto größer wurde die Nachfrage nach frischem Fleisch, und allmählich wurden auch die Herero etwas zugänglicher, nachdem sie eingesehen hatten, daß das Schmollen keine Vorteile und keine Änderung bestehender Gesetze hervorbrachte. Statt Pulver und Blei, Gewehren und Branntwein wurden ihnen jetzt allerdings andere Tauschartikel für ihre Rinder geboten. Man führte allerhand neue Massenartikel ein, die bis dahin nur in ganz geringen Mengen oder gar nicht auf den Markt gekommen waren, und suchte die Eingeborenen mit Gebrauchsgegenständen bekannt zu machen und Bedürfnisse bei ihnen hervorzurufen, die sie bisher nur bei den Weißen beobachtet hatten. So erschienen jetzt in Menge auf dem Markt: Blechwaren (Eimer, Tassen, Teller, Löffel), Eisen- und Stahlwaren (Messer aller Art), getrocknete Früchte, Glaswaren, Hufeisen, Sattelausrüstungen, Kerzen, Kleidungsstücke, Küchengeräte, Medizinen, Mehl, Milch*), Musikinstrumente (Pfeifen, Trompeten, Harmonikas aller Art), Hülsenfrüchte, Sardinen**), Spaten und Schaufeln, Fette aller Art, Schuhe und Stiefeln, Tabak, Jam***) (Fruchtmarmelade) u. a. m. — Und, wie gesagt, es gelang, zwar sehr langsam, aber doch stetig, die Kauflust der Eingeborenen wieder zu beleben und sie belebt zu erhalten, wozu nicht zum wenigsten beitrug, daß die Zahl der Weißen sich jährlich vermehrte, und daß es im allgemeinen im Charakter der Eingeborenen Südafrikas liegt, jenen in keiner Weise nachstehen zu wollen.†)

*) Trotz des großen Vieh- und Milchreichtums bei den Herero wurde kondensierte Milch, hauptsächlich die mit Zucker versetzte, gern von ihnen gekauft.

**) Merkwürdigerweise allgemein beliebt. Als ich im Jahre 1894 in Walfischbai Bastards mit Proviant ausrüsten ließ, die den direkten Weg Swakobmund—Naauwkloof erkunden sollten, erklärte mir einer derselben, daß sie auf Mehl, Reis, Fleisch u. s. w. verzichten und nur „Fishies" (Sardinen) mitnehmen wollten. In Anbetracht des Umstandes, daß nach anstrengendem Ritt Sardinen wohl kaum als kräftigendes Nahrungsmittel zu bezeichnen sind, schlug ich diese Bitte jedoch ab.

***) Die in England und Kapstadt hergestellten billigen Fruchtmarmeladen (Jams) sind sehr begehrt. Die deutschen sind besser, aber zu teuer.

†) Der Herero weiß ungleich besser als der Namab die gute von der schlechten oder auch nur minderwertigen Ware zu unterscheiden. So zieht er z. B. deutsche Blaudrucke den englischen, dagegen englische Messer den deutschen vor. Nur wirklich gute Waren finden bedeutenden Absatz. Übrigens gehören englische Messer zu den wenigen Gegenständen, die wirklich besser zu sein scheinen als die deutschen gleichen Preises.

Das Wiederaufblühen des Handels war für die Schutztruppe damals von besonderer Bedeutung, denn obwohl sie im Jahre 1893 selbst große Herden Zug- und Schlachtviehs ihr eigen nannte, war man doch infolge des großen Verbrauchs und der durch die damals besonders heftig auftretende Lungenseuche*) verursachten Verluste bald gezwungen, auf die Herden der Herero zurückzugreifen und zu kaufen. So brachte es der Binnenhandel, von Jahr zu Jahr wachsend mit dem Verbrauch frischen Fleisches, zu immer größerem Aufschwung, und der Großhandel nahm in den Jahren kurz vor und nach 1893 ganz neue Formen an: er wurde seßhaft.

In Windhoek hatten sich nämlich unterdessen die ersten deutschen Firmen, Mertens & Sichel, Schmerenbeck und Wecke & Voigts, niedergelassen**), und diese, von denen die Truppe teils freihändig kaufte, teils sich durch Kontrakte bestimmte Lieferungen sicherte, schickten nun ihrerseits weiße und eingeborene Händler, die in ihren Diensten standen oder doch ausschließlich ihre Waren von ihnen bezogen, in das „Handelsfeld", wenn nicht die Kaufherren selbst dorthin zogen. So sehen wir jetzt den Typus des frei und unstät umherziehenden Händlers mehr und mehr verschwinden, auch bequemten sich nach und nach schon einige reichere Herero dazu, nach Windhoek zu kommen und dort Geschäfte zu erledigen.

Ich betone die Langsamkeit dieser Entwickelung, denn nur nach und nach wurden die Kaffern zugänglicher. So erzählt F. J. v. Bülow in seinem Buche „Drei Jahre im Lande Hendrik Witbooi's", daß die Herero nicht geneigt seien, Vieh zu verkaufen, und mir persönlich begegnete es, daß auf der Durchreise durch Gr. Barmen im Jahre 1893 mir ein solcher, den ich nach dem Preise eines schönen Reitochsen frug, antwortete: „Für Dein Gewehr gebe ich Dir viele solche, aber ich verkaufe nichts, außer für Waffen und Munition!" Das war deutlich genug gesagt, aber die Verhältnisse besserten sich, obgleich es noch heute viele „stolze Kaffern", wie ein Kaufmann sie nannte, giebt, die lediglich in ihrer nationalen Riemen- und Felltracht einhergehen und von den eingeführten europäischen Kleidern, Schuhen, Decken und ähnlichen Artikeln trotz ihres Reichtums nichts wissen wollen. Ein solcher und dabei sehr angesehener und reicher Herero ist der alte Häuptling Kambazembi in Waterberg, der lange Zeit hindurch auch seinem Volke verboten hatte, derartige Gegenstände zu kaufen.

*) Die Lungenseuche, die auch heute, trotz aller Gegenmaßregeln, noch nicht ganz ausgestorben ist, wurde durch den seit 1893 rapide steigenden Fracht-(Ochsenwagen-)Verkehr immer mehr verschleppt und verbreitet.

**) Die erste der wirklich seßhaften Handelsunternehmungen, die „Missionshandelsaktiengesellschaft", die in früheren Jahren auch Niederlassungen in Otyimbingwe und Rehoboth gehabt hatte, löste sich nach kurzem Bestehen auf. Es hat ihr allem Anschein nach an der richtigen Leitung gefehlt.

Für Tabak und Streichhölzer jedoch, für Pfeifen und Messer, für Hüte, Glasperlen, Draht und besonders für alle geistigen Getränke*) sind heutzutage auch die am entferntesten wohnenden und scheuesten Herero zugänglich. In den großen Dörfern aber, besonders in denen in der Nähe der Hauptfrachtstraßen, haben europäische Bedarfsartikel bereits so alles Ursprüngliche verdrängt, daß man in Otyimbingwe z. B. schon in die Hütten der armen Bergdamara gehen muß, um noch Kalebassen aus Flaschenkürbissen oder Eimer, Becher und Löffel aus Holz zu sehen. Bei den wohlhabenderen Eingeborenen trifft man fast ausschließlich emaillierte Blecheimer, Tassen und Löffel an; Spiegel, ja sogar Bilder habe ich in einigen ihrer Lehmhäuser gesehen, und immer mehr gehört es zum Ansehen des reichen Kaffern, einen eigenen Ochsenwagen zu besitzen, der, wenn er zu faul ist, um damit für andere Fracht zu fahren, oft monatelang unbenutzt dasteht.

Aber eilen wir zurück zu der Entwickelung der politischen Ereignisse. Im Jahre 1893, kurz vor dem Eintreffen der ersten größeren Truppe, hatte der Hauptmann v. François dem Häuptlinge Hendrik Witbooi ein Ultimatum betreffs der Annahme der deutschen Schutzherrschaft gestellt. Es folgten die beiden schweren Kriegsjahre gegen die Witboois, 1893/94, und dann ein Jahr des Friedens (1895), aber schon das folgende brachte den Aufstand der vereinigten Ovambandjeru und Khaus-Hottentotten, der neues Blut kostete und erst nach heißen Kämpfen niedergeworfen werden konnte. Seit dieser Zeit war Friede im Lande, und man hoffte nun endlich energisch an die wirtschaftliche Hebung des Schutzgebietes gehen zu können, als im Frühjahr 1897 die Rinderpest ausbrach und neues Ungemach, wenn auch Gott sei Dank keinen allgemeinen Aufstand,**) mit sich brachte.

So hat unserem Schutzgebiet ebenso wenig seine Sturm- und Drangperiode gefehlt, wie den übrigen südafrikanischen Staaten, und gerade die Geschichte der neuerschlossenen unter diesen Ländern lehrt uns, daß es, in Südafrika wenigstens, eine Kolonisation ohne Anwendung von Waffengewalt nicht giebt. Es ist meiner Ansicht nach auch rationeller, den Eingeborenen gleich von vornherein bei dem ersten Uebergriffe von ihrer Seite energisch entgegenzutreten, als immer und immer wieder zu versuchen, in Güte und Nachgiebigkeit mit ihnen auszukommen. Damit mag man in Plantagenkolonien mit ihrer geringen weißen Bevölkerung experimentieren, in Ländern jedoch, in welchen nach der Besitzergreifung weiße Familien sich ansiedeln,

*) Geistige Getränke werden jetzt nur noch flaschenweise und gegen von der Polizei ausgestellten Erlaubnisschein an Eingeborene verkauft. Der Erlaubnisschein kostet je nach Anzahl der Flaschen 0,50 bis 1 Mk.

**) Wie in Matabele- und Maschonaland.

wird Nachsichtigkeit seitens der Regierung (die der Neger stets für Schwäche hält!) zum Verbrechen, wenn bei einem plötzlich ausbrechenden Aufstande Hunderte von wehrlosen weißen Männern, Frauen und Kindern ihr Leben verlieren, wie dies 1896 in Maschona- und Matabeleland der Fall war. Die Verlustlisten dieser furchtbaren Aufstände sprechen eine deutliche Sprache: seitenlang sind die Aufzählungen der Namen, hinter denen das Wort „murdered" zu lesen ist, und sie beweisen — wenigstens für Siedelungskolonien — die Wahrheit des klassischen Ausspruchs des bekannten Meteorologen Dr. Dove, der in seinem Buch über Südwestafrika sagt: „Milde gegen den Eingeborenen ist Grausamkeit gegen den Weißen!"

Der südafrikanische Neger, der Kaffer, ist, mag er nun Herero oder Basuto, Zulu, Matabele oder sonstwie heißen, wenn seine Leidenschaften entfesselt sind, kein Mensch mehr, sondern ein blutdürstiges Tier. Diejenigen aber, die den Neger an Gemüt einem „Kinde" vergleichen, mögen hinausgehen und Neger kennen lernen.

Die Mischrassen stehen im allgemeinen in weit besserem Rufe als die Kaffern — ausgenommen vielleicht die Griqua-Bastards, die als freche, verwegene Räuber bekannt sind. Auch die Hottentotten, die aussterbende Rasse Südafrikas, sind größtenteils — vielleicht mit Ausnahme weniger verkommener Stämme — offenere und ehrlichere Charaktere als die Neger. Sie haben etwas viel Ritterlicheres als diese und würden z. B. im Kriege niemals Verwundete verstümmeln und Gefangene hinschlachten, worin der Kaffer Virtuosität besitzt. Der Namab ist durchgängig ein leichtsinniger Lebemann, der gut zu leben weiß und gut leben will. Lange vor den Kaffern und leichter als diese nahmen die Hottentotten alle europäischen Lebensbedürfnisse, die ihnen von den Händlern geboten wurden, an, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß sie durch die südlichere Lage ihrer Gebiete weit früher als jene mit Europäern in Berührung kamen. Was giebt es für den Namab Begehrenswerteres als ein gutes Gewehr, einen schönen Sattel, einen Schnaps, eine Tasse Kaffee und eine Pfeife guten Tabaks oder eine Cigarre? Aber diese Genußsucht hat sie auch heruntergebracht: der apathische, im allgemeinen dem Handel abgeneigtere, ewig milchtrinkende Neger blieb im Besitz seiner Herden; die Naman aber, die ehemals auch im Besitze großer Herden ein reiches Hirtenvolk waren, hat ein Jahrhundert blutiger Kämpfe, untereinander und gegen die weißen Eindringlinge, dann eben der hervorstechendste Zug ihres Charakters, der Leichtsinn, und vor allen Dingen der Branntwein der Händler zu dem gemacht, was sie heute sind, zu einem verarmten Geschlechte. Daran konnten auch die oft enorm beutereichen Raubzüge nichts ändern, die sie jahrzehntelang gegen die Kaffern unternahmen. So rasch, wie es ge-

kommen war, zerstob das erbeutete Vieh wieder nach allen Himmelsrichtungen in die Hände habgieriger Händler, die dafür Pferde, Pulver und Blei zum nächsten Zuge lieferten. Was übrig blieb, wurde verzehrt. Kurz: die Naman verprassten, was sie besaßen, und kommen heute für den Handel in keinem Lande Südafrikas mehr in Betracht, eben weil sie vollständig verarmt sind.

Aber auch die Kaufkraft der Kaffern, die bis zum Ausbruche der Rinderpest in Südafrika in vielen Gebieten eine große war, ist überall durch das Hinsterben der Herden stark erschüttert, wenn nicht vernichtet. Hierbei ist Deutsch-Südwestafrika am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen worden, so daß zu hoffen ist, daß dem Schutzgebiete die südafrikanischen Märkte bald wieder offen stehen werden. Von dem Vieh der Weißen und der seßhaften Eingeborenen ist der größte Teil durch die segensreiche Erfindung des Professors Koch gerettet worden, aber an ein Impfen der vielen Tausende von wilden Steppenrindern, die auf den großen Ebenen und Savannen Südafrikas weiden, war natürlicherweise nicht zu denken. Von diesen ist das Meiste elend zu Grunde gegangen, Millionen sind hier verloren.

Es sei mir hier gestattet, einige Worte über den Handel zu sagen, der in den *großen Städten* Südafrikas sich natürlich ganz in derselben Weise abspielt wie bei uns in Europa. Anders im Handelsfelde dort und in Südwestafrika! Wir haben bereits gesehen, daß sich in den Jahren nach 1893 der Binnenhandel wieder belebte, und infolgedessen auch die Einfuhr stetig stieg. Wenn wir die Art und Weise dieses Handels näher betrachten, so sehen wir, daß es ein Tauschhandel im ursprünglichsten Sinne des Wortes ist. Baares Geld spielt auch heute noch eine nur geringe Rolle, da nur *die* Eingeborenen solches in die Hand bekommen, die für die Regierung oder die großen Kaufleute Fracht fahren. Seitwärts aber der großen Heerstraßen — im Felde — ist der Handel geblieben, was er war, und hat mit der Zeit ganz bestimmte Normen angenommen, so daß z. B. für einen dreijährigen mageren Ochsen soviel, für einen vierjährigen fetten soviel, für eine gute Kuh dieser und für eine Ziege oder ein Schaf jener Preis in wollenen Decken, Kleidern, Schuhen, Tabak und ähnlichem mehr gezahlt wird. Diese Preise sind Käufern und Verkäufern gleich gut bekannt, und sie bilden die Grundlage, nach der sich der Händler vor Antritt seines Zuges einen Gewinnüberschlag machen kann.

Ein Beispiel, das ich oft habe erzählen hören, möge zeigen, wie unwissend die *im Felde lebenden* Herero in Bezug auf den Wert des Geldes sind: Ein Händler spannt nahe bei einem Hererodorfe aus. Ein Herero treibt Ochsen zum Verkauf heran, deren schlechtesten er nach alter, guter Hererositte zunächst zum Kaufe anbietet. „Was willst Du für den Ochsen?“

fragt der Händler. „50 Pfd. Strl. (also 1000 Mark)!“ entgegnet der Herero. „Gut,“ sagt der Händler, „hier hast Du einen Rock für 20 Pfd. Strl., hier ein Beinkleid für 10 Pfd. Strl., hier einen Hut, Tabak und Kaffee für 20 Pfd. Strl., macht zusammen 50 Pfd. Strl.!“ Der Herero ist befriedigt: er weiß, daß er nach altem Handelsbrauch und -Recht nicht mehr an Waren für den Ochsen zu fordern hat. Er läßt sich dann vielleicht für den Rock eine Decke, für den Tabak Zucker geben, sucht durch Betteln — ohne dies geht es nie ab — noch etwas zu erlangen, nachdem ihm dies aber mißglückt ist, schließt er das Geschäft ab. Daß er unter hundert Fällen fünfzigmal versuchen wird, den verkauften Ochsen in der Nacht wieder zu stehlen, ist eine nationale Eigentümlichkeit der Herero. Es muß zugegeben werden, daß diese Art des Handels eine überaus absonderliche, ursprüngliche ist; sie will gelernt sein, und der Neuling muß fast stets schweres Lehrgeld zahlen, ehe er den alten Händlern ihre „Wippchen“ und „tricks“ abgeguckt hat.

Was nun den Einfuhrhandel anbetrifft, so wird nach Südwestafrika fast ausschließlich aus Deutschland importiert. Nur einige wenige Artikel, wie Reis, Rio-Kaffee, Platten-Tabak,*) werden direkt über Kapstadt eingeführt. Aber auch in Südafrika, besonders in Natal, Transvaal und dem Oranje-Freistaat, gewinnen deutsche Produkte immer mehr Boden. Vergeblich hat sich England, besonders in den letzten Jahren, bemüht, das zu ändern: die Güte deutscher Fabrikate und die Rührigkeit deutscher Firmen ist durch alle englischen Machinationen nicht zu verdrängen gewesen. Und nicht allein Konserven aller Art, Blaudrucke, Wollenwaren, landwirtschaftliche Maschinen und viele andere Produkte deutscher Industrie haben in Südafrika mehr und mehr die englischen Fabrikate verdrängt, sondern auch die größten öffentlichen Anlagen sind von deutschen Firmen ausgeführt worden. So hat die Firma Siemens & Halske in Kapstadt, Johannesburg und anderen Städten die elektrischen Beleuchtungs- und Straßenbahnanlagen ausgeführt, und in den großen Minen und Fabriken findet man deutsche Direktoren, Ingenieure und Chemiker. Es ist erstaunlich, daß sogar im Ingenieurwesen, in welchem doch die Engländer sich selbst einen Weltruf zuschreiben, die englische Regierung deutschen Firmen den Vorzug giebt.

Es erhellt schon aus diesen Mitteilungen, eine wie geachtete, angesehene Stellung die Deutschen in Südafrika allenthalben einnehmen. Je mehr dort der Haß gegen die Engländer steigt, desto mehr steigt die Achtung vor Deutschland. Und das geschieht mit vollem Recht und ist von den Deutschen sauer verdient worden. Der Präsident der südafrikanischen Republik, Mijnheer

*) Amerikanischer Herkunft.

Krüger, hat sich oft in großen Krisen auf die deutsche Bevölkerung Transvaals gestützt, und der berühmte Bauerngeneral Joubert, den ich in Prätoria frug: „Wie denken Sie, General, über die Deutschen?", antwortete mir: „Wer hat jemals von den Fremden in Stunden der Gefahr zu uns gestanden? Nur die Deutschen — alle anderen verließen uns!"

Grundfalsch wäre es trotzdem, zu glauben, diese freiheitsliebenden Boeren wollten „deutsch werden", nein, sie haben sogar ein großes Mißtrauen gegen die Angehörigen aller Nationen, denen sie Annexionsgelüste zutrauen. So wenig berechtigt dieses Mißtrauen uns Deutschen gegenüber ist, so kann man das Gefühl doch verstehen, wenn man die britischen Umtriebe in Rechnung zieht.

So finden wir denn in Südafrika allerorts Landsleute als Ärzte, Prediger, Missionare, Ingenieure, Kaufleute, Handwerker und Kolonisten in geachteten Stellungen, und man kann es diesen Deutschen in Südafrika wahrlich nicht vorwerfen, daß sie ihre Nationalität verleugneten. Ueberall weht dort unten ein frischer Zug starken Deutschtums, und wir finden ein festes, oft Gott sei Dank beinahe herausforderndes Gefühl der Zugehörigkeit zu uns.*) Dieses Gefühl aber muß ohne Unterlaß gestärkt und gefestigt werden und fraglos gehört ebenso zur Bethätigung dessen, daß wir im Mutterlande unsere Brüder im Auslande zu uns rechnen und ihrer gedenken, wie dazu, daß wir in der Stunde der Not ihnen helfen können, eine überseeische Machtentfaltung, eine starke Flotte. Ohne Flotte ist ein gesicherter Handel, eine weitausschauende Kolonialpolitik und vor allem das undenkbar, daß wir unsere Landsleute, die in alle Weltteile hinausgehen, die — besonders als Kolonisten — so überaus gesucht sind, uns, d. h. dem Deutschtum, unserer Eigenart, Sprache und Sitte, erhalten.

Ich habe soeben erwähnt, daß Deutsche als Kolonisten überall gesucht seien. Nicht allein die verschiedensten amerikanischen Staaten versuchen, deutsche Elemente zur Kolonisation heranzuziehen, sondern die Kapkolonie und Natal hatten dies von je her auf ihr Entwickelungsprogramm gesetzt. Die Regierung der Kapkolonie zog schon vor Jahrzehnten, besonders zur Besiedelung der unwirtlichen Sandstrecken in der Nähe der Kapstadt selbst, der sogenannten Cape-Blakte, deutsche Bauern heran. In freigebigster, weitgehendster Weise wurden diese Ansiedler von der Regierung unterstützt; nicht allein durch kostenlose Ueberlassung des Grund und Bodens, denn dieser war wertlos, nicht allein durch Bewässerungsanlagen, sondern durch Schenkungen an Vieh, Sämereien, landwirtschaftlichen Maschinen, ja in den ersten Jahren durch Geldspenden — nicht Darlehen — zur Unterstützung der Familien.

*) Den besten Beweis hierfür erbringt u. a. die stets deutsch-nationale Haltung der „Südafrikanischen Zeitung", die bei Michaelis in Johannesburg erscheint.

Ebenso ging die Regierung in Natal vor, wo wir bedeutende, blühende deutsche Ansiedelungen finden. Und wahrlich: das Geld, das die englischen Regierungen dort anlegten, ist nicht verloren. Die Unterstützung der Bauern ist längst überflüssig geworden, denn die weiten Sandstrecken der Cape-Blakte sind heut blühende Gärten, und Kapstadt bezieht von dort einen großen Teil seines Bedarfs an Früchten, Kartoffeln und Gemüsen. Hier ist uns der Weg vorgezeichnet, den auch wir wandeln müssen, wenn Südwestafrika erst einmal dichter besiedelt sein und größere Verkehrscentren aufweisen wird.

Vorläufig aber müssen wir vor allem das beherzigen, was zuerst Dove und Graf Pfeil ausgesprochen haben, nämlich, daß der Grund und Boden dort unten wertlos ist und erst Wert erhält durch die Arbeit des Kolonisten. Daher sind das wichtigste für die Erschließung einer derartigen Siedelungskolonie angemessene, billige Landpreise.

Für die Kolonisten aber ist es dann Lebensbedingung, einen sicheren Markt zu haben, auf dem sie ihre Erzeugnisse absetzen können. Ohne einen solchen wird eine Entwickelung unmöglich sein. Für Südafrika bilden diesen Markt die großen Minendistrikte, die Gold-, Diamanten-, Blei-, Kupfer- und Kohlengruben, die dann wiederum ihrerseits das Emporblühen großer Hafenstädte und Handelscentren nach sich zogen. Ohne diese Minendistrikte würde auch Südafrika in allen seinen Teilen noch heute ein dünnbesiedeltes Land ohne große Verkehrscentren und mit ausnahmslos extensiv betriebener Viehzucht und Gartenbau sein. Hoffen wir, daß auch in unserem Schutzgebiet reiche Mineralschätze der Ausbeutung harren und dereinst große Handelscentren dort entstehen werden! Sollte diese Hoffnung sich jedoch nicht erfüllen, so ist doch Südwestafrika deshalb nicht wertlos für uns, sondern ein für die Kolonisation hervorragend geeignetes Land, in welches wir Tausende von deutschen Familien, einen Teil unseres Überschusses an Bevölkerung, verpflanzen, sie dem Deutschtum sicher erhalten können, und in welchem wir einst ein großes Absatzgebiet für unseren Handel haben werden. Einer solchen Entwickelung eines Landes muß jedoch jede Überstürzung fehlen; langsam und bedächtig soll sie unternommen werden, und an der schrittweisen, über zwei Jahrhunderte dauernden Entwickelung der südafrikanischen Kolonien mögen die Kolonialgegner erkennen, wie übereilt es ist, zu sagen, daß Südwestafrika bereits bewiesen habe, daß es wertlos sei. Diese Ansicht läßt sich durch nichts beweisen!

Werfen wir nun einen Blick auf die seit 1892 erfolgten ersten Versuche zur Besiedelung des Landes: Es hatten sich inzwischen zwei Gesellschaften mit teils deutschem, teils deutsch-englischem Kapital gebildet, welchen zum

Zweck der Besiedelung durch deutsche Einwanderer von der Reichsregierung gewisse Rechte für Eisenbahn- und Bergbau zugesprochen wurden. Es waren dies die „Siedelungsgesellschaft"*) und die „South West African Company". Die „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" hatte bereits in früheren Jahren die ehemals Lüderitzschen Besitzungen übernommen und durch Verträge erweitert, und endlich wurde im Süden des Schutzgebietes, im Groß-Namaland, unter gewissen Bedingungen das „Karaskhoma-Syndikat" zugelassen, das bereits vor Erklärung der deutschen Schutzherrschaft dort allerhand Verträge mit den eingeborenen Häuptlingen abgeschlossen hatte.

Für uns kommt hier zunächst nur die Siedelungsgesellschaft in Betracht, weil sie es war, welche die ersten deutschen Ansiedler hinaussandte. Ihr waren die Gebiete in unmittelbarster Nähe von Windhoek zugewiesen worden, denn nur in diesen und allenfalls noch in den an den Baiwegen liegenden Teilen des Landes konnte man damals — 1892 — von deutscher Macht und deutschem Einflusse reden. So mußten also die für die erste Besiedelung in Frage kommenden Gebiete in nächster Nähe, sozusagen im Bereiche der Gewehre von Windhoek liegen, denn sowohl Herero wie Naman blickten scheelen Auges auf die deutschen Bestrebungen. Hauptmann v. François hatte inzwischen manches für die Besiedelung vorbereitet: geeignete Plätze waren ausgesucht und eingeteilt, Wasserstellen erkundet, genaue Karten aufgenommen und nach Deutschland gesandt worden.

Im Juli 1892 trafen die ersten von der Gesellschaft hinausgeschickten Ansiedler ein, vier Personen, und mit ihnen Dr. Karl Dove, welcher zwecks meteorologischer Studien das Schutzgebiet bereisen wollte, außerdem aber auch die Berichterstattung über mancherlei wirtschaftliche Fragen für die Siedelungsgesellschaft übernommen hatte.

Die ersten Fragen, welche an alle bei den Siedelungsversuchen beteiligten Kreise herantraten, waren, ob es zweckmäßiger sei, zunächst eine Kleinsiedelung (Ansiedelung von Landwirten und Bauern mit kleinem Kapital) mit kleinerem, eigenem Grundbesitz und gemeinschaftlichem (Gemeinde-) Weideland zu fördern, oder ob von vornherein die Ausgabe größeren Grundbesitzes (von Farmen) an den einzelnen geboten sei. Jahrelang sind diese Fragen besprochen, jahrelang ist für und wider dieselben debattiert worden, und erst in neuerer Zeit scheint man allgemein zu der Einsicht gekommen zu sein, daß eine Kleinsiedelung vorläufig zu verwerfen sei.

Doch hören wir zunächst Dr. Dove. Ich glaube um so mehr den lichtvollen Schilderungen desselben hier im allgemeinen folgen zu dürfen, als ich

*) Ich nenne die Gesellschaft hier stets kurzweg „Siedelungs-Gesellschaft", ohne auf die Stadien ihrer Entwickelung näher einzugehen.

mit ihm vollständig einer Meinung bin und er der erste war, der an Ort und Stelle sich ein Urteil über diese hochwichtigen Fragen bildete. In seinem Buche über Südwestafrika*) führt Dove an, daß er bei der sofort nach seinem Eintreffen in Windhoek vorgenommenen Untersuchung der Quellen von Klein-Windhoek zu dem Ergebnis gelangt sei, daß dieses Quellensystem für höchstens acht Familien genügend Wasser liefern könne. Schon damit war der Plan, das Thal von Klein-Windhoek dicht zu besiedeln, als gescheitert zu betrachten, was um so weniger bedauerlich ist, als bei der weiteren Frage, wovon denn hier angesiedelte Landwirte leben sollten, man sich sagen mußte, daß die ganze Spekulation deshalb als eine verfehlte zu bezeichnen sei, weil ein genügendes Absatzgebiet für Gartenfrüchte, ein Markt, ganz und gar fehlte. Die Schutztruppe erzeugte in eigenen, ertragreichen und wohlverwalteten Gärten ihren Bedarf selbst, andere Käufer waren nicht vorhanden, und wenn auch später, nachdem die Truppe bedeutend verstärkt worden war und sich Kaufleute in Groß-Windhoek niedergelassen hatten, sich Nachfrage nach Gartenerzeugnissen zeigte, so war dieselbe doch nicht genügend, um eine größere Anzahl **ausschließlich** Gartenbau betreibender Familien ernähren zu können. Außerdem aber führte bereits damals das enge Zusammensitzen der Ansiedler zu allerhand Unzuträglichkeiten, und die Gemeindeweide war, wie ich aus persönlicher Erfahrung bestätigen kann, geradezu eine Gefahr für die Viehzucht im Lande. Es dürfte auch einleuchtend sein, daß bei der im Lande herrschenden Lungenseuche und den mannigfachen Krankheiten des Kleinviehs es möglichst vermieden werden mußte, die Herden verschiedener Besitzer untereinander in nähere Berührung kommen zu lassen. „Eine einzige Form der Kleinsiedelung gerade in Windhoek", sagt Dove, „durfte ich mit gutem Gewissen vertreten, und das war die Niederlassung einer beschränkten Zahl von Handwerkern in der Nachbarschaft der Station, für die der Besitz von Gärten nur die Möglichkeit bedeutete, für sich und ihre Leute billige pflanzliche Kost zu beschaffen." — Handwerker aber aus Deutschland hinauszuschicken, darauf wurde damals ebenfalls in den Berichten an die Siedelungsgesellschaft hingewiesen, sei vorläufig nicht ratsam, da unter den zur Entlassung kommenden Soldaten der Schutztruppe, die im Lande bleiben wollten, genügend Handwerker vorhanden seien.

Ich schließe hiermit die Betrachtungen über die Kleinsiedelung, indem ich bemerke, daß ich dieselbe in größerem Maßstabe **so lange** für vollständig verfehlt halte, bis nicht große industrielle Unternehmungen, seien sie land-

*) Berlin 1896. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

wirtschaftlicher, bergbaulicher oder sonst welcher Natur, neue und sichere Absatzgebiete geschaffen haben. Hierher fällt auch die Deportationsfrage, soweit es sich um eine Ansiedelung Deportierter handelt. Alles dies hatten alte afrikanische Praktiker bereits im Jahre 1892 eingesehen, denn Dove sah sich bei seinem Eintreffen in Windhoek einer Anzahl von Leuten gegenüber, welche die sofortige Zuteilung großer Farmen forderten. Es waren dies Männer, welche zum größten Teil schon lange Jahre hindurch im englischen Südafrika und Transvaal gearbeitet und dort Erfahrungen gesammelt hatten und die nun in dem neuerschlossenen deutschen Gebiet ihr Glück versuchen wollten. —

Dove konnte ihren Wünschen jedoch nicht gerecht werden, da er nicht Bevollmächtigter der Siedelungsgesellschaft war, und mußte sie auf die Ankunft desselben, des Grafen Joachim Pfeil, verweisen, der auch im Oktober 1892, aus Südafrika kommend, in Windhoek eintraf. Graf Pfeil, ein ausgezeichneter Kenner der südafrikanischen Verhältnisse und Siedelung, dachte sich diese letztere nach Prüfung der Sachlage allerdings anders als die Herren in Berlin und teilte die Ansichten der alten Afrikander vollkommen, denn auch er versprach sich von einer Kleinsiedelung nichts. Das Projekt der Siedelungsgesellschaft, durch den Grafen eine Anzahl südafrikanischer Deutscher zur Einwanderung in das Schutzgebiet zu veranlassen, war daran gescheitert, daß die geeigneten*) unter denselben ihre günstigen Positionen nicht aufgeben wollten, um ins Ungewisse hinauszuziehen, und so hatte Graf Pfeil nur zwei Boeren aus Klein-Namaland mitgebracht, die Vorläufer einer größeren Gesellschaft ihrer Stammesgenossen, die sich im Falle günstiger Nachrichten und Bedingungen bereit erklärt hatten, sich in der Nähe Windhoeks anzusiedeln. Mit seinen Schützlingen in Südwestafrika war der Graf somit vollständig einig, aber trotzdem setzte er in Berlin nicht durch, daß seine Ratschläge befolgt wurden, und von einer Einwanderung von Boeren wollte man dort garnichts wissen; mit einem Wort: es blieb alles beim alten, und man verpaßte die kostbare Zeit, während welcher das vom Hauptmann v. François zur Ausgabe von Farmen bestimmte, überaus geeignete Land herrenlos war. Dasselbe, zwischen Schaf- und Elefanten-Fluß östlich von Windhoek gelegen, wurde kurz darauf von den nach dem Friedensschlusse mit Hendrik Witbooi wieder nach Süden vordringenden Herero besetzt. —

Ich habe vorhin bemerkt, daß man sich in Berlin in den ersten Jahren der Kolonisationsversuche heftig gegen eine Zulassung von Boeren aussprach. Und warum that man dies? Weil man die Boeren nicht kannte, weil man

*) Ärmere hatte man von vornherein für „ungeeignet" erklärt.

sie damals noch für passionierte Wanderer ohne Heimatsgefühl hielt, und wohl auch nicht wußte, daß Transvaal und der Orange-Freistaat so übervölkert seien, daß eine ganze Anzahl von jüngeren Boeren gezwungen war, sich eine neue Heimat zu suchen. Und was wurde damals diesen unglücklichen Boeren nicht alles nachgesagt! Da konnte man in den Tageszeitungen lesen, die Regierung dürfe auf keinen Fall eine Einwanderung derartig gefährlicher Elemente zulassen; ferner: man brauche ja nur den Vorgängen in den englisch-südafrikanischen Staaten Aufmerksamkeit zu schenken, um zu sehen, daß die Boeren dort einen Staat im Staate bildeten, daß sie die Gesetze nicht oder doch nur widerwillig befolgten; daß sie hartnäckig an Sprache und Sitte festhielten (!) und andere seltsame Dinge mehr. Für den Kenner südafrikanischer Geschichte sind diese Verhältnisse erklärlich. Man bedenke, daß die Bauern von den Engländern immer weiter und weiter nach Nordosten zu verdrängt wurden — recht- und schutzlos. So mußten denn diese Unglücklichen immer wieder und wieder hinauswandern mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in die von den wilden Kaffern bewohnten Gebiete. Daß es dabei zu Kämpfen kam, ist erklärlich, und diese Kämpfe wurden von den Kaffern mit allen Mitteln ihrer bestialischen Natur, mit Treubruch, Verrat, Gift und Grausamkeit geführt, und so kam es, daß der Boer in diesen nur das reißende Tier sah, das sein und der Seinen Leben bedrohte. Dann aber trat der Engländer hervor und dichtete in seiner Zeitung dem Boeren ungesetzlichen, heimatslosen Sinn und unmenschliche Grausamkeit an. Und wie anders zeigten sich die Boeren, die man zuletzt doch zur Besiedelung des Landes zuließ, als wie sie von den Engländern geschildert waren! Ich kann mich nur für eine weitere Zulassung von Boeren*) aussprechen, nicht für eine Überflutung unseres Schutzgebietes durch dieselben, aber für die Einwanderung einer beschränkten Anzahl, die, mit deutschen Farmern vermischt angesiedelt, diesen als praktische Lehrkraft von höchstem Nutzen sein wird. —

Heutzutage ist man auch in weiteren Kreisen Deutschlands anderer Meinung geworden, als man im Jahre 1892 war. Man hat, wie gesagt, an den inzwischen zur Besiedelung Südwestafrikas zugelassenen ersten Bauernzuzügen gesehen, was wir an ihnen haben und was wir bei sachgemäßer Behandlung von ihnen erwarten können. Gern gebe ich zu, daß der Bauer dem Eingeborenen kein allzu milder Herr ist, aber der Kaffer und Namab will mit Strenge behandelt sein, das ist die mühevoll erworbene Erfahrung

*) Es sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ich lediglich von Boeren spreche, die gewillt sind, sich dauernd im Lande niederzulassen, d. h. Land zu kaufen oder zu pachten, nicht aber von solchen, die man gewöhnlich als „Treckboeren" bezeichnet.

der Bauern. Ich gebe auch zu, daß eine Einwanderung von Bauern in den Jahren 1892/93 leicht hätte zu einem Kriege mit den Naman führen können. Aber war dieser nicht überhaupt notwendig? Griffen wir nicht unter Hauptmann v. François im April 1893 Witbooi an und hätten wir nicht damals an den Bauern wertvolle Bundesgenossen gehabt? —

Wie unter allen Völkern, so giebt es auch unter den Bauern gute und schlechte Menschen, so hat auch der Bauer gute und schlechte Eigenschaften, aber die Lichtseiten überwiegen. Das hatten Graf Pfeil, F. J. v. Bülow und Dove schon im Jahre 1892 eingesehen. Und dann — was ist denn Kolonisation? Wollen wir Südwestafrika mit weißen, und besonders deutschen Einwohnern bevölkern, oder wollen wir dort ein Geschlecht von Kaffern und Hottentotten großziehen? Auch diese sollen ihr Recht, ihr Land haben, aber nicht mehr, als sie brauchen, denn auch sie sind Eroberer und nur wenig ältere als wir. —

Ich gehe nun kurz auf die Gründe ein, die mich bewegen, einer weiteren Einwanderung von Bauern das Wort zu reden.

In den Jahren 1894/95 zogen die ersten Bauernfamilien im mittleren Teile von Südwestafrika ein, während im Süden, in den an den Orange-Fluß grenzenden Teilen des Groß-Namalandes, schon weit früher solche saßen, die aus der Kapkolonie eingewandert waren. Aber die Besitzverhältnisse waren dort in den Jahren bis 1894 so ungeregelte — von deutschem Einfluß garnicht zu reden! —, daß diese südlichen Siedelungen für uns erst vom Jahre 1895 an in Betracht kamen, als sie, besonders durch die Anlage einer Reihe von Wohnplätzen am Großen Fischfluß, weiter nach Norden vorrückten und Verbindung mit den Bauernniederlassungen im nördlichen Bastard-Lande, bei Windhoek und am Schafffluß*) suchten.

Daß diese durchweg für uns Deutsche von dem größten Nutzen waren, kann keinem Zweifel unterliegen. — Von verschiedenen Seiten wurde befürchtet, daß die ersten Zuzüge solche von gänzlich verarmten Bauern sein würden; aber das Gegenteil trat ein. Geradezu wundervolle Rinderherden führten dieselben mit sich und erwiesen sich als eine bemerkenswerte Kaufkraft für die ansässigen Kaufleute. Derartiges Zugvieh, wie es z. B. die in Aris bei Windhoek wohnenden Bauern besaßen, hatten wir — das mußten wir uns gestehen! — noch nicht gesehen, und die Regierung zog für die Versorgung der Truppe den größten Nutzen aus diesen zuverlässigen

*) Über den Schafffluß und Windhoek vorgehend, ließen sich im Herbst 1895 Bauern in Otyimbingwe und Omaruru nieder, wo sie mit denjenigen ihrer Stammesbrüder zusammentrafen, die von der South West African Company in und bei Grootfontein Upingtonia angesiedelt worden waren.

geschickten und schnellen Frachtfahrern. Fast stets legten sie den Weg Windhoek—Swakobmund auf der Hinreise, also mit leeren Wagen, in 10 bis 11 Tagen zurück, ein bisher kaum jemals erreichtes Resultat. Daß sie ihre eingeborene Dienerschaft nicht „unmenschlich" behandelten, ersah ich daraus, daß ganze Familien derselben in ihren Diensten sich befanden, welche aus dem Transvaal oder der Kapkolonie mit heraufgezogen waren: auch habe ich niemals die Bemerkung gemacht, daß sie die Gesetze nicht williger befolgten als andere Ansiedler. Im Gegenteil: sie pflegten fast ängstlich zu fragen, wie dies und das nach deutschem Rechte sei.

Von größter Bedeutung waren ferner die Bauern für die Versorgung der Schutztruppe mit Reitpferden, welche vielfach aus der Kapkolonie und dem Orange-Freistaat eingeführt wurden. In diesen Gegenden bekannt und im Pferdehandel erfahren, übernahmen sie es gern, dort Pferde einzukaufen und dieselben nach Windhoek zu bringen.

Allgemein hatte man auch in Deutschland bezweifelt, ob sich die Bauern im Falle eines Krieges der Regierung willig zur Landesverteidigung zur Verfügung stellen würden, aber als im Frühjahr 1896 der Aufstand ausbrach, hielten die Bauern treu zur deutschen Sache. Einige zogen mit der Truppe ins Feld,*) andere fuhren, was das notwendigste war, Proviant von der Küste heran, und bei Grootfontein zog sich unter den Bauernkommandanten ein starkes Bauernkommando zu selbständigem Vorgehen zusammen. Nur die schnelle Niederwerfung der Aufständischen verhinderte dies, aber auch so schon war der moralische Eindruck auf die höchst unsicheren Herero des Nordostens ein großer.**)

Ich habe lange bei der Frage der Zulassung von Boeren zur Besiedelung geweilt, aber, wie ich glaube, deshalb mit Recht, weil sie damals für das Schutzgebiet von weit ausgedehnterer wirtschaftlicher Bedeutung war als die bis dahin durchgeführte Ansiedelung Deutscher, zu welcher wir nun zurückkehren.

Obwohl im Jahre 1893 die Siedelungsgesellschaft sich entschlossen hatte, den zu dieser Zeit hinausgesandten Ansiedlern ausgedehntere Landkomplexe, „Farmen", zuzuteilen, ging es mit der Siedelung nicht vorwärts, und zwar einerseits durch die Ungunst der Verhältnisse, andererseits deshalb, weil die Mehrzahl der Ansiedler nicht kapitalkräftig genug war. Zu einem Besitzergreifen der Farmen seitens der Ansiedler sollte es zunächst nicht kommen, denn im April 1893 brach der Krieg aus, der bis zum September 1894 dauerte. So siedelten sich der allgemeinen Unsicherheit im Lande wegen alle diese Einwanderer in Windhoek an und wurden, um doch etwas zu verdienen,

*) Diese schlugen sich ganz ausgezeichnet.

**) Vergl. S. 295 bis 296.

Kaufleute; ihr Markt war die Truppe. Und nun zeigt sich uns der eigentümliche Umstand, der besser als alle Abhandlungen beweist, daß die Auswahl der Mehrzahl der Hinausgesandten eine unrichtige war: Was der Krieg zur Notwendigkeit gemacht hatte, änderte auch der Friede nicht, denn die meisten Einwanderer,*) die zur Viehzucht hinausgeschickt oder selbständig hinausgegangen waren, wurden Händler oder Frachtfahrer und betrieben höchstens die Viehzucht noch nebenbei in der richtigen Erkenntnis, daß sie bei ihrem geringen Anlagekapital von dieser allein nicht leben könnten.

Wenden wir uns nun der Frage zu: „Wie ist dies zu ändern?"

Zunächst, und das ist die Hauptsache, muß sich das Mutterland darüber klar sein, wie die hinauszusendenden Ansiedler beschaffen sein müssen. Es muß darauf hingearbeitet werden, daß diese Erkenntnis in die breiteren Massen des Volkes dringt, damit sich jeder, je nach Beruf, Alter und Kapital, darüber klar werden kann: Du hast etwas oder du hast nichts im Schutzgebiete zu erwarten. Was die weitere Ausführung dieses „springenden Punktes" anbetrifft, so verweise ich auf das folgende Kapitel, in welchem auf meine Bitte hin sich Privatdocent Dr. Dove über die wirtschaftsgeographischen Verhältnisse des Schutzgebietes ausspricht, und auf die am Schluß des Kapitels 15 gegebene Auskunft der Landesregierung selbst. — Diese Grundsätze haben sich in den letzten Jahren die meisten Kolonisationsgesellschaften zu eigen gemacht, und heute — darüber kann kein Zweifel sein — haben sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse im Schutzgebiete gegen früher bedeutend gebessert, die Ansichten sind klarere, die Ziele genauer festgelegte geworden.

Was nun endlich die durch die Rinderpest in Südwestafrika hervorgerufene Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse angeht, so hat die Seuche neben dem enormen Schaden doch auch ihr Gutes gebracht, allerdings nur für die spätere wirtschaftliche Lage der Ansiedler. Selbst wenn es nämlich in früheren Jahren weiße Viehzüchter gegeben hätte, so hätten dieselben doch nicht mit den Herero konkurrieren können. Keinesfalls hätten sie Vieh eigener Zucht zu demselben Preise wie die Eingeborenen, denen Wartung, Pflege u. s. w. ihrer Herden nichts kostet, an die Händler abgeben können. Auch die Kaufleute selbst kauften lieber von Eingeborenen als von Weißen, denn den ersteren zahlten sie in Waren, den letzteren in Bargeld. So wäre wohl damals, besonders bei dem beschränkten und einzigen Markt: der Truppe, eine Konkurrenz des weißen Züchters mit dem herdenreichen Herero aussichtslos gewesen. Das wird die Rinderpest gründlich zu Gunsten des Farmers und zum Nachteil des Händlers und der Herero ändern. Die Verluste

*) Nur verschwindend geringe Ausnahmen lassen sich konstatieren.

dieser sind furchtbare gewesen, und sie werden sich nur langsam von dem Schlage erholen; das ist mir unzweifelhaft.*) Jetzt, nach dem Erlöschen der Seuche, scheint der Zeitpunkt gekommen, an welchem die Arbeit der Farmer einsetzen und mit Erfolg vordringen kann. Der Kaffer ist nie ein rationeller Viehzüchter gewesen; das wird seinen Konkurrenten jetzt den Vorsprung geben. Das schlechteste Geschäft macht leider dabei der Kaufmann als Zwischenhändler und der Konsument, denn die Preise sind bedeutend gestiegen.

Zum Schlusse will ich noch ein Streiflicht auf die Vorgänge in Südafrika werfen. Dort hat das obenerwähnte Hetzen der Boeren, das noch vor Kurzem im Kapparlamente ein bewunderungswürdiges Ausbreitungssystem britischer Macht genannt wurde — ich nenne es treulos und unmoralisch! — für England bereits seine Früchte getragen.**) Begeisterter denn je wird allüberall in Südafrika der großafrikanische Gedanke gepredigt, das: „Afrika für die Afrikander", das einst zu einer Art Monroe-Doktrin werden könnte. Stolzer und herausfordernder denn je im Bewußtsein seiner Stärke hebt der große Afrikander-Bund, der alle antienglischen Elemente vereinigt, sein Haupt nach dem mißglückten Handstreich Jamesons. Südafrika ist das Land der politischen Ueberraschungen. Wer weiß, was wir schon erlebt hätten, wenn England nicht in Indien und Ägypten so stark engagiert wäre. Aber der Besitz Südwestafrikas und die starke deutsche Bevölkerung Südafrikas geben uns ein Recht, dort unten mitzusprechen bei dem sicher zu erwartenden Kampfe der Nationen um die Vorherrschaft in Südafrika. Ernste Worte werden dort, vielleicht in kurzer Zeit, geredet werden; Südafrika starrt in Waffen. Und daraufhin müssen wir Deutschen arbeiten und streben, Südwestafrika zu einem Horte und zu einer Hochburg des Deutschtums auszubauen, zu einem Rückhalt für die deutschen Interessen, zu einem Schilde und Schwert zugleich! —

*) Vergl.: „Die Rinderpest und ihr Einfluß auf die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika." Von Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander. Berlin, Hermann Paetel, 1898. — Diese sehr lesenswerte Schrift des verdienten Generalvertreters der Siedelungsgesellschaft giebt hochinteressante und eingehende Aufschlüsse über das wichtige Thema, wobei besonders bemerkenswert ist, daß Dr. Sander bereits im Jahre 1894 mit aller Energie dafür eintrat, so bald als möglich im Schutzgebiete ein bakteriologisches Untersuchungs- und Impfinstitut zur Abwehr und Eindämmung der Viehseuchen einzurichten. Leider drang er mit seinem Vorschlage nicht durch. Das Vorhandensein eines solchen Instituts bei Ausbruch der Rinderpest hätte — darüber kann kein Zweifel bestehen! — dem Schutzgebiete Millionen an Wert erhalten.

**) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Mißtrauensvotum, welches das Kapparlament vor etwa Jahresfrist dem Ministerium ausgesprochen hat, und die infolgedessen eingetretene Umwälzung: Die Einsetzung des Afrikander-Ministeriums Schreiner.

Dreizehntes Kapitel.

Südwestafrika in wirtschafts-geographischer Hinsicht.

Von Privatdocent Dr. K. Dove, Berlin.

Mit Vergnügen bin ich der Aufforderung des Herrn Verfassers des vorliegenden Werkes nachgekommen, ihm einen kurzen Abschnitt über die geographische Eigenart unseres Schutzgebietes zur Verfügung zu stellen. Ist doch jeder, der dies Land kennt, ein Freund desselben und gern bereit, zu seiner Weiterentwickelung beizutragen. Allerdings wird der Leser dieses Werkes von mir im Folgenden nicht etwa eine Landeskunde oder gar eine topographische Schilderung der Einzelheiten erwarten. Was ich ihm geben möchte, ist nur ein allgemeines Bild großer Grundzüge, von denen die wirtschaftliche Fortbildung der Kolonie jetzt und in aller Zukunft abhängig ist.

Südwestafrika liegt zwar zu einem Teil innerhalb der sogenannten tropischen Zone, denn es wird vom Wendekreis in eine nördliche und eine südliche Hälfte geteilt, aber diese Lage vermag das Klima und die damit zusammenhängenden Wirtschaftsbedingungen des Landes nur wenig zu beeinflussen. Denn dieses setzt sich aus einer Reihenfolge ungeheurer Hochländer zusammen, die in der Nordhälfte und im Osten einen mehr ebenen Charakter tragen, die aber in der Mitte des Schutzgebietes, etwa zwischen 22 ° und 20 ° s. Br., zu noch gewaltigeren Erhebungsmassen anschwellen, um im Süden, dem Groß-Namalande, in ausgedehnte Tafellandschaften überzugehen. Man darf sich aber auch die Gebiete im Norden und Westen des Damaralandes nicht als eine jeder Abwechselung bare Flachlandschaft vorstellen. Dort erheben sich, ebenso, wie überall im Schutzgebiet, zahlreiche vereinzelte Höhen, die entweder als schroffe Kuppen aus dem Hochlande aufsteigen, und zu denen unter anderen auch die höchsten Gipfel der ganzen Kolonie, die Omatako-Berge (2700 m) gehören, oder die sich auch hier als dem Plateau aufgesetzte Massen von tafelbergähnlichem Äußern darstellen, wie der bekannte Waterberg im nördlichen Hererolande. Außerdem aber bilden besonders in den westlichen, nach dem Atlantischen Ocean zu absinkenden Gebieten die Thäler der größeren Flüsse derart gewaltige Unterbrechungen der Oberfläche des Plateaus, daß sie unter Umständen auch in der Jahreszeit, in welcher die in ihnen dem Meere zu ziehenden Rinnsale nur wenig oder gar kein oberirdisches Wass

führen, zu höchst unliebsamen Hindernissen des Verkehrs werden können. In kleinem Maßstabe wiederholt sich diese Neigung der Wasserläufe auch in den höchsten Teilen des Innern, und so haben wir beispielsweise in dem Windhoek auf allen Seiten umgebenden Erhebungsgebiet ein durch diesen Umstand außerordentlich mannigfach gestaltetes Bergland vor uns, wie wir es im Kleinen eigentlich in allen dem Sockel aufgesetzten Massiven des Schutzgebietes wiederfinden.

Es ist aber vor allem die Seehöhe dieser weiten Länder, die ihr Klima in so hohem Grade beeinflußt, daß hier von tropischen Verhältnissen eigentlich nicht mehr die Rede sein kann. Im Mittel beträgt sie mehr als 1200 m. Was das heißen will, vermögen wir am besten zu beurteilen, wenn wir uns ein Gebiet von der Größe Deutschlands und Österreich-Böhmens als ein Hochland vorstellen, das die Höhe des Brockengipfels noch um ein Beträchtliches übertrifft. Und dabei ragen Landschaften von der Größe ganzer Provinzen noch bedeutend weiter über den Spiegel des Meeres hervor. So liegen Otwikango am Ausgang des Windhoeker Thales und Rehoboth im Bastardlande, zwei Orte, die in grader Linie etwa 180 km voneinander entfernt sind, mehr als 1400 m, das heißt fast so hoch wie die höchsten Gipfel unserer süddeutschen Gebirge; der niedrigste Teil des Ortes Windhoek selbst dagegen besitzt eine größere Seehöhe als der Gipfel der Schneekoppe, und die im Westen und Osten von ihm aufsteigenden Berggegenden übertreffen hinsichtlich ihrer Erhebung sogar den Gipfel des Rigi um zweihundert Meter.

Dieser Aufbau des Schutzgebietes, in seinem Grundcharakter überall sich ähnelnd, muß natürlich eine die Temperatur stark herabmindernde Wirkung äußern. Diese wird jedoch noch durch einen andern Umstand verstärkt. Die Westseite des Weltteils wird in diesen Breiten von so außergewöhnlich kühlen oceanischen Gewässern bespült, daß diese ihren Einfluß bis weit in das Innere hinein in günstigem und leider auch, durch Herabminderung der Niederschlagsmengen besonders im Westen, in ungünstigem Sinne geltend machen. Es kommt so eine Wärmeverteilung zu Stande, welche den ganzen südlich von 20° s. Br. gelegenen Teil der deutschen Kolonie in seiner Mitteltemperatur weit hinter die unter gleicher Breite im Osten Südafrikas liegenden Länder zurücktreten läßt.

Es würde wenig nützen, wollte ich hier ziffermäßig vorgehen und eine Anzahl von Temperaturwerten mitteilen, denn wir sind nach den bis heute vorhandenen Beobachtungen noch gar nicht in der Lage, genaue Durchschnittszahlen anzugeben. Es genüge zur Klarlegung der Verhältnisse die Thatsache, daß die mittlere Jahreswärme im größten Teile des Damaralandes etwa derjenigen von Rom und Neapel, im Namalande vielleicht derjenigen von

Florenz gleichkommen dürfte. Der nach der Kalahari zu gelegene Osten und das Nordhereroland sind dagegen wohl schon etwas wärmer. Man würde sich aber gewaltig irren, wollte man hieraus auf einen ähnlichen Verlauf der Temperatur schließen, wie wir ihn etwa in Mittelitalien beobachten. Das gäbe ein gänzlich verkehrtes Bild, denn der Winter ist im ganzen Schutzgebiet beträchtlich wärmer als dort, seine Wärme gleicht etwa der um Mitte Mai in Norddeutschland herrschenden. Und der Sommer vollends ist bei weitem nicht so heiß, wie der glühende Juli und August der Campagna, er ist vielmehr in regnerischen Jahren nicht viel wärmer als in Süddeutschland, und auch in trockenen Jahren trägt der große Gegensatz zwischen der Tages- und Nachttemperatur nicht wenig dazu bei, die an und für sich hohe Wärme erträglicher werden zu lassen. Das ist nämlich das Hauptmerkmal in diesem Lande der dünnen und gleichzeitig trockenen Höhenluft: Sonnige und warme Tage auch im Winter und kühle Nächte mitten im Sommer, der natürlich auf der Südhalbkugel in die Zeit vom Oktober bis März fällt. Die Winternächte haben oft und bisweilen sogar starken Frost, die Tage aber sind trotzdem so mild, wie ein schöner Tag gegen Ende September in Deutschland. Was auf der anderen Seite wieder die Wirkung der großen Hitze auf den menschlichen Körper in den heißesten Sommertagen in bei uns ungeahnter Weise mildert, das ist die fabelhafte Trockenheit der Luft und die durch sie verursachte starke Verdunstung von der Hautoberfläche. So kommt es, daß ein eben in das Land gekommener Neuling die Temperatur nach dem Gefühl bisweilen um zehn und mehr Grade niedriger schätzt, als sie in der That ist, und daß das Arbeiten im Freien keineswegs einen schädlichen Einfluß auf die Gesundheit ausübt. Allerdings ist in den westlichen und nördlichen Teilen des Landes und an besonders warmen Sommertagen dem Europäer anzuraten, daß er anstrengende Arbeiten im Freien nicht in der Zeit zwischen zehn Uhr morgens und fünf Uhr nachmittags vornehme.

Erscheint somit das Klima von Südwestafrika bezüglich der Temperaturverteilung recht günstig, ja bis zu einem gewissen Grade sogar sehr gesund, so gilt dies leider nicht von den Niederschlägen und ihrer Menge, von der doch so viel, Beschaffenheit der Weide, Wasserführung der Flüsse und so manche andere Erscheinung, abhängt. In dem nebelerfüllten, kühlen Küstenstreifen giebt es höchst selten einmal einen wirklichen Regen, und man muß weit in das Innere wandern, ehe man in Gegenden gelangt, in welchen man mit Sicherheit alljährlich auf stärkere Regengüsse rechnen kann. Dafür ist aber das Binnenland wieder bei weitem nicht so schlecht, wie es unsere wildesten Kolonialgegner zu machen pflegen, und im Norden und Osten, sowie in den höchsten Landschaften in der Mitte des Schutzgebietes giebt es

mehrere Gegenden, in denen jährlich 40 cm und darüber fallen. Der Süden ist dann wieder ärmer an Niederschlägen, und der größte Teil des innern Namalandes dürfte nur zwischen 20 und 30 cm Regen empfangen, während selbst die Ebenen des mittleren Damaralandes immer noch deren über 30 erhalten. Zwar verteilt sich diese Regenmenge im wesentlichen auf die Zeit von Oktober bis April, und als Regenmonate im vollen Sinne des Wortes können sogar nur die Monate Januar, Februar und März gelten,*) aber selbst in diesen kann man keineswegs mit Sicherheit auf so starke Niederschläge rechnen, daß sie genügen, die Weide zu erneuern. Der Gegensatz zwischen der langen Trocken- und der kurzen Regenzeit ist fast noch schärfer, als der zwischen einem schlechten und einem guten Regenjahr.

Noch kennen wir nicht die mittlere Niederschlagsmenge einer genügenden Anzahl von Orten und die Schwankungen sowie die Gesetze, nach denen dieselben erfolgen. Und doch ist die Kenntnis der klimatischen Zustände gerade in einem Steppengebiet wie Südwestafrika von der allergrößten Wichtigkeit für die Beurteilung fast aller wirtschaftlichen Fragen. Besonders von den Regen und ihrer Verteilung hängt nicht allein die Weide und ihre Güte ab, sondern sie müssen auch in erster Linie berücksichtigt werden, wenn es gilt, für Bewässerungsanlagen, Eisenbahnlinien und dergleichen mehr die am meisten geeigneten Stellen aufzusuchen, oder die ersteren auf ihre Wasserversorgung hin zu beurteilen. Schließlich soll hier nur andeutungsweise erwähnt werden, daß mit Hilfe einer Anzahl sorgfältig geleiteter meteorologischer Stationen aus hier nicht näher zu erörternden Gründen sogar eine Ankündigung besonders guter oder schlechter Regenzeiten auf mehrere Monate im Voraus möglich sein wird, und was das für ein so sehr von den Niederschlägen abhängiges Land bedeutet, braucht kaum betont zu werden. Hoffentlich wird in absehbarer Zukunft für diesen wichtigen Teil der wissenschaftlichen Erforschung des Schutzgebietes etwas geschehen. Es ist, das mag auch an dieser Stelle ausgesprochen werden, die Pflicht der Kolonialregierung, auf diesem Gebiet möglichst bald vorzugehen, damit ihr nicht der Vorwurf einer Vernachlässigung der für Südwestafrika wichtigsten Angelegenheit gemacht werden kann.

Hängt schon das Leben der Weidegräser fast ganz von den Niederschlägen ab, so ist das beinahe in noch höherem Grade der Fall bei den Flüssen, die eigentlich in Südwestafrika weiter nichts sind als mehr oder weniger entwickelte Abflußrinnen für das Regenwasser. So kommt es, daß sie nur ab und an im Sommerhalbjahr (Oktober bis März) einmal ober-

*) Die im südlichen Namalande beginnenden schwachen Winterregen lasse ich hier unberücksichtigt.

flächlich fließen, aber unter dem Sande führen die größeren von ihnen nicht allein innerhalb des Flußbettes im engeren Sinne, sondern vielfach auch unter dem niedriger gelegenen seitlichen Uferlande das ganze Jahr hindurch bisweilen recht beträchtliche Mengen des unentbehrlichen Elements dem Meere zu.

Giebt es bei der eigenartigen Beschaffenheit des Landes wirkliche Quellen nur in sehr geringer Zahl, so erscheint das gesamte menschliche und tierische, ja bis zu einem gewissen Grade auch das Leben der größeren Gewächse, an die in und an den Flüssen aufgespeicherten Wasservorräte gebunden. Zwar tritt die unterirdische Feuchtigkeit der Thäler an vielen Stellen auch während der Trockenheit als dünne Wasserader, oft fälschlich mit dem Namen Fontein (Quelle) belegt, oder als teichartige Ansammlung, Vley genannt, oder endlich in natürlichen, als „Bank" bezeichneten, Felsstauungen zu Tage, doch ist eine Entwickelung des Schutzgebietes im Sinne einer allmählich zu erweiternden Viehzucht- und Gartenbaukolonie mit europäischen Siedlern durchaus an die künstliche Vermehrung dieser Gelegenheiten, Wasser zu erlangen, gebunden. Allerdings haben schon die Eingeborenen Brunnen, sogenannte Pützen, geschaffen, aber die fortschreitende Besiedelung kann sich nicht allein mit solchen Anlagen begnügen, die selbstverständlich nur in und an den größeren Flußläufen möglich sind. Sie wird vielmehr durchaus zur Schaffung größerer Stauwerke übergehen müssen, und solche in bedeutendem Umfange herzustellen, hat sich bereits ein Syndikat in Berlin gebildet, das durch einen erfahrenen Techniker Voruntersuchungen hat anstellen lassen, die zu einem allem Anschein nach sehr günstigen Ergebnis geführt haben. Zwar ist nach den Berichten des Herrn Rehbock, des eben erwähnten Sachverständigen, von einzelnen, besonders im Namalande ansässigen Farmern bereits manches zur Errichtung kleinerer Fangdämme geschehen, aber dazu gehören immerhin einige Mittel, und die zu einer Berieselung größerer, für eine Anzahl von Gartenbauern ausreichender Flächen nötigen Wassermassen sind so groß, daß zur Herstellung solcher Stauseen nur eine sehr kapitalkräftige Gesellschaft in der Lage sein wird. Bohrungen aber, die in einzelnen Teilen, namentlich im Osten des Schutzgebietes, mit Aussicht auf Erfolg durchgeführt werden könnten, werden hier sicher nicht jene Wassermengen liefern, wie zum Beispiel im französischen Nordafrika, und es erscheint sehr fraglich, ob die großen Kosten solcher Versuche sich in diesem Lande rentieren würden. Man wird also für die Wasserausnutzung im Großen stets wieder auf die Anlage jener erwähnten ausgedehnten Stauwerke zurückkommen, die auch in der Kapkolonie eine große Bedeutung gewonnen haben. Es ist aber selbstverständlich, daß die kleineren „Dämme", welche schließlich die meisten Einzelfarmer zum Zweck

der Gartenbewässerung und des Viehtränkens anlegen müssen, nebenher eine immer steigende Bedeutung für die Bewertung dieser Besitzungen gewinnen werden.

Ich möchte jedoch die Gelegenheit benutzen, um auch einiges über die zu ziehenden Pflanzen mitzuteilen. Dabei ist vor allem ein Hinweis darauf erforderlich, daß man sich Südwestafrika unter keinen Umständen als ein Land vorstellen darf, in dessen dem europäischen Ansiedler zugänglichen Teilen jemals ein Ackerbau in unserer heimatlichen Art möglich sein werde. Der Landbau wird vielmehr im ganzen Damara- und Namalande, von einigen ganz seltenen Jahren mit außergewöhnlichen Regenmengen abgesehen, an die künstliche Bewässerung des Bodens gebunden sein, er wird also mit anderen Worten stets auf Gartenkultur beschränkt bleiben. Was der Siedler in diesem gartenmäßig bearbeiteten, künstlich berieselten Lande ziehen will, das wird er wesentlich nach der Frage der Rentabilität zu entscheiden haben. Gedeihen dürften in dem sonnigen Hochlandklima dieser Gegenden die meisten Gewächse der gemäßigten und der subtropischen Zonen, soweit ihnen nur eine genügende Menge Wasser zugeführt werden kann.

Besonderer Wert wird aber auf solche Gewächse zu legen sein, welche dem Anbauer eine größere Einnahme versprechen als die europäischen Getreide- und Gemüsearten, die nur auf kurze Zeit ein Handelsgegenstand werden können, da jeder Besitzer sich seinen Bedarf an diesen Dingen selbst zu ziehen vermag, und da das Land niemals eine dichte Bevölkerung tragen wird. Besonders gute Erfolge wird dagegen der Anbau des Pfirsichs, der Feigen, Orangen und anderer Südfrüchte und namentlich die Anlage von großen Weingärten zu verzeichnen haben. Für die Banane ist der für die Siedelung geeignete Teil des Schutzgebietes — abgesehen von zu geringen Regenmengen für ihren Anbau im Großen — zu winterkalt, und ebenso wenig kann man hier an die Anpflanzung von Kaffee, Baumwolle ꝛc., kurz von eigentlichen Plantagengewächsen, denken. Dagegen gedeiht wenigstens in den Flußthälern im Westen die Dattelpalme, und auch ihre Kultur wäre wegen ihres reichen Ertrages und des Nährwertes ihrer Früchte sehr erwünscht. Dies sind auch die Gebiete, in denen man Südweine und Rosinen von derselben Güte wie am Kap der guten Hoffnung herzustellen vermag. Leider ist in dieser Beziehung bisher so gut wie gar nichts geschehen.

Man liest bisweilen Vorschläge über die Aufforstung größerer Strecken im Schutzgebiet. Soweit unter dieser Bezeichnung, die meist von Leuten gebraucht wird, die niemals eine Steppe gesehen haben, eine Schaffung von Baumbeständen in Gegenden verstanden wird, die heute von größeren Pflanzen gänzlich entblößt sind, soweit ist das natürlich blühender Unsinn, denn das

Fehlen geschlossener Hochwälder in unserem Schutzgebiet beruht auf klimatischen Ursachen, welche der Mensch nicht zu ändern vermag. Anders ist die Frage, ob nicht vielleicht diejenigen Strecken, in denen schon von Anfang an natürlicher Buschwald vorhanden war, und besonders die weiten Grundwassergebiete der Flußläufe, in welchen hochstämmige Bäume von oft sehr stattlicher Entwickelung sich finden, allmählich mit anderen als den einheimischen, zu den Akazien gehörigen und nur schlecht zu verarbeitenden Hölzern beforstet werden können. Ob und welche Gewächse fremder Steppengebiete, denn nur um solche kann es sich handeln, hier gedeihen würden, das zu entscheiden, ist Sache eines an Ort und Stelle die Verhältnisse studierenden Forstmannes. Hier sei nur soviel gesagt, daß aus klimatischen Gründen unter allen Umständen eine Erhaltung der vorhandenen Holzbestände angezeigt ist, und daß die einheimischen dahin gehörigen Pflanzen selbst wirtschaftlich keineswegs ganz so wertlos sind, wie man ehedem annahm. Verschiedene von ihnen liefern ein dem Gummi arabicum sehr ähnliches Harz, und die Verwertung dieser Ausschwitzung ihrer Rinde ist bisher nur in ganz verschwindendem Umfange versucht worden.

Es braucht kaum betont zu werden, daß auf dem Bewässerungslande selbstverständlich auch alle möglichen Nutzhölzer sich werden ziehen lassen. Diese Art von „Aufforstung" wird sich indessen nur auf so verschwindend kleinen Strecken ausführen lassen, daß sie höchstens wirtschaftlich, niemals aber in ihrer Wirkung auf das Klima in Betracht kommen kann. Ebenso wenig glaube ich, daß sich die Dünen des fast regenlosen Küstengebietes jemals durch größere Anpflanzungen irgend eines der dazu gewöhnlich benutzten Gewächse werden befestigen lassen. Dazu gehört doch das Einsickern von Wasser bis zur Wurzeltiefe dieser Pflanzen, und ein solches findet im Jahresdurchschnitt der Niederschläge in dieser Region nicht statt.

Ich gehe dazu über, ein paar Worte über die Viehrassen des Landes zu sagen. Fachmännische, d. h. von erfahrenen Landwirten ausgehende Erhebungen über diese, wie solche für die übrigen Länder Südafrikas längst vorhanden sind, giebt es bisher dort noch nicht. Ich kann daher nur einiges Allgemeine über die Tiere mitteilen.

Das Rindvieh der Damaras ist ein hochbeiniges, schlankes und breitgehörntes Steppenvieh, dessen Schlachtgewicht weit hinter dem jedes nordeuropäischen Durchschnittsochsen zurückbleibt. Schwereres, mit europäischen Rassen bereits gemischtes Vieh findet man im Namalande, doch kann auf diesem Gebiete, d. h. hinsichtlich der Aufbesserung der heimischen Rinderrassen, durch einsichtige Landwirte noch unendlich viel geschehen. Etwas anderes ist es, ob man das Verschwindenlassen des Damara-Rindes einfach als wünschenswert

bezeichnen soll. Nach meiner persönlichen Ansicht wäre das ein Fehler, denn das Steppenrind des Damaralandes ist als Zugtier vor dem Ochsenwagen wegen seines anatomischen Baues, namentlich aber wegen seiner Fähigkeit, selbst bei langdauernder Anstrengung Durst und Hunger zu ertragen, viel besser als alle gemischten Rassen. Der Ochsenwagen aber wird keineswegs verschwinden, wenn erst eine oder mehrere Bahnen vorhanden sein werden. Er wird im Gegenteil immer neue Seitenlandschaften erschließen, und die Aufzucht geeigneter Zugochsen wird eher noch ein steigendes als ein abnehmendes Bedürfnis werden.

Die Pferdezucht wird gewiß ähnlich, wie im Kaplande, sich auch im Schutzgebiet durchführen lassen. Zwar herrscht auch in Südwestafrika die bekannte Seuche, die man als Pferdesterbe bezeichnet, in den Monaten Januar bis Mai, aber so wenig dieselbe im Kap die Haltung größerer Herden des edlen Tieres hat verhindern können, so wenig darf man sie in Südwestafrika als dauernden Hinderungsgrund für eine größere Verbreitung des Pferdes ansehen. Selbstverständlich bedarf aber der Pferdezüchter großer Farmen, um bei starkem Verlust durch die Seuche den Ausfall bald wieder decken zu können.

Maultiere dürften als Zugtiere für schnellere Beförderung im Wagen, ebenso wie dies am Kap geschieht, in größerer Zahl verwendet werden. Esel dagegen haben für Südwestafrika nicht entfernt jene Bedeutung, die ihnen im nordafrikanischen Orient und teilweise bereits in Ostafrika als Reittieren zukommt. Das Kamel eignet sich bei seiner Bedürfnislosigkeit und seiner Beschaffenheit besonders gut als Lasttier für die wasserarmen Striche des Landes. Daß es ganz gut gedeiht, lehrt die Erfahrung, doch muß bei einer Neueinführung von Tieren darauf geachtet werden, daß dieselben von geübten Kameltreibern begleitet sind, was man leider das erste Mal versäumt hatte.

Die größte Bedeutung für unsere Kolonie werden aber die Kleinviehrassen fremder, d. h. europäischer und asiatischer Länder gewinnen. Das einheimische Kleinvieh, Fettschwanzschafe und Ziegen, von denen die ersteren ein ausgezeichnetes Fleisch liefern, wird mehr und mehr hinter den Wollschafen und den Angoraziegen zurücktreten, die neben der Fleischnutzung noch ein wertvolles Ausfuhrprodukt liefern. Bis jetzt ist mit der Zucht dieser Tiere kaum ein nennenswerter Anfang gemacht, aber es wird nicht lange dauern, und die Haltung dieser beiden Rassen wird in unserem südwestafrikanischen Lande ähnliche wirtschaftliche Erfolge aufzuweisen haben, wie seit Jahrzehnten in der Kapkolonie und anderen südafrikanischen Staaten.

Zu all den zuletzt erwähnten Dingen gehört aber zweierlei, einmal Farmen, und zwar möglichst große Farmen, und sodann ein gewisses An-

fangskapital, ohne welches hinauszugehen, man niemandem anraten kann, so lange sich nicht alle wirtschaftlichen Verhältnisse von Grund aus geändert haben. Die Größe der Farmen darf aus zweierlei Gründen nicht zu gering bemessen werden. Einmal ist die Gesamtmenge des erzeugten Futters bei der besten Steppenweide immer noch beträchtlich geringer als auf den schlechtesten Weideplätzen Deutschlands (das bezieht sich natürlich nicht auf die Beschaffenheit des Futters selbst), sodann aber haben schlechte Regenjahre einen ungenügenden Ersatz der Weide zur Folge, so daß für solche Zeiten der Not ein Teil des Gras- oder Buschfeldes aufgespart werden muß. Man hat nun für Südwestafrika nach Maßgabe der in den gleich bewässerten Gegenden des englischen und holländischen Südafrika geltenden Ansätze festzuhalten, daß auf ein Stück Großvieh rund 10 Hektar Weideland gerechnet werden müssen, und die bisherige Erfahrung hat diesen Ansatz auch annähernd bestätigt. Für Schafe fehlt mir aus dem Schutzgebiete der Anhalt. In der Kapkolonie rechnet man in den besten Lagen etwa einen, im Durchschnitt etwa zwei und in den wasserärmsten Teilen der Karru gar bis zu sechs Hektar auf ein Schaf. Da die Herden aber bei den verhältnismäßig so geringen Viehpreisen und der Teuerkeit aller europäischen Lebensbedürfnisse sehr groß sein müssen, wenn die Viehzucht überhaupt rentieren soll, so folgt daraus die auf genauen Berechnungen beruhende weitere Annahme, daß eine Farm, um ihrem Besitzer ein Vorwärtskommen zu gestatten, eine Größe von ungefähr zehntausend Hektar haben muß.

Es ist selbstverständlich, daß eine Änderung dieser Größen eintreten kann und muß, wenn die Preise für das Vieh dauernd (nicht etwa nur augenblicklich, wie durch Truppenvermehrungen und dergl.) steigen und auf der anderen Seite die Preise für die Lebensbedürfnisse europäischer Herkunft sinken. Es kann aber nicht oft genug betont werden, daß diese beiden Bedingungen erfüllt sein müssen, ehe man an eine Verringerung jener heute noch nötigen Größe der Farmen herangeht. Ebenso selbstverständlich aber ist auch, daß der neue Ansiedler, wenn er sich der Viehzucht widmen will, eine nicht allzu geringe Summe in Händen haben muß. Man kann die Höhe dieser Summe heute bereits auf 15 000 bis 20 000 Mark ansetzen, nach einer Berechnung, die auch von den im Schutzgebiet thätigen Behörden angenommen wird.

Es ist klar und bedarf kaum näherer Ausführung, daß all solche Berechnungen des nötigen Anfangskapitals Änderungen unterzogen werden können, und daß ein fleißiger Mann vielleicht auch mit weniger Geld die Farmbewirtschaftung beginnen kann. Aber man sollte dabei berücksichtigen, daß eine stärkere Verminderung des Anfangskapitals eine unverhältnismäßige

Hinausschiebung des Zeitpunktes bedeutet, in dem die Farm vollen Ertrag bringt. Denn die notwendigen Ausgaben lassen sich nur hinsichtlich des beweglichen Eigentums, also der Stammherde, in fühlbarem Grade einschränken, und es ist klar, daß eine solche Verminderung des produzierenden Faktors eine Verzögerung der ausreichenden Ausnutzung des Weidelandes zur unausbleiblichen Folge hat.

Im Übrigen lassen sich natürlich viele Ausgaben mit Rücksicht auf das durchaus Nötige einschränken. Eine einzige zu unterlassen, wäre unvorteilhaft, nämlich die Beschaffung eines Ochsenwagens, und zwar womöglich eines in Südafrika gebauten. Im Übrigen aber darf man festhalten, daß es in den meisten Fällen vorteilhafter sein dürfte, möglichst nur das Nötigste von Europa aus mitzunehmen und namentlich Werkzeuge, sowie zur Arbeit auf der Farm unentbehrliche Dinge erst an Ort und Stelle zu kaufen. Die Handelsniederlagen im Schutzgebiet pflegen solche Gegenstände nicht allein in guter Beschaffenheit zu führen, sondern sie haben auch die drüben als praktisch erprobten Formen und Muster in ihrem Besitz, während bei der Mitnahme dieser Dinge viel unnützes Zeug mitgeschleppt werden kann. Kleidung, Decken, Konserven, sonstige Nährmittel, wie Reis, Mehl und dergl. von Deutschland aus mitzubringen, dürfte sich eher empfehlen, doch hüte man sich, etwa drüben notwendige Tausch- und Handelsgegenstände, wie den amerikanischen Plattentabak und ähnliches selbst mitzunehmen, da in solchen Waren wieder allein der an Ort und Stelle thätige Kaufmann die richtigen Sorten zu kennen und zu führen pflegt.

Vierzehntes Kapitel.

Kurzer Überblick über die sanitären Verhältnisse des Schutzgebietes.

Von Stabsarzt Dr. Richter, Swakopmund.

Unter den deutschen Kolonien ist Südwestafrika in gesundheitlicher Beziehung am meisten begünstigt. Das verheerende Klima der tropischen Kolonien, in denen jährlich ein außerordentlich hoher Prozentsatz der weißen Bevölkerung an echten Tropenkrankheiten zu Grunde geht, ist hier in abgeschwächter Form nur in dem nördlichen, von der Einwanderung bisher unberührten Teile, dem Ambo- und nördlichsten Hereroland anzutreffen, während der mittlere und südliche Teil des Schutz-

gebietes ein mehr gemäßigtes, dem Europäer zusagendes Klima aufweist. Gleichwohl trifft die in Deutschland so vielfach verbreitete Ansicht, daß diese Kolonie frei von jeglichen Krankheiten sei und als Heilstätte für die mannigfachsten Leiden angesehen werden könne, für keinen Teil derselben zu, da überall im Innern Malariafieber endemisch vorkommt und an den Küstenstrichen vorwiegend Gelegenheit zu rheumatischen Erkrankungen gegeben ist.

Abgesehen von der zeitlichen Verschiebung der Jahreszeiten, welche die wärmere Regenzeit, den Sommer, in unsere Herbst- und Wintermonate (Oktober—März), die kühlere trockene Zeit, den Winter, in unsere Frühlings- und Sommermonate (April—September) verlegt, finden in beiden Jahresperioden tägliche Temperaturschwankungen statt, welche sich kurz nach Sonnenuntergang in dem plötzlichen Übergang von der Wärme zur Kälte und umgekehrt zu vollziehen pflegen.

Während tagsüber die afrikanische Sonne, besonders in der Regenzeit, ermüdend und lähmend auf den Körper und Geist einwirkt, drückende Hitze auch im Schatten (bis zu 35° C) herrscht, stellt sich nachts eine namentlich in der trockenen Jahreszeit sehr empfindliche Temperaturerniedrigung (bis zu —7° C) ein, welche selbst in massiv gebauten Wohnhäusern den Wunsch nach den heimatlichen Heizvorrichtungen erweckt, die Tümpel und Pfützen mit einer mehrere Millimeter dicken Eisdecke überzieht und alle diejenigen, welche unter freiem Himmel zu übernachten gezwungen sind, gegen die empfindliche Kälte unter einer warmen Pelzdecke oder an einem Feuer Schutz zu suchen nötigt.

Liegt hierin schon für denjenigen, der sich den Einwirkungen der erwähnten Temperaturschwankungen durch entsprechende Schutzvorrichtungen nicht entziehen kann, die Gefahr der Erkältung nahe, so wird dieselbe, sobald zu der Kältewirkung noch eine Durchnässung tritt, ungleich größer. Die während der Regenzeit ausgeführten Expeditionen sind denn auch stets von leichteren wie schwereren Erkrankungen, wie Katarrhe der Atmungswege, des Mittelohrs und des Verdauungskanals, von Muskel-, Gelenkrheumatismus, Nieren-, Lungen-, Brustfell-, Nerven- und Rückenmarksentzündungen, vor allem aber von Malariafieber begleitet gewesen.

Neben den soeben erwähnten Witterungseinflüssen spielen die ungünstigen Wasserverhältnisse des Schutzgebietes eine unverkennbare Rolle bei der Entstehung gewisser Krankheiten.

Der dem Schutzgebiet eigentümliche Wassermangel, welcher nur während der Regenzeit je nach der Stärke des Niederschlags auf kürzere oder längere Zeit zu schwinden pflegt, bringt es mit sich, daß, abgesehen von den wenigen bevorzugten Orten, welche über dauernd fließende Quellen verfügen, die

Wasserversorgung fast allgemein durch das während der Regenzeit in Tümpeln, Fels- und Stein-Aushöhlungen (sog. Banken) angesammelte Regenwasser erfolgt. Da an derartigen Wasserstellen nicht nur Menschen ihren Wasserbedarf entnehmen, sondern auch Vieh jeglicher Art getränkt wird, ist das Wasser in hohem Grade verunreinigt und nach Aussehen wie Geschmack sehr oft nicht mehr als solches zu bezeichnen. Magen- und Darm-Katarrhe leichterer wie ernsterer Art sind oft auf den Genuß derartigen Wassers zurückzuführen; sie vor allem machen auch den Körper empfänglicher für das Eindringen des Malariagiftes, für die Erkrankung an Malariafieber.

Nur verhältnißmäßig wenige und naturgemäß die größeren bewohnten Orte besitzen dauernd fließende Quellen, darunter selbst warme (bis 72° C), schwache Schwefelthermen, wie z. B. Windhoek, Groß- und Klein-Barmen und andere mehr. So gering der Schwefelgehalt dieser Quellen auch ist, dürften dieselben immerhin zu Bädern bei rheumatischen, gichtischen und syphilitischen Leiden mit gewissem Erfolg angewendet werden, wie sie auch durch ihre leicht abführende Wirkung die Stuhlentleerung in vorteilhafter Weise regulieren.

An all den Orten, welche über fließende Quellen und stagnierendes Wasser verfügen, ist es im Laufe der Zeit zur Durchsumpfung kleiner oder größerer Bodenstrecken in der Umgebung gekommen und damit ein Herd für die Entstehung von Miasmen und die Entwickelung der Malariakeime geschaffen worden.

Wie indes auf den Hauptverkehrsstraßen des Schutzgebietes durch Bohrungen und Brunnenanlagen in letzter Zeit für Menschen und Tiere gutes Trinkwasser geschaffen ist, steht auch zu erwarten, daß mit dem Fortschreiten der kulturellen Entwickelung des Schutzgebietes der Entwässerungs- und Bewässerungsfrage näher getreten werden wird, und daß durch geeignete Anlagen, wie die bereits begonnenen Eukalyptus-Anpflanzungen, diese durch das ganze Schutzgebiet verbreiteten Brutstätten der Malariafieber zum großen Teil schwinden werden.

Nur in dem nördlichen Teile des Schutzgebietes, welcher durchweg tropischen Charakter aufweist, kommen die bösartigen Formen der Malariafieber, wie auch echte Ruhr vor, und werden auch nach völliger Unterwerfung der dort wohnenden Ovambo-Stämme trotz der größeren Fruchtbarkeit des Bodens, der besseren Wasserverhältnisse und der Möglichkeit, Ackerbau zu treiben, einer größeren Einwanderung und Ansiedelung stets einen Riegel vorschieben. In dem übrigen Teil der Kolonie, dem Damara- und Namaland, zeigen die häufig auftretenden Malariafieber zwar oft

einen langwierigen, doch gutartigen Charakter und im Gegensatz zu den heimischen nicht scharf begrenzte, bestimmt ausgeprägte und in regelmäßigen Intervallen wiederkehrende Anfälle, sondern einen mehr kontinuierlichen, oft von heftigen Störungen des Magen-Darmkanals, beträchtlichen Milz- und Leberschwellungen, Blutarmut und hochgradiger allgemeiner Entkräftung begleiteten Fieberverlauf. Im Anschluß an derartige, oft über Wochen und Monate sich hinziehende Malaria-Erkrankungen bilden sich bisweilen schwere Malaria-Kachexien aus, unter denen die Betreffenden auch nach Rückkehr in die fieberfreie alte Heimat meist noch Monate hindurch zu leiden haben.

Wenn trotz der Gutartigkeit dieser Malariafieber in dem der weißen Ansiedelung zugänglichen Teile des Schutzgebietes ein verhältnißmäßig hoher Prozentsatz der Malariakranken in manchem Jahre zu Grunde ging, so lag dies vorwiegend an der mangelhaften Verpflegung und Unterbringung, welchen in einer so jungen und ausgedehnten Kolonie der Ansiedler bei der ersten Niederlassung und auf Reisen, der Soldat auf Expeditionen und bei Anlage von Stationen, notgedrungen ausgesetzt war, zumal durch die verheerenden Viehseuchen, von denen die Kolonie heimgesucht wurde, die an und für sich schwierigen Verkehrsmittel mitunter gänzlich ins Stocken gerieten.

Ruhrähnliche Darmerkrankungen, auch Darmkatarrhe mit leicht typhösem Charakter sind ab und zu, doch im Ganzen recht selten beobachtet worden. Dagegen hat in letzter Zeit in dem Küstenort Swakobmund, welcher sich bisher in gesundheitlicher Beziehung für die Europäer besonders günstig erwiesen hatte, eine mit ausgesprochenem typhösem Charakter verlaufende fieberhafte schwere Infektionskrankheit zahlreiche Opfer unter der weißen wie eingeborenen Bevölkerung gefordert. Die schlechten Wasserverhältnisse dieses Ortes und die in letzter Zeit durch den Eisenbahnbau bedingte Anhäufung größerer Menschenmassen daselbst dürften als die wesentlichsten Faktoren für die Entwickelung und epidemische Ausbreitung der wohl aus Kapstadt nach Swakobmund durch Eisenbahnarbeiter übertragenen Krankheit anzusehen sein. Dieselbe zeigt in ihrem Verlauf vielfache Uebereinstimmung mit dem in Südafrika bekannten und gefürchteten, von den englischen Ärzten beschriebenen typhösen Fieber und würde als solches eine besondere, schwere Malariaform darstellen. —

Eine weitere recht verbreitete Krankheitsgruppe umfaßt die zahlreichen Augenerkrankungen. Während die gutartigen durch die Einwirkungen des Windes, Staubes und der grellen Bodenbeleuchtung verursachten Augenbindehautkatarrhe, welche dem frisch zugewanderten Europäer oft recht lästig fallen und das Tragen dunkler (am besten grauer) Schutzbrillen erforderlich machen, ohne jede Rückstände bei zweckmäßiger Behandlung und Schonung

in Kürze heilen, erheischen die durch Infektion mit Gonorrhoegift hervorgerufenen und besonders unter der eingeborenen Bevölkerung sehr verbreiteten Augenblennorrhoen die sorgfältigste und eingreifendste Behandlung, wenn sie nicht zu schweren und dauernden Schädigungen des Sehapparates Veranlassung geben sollen.

Leider haben in den letzten Jahren die venerischen Krankheiten (Gonorrhoe, Ulcus molle und vor allem Lues) in dem Schutzgebiete eine besorgniserregende Ausbreitung gewonnen. Die Morbidität der Schutztruppe übersteigt in dieser Richtung die der deutschen Armee um ein Vielfaches und bleibt hinter derjenigen der indischen Armee nur noch um ein Weniges zurück. Strenge und sorgfältige polizeiliche und ärztliche Kontrolle wird hierin allein Abhilfe schaffen und diesem den Einzelnen wie die Allgemeinheit schwer schädigenden Uebel steuern können, und das um so mehr, als es sich, soweit syphilitische Infektion in Frage kommt, fast durchweg nur um die frischen Formen derselben handeln dürfte.

Nicht minder verbreitet in der Schutztruppe wie unter der civilen Bevölkerung ist die Bandwurmkrankheit. Das wesentlichste Nahrungsmittel des Schutzgebietes, das Rindfleisch, wird besonders auf Reisen und Expeditionen vielfach in rohem Zustande als Schabefleisch oder in halbrohem Zustande als sogen. Hottentottenbeef genossen. Dadurch gelangt die in dem Rindfleisch reichlich vorhandene Finne der Taenia saginata lebend in den Verdauungstraktus der betreffenden Personen, woselbst sie sich binnen kurzer Zeit zum Bandwurm ausbildet.

Die in der Heimat sehr gefürchtete und durch den Genuß rohen trichinösen Schweinefleisches erzeugte Trichinenkrankheit (Trichinosis) ist in dem Schutzgebiet niemals beobachtet, und dementsprechend sind trotz regelmäßiger und sorgfältiger Untersuchungen auch niemals Trichinen im Schweinefleisch gefunden worden. Dagegen zeigte sich das Schweinefleisch ab und zu von zahlreichen Finnen der Taenia solium durchsetzt.

Die zahlreichen, mannigfaltigen und lästigen Hauterkrankungen der Tropen sind diesem Schutzgebiet nicht eigen. Durch Einwirkungen der Sonnenstrahlen pflegen Personen mit zarter, empfindlicher Haut an akutem Hautekzem (Eczema solare) zu erkranken. Unter der eingeborenen Bevölkerung, seltener bei Weißen, sind Schmutzekzeme (Eczema sordidum) vertreten.

In langen, mehrjährigen Zwischenräumen sind leichte Masern- und Pockenepidemien beobachtet worden. Ganz vereinzelt trat Genickstarre (Meningitis cerebro-spinalis) und Wundstarrkrampf (Tetanus) auf.

Trotz der zahlreich in dem Schutzgebiet vorkommenden und zum Teil recht giftigen Schlangen, unter denen besonders eine dort als Cobra bezeichnete

und wohl zu der Familie der Elapidae gehörende Natterart und die Springschlange (Chamesaura-Art) gefürchtet werden, ließ sich in den letzten sieben Jahren trotz eifriger Nachforschungen nicht ein einziger Todesfall unter der dortigen Bevölkerung auf Biß giftiger Schlangen zurückführen. Die Eingeborenen wie die im Lande seßhaften Händler wenden als Gegengift gegen Schlangenbiß die getrocknete Haut der Springschlange, innerlich oder unter die Haut geimpft, an.

Durch den Stich von Skorpionen (aus der Klasse der Spinnentiere), von Hundertfüßlern (Klasse der Spinnentiere, Ordnung der Chilopoden, Familie der Scolopendra), von Wespen (sogen. Rovikamps aus der Klasse der Spinnentiere, Ordnung der Milben, Familie der Ixoden) entstehen recht schmerzhafte örtliche Entzündungen, welche indes bei geeigneter Behandlung rasch abzulaufen pflegen.

Fast alle übrigen Krankheiten, welche im Schutzgebiet bisher beobachtet wurden, fallen in das Gebiet der Chirurgie, bestehen in Verletzungen und Verwundungen leichterer wie ernsterer Art, Zellgewebsentzündungen, Abscessen, Geschwülsten und bieten für das Schutzgebiet nichts Charakteristisches.

Weder das Leben der Frau noch das Gedeihen des Kindes ist durch den Aufenthalt in der Kolonie an sich gefährdet. Der Mangel an Abwechselung und Zerstreuung, an geistiger Anregung, Auffrischung und Ablenkung führt mit der Zeit zu einer Abspannung des Nervensystems und macht den Einzelnen mehr oder minder nervös. Deshalb ist ein ruhiges Temperament und Mäßigkeit in Baccho et Venere für jeden, der nach Südwestafrika für längere Zeit gehen will, unentbehrlich.

Die gesundheitlichen und körperlichen Anforderungen, welche an Soldaten bei dem Eintritt in die Kaiserliche Schutztruppe für Südwestafrika gestellt werden und die in den organisatorischen Bestimmungen der letzteren niedergelegt sind, können im großen und ganzen auch als Norm in dieser Richtung für jeden, der dort als Ansiedler sich niederzulassen beabsichtigt, angesehen werden.

Zu der vollständigen Ausrüstung eines Ansiedlers gehört auch die Versorgung mit den notwendigsten Verbandstoffen und den gebräuchlichsten Medikamenten. Die geringe Zahl der Ärzte und die große Ausdehnung des Schutzgebietes versetzt den Ansiedler nur zu oft in die Verlegenheit, bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen die erste Hilfe sich selbst und seinem Nächsten leisten zu müssen, da der nächste Arzt oft erst in mehreren Tagereisen zu erreichen ist. Um solchen Zwischenfällen nicht ganz ratlos gegenüberzustehen, empfiehlt es sich, eine, je nach Geschmack und vorhandenen Geldmitteln größer oder kleiner ausfallende medizinische Ausrüstung mit-

zunehmen. Die Dr. Kadesche Oranien-Apotheke, Berlin SO., Elisabethufer 34, hat nach den bisher in den deutschen Kolonien gesammelten Erfahrungen die erforderlichen Arznei- und Verbandstoffe in Behältern von Taschen-, Tornister- und Kofferform handlich und praktisch zusammengestellt. Diese Apotheken können in verschiedenster Größe nach Wunsch des Einzelnen eingerichtet werden und haben sich bisher durch ihre dauerhafte Ausführung, zweckmäßige Zusammenstellung und soliden Preise in den Kolonien zahlreiche Freunde und Anhänger erworben.

Fünfzehntes Kapitel.

Zusammenfassender Überblick über die geographischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Schutzgebietes.

Allgemeines 389—401. Größe. — Einwohnerzahl. — Grenzen. — Landschaften. — Küste. — Klima. — Gesundheitsverhältnisse. — Bodenbeschaffenheit. — Flüsse. — Quellen. — Wasserverhältnisse. — Vegetation. — Tierwelt. — Bevölkerung. — Landeserzeugnisse 401—412. Garten- und Ackerbau. — Viehzucht. — Guanogewinnung und Robbenschlag. — Mineralien. — Bergbau. — Industrie. — Verkehrsverhältnisse 413—425. Schiffsverkehr. — Straßen. — Güterbeförderung. — Frachtsätze. — Personenbeförderung. — Eisenbahnen. — Postwesen. — Telegraphen und Telephone. — Handel 425—432. Einfuhrzölle. — Ausfuhrzölle. — Handelsfirmen. — Gesellschaften. — Preise der Lebensbedürfnisse. — Verwaltung 432—433. Einteilung der Civilverwaltung. — Rechtspflege. — Die Kaiserliche Schutztruppe. — Kirche und Schule. — Ansiedelung 433—436. Amtliche Auskunft der Landeshauptmannschaft.

Allgemeines: Einwohnerzahl. — Größe. — Grenzen. — Landschaften. — Einwohnerzahl: etwa 206 000, also etwa der 152ste Teil Preußens, davon 2628 Weiße. Flächeninhalt: etwa 835 100 qkm, also fast $2^1/_2$ mal so viel als das Königreich Preußen. Längenausdehnung der Küste: etwa 1450 km, zwischen dem Orange-Fluß im Süden und dem Kunene-Fluß im Norden. Angrenzende Gebiete: Im Süden die Kapkolonie; im Norden die portugiesische Kolonie Angola; im Osten Britisch-Betschuanaland und Zambesia. — Britische Enclave: Walfischbai: ebenfalls

Inseln: die bei Angra Pequena und weiter südlich liegenden Inseln, besonders: Hollams Vogelinsel; Merkur-Insel; Itschabo; Besitzung-Insel. — Landschaften: Groß-Namaland, Damaraland, Kaokofeld und Amboland.

Küste. — Die Küste ist an Buchten und Häfen arm. Haupthäfen: Walfischbai und Angra Pequena (Lüderitzbucht). Reeden: an der Swakob-Mündung und bei Kap Cross. Versandet: der früher auch von der deutschen Regierung benutzte Sandwichhafen, seit 1895; Ogdenhafen. Meeresströmung: der Benguella-Strom streicht von S nach N. Die Brandung ist, obwohl an vielen Stellen recht hoch, doch nicht so stark wie an den nordwestlichen Küsten Afrikas. Ein nur an wenigen Stellen passierbarer Dünengürtel begleitet die Küste vom Orange-Flusse bis zum südlichen Swakob-Ufer und nördlich des 22. Grades s. Br. bis zum Kunene. Hinter der Dünenzone folgt die Region der Sand und Steinwüsten, wie erstere wasser- und vegetationslos; beide zusammen in einer Breite bis zu 120 — 150 km (zwischen 23° 40′ und 25° s. Br.).

Von der Küste aus steigt das Land fortwährend an und erreicht, wenn wir als Beispiel des Damaraland nehmen, im Auas-Gebirge 2130 m über dem Meere; von dort aus sinkt es zur Kalahari-Steppe.

Die nachstehenden Höhenangaben geben hierüber näheren Aufschluß:

Usab,	etwa 50 km v.	Swakobmund	entfernt liegt	290 m üb. d. Meeresspieg.
Salem,	= 100 = =	=	= =	480 = = = =
Otwimbingwe,	= 184 = =	=	= =	940 = = = =
Windhoek,	= 360 = =	=	= =	1625 = = = =
Aus,	= 105 = =	Lüderitzbucht	= =	1426 = = =

Klima. — Steppenklima, trocken. Tage heiß, Nächte kalt, also bedeutende Temperaturunterschiede, besonders im Hochland, während an der Küste die Temperaturen mehr ausgeglichen sind. Häufige und starke Seenebel. — Im nördlichen Teile des Schutzgebietes, etwa von 19° s. Br. an, tropisches, in den südlicheren Gebieten subtropisches Klima. S. Kapitel 13.

Gesundheitsverhältnisse. — Siehe den Aufsatz des Stabsarzts Dr. Richter (Kapitel 14).

Bodenbeschaffenheit. — An den Küsten Dünen aus rotem und gelbem Sand, dann nach Osten das einförmige, hier und da von sandbewehten Gebirgszügen durchsetzte Gebiet der Sand- und Steinwüsten und darauf weite, in Terrassen ansteigende Bergländer (Granit und Gneis) und Hochebenen mit hartem, rotem und gelbem Lehm.

Die Sandebenen lassen das Wasser meist schnell durchsickern, während es im Lehmboden sich in den Vertiefungen sammelt. Dort bildet es dann

die sogenannten „Vleys“ (Wasseransammlungen, von denen die flachen schnell verdunsten, die tieferen oft lange anhalten).

Neben Humus- und Lehmboden ist auch der rote Sand nicht durchweg unfruchtbar.

Flüsse. — Quellen. — Wasserverhältnisse. — Schiffbare Flüsse sind im Schutzgebiet nicht vorhanden, selbst die Grenzflüsse, der Orange, Kunene und Okawango, sind nur streckenweise für Boote und Fähren in der Regenzeit schiffbar, obgleich sie während des ganzen Jahres Wasser führen. Alle übrigen Flüsse, welche meist tief eingeschnitten sind und besonders im oberen Lauf starkes Gefälle haben, führen nur periodisch während der Regenzeit oberirdisch Wasser. Dagegen strömt in den größeren von ihnen stets Wasser unter der oberen Sandschicht bald in geringer, bald in größerer Tiefe zu Thal. Dieses staut sich an solchen Stellen, an denen Felsriffe (Banken) die Flußsohle durchsetzen, und tritt dort öfter als schmaler Bach zu Tage. Während an solchen Stellen Wasserlöcher zum Tränken leicht auszuwerfen sind, findet man — besonders im Bastard- und mittleren Damaralande — Brunnen von bedeutender Tiefe, aus denen das Wasser mit Eimern in Tröge geschöpft werden muß.

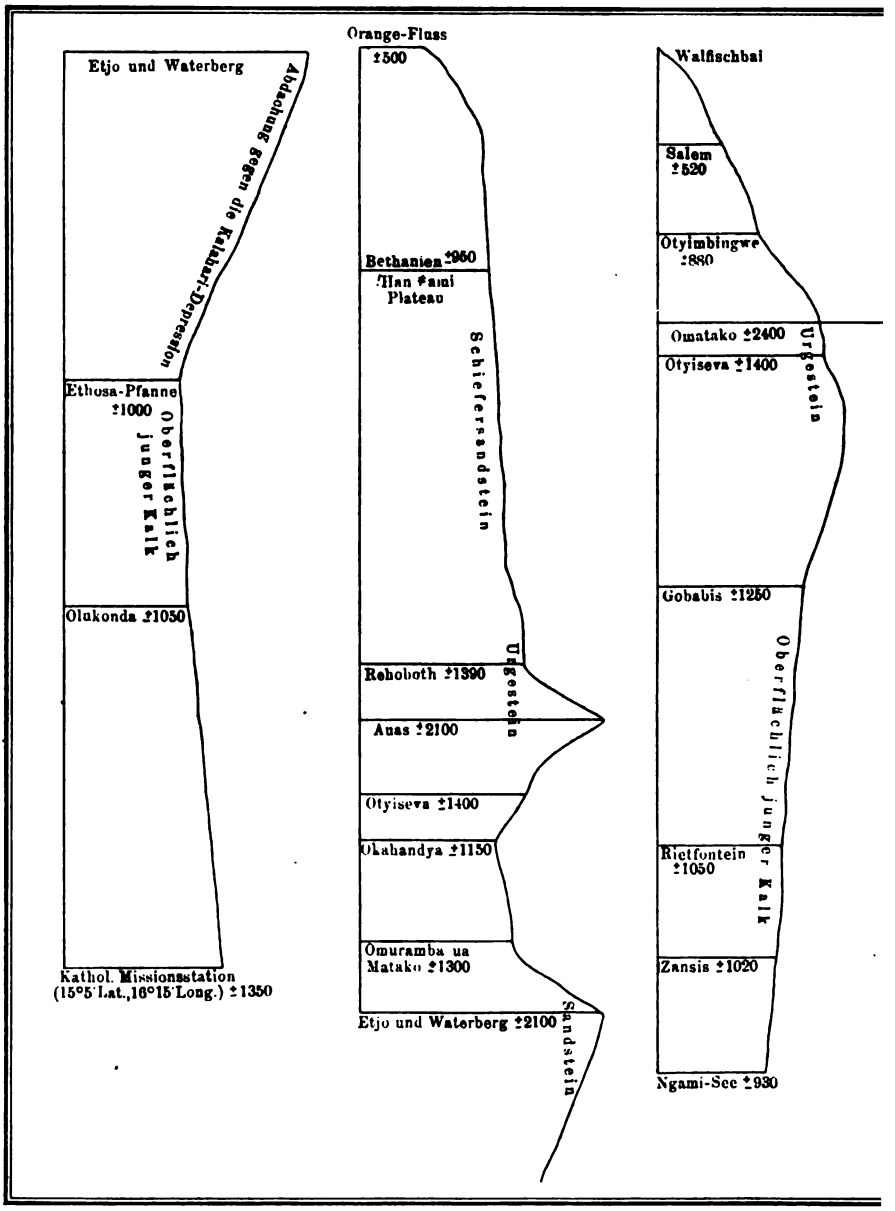
Während des „Abkommens“ (Hochwasser) der Flüsse ist Vorsicht beim Durchziehen tiefeingerissener Flußbetten nötig, da oft die Fluten in kürzester Zeit mächtig anschwellen und alles Widerstandleistende mit sich fortreißen. Unglücksfälle sind oft vorgekommen.

Die Flußbetten werden in der Trockenzeit häufig als Marschstraßen und Reisewege benutzt, besonders in den westlichen Küstengebieten, aber auch für den Garten- und Körnerbau sind sie von Bedeutung. So wird bei Otyimbingwe, Omaruru, Okombahe, Windhoek, Gibeon, im Schaffluß und an vielen anderen Stellen Getreide in den Flußbetten gebaut.

Außer in den Flußwasserstellen findet sich fließendes Wasser in kalten und heißen Quellen. Am reichsten ist mit den ersteren die Gegend am Waterberge, bei Grootfontein, Outyo*) sowie an der Naauwkloof bedacht. Auch am unteren Lauf des großen Fischflusses sind zahlreiche Quellen vorhanden. Von den heißen Quellen kommen die meisten bei Groß- und Klein-Windhoek, Rehoboth und Groß- und Klein-Barmen vor.

Im übrigen ist zu bemerken, daß außerhalb der Dünen- und Wüstenzone sich Wasser zum Trinken für Mensch und Vieh fast überall in genügender Menge vorfindet; daß aber das zur Bebauung des Bodens erforderliche Berieselungswasser auf künstlichem Wege durch Anlage von Brunnen und Stauwerken beschafft werden muß, wenn nicht Quellen

*) Die ganze, langgestreckte Outyo-Sandsteinterrasse ist reich an ergiebigen Quellen.



Laut- und Längsprofile durch Deutsch-Südwestafrika.

Nach dem Werke: „Deutsch-Südwest-Afrika" von Dr. Hans Schinz. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. (A. Schwartz.)

vorhanden sind, die aber im Verhältnis zur Größe des Schutzgebietes doch kaum gerechnet werden können.

Auf Reisen führt man vorsichtshalber fast stets Wasser mit, und zwar bei Wagenfahrten in Fässern, bei Ritten in leinenen Wassersäcken oder Feldflaschen.

Vegetation. — Die Vegetation der Küstengebiete ist im Bereiche des litoralen Klimas eine äußerst dürftige, und nur in den Kañons der Flüsse findet man saftiges Grün (Queckgras, Schilf, Ried, Binsen), einige Straucharten (Ricinus- und Tabaksbüsche) und Bäume (Ana- und Dornbaum-[Akazien-] Arten). Die westliche Baumgrenze des Swakob z. B. liegt zwischen Nonidas und Kanikontes. Die Dünen- und Wüstenlandschaften dagegen zeigen lediglich hier und da niedrige kriechende Gewächse und Büschchen, oft von der Sonne halb verbrannt, und nur an besonders bevorzugten Stellen (so am Bette des Kuiseb von Sandfontein bis Narob) einige Rankengewächse, unter denen die „Narra" ihrer eßbaren, stechapfelähnlichen Früchte wegen bei den dort lebenden Naman eine große Rolle spielt. Im Geschmack und der Farbe des Fleisches erinnert diese Frucht ganz an die Mango. Nach guten, reichlichen Regenperioden habe ich in den tiefer liegenden Stellen der Namib-Wüste und den zum Swakob abfallenden Regenschluchten spärliches Gras gefunden, das aber in keinem Falle zur Sättigung auch nur eines Gespanns Ochsen ausreichend war. Besondere Schwierigkeiten macht in diesen Gebieten die Beschaffung des Brennholzes, meist werden die Feuer mit trockenem Ochsenmist unterhalten.

In 60 km Luftlinie von der Küste aus beginnen, wenn wir dem Laufe des Swakob folgen, die ersten einigermaßen zusammenhängenden Grasfelder jenseits Usab. Bäume und Büsche sind auch hier noch selten und stehen meist dicht am Fuße der felsigen Höhenzüge, man kann sagen: an sie angeschmiegt, oder in deren Schluchten. Seifen- und Milchbüsche, eine Euphorbienart, sind dagegen häufig, ebenso riesige Aloën, besonders in den Regenschluchten des Swakob-Kañons. Allmählich geht nun die Wüsten- oder, wie Dove sie nennt: die Trockensteppe in die eigentliche Gras- und Buschsteppe über. So am Swakob in der Höhe von Horebis und am südlichsten Baiwege zwischen Tinkas und Onanis. Hier steht das Gras zwar auch büschelweise, wie überall im Lande, aber dicht und hoch, und zahllose Dornbüsche und Bäume geben den Ebenen den Charakter der Parklandschaft. Dies „Land des gelben Grases" bildet im Damaralande die besten für Rindviehzucht, im Namalande, in dem die Dornbüsche fehlen, für die Wollschafzucht geeigneten Weideflächen. Dichte Busch- und Baumwälder treten häufig an den Flüssen, in Thälern, Schluchten und Senkungen auf, bedecken aber auch

vielfach die niedrigeren Höhenzüge (so in Windhoek, bei Okahandya, Otyimbingwe, Otyiseva, Karibib, Etiro und an zahlreichen anderen Stellen). In der Thalspalte, die sich von Okahandya nach Windhoek zieht, erfreut prächtiger, hochstämmiger Wald den Wanderer, ebenso in den Thälern von Klein-Windhoek und in denen des Komas-Hochlandes, bei Rehoboth, Seeis und an vielen Stellen des Bastardlandes.

Neben nahrhaften Grasarten finden sich auch Futterbüsche, unter denen der „Brack-", der „Pferde-" und der „Vogel Strauß-Busch" die bekanntesten sind. An Bäumen herrschen die Akazienarten vor, unter ihnen der Bastard-Dornbaum, der Kameldorn (Giraffenakazie) und der Anabaum, dessen östliche Ausbreitungszone aber nur bis in die Höhe von Otyiseva zu gehen scheint, und den ich lediglich in Flußthälern gefunden habe. Seine Schoten sind ein vorzügliches Viehfutter, aber auch viele Pferde nehmen dieselben gern. Auch Ebenholz, dies aber meist in Strauchform, und wilde Feigenbäume kommen vor, und ich sah große Bestände im Tsauchab-Thal und in der Naauwkloof.

Das Amboland weist dichte, weit ausgedehnte Waldungen auf. Nutzhölzer gedeihen hier in Menge, daneben der Affenbrotbaum (Baobab) und zahlreiche Palmen und wilde Fruchtbäume.

Auch im Damaralande gedeihen Palmen, wo sie angepflanzt worden sind, gut. Im Stationsgarten in Otyimbingwe stehen üppig entwickelte Fächer- und Dattelpalmen, die reichen Ertrag abwerfen, ebenso in Groß-Barmen; einzelne starke Exemplare finden sich bei Haigamkab, in Salem, Tsaobis, Diepdal und Rehoboth. Ich habe mehrere hundert Stück längs des Laufes des Swakob bei Horebis, Diepdal, Salem, Anawood, Büllsbout und Otyimbingwe anpflanzen lassen. Das Gleiche gilt von den Feigenbüschen, die ebenfalls überaus ertragreich sind.

Die Anzahl der wild wachsenden Pflanzen, welche für die Ernährung des Menschen in Betracht kommen, ist im Damara- und Namalande gering. Außer einer kleinen, mehligen Zwiebelart, den Ointjes, die besonders von Naman, Bergdamara und Buschleuten gesucht und in Massen verzehrt werden, kommen lediglich einige Beerenarten, dann die schon erwähnte Narra und die sogenannte „wilde Kartoffel", eine mehlige, kartoffelähnliche Frucht, in Betracht. Auch eine viel Feuchtigkeit enthaltende Wurzel, die „Wasserwurzel", wird von den Bergdamara genossen, und im Bastardlande habe ich selbst öfter die säuerliche Frucht eines Rankengewächses, „Stechapfel" nannten sie die Bastards, versucht und schmackhaft gefunden.

In der Kalahari-Steppe findet sich eine eßbare, wilde Melone, die „Zama", in großen Massen. Ihr Wassergehalt ist groß, was für die jene wasserarmen Gebiete durchquerenden Reisenden von höchster Wichtigkeit ist.

Im Ambolande sollen sich wildwachsende Baum- und Feldfrüchte in größerer Menge und vielen Arten finden, doch sind mir dieselben unbekannt geblieben.

Tierwelt. — Zunächst will ich bemerken, daß ich nicht anstehe, Südwestafrika neben den nördlichen Landschaften Transvaals für eins der wildreichsten Länder Südafrikas zu halten.

Die Tierwelt ist reich an Arten, und diese sind meist zahlreich an Individuen.

Im Ambolande und dem nördlichen Kaokofeld finden sich noch alle Arten des afrikanischen „Großwildes", Elefant, Rhinoceros, Giraffe*) und im Kunene Flußpferde. Die Elefanten sollen, nach zuverlässigen Nachrichten, vom Nordosten, Okawango, her nach Süden vorrücken und sich wieder zahlreicher im Schutzgebiete zeigen, nachdem sie um die Mitte unseres Jahrhunderts durch große Jagdzüge fast vernichtet worden waren. Giraffen kommen auch östlich des Omuramba Uamatako in der „Omaheke", dem „großen Sande", vor.

Büffel finden sich nur im Nordosten; früher waren jedoch diese Wildarten insgesamt im ganzen Damara- und Bastardlande**) verbreitet. Büffel- und Rhinocerosschädel habe ich selbst im Sande des Swakob bei Nonidas gesehen.

Zebraherden beleben die großen Flächen an der Namib, im Ambo-, Damaraland und im Osten.

Typisch für die Stromgebiete des Kunene und Okawango sind von den Antilopenarten die „Wasserböcke" und für das Amboland und den Nordosten der Bastard-Gemsbock, die Eland- und Palla-Antilope. Über das ganze Schutzgebiet verbreitet finden sich: Das Wildebeest (Gnu), das Hartebeest, das Kuddu, der Gemsbock (Oryx), der Springbock (oft in ungeheuren Herden auftretend) und eine Anzahl kleinerer Antilopen, wie Buschbock, Duiker und Klippbock. Natürlicherweise meiden von diesen Antilopen besonders diejenigen, welche in den Ebenen zu leben gewohnt sind, die von den Viehposten der Ovambo, Herero und Bastards besetzten Gebiete und die verkehrsreichen Landschaften in der Nähe der Dörfer und Hauptstraßen. So finden wir Wilde- und Hartebeeste nur im Kaokofeld, dem östlichen Amboland, in den unbewohnten Landstrecken an der Etosha-Salzpfanne, in der Omaheke und den östlichen Grenzgebieten an der Kalahari; Springböcke dagegen und die mehr gebirgiges Gelände bevorzugenden Kuddus, Gemsböcke und kleineren

*) Das „Kamel" der Afrikander, daher auch Kameldornbaum (Giraffenakazie).

**) Ob im Namaland, ist mir unbekannt.

Antilopen überall im Binnenlande in den Gebirgen und Hügellandschaften — oft in unmittelbarster Nähe von Ansiedelungen.

Von anderen jagdbaren Vierfüßlern kommen Hasen (zwei Arten), Springhasen, Erdschweine (das „kapische Erdferkel"), Stachelschweine, Klippschliefer (Klippdachs, Dassi) und Schuppentiere im Ambo-, Damara-, Bastard- und auch wohl im Namalande vielfach vor; Wildschweine aber nur im Kaokofeld, im Amboland bis hinunter nach Grootfontein, in der Omaheke und den östlichen Grenzgebieten an der Kalahari. Bei Windhoek: von Seeis an nach Osten zu.

Von Raubtieren ist zunächst der Löwe zu nennen. Mit Dove stimme ich vollkommen darin überein, daß der Löwe noch häufig im Schutzgebiet anzutreffen ist, und zwar im Kaokofeld, im Amboland, im Stromgebiete des Okawango, an der Etosha-Pfanne und an den Grenzen der Kalahari (hier besonders in dem Binnenland-Dünengürtel). Seltener ist er in der östlichen Omaheke, in den Wüstengebieten südwestlich der Naauwkloof bis hinunter in die Höhe von Bethanien, längs des Laufes des Kuiseb und dicht nördlich Grootfontein in Upingtonia. Einzelne Exemplare finden sich als „Wanderlöwen" bald hier, bald dort. Im allgemeinen hört man vom Löwen wenig reden, insbesondere halten ihn die Jäger für viel weniger gefährlich als den Leoparden, den „Tiger" der Afrikander. Dieser ist neben dem kleineren Geparden über das ganze Schutzgebiet verbreitet. Er scheut die Nähe menschlicher Wohnungen nicht und ist ein flinkes, kräftiges, wie Brehm sagt: das am vollkommensten gebaute Raubtier von unbändigem Blutdurst und fabelhafter Mordgier. Weder Fohlen noch Kälber, weder Schafe noch Ziegen sind vor ihm sicher, mir sind jedoch auch Fälle bekannt, in denen ausgewachsene Pferde und Rinder gerissen wurden. Unglücksfälle durch ihn sind nicht selten: so wurde der bekannte englische Agitator Lewis 1895 von einem Tiger zerfleischt. Im Bastardlande tötete ein Tigerpaar in einer Nacht im Jahre 1896 150 in einem Kraal befindliche Schafe. 1893 schoß Lieutenant v. Heydebreck einen Tiger dicht hinter unserer Küche in Windhoek an, und 1895 ich selbst ein mächtiges Exemplar bei Uitdraai im Damaralande.

Von Katzen sind ferner zu nennen und überaus zahlreich vertreten: Die „rote" (Luchs) und die „graue Katze", deren Felle geschätzt und zur Herstellung von Pelzdecken gesucht sind. Beide Arten sind von unbändiger Wildheit und lassen sich nicht zähmen, wie ich an mehreren Beispielen selbst beobachtet habe.

Auch zwei Schakal- und ebensoviel Hyänenarten bevölkern das Land: Der „Gold-" oder „Schabrackenschakal", der „Silberschakal" oder „Ajakal" — der letztgenannte ist der kleinere und etwas seltenere, — und die gefleckte und gestreifte

weiten Küstenebenen, den Namib-Flächen, in den Grenzgebieten an der Kalahari und im Damaralande recht häufig ist. Ich habe bei Karibib, Lieutenant Eggers und Kaufmann Hälbich bei Uitdraai, ganz in der Nähe von Otyimbingwe, Strauße geschossen. Größere Trupps habe ich nördlich von Haigamkab und bei Tinkas gesehen.

Eine Unzahl von kleineren Vögeln belebt die Parklandschaften des Binnenlandes (vergl. S. 16, 19, 42). Da giebt es papagei- und staarähnliche, Weber- und Gesellschaftsvögel, Pfefferfresser und Tauben in Hülle und Fülle. Besonders stark vertreten sind die Hühnervögel, die Perl-, Stein-, Savannenhühner und Fiesane (Fasane). So stark, daß ich mich oft geweigert habe, davon zu erzählen, um nicht in den Verdacht eines „Lateiners" zu kommen. Ebenso häufig die sogenannten „Wasserwachteln", die man wohl besser „Steppenhühner" nennt, und, namentlich an Wasserlöchern und Vleys, Wildenten.

Auf den Grasebenen des Damara- und Bastardlandes leben auch Trappen in großer Zahl. Die Riesentrappe, der „Paauw" (Pfau) der Afrikander, bietet durch ihre Größe einen überraschenden Anblick, ihr Fleisch schmeckt hervorragend. Dove erwähnt, daß er ein Exemplar gesehen habe, das ausgenommen 16 kg wog! Ich habe oft Riesentrappen erlegt und glaube behaupten zu können, daß sie mit einer Art großer, flügelloser Heuschrecken wandern; wenigstens fand ich stets Paauwe dort, wo diese Heuschrecken waren, und mit diesen verschwanden sie wieder. Außerdem finden sich noch zwei weitere Arten, der Koran und die Zwergtrappe.

Auch Raubvögel sind ungemein zahlreich; von den mächtigen Aasgeiern, großen Adlern, Falken- und Rabenarten bis zu den Eulen und Käutzchen. Auf der Station Seeis besaß Feldwebel König einen riesenhaften, zahmen Aasgeier, der auf den Namen „Hans" hörte und das Amt eines Reinigungsinspektors mit Würde und Grandezza versah.

Was endlich die Vogelwelt der Küstengebiete betrifft, so sind dort Reiher und Pelikane, wilde Gänse, Seeadler, Albatrosse und Flamingos, besonders letztere in großen Mengen, anzutreffen. Die Zahl der Meerenten, Taucher, Möven und Strandläufer ist Legion. Mir fiel stets eine besonders große „Schmarotzermöve" am meisten auf, daneben die possierlichen, am Lande ungeschickten Pinguine, welche die der Küste vorgelagerten Inseln bewohnen.

Die Küstengewässer (vergl. S. 121) sind außerordentlich reich an Robben, Fischen und Muscheltieren, von denen ich zwei eßbare Arten kenne. Über Wale vergl. S. 120.

Von den periodischen Flüssen des Schutzgebietes giebt es lediglich im Großen-Fischfluß, dem Bloem-Fischfluß und einigen anderen zu diesem Strom-

Bevölkerung. — Über die eingeborene Bevölkerung des Schutzgebietes habe ich bereits an verschiedenen Stellen berichtet, so über die Naman S. 53 bis 57, die Bastards S. 39, 61 bis 63 und 267 bis 270, die Herero S. 147 bis 156, die Ovambo S. 258 bis 260 und 279 bis 281.

Über Bergdamara und Buschleute läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß erstere, durch das ganze Land verbreitet, sich vielfach als Diener der Weißen und der vier obenerwähnten Eingeborenenstämme finden; letztere aber, als „wilde Buschleute" auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehend, bestimmte Landschaften bevorzugen. In der Kalahari, in den südwestlichen Küstenwüsten, im Kaokofeld, im Nordosten und in den Gebieten nördlich des Waterberges finden sie sich in großer Zahl. Von den anderen Eingeborenen werden sie gehaßt, gefürchtet und verfolgt; von dem Gift ihrer Pfeile werden Wunderdinge erzählt. Im Jahre 1895 wurde im Bezirk Keetmannshoop eine aus deutschen Soldaten und Boeren bestehende Patrouille mit Buschleuten handgemein. Ein Soldat und ein Boer wurden durch vergiftete Pfeile verwundet, doch gelang es dem Assistenzarzt Dr. Schöpwinkel, sie wiederherzustellen. — Im allgemeinen jedoch scheinen die Buschleute, diese halbvertierten, scheuen Gesellen, besser als ihr Ruf zu sein. Ich habe oft ihre Dienstwilligkeit durch kleine Geschenke erkauft und sie auf unbekannten Pfaden als Führer benutzt.

Es erübrigt nun noch, eine kurze Übersicht über die Hauptunterabteilungen (Kapitänschaften) der einzelnen Stämme und über ihre Wohnsitze zu geben:

I. Die Naman.

1. Die Bondelzwarts, Kapt.: Wilhelm Christian, Hauptort: Warmbad.
2. Die Bethanier, Kapt.: Paul Frederiks, Hauptort: Bethanien.
3. Die Naman von Keetmannshoop (Tseibsche), Hauptort: Keetmannshoop.
4. = = = Bersaba, Kapt.: Christian Goliath, Hauptort: Bersaba.
5. Die Veldschoendrager, Kapt.: Hans Hendrick, nordwestlich von Rietfontein an der Grenze des Britisch-Betschuanalandes.
6. Die Witbooischen, Kapt.: Hendrik Witbooi, Hauptort: Gibeon.
7. Die Franzmann-Naman, Kapt.: Simon Kopper, Hauptort: Gochas.
8. Die rote Nation, Kapt.: Manasse Noreseb, Hauptort: Hoachanas.
9. Die Topnaars, Kapt.: Piet Haibib, Hauptort: Sandfontein (Walfischbai-Gebiet).
10. Die Khauas (Amraalsche), 1896 von den Deutschen zersprengt und nach Windhoek überführt.
11. Die Zwartboois, 1897/98 von den Deutschen gefangen genommen und nach Windhoek überführt.

    Deutschfreundliche Reste unter Kapt. Lazarus Zwartbooi in Franzfontein.
12. Die Zesfonteiner, Kapt.: Jan Uichamab, Hauptort: Zesfontein im nördlichen Kaokofeld. (Zwartboois und Topnaars).
13. Zersprengt: Afrikaner und Groot Dode.

II. Die Bastards.

Kapt.: Hermanus van Wijk, Hauptort: Rehoboth.

Weitere Niederlassungen in: Warmbad, Rietfontein, Keetmannshoop, Grootfontein (im Namalande), Windhoek, Otyimbingwe, Omaruru.

III. Die Herero oder Damara.

Oberhäuptling: Samuel Maharo, Okahandya.

Die Herero mit den ihnen nahe verwandten Ovambandjeru zerfallen in viele Kapitänschaften, jedoch haben die Kapitäne wenig Einfluß.

Hauptkapitänschaften: 1. Otyimbingwe, Kapt.: Zacharias Zerana.
2. Omaruru, Kapt.: Manasse Tjiseseta.
3. Waterberg, Kapt.: Kambazembi.
4. Okandjose, Kapt.: Tjetjoo.

IV. Die Ovambo.

Unter den Kapitänen Nechale, Kambonde und Uëjulu nördlich der Etosha-Pfanne. Hauptorte: Omandonga, Olukonda, Onulonga, Onipa.

Die Stärkeverhältnisse der einzelnen Stämme werden geschätzt:

1. Die Naman auf . . . . . 20 000 Seelen.
2. Die Bastards auf . . . . . 4 000 =
3. Die Herero auf . . . . . 80 000 =
4. Die Ovambo auf . . . . . 100 000 =

Die weiße Bevölkerung (Deutsche, Boeren, Engländer, Kapländer, Schweden ꝛc.) betrug am 1. Januar 1897 2628 Köpfe, davon 1554 Männer, einschließlich der 776 Köpfe starken Schutztruppe.

Landeserzeugnisse. — Die Ausfuhr des Jahres 1897 (vom 1. Januar bis 31. Dezember) hatte einen Gesamtwert von 1 246 749 Mk. und richtete sich nach England (hauptsächlich Guano; Wert 1 071 800 Mk.), Deutschland (Wert 151 149 Mk.) und der Kapkolonie (Wert 23 800 Mk.).

Es wurden exportiert: Häute von Ochsen, Ziegen und Schafen, Wildfelle und Waren daraus, Wolle (nur 399 kg im Werte von 160 Mk.), Hörner, Gummi arabikum (Gesamtwert: 12 125 Mk.), Straußfedern (Gesamtwert: 60 814 Mk.), Rindvieh (Gesamtwert: 3530 Mk. [!]), Fleisch (Gesamtwert: 1200 Mk.), Gerbstoffe, Robbenfelle, Robbenthran, Guano (Gesamtwert: 1 104 600 Mk.). Im übrigen vergl. Kapitel 12.

Garten- und Ackerbau. — Wie aus der eben angeführten Übersicht hervorgeht, werden Garten- und Körnerfrüchte nicht ausgeführt, ja noch nicht einmal in der Menge gewonnen, daß auch nur ein nennenswerter Bruchteil des inländischen Bedarfs gedeckt werden könnte. Es ist dies bei einem Lande, das hauptsächlich auf die Viehzucht angewiesen ist, auch nicht verwunderlich. Änderungen hat hierin die Rinderpest hervorgebracht. Sowohl Naman wie Herero, diese ganz besonders durch die enormen Verluste an Vieh gezwungen, haben in der letzten Zeit weit mehr Körnerfrüchte angebaut als früher. Auch

die Bastards, die den übrigen Eingeborenen hierin von je her voraus waren, haben sich mehr als bisher dem Ackerbau zugewendet. Gartenbau ist auf den Militär- und Missionsstationen schon in früheren Jahren betrieben worden, aber die Eingeborenen beteiligten sich mit Ausnahme der Bastards wenig daran. An Gemüsen und Gartenfrüchten ließ ich in Otyimbingwe anbauen:

Art:	Ergebnis:
Kartoffeln	gediehen nicht gut, schossen ins Kraut.
Blumenkohl	gut.
Weiß- und Rotkohl	sehr gut.
Kohlrabi	" "
Mohrrüben	blieben klein.
Kopfsalat	sehr gut.
Bohnen und Erbsen	" "
Rettig und Radieschen	" "
Kresse	" "
Spinat	" "
Rote Beete	" "
Gurken	sehr gut; üppig.
Wasser- und Netzmelonen; Kürbis	" " "
Zwiebeln	gediehen nicht.
Erdbeeren	" "
Tomaten	sehr gut.
Spanischer Pfeffer	" "
Mais (feinere Sorte zum Essen)	" "

In Tsaobis, Windhoek, Omaruru und Rehoboth habe ich ähnliche Resultate gesehen, jedoch:

1895 in Klein-Windhoek im Garten des Herrn Höpfner: ausgezeichnete Kartoffeln.

1893 in Groß-Windhoek im Garten der 2. Feldkompagnie: besonders schönen Blumenkohl.

1895 in Omaruru im Garten der Militärstation (Lieutenant Volkmann): besonders üppig stehende Erbsen und Bohnen und im Flußbett ausgezeichnete Hafer- und Maisfelder.

1895/96 in Klein-Windhoek im Garten des Herrn Ludwig: ausgezeichnete Kartoffeln, Kohlrabi, schönen Hafer und Mais.

In Otyimbingwe waren die ertragreichsten Gärten die der Herren W. Redeker, Hälbich und Missionar Meyer; in Groß-Windhoek die der Truppe und der Kaufleute Schmerenbek und Heyn; in Klein-Windhoek die der Herren Nitze (ein wahrer Mustergarten), Stoß, Höpfner und Ludwig. Viel Gartenbau wird auch von den Farmern am Schafffluß und am Wege nach Seeis

getrieben, insbesondere von Pilet (Farm Frauenstein); v. Brockdorff und Schuster (Farm Hohewarte) u. a. m.

Wein und Obstbäume in großer Zahl haben angebaut: in Klein-Windhoek: Ludwig, Nitze und Stoß; in Groß-Windhoek: die Truppe, Schmerenbek, Henn; in Otyimbingwe: Redeker und Hälbich. Ausgezeichnete Resultate habe ich gesehen: bei Ludwig, Nitze, Stoß, Redeker.

Der „Tropenpflanzer", Zeitschrift für tropische Landwirtschaft, 3. Jahrgang, Januar 1899, berichtet über den von dem leider inzwischen verstorbenen Oberamtmann Nitze in Klein-Windhoek eingesandten ersten selbst gekelterten Wein ꝛc. Folgendes, das ich als für die wirtschaftliche Entwickelung des Schutzgebietes hochwichtig ungekürzt folgen lasse:

Die ersten Weine und Rosinen aus Deutsch-Südwestafrika.

Infolge des Preisausschreibens des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin, für a) den ersten selbstgekelterten Wein aus Deutsch-Südwestafrika, b) die ersten selbstbereiteten Rosinen von marktfähiger Beschaffenheit hat sich Oberamtmann Nitze, Windhoek, um den Preis beworben und Proben von Wein, Rosinen und Feigen eingesandt. Das Komitee hat in seiner Sitzung vom 30. November 1898 dem Oberamtmann Nitze einen Preis von 400 Mk. zuerkannt. Die chemische Analyse und Gutachten über die Produkte mögen, soweit sie allgemeineres Interesse haben, hier folgen.

Gutachten von F. W. Borchardt, Hoflieferant, Südfrüchte- und Delikatessen-Handlung, Berlin.

Der mir zur Probe übersandte Wein aus Deutsch-Südwestafrika hat meinen Beifall gefunden. Der Wein ist leicht und von Geschmack rein und mild, auch hat derselbe nicht, wie viele anderen Südweine, einen Beigeschmack nach dem Boden oder nach Metallen. Bei richtiger fachmännischer Behandlung glaube ich sehr wohl, daß der Wein vielen Beifall finden wird und daß ein Geschäft in demselben zu machen ist. Die Rosinen sind zwar sehr süß von Geschmack, sind aber gegenüber anderen Traubenrosinen, z. B. aus Spanien, zu klein und zu wenig fleischig. Da nun auch der Gehalt an Stengeln ein zu großer ist, so möchte ich empfehlen, die Rosinen nicht als Traubenrosinen, sondern einzeln gepflückt, also von den Stengeln befreit, als Rosinen in den Handel zu bringen. Jedenfalls kann ich dem Produzenten nur nach meiner vollsten Überzeugung empfehlen, seine Anbauversuche fortzusetzen und zu vergrößern.

Untersuchung von Traubenrosinen und von aus Weintrauben gekeltertem Wein Deutsch-Südwestafrikas.

Mitteilung aus dem Pharmaceutisch-Chemischen Laboratorium der Universität Berlin.

Von Professor Dr. H. Thoms.

Herr Amtmann Nitze in Windhoek hat dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee Traubenrosinen und selbst gekelterten Wein übersandt, deren Untersuchung in meinem Laboratorium von Herrn Beckström ausgeführt wurde. Im Folgenden berichte ich über die erhaltenen Resultate.

A. Traubenrosinen.

Die Traubenrosinen sind von rein süßem Geschmack und können den besten Sorten Traubenrosinen an die Seite gestellt werden. Die chemische Untersuchung ergab den hohen Gehalt an Zucker von 58,7 pCt. Die Traubenrosinen enthielten 20,04 pCt. Wasser und 1,64 pCt. Asche. Zum Vergleich seien die hier mitgeteilten Zahlen neben solche von anderen

Analytikern mit anderen Produkten erhaltenen und in Königs »Nahrungs- und Genußmittel« (Verlag von Julius Springer, Berlin) verzeichneten gestellt.

Nach König enthalten:	Wasser pCt.	Traubenzucker pCt.	Asche pCt.
1. Traubenrosinen	23,18	55,62	1,36
2. Trauben von Corinth	34,64	53,97	—
3. Trockene Trauben	37,83	54,08	—
Nach der oben mitgeteilten Analyse der Traubenrosinen aus Deutsch-Südwestafrika	20,04	58,7	1,64

B. Deutsch-Südwestafrikanischer Wein.

Dieser von Herrn Amtmann Nitze in Windhoek selbst gekelterte Wein rührt von Kaptrauben der 1897er Ernte her und lag mir in zwei verschiedenen Marken vor.

Der Geschmack dieser Weine, der an den junger hessischer Weine der Bergstraße oder auch junger elsässischer Weine erinnert, bewies, daß der Wein noch zu »roh« und zu jung war, um ihn vielleicht in eine Konkurrenz mit guten Weinen Deutschlands treten lassen zu können. Vermutlich waren die Verarbeitung des Mostes und die Kellerbehandlung des Weines keine sehr zweckmäßigen gewesen. Von den beiden Weinsorten konnte die in Flaschen mit grünem Siegel als die bessere hinsichtlich ihres Geschmackes angesprochen werden, während das »Gelbsiegel« minderwertig war. Auch die chemische Analyse bestätigte diesen Geschmacksbefund.

Im Nachfolgenden sind die analytischen Daten mitgeteilt und zum Vergleich die bei der Untersuchung von Kapweinen, Rheingau-, Pfälzer-, Franken-, Elsässer Weißweinen erhaltenen Durchschnittszahlen beigefügt (vergl. Königs Menschliche Nahrungs- und Genußmittel, I. Bd., Verlag von Julius Springer in Berlin).

	Deutsch-Südwestafrika Grünsiegel	Deutsch-Südwestafrika Gelbsiegel	Kapweine	Rheingau-Weißweine	Pfälzer Weine	Frankenweine	Elsässer Weißweine (Amthor 1881
	%	%	%	%	%	%	%
Spezif. Gew.	0,9951	0,99485	—	1,0005	0,9956	0,9930-0,9990	—
Freie Säuren (auf Weinsäure berechnet)	0,46875	0,72187	0,59	0,81	0,67	0,51—1,19	0,98
Flüchtige Säuren	0,02	0,126	0,135	—	—	—	—
Alkohol	10,43Vol.	11,68Vol.	14,47Vol.	9,90Vol.	10,07Vol.	7,75 Vol.	10,3Vol.
Extrakt	2,12	2,25	2,517	2,60	2,43	—	2,19
Asche	0,290	0,2904	0,2332	0,23	0,21	0,160—0,315	0,178
Phosphorsäure	0,01974	0,0190	0,0413	0,046	0,034	0,018—0,051	0,023
Glycerin	0,490	0,545	—	0,85	1,12	0,58—1,34	0,512
Gesamt-Weinsäure	0,2925	0,2175	—	—	—	—	0,243
Weinstein	0,3713	0,2632	—	—	—	—	—
Freie Weinsäure	0	0	—	—	—	—	0,068
Zucker	0	0	—	—	—	0,037—0,430	—

Allgemeine Bemerkungen betreffend den Weinbau in Südwestafrika.

Von Dr. R. Dove.

Wie schon in meinen bisherigen Arbeiten und Berichten betont wurde, eignet sich ein großer Teil der bewässerbaren Gebiete in Deutsch-Südwestafrika zum Anbau des Weines.

Die Firma Seidel & Mühle hat begonnen, Getreide in größeren Mengen zu bauen und zur rationellen Bewirtschaftung eine Lokomobile, Dresch- und Sämaschinen, einen Mahlgang ꝛc. beschafft.

Auch in anderen Bezirken sind in letzter Zeit Stauwerke angelegt worden, u. a. im Bezirk Gibeon ein größerer Damm bei Kameelboom (Marienthal) durch den Farmer Brandt, im Bezirk Windhoek bei Okahandya durch den Kaufmann Voigts und den Herero-Großmann Riarua, und in unmittelbarer Nähe von Windhoek auf der der Firma Wecke & Voigts gehörenden Farm „Voigtland".

Um die hochwichtige Frage der Bewässerung durch Stauanlagen einer eingehenden Prüfung zu unterziehen, hat das in Berlin gebildete Bewässerungssyndikat die Entsendung zweier Sachverständiger, des Regierungsbaumeisters Rehbock und des Kapstädter Chemikers Watermeyer bewerkstelligt, welche das Schutzgebiet in Bezug auf die Bewässerung des Landes in den verschiedensten Richtungen bereist und eine große Anzahl geeigneter Stellen für die Anlage von Stauwerken ermittelt haben.

Großes Interesse für Gartenbau und Baumzucht zeigt auch der Ansiedler Gessert in Inachab im Bethanier-Gebiet, der einen geschulten Gärtner engagiert und Anbauversuche mit Nutzhölzern, Faserpflanzen, Gerbstoffpflanzen und Obstbäumen begonnen hat. Im Allgemeinen ist der Anbau von Kulturgewächsen an die periodischen Flußläufe und einzelne ergiebige Wasserstellen gebunden oder durch künstliche Bewässerungsanlagen zu ermöglichen.

Von Fruchtbäumen, welche in den Gärten angepflanzt wurden und zum Teil gute Früchte getragen haben, sind zu nennen: Pfirsich-, Orangen-, Maulbeer-, Granatäpfel-, Birnen-, Kirsch- und Apfelbäume, Wein, Feigen und Dattelpalmen. —

Viehzucht. — Diesbezüglich auf die Ausführungen Dr. Doves verweisend, will ich dem dort Gesagten lediglich einige kurze Bemerkungen anfügen.

Die Rindviehzucht, welche durch die 1897 aufgetretene Rinderpest für eine Reihe von Jahren aufs schwerste geschädigt worden ist, war vor Ausbruch dieser Seuche sehr bedeutend. Wie groß der Rinderreichtum war, läßt sich genauer nicht angeben, da Zählungen nur in ganz beschränktem Maße — unter der weißen Bevölkerung — möglich waren, jedenfalls aber haben die Herden der Herero allein viele hunderttausend Stück betragen.

Im engeren Polizeibezirk Windhoek betrug im Jahre 1896 der Viehbestand nach amtlicher Feststellung: 6417 Stück Rindvieh, 13197 Stück Kleinvieh, dagegen 1895 nur: 3600 Stück Rindvieh, 1800 Stück Kleinvieh, so daß sich eine bedeutende Zunahme des Viehbestandes ergiebt. —

Über die Bekämpfung der Rinderpest, welche mit aller Energie von Regierung und Privaten betrieben wurde und um welche sich besonders die

sind. In vielen Landesteilen bedürfen sie keiner Zufütterung, sondern suchen sich im Felde Knollen und Wurzeln, besonders die bereits öfter erwähnten Ointjes. Geschlachtet wird meist nur in den Wintermonaten, da das Fleisch in der heißen Zeit zu schnell verdirbt. — Die unter den Herden vorkommenden Seuchen sind zwar zahlreiche und haben viele Verluste gebracht, aber man muß bedenken, daß erst in neuerer Zeit mit eingehenden Untersuchungen und energischer Bekämpfung begonnen worden ist. In dieser Beziehung haben die jahrelangen Studien und Arbeiten des Stabsarztes Dr. Sander und des Roßarztes Rickmann einen ungemein segensreichen Einfluß ausgeübt, besonders da sie in jeder Weise von dem damaligen Assessor — jetzigen Regierungsrat v. Lindequist durch Erlaß zweckmäßiger Landespolizeivorschriften unterstützt wurden. So gelang es z. B. die durch die Lungenseuche herbeigeführten Verluste, die 1895 25 pCt. des Rindviehbestandes im Polizeibezirk Windhoek betragen hatten, im Jahre 1896 auf 10 pCt. herabzudrücken.

Die am häufigsten auftretenden Seuchen sind:

a) unter den Pferden und Mauleseln: 1. die „Pferdesterbe" (vergl. Seite 5, 28), gegen die trotz aller Untersuchungen noch kein Kraut gewachsen ist, 2. Milzbrand (Bloedziekte, d. i. Blutseuche);

b) unter den Rindern: 1. Lungenseuche (Longziekte), 2. Milzbrand;

c) unter dem Kleinvieh: 1. Milzbrand, 2. Klauenseuche, 3. Räude (Brandziekte).

Die Regierung läßt es sich schon seit langem angelegen sein, auch die Eingeborenen zu einem systematischen Bekämpfen der Seuchen zu veranlassen, und importiert für eigene Rechnung große Mengen von Arzneimitteln, die zum Selbstkostenpreise an Interessenten abgegeben werden. Auch hat sich im Schutzgebiete neuerdings ein landwirtschaftlicher Verein gebildet, der in jeder Hinsicht praktisch thätig vorgehen und seinen Mitgliedern besonders die Benutzung derjenigen landwirtschaftlichen Maschinen zugänglich machen will, deren Beschaffung für den einzelnen zu kostspielig sein würde.

Guanogewinnung und Robbenschlag. — Im November 1894 wurde zwischen der „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" und dem Generaldirektor Elers in London ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem dem letzteren auf zunächst zehn Jahre das ausschließliche Recht auf Robbenschlag und Guanogewinnung zwischen dem Ugab- und Omaruru-Fluß gegen eine jährliche Pachtsumme von 10 000 Mk. überlassen wurde. Die englische „Damaraland-Guano-Gesellschaft", welche sich auf Grund dieses Vertrages bildete, ist nach Herstellung großartiger Anlagen bei Kap Cross bereits seit dem Oktober 1895 mit der Ausbeutung der riesigen Guanolager vorgegangen. Bis zum 1. Juli 1896 wurden 5 700 000 kg Guano ausgeführt. Die hieraus gewonnenen Zolleinnahmen betrugen 134 000 Mk. (30 Mk. pro Ladetonne.)

Robbenfelle wurden in derselben Zeit 2500 ausgeführt und dafür eine Zolleinnahme von 2500 Mk. erzielt.

Mineralien, Bergbau. — Ob in Südwestafrika reiche Mineralschätze der Entdeckung und Ausbeutung harren, ist eine noch offene Frage. Auch für das Schutzgebiet hat es eine Zeit der Goldfunde und des Goldfiebers, der Spekulation und der Minenkrachs gegeben, aber sie liegt schon weit zurück, und seitdem sind kühler denkende Leute in das Land gekommen: man hat das „Für und Wider" geschäftsmäßig erwogen und ist zu dem Resultat gekommen, daß die Mehrzahl der bis jetzt entdeckten Fundstellen eine Ausbeutung nicht lohnt.

Hierbei machten sich hauptsächlich zwei Gründe geltend, und zwar waren entweder die Erze überhaupt nicht reich genug, oder die Entfernung der Fundstelle von der Küste war eine so große, daß die Transportkosten der Erze das Geschäft nicht rentabel erscheinen ließen.

So erklärt sich der Umstand, daß im Jahre 1893 keine der Minen mehr im Betriebe war, welche trotz der ungünstigen Transportverhältnisse versucht hatten, Erze zu fördern und zu verschiffen. Daß einige der Gesellschaften vor größeren Kosten nicht zurückschreckten, zeigen die umfangreichen Wegebesserungen, die sie an mehreren Stellen, so an der Straße Tsaobis—Salem—Modderfontein, vorgenommen hatten.

Aber diese Fragen werden zum Teil bereits nach der Fertigstellung der Eisenbahn Swakobmund—Windhoek in ein ganz neues Stadium der Beurteilung treten; für die Fundstellen des Damaralandes werden sich wesentlich günstigere Verhältnisse ergeben, und hier und dort Betriebe eröffnet werden können.

Es handelt sich meist um Kupfererze mit Zusatz von Gold oder Silber. Auch Zinn, Bleiglanz, Wolframerze, Magneteisenstein u. a. m. sind nachgewiesen worden. Von Edelsteinen und Halbedelsteinen sind zu nennen: Smaragd, Aquamarin, Turmalin, Granat und Topas. Gute Proben von diesen habe ich teils bei den Findern gesehen, teils selbst gefunden: besonders erwähnenswert sind die Smaragde und Aquamarine der Fundstelle des Herrn v. Broen, welcher mir einige sehr schöne Exemplare schenkte.

Ob Kohle im Schutzgebiet vorkommt, erscheint ungewiß. — Ich kenne zwar Leute, die mir mit Bestimmtheit versichert haben, daß sie Kohle gefunden hätten, und nach Aussagen Sachverständiger dürfte dies — besonders in der Kalahari-Depression — nicht unmöglich sein, aber in keinem Falle ist das Vorkommen amtlich konstatiert worden.

Aber bei Beurteilung und zum Verständnis dieser Verhältnisse im Schutzgebiet muß man zwei Fakta in Rechnung ziehen: das ist erstens,

daß es zweifellos weit mehr Einzelnen bekannte Fundstellen giebt, als man glaubt, weil die Entdecker sich wohl hüten, ihre Kenntnis auszuplaudern, ehe sie ganz Bestimmtes ermittelt haben, oder weil sie aus falscher Scheu oder in dem Glauben, in späteren Zeiten höheren Gewinn erzielen zu können, ihre Funde verheimlichen. Mir sind derartige Fälle thatsächlich bekannt. Zweitens aber muß man bedenken, in einem wie geringen Teil im Verhältniß zur Größe des Landes überhaupt bis jetzt Untersuchungen angestellt worden sind! Dann: Von wieviel Zufällen ist zu allen Zeiten die Entdeckung reicher Mineralschätze allerorts abhängig gewesen, und wie lange hat das — nehmen wir das naheliegende Beispiel Transvaals — oft gedauert!

Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß in Angola reiche Golderze gefunden worden sind und bereits ausgebeutet werden, und daß dicht südlich des Orange die Kupferminen von Ookiep noch heutigen Tages guten Gewinn abwerfen.

Die Minen, in welchen bereits früher gearbeitet wurde, sind folgende:

Die Pot- (Jubilee-) Mine bei Büllsbout am Swakob,
Die Matchleß-Mine südwestlich von Windhoek,
Die Zwartmodder-Mine südlich von Rehoboth,
Die Hope- und Naramas-Mine nördlich von Aub am Kuiseb,
Die Sinklairs-Mine etwa 15 km landeinwärts an der Prinz von Wales-Bai.

Andere Fundstellen liegen bei Baws Werft am Omaruru-Flusse: in den Khuos-Bergen; bei Usab; bei Ussis östlich von Groß-Tinkas; bei Zwartbank im Kuiseb; bei Otyomakoko; am Schaffluß bei Windhoek; an der Hottentotten-Bai; bei Otavi und Sumib in Upingtonia und endlich im Karas-Gebirge im Groß-Namalande.

Die reichsten Kupfererze dürften von diesen die Minen bei Otavi und Sumib im Konzessionsgebiete der South West African Company haben, aber sie sind in gerader Linie ungefähr 450 km von der Küste und 300 km von der im Bau begriffenen Eisenbahn bei Otyimbingwe entfernt.

Daß der Gewinnung von Alluvial- (Wasch-) Gold besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, ergiebt sich aus dem Wassermangel des Landes und hat die Expedition gezeigt, die ein Herr Lange aus Kapstadt im Jahre 1894 unternahm. Erfreulicherweise sind in letzter Zeit auf der im Otyimbingwer Bezirk zwischen Ubib und Otyimbingwe gelegenen Farm des schon öfter genannten Herrn C. Weiß weitausgedehnte Marmorlager entdeckt worden. Der Marmor ist von Fachleuten in Kapstadt und Berlin untersucht, bearbeitet, poliert und als brauchbares Material — dem karrarischen in Farbe und

Struktur ähnlich und gleichwertig — erklärt worden. Da die Eisenbahn Swakobmund—Windhoek nahe an der mächtigen Lagerstätte vorbeiführt, wird der Marmor sofort abgebaut werden können, wenn es dem Interessenten — woran wohl nicht zu zweifeln ist — gelingt, billige Frachtsätze für die Beförderung des Gesteins auf der Regierungsbahn zu erlangen. Diese sind, um dem Produkt eine Konkurrenz mit denen anderer Länder auf dem Weltmarkt zu ermöglichen, doppelt notwendig, wenn man erwägt, daß große Entfernung von der Küste (etwa 150 km), hohe Arbeitslöhne im Lande und Verschiffungskosten und endlich die weite Entfernung vom europäischen Markte verteuernd wirken. Andererseits werden sich bezüglich der Seefrachten wohl annehmbare Abschlüsse erzielen lassen, da die Schiffe von den Küsten des Schutzgebietes ja leider fast stets leer zurückkehren müssen. Wie sehr es zu wünschen ist, daß endlich einmal ein derartiges Unternehmen im Schutzgebiete gewinnbringend in Thätigkeit tritt, brauche ich wohl nicht erst zu betonen. Ein Hinweis auf die geringe Produktion und Ausfuhr dürfte genügen. Dagegen ist zu hoffen, daß ein in Betrieb gesetztes lohnendes Unternehmen die Beteiligten veranlassen wird, sich auch anderweitig zu versuchen, und vor allem auch weiteres Kapital heranziehen wird. Darum: „Glück auf!“ —

Der an anderen Stellen — z. B. im Konzessionsgebiet der Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika — gefundene Marmor ist leider minderwertig und kommt für die Ausbeutung nicht in Frage.

Schließlich will ich nicht unerwähnt lassen, daß in der Nähe eines größeren Ortes ausgedehnte Lager einer blauen Thonerde (blue ground) aufgefunden worden sind. Diese Erde scheint von chemisch gleicher Zusammensetzung zu sein, wie die bei Kimberley, welche Diamanten enthält, doch sind die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen. Nach den neusten Nachrichten sind auch Golderze in abbauwürdiger Menge am Baiwege entdeckt worden.

Die Bergbehörde des Schutzgebietes, welcher Herr G. Duft vorsteht, hat ihren Sitz in Windhoek, und es ist zu hoffen, daß die Aufgebote in Bergwerksangelegenheiten, welche in neuerer Zeit auch auf die nördlichen Landesteile ausgedehnt worden sind, zur Erschließung Südwestafrikas wesentlich beitragen werden. Die Hauptsache aber ist und bleibt, daß von seiten der Bergbehörde, der im Schutzgebiete Schürfrecht besitzenden Gesellschaften und der Eisenbahnverwaltung etwaigen Interessenten so weit als möglich entgegengekommen wird.

An größeren Expeditionen, welche zur Erforschung des Mineralreichtums ausgesandt wurden, sind folgende zu nennen: 1. Die im Auftrage der Firma von Lilienthal unter Dr. Fleck und Oberingenieur Mundscheid. — Bastard-

gebiet, Kalahari, Swakob-Thal. 2. Die Expedition der „Deutsch-Afrikanischen Minengesellschaft" unter Dr. B. Schwarz und Ingenieur Scheidweiler. (1888.) Swakob- und Kuiseb-Thal. 3. Die Expeditionen der South West African Company unter Dr. Hartmann, Rogers u. a. (1893 bis 1896.) Otavigebiet. 4. Die Expedition des Kapstädter Syndikats unter Lange. (1894/95.) Swakob-Thal, Hottentotten-Bai. 5. Die Expeditionen des Karaskhoma-Syndikats (1894 bis 1896.) Karas-Gebirge. 6. Die Expedition der Guanokompagnie unter Elers und Dr. Newton. (1897.) Gegend von Ubib. 7. Die Expeditionen der South African Territories Comp., in neuster Zeit. Groß-Namaland.

Zum Schlusse aber möchte ich anführen, daß Dr. Fleck, wohl der erfolgreichste der früheren Forscher, sagt, daß man von den wissenschaftlichen Untersuchungen nicht sobald volle Klarheit über das Vorkommen oder Nichtvorkommen von wertvollen Erzen verlangen könne. Dazu sei das zu durchforschende Gebiet viel zu groß. Wenn aber das Land erst stärker und dichter besiedelt sein werde, so würde eine leichtere Durchforschung möglich sein und auch der Zufall oft die Entdeckerrolle übernehmen.

Industrie. — In dem Kapitel über die „Entwickelung des Handels" habe ich bereits erwähnt, daß die ursprünglich von den Eingeborenen selbst angefertigte Kleidung, die Haus- und Küchengeräte u. a. immer mehr von den Erzeugnissen der europäischen Industrie verdrängt worden sind. Doch findet man auch noch Erzeugnisse der Hausindustrie besonders bei den ärmeren Eingeborenen, wie Schüsseln, Teller, flaschenähnliche Gefäße, Löffel aus Holz, Kleidungsstücke aus gegerbten Fellen, Schmuckgegenstände aus Straußeierschalen, Muscheln, Kupfer- und Eisenplättchen und -perlen u. a. m. Die Ovambo sind weitaus die fleißigsten und geschicktesten Handwerker unseres Schutzgebietes. Ihre Geschicklichkeit in Flechtarbeiten ist bewundernswert und die aus selbst gewonnenen Kupfer- und Eisenerzen geschmiedeten Werkzeuge, Waffen und Schmucksachen hatten früher einen bedeutenden Markt in Damaraland.

Die Frauen der Bastards und Naman beschäftigen sich viel mit der Anfertigung von Pelzdecken aus Fellen von Schakalen, Wildkatzen, Spring- und Buschböcken, Klippdachsen, Schafen und Ziegen.

Bei den Ansiedlern finden wir erst die Anfänge einer Industrie und die ersten Versuche, Menschen- und Tierkraft durch mechanische Kraft zu ersetzen. In dieser Hinsicht ist die Firma Hälbich in Otyimbingwe zu nennen, welche sich hauptsächlich mit dem Bau von Ochsenwagen beschäftigt und zum Betriebe ihrer Maschinen und zum Heben von Wasser einen Windmotor aufstellen ließ, welcher ausgezeichnete Dienste leistet. Der Ingenieur Redeker hat diese Arbeiten geleitet.

Die Verkehrsverhältnisse:*) Schiffsverkehr. — Die Verbindung zwischen Europa und dem Deutsch-Südwestafrikanischen Schutzgebiet erfolgt direkt durch die regelmäßig allmonatlich von Hamburg auslaufenden und nunmehr auch bis Kapstadt durchgehenden Dampfer der „Woermann-Linie". Außerdem werden nach Bedarf Extradampfer abgelassen.

Die Fahrtdauer der Ausreise beträgt etwa 30 Tage; die Dampfer berühren Swakobmund, Walfischbai, Lüderitzbucht und Kapstadt; die Fahrtdauer der Rückreise beträgt dagegen meist mehr als das Doppelte, da die Dampfer zahlreiche Häfen der Westküste behufs Aufnahme von Passagieren und Frachten anlaufen.

Der Passagepreis von Hamburg nach Deutsch-Südwestafrika beträgt: I. Klasse 700 Mark, II. Klasse 500 Mark, III. Klasse 300 Mark, Kinder unter 12 Jahren zahlen die Hälfte.

Diese Preise schließen völlige Verpflegung ein. Geistige Getränke werden besonders berechnet.

Für die Landung im Schutzgebiete sind pro Person 5 Mark zu entrichten; für Landung der Güter pro 1 cbm oder 1000 kg 5 Mark.

Der Frachttarif der Woermann-Linie von Hamburg nach Deutsch-Südwestafrika für die hauptsächlich in Betracht kommenden Güter beträgt: Cement, Kohlen 30 Mark für 1 t; Bauholz 30 Mark für 1 cbm; Maschinen, Mobilien, Proviant**) 40 Mark für 1 cbm; Schwergut, Eisenwaren 40 Mark für 1 t; Ochsenwagen bis zu 10 cbm 300 Mark; Landungskosten in Swakobmund, Walfischbai, Lüderitzbucht 5 Mark für 1 cbm oder 1 t.

Die Schifffahrtsverbindung mit Kapstadt findet von Swakobmund außer durch die Dampfer der Woermann-Linie alle vier Wochen durch den dem Premierlieutenant Troost gehörenden Dampfer „Leutwein" statt und nimmt etwa sechs Tage in Anspruch.

Der Passagepreis beträgt in I. Klasse 200 Mark, in II. Klasse 100 Mark.

Die Frachtsätze betragen 20 bis 30 Mark für 1 t.

Außer dem direkten Verkehr von der Heimat nach dem Schutzgebiet durch die Dampfer der Woermann-Linie findet ein indirekter Verkehr durch englische Dampfer von Hamburg und Southampton nach Kapstadt und von dort nach dem Schutzgebiet unter Benutzung des Dampfers „Leutwein" statt.

---

*) Unter Benutzung der Schrift: „Die Verkehrsverhältnisse des südwestafrikanischen Schutzgebietes" von Schwabe, Geheimer Regierungsrat a. D., Berlin 1897, Verlag von R. Eisenschmidt, Dorotheenstraße 71.

**) Z. B. Bier, Wein, Mehl, Spirituosen, Tabak als Maßgut. Salz zahlt 30, Reis in Säcken 35 Mark per 1 t (1000 kg).

Die Fahrtdauer von Hamburg bezw. Southampton bis Kapstadt beträgt 18 bis 26 Tage, je nachdem, ob die schnelleren „Post-" oder die langsameren „Zwischendampfer" der Union- oder Castle-Linie benutzt werden.*)

Über die z. Z. in Südwestafrika in Betracht kommenden Landungsplätze ist bereits an anderer Stelle gesprochen worden. Hinzuzufügen bleibt noch, daß die Siedelungsgesellschaft in Swakobmund ein Unterkunftshaus für neu eintreffende Ansiedler errichtet hat, daß ebendort jetzt ein Arzt, Stabsarzt a. D. Dr. Richter, thätig ist, und daß in Walfischbai die englische Regierung eine Landungsbrücke gebaut hat. Die Eisenbahn, die von Walfischbai bis an die englische Grenze -- Plüm oder Dupasberg? — geführt werden soll, wird durch die deutsche Bahn erdrückt und bedeutungslos werden. In Lüderitzbucht hat endlich die „Kol. Ges. für Südwestafrika" einen Dampfkondensator aufgestellt, so daß die Transportfahrer dort jetzt Wasser für ihre Tiere gegen Bezahlung erhalten können.

Straßen. — Da im Schutzgebiete Straßen in unserem Sinne überhaupt nicht vorhanden sind, so hat die Landesverwaltung nicht gezögert, der Verbesserung der Verkehrsstraßen und der an denselben gelegenen Wasserstellen ihr besonderes Interesse zuzuwenden. Assessor v. Lindequist gab den ersten Anstoß hierzu, indem er persönlich in Begleitung von Landeskundigen und Interessenten die Hauptstraßen bereiste. Auch die Siedelungsgesellschaft und die South West African Company ließen sich in ihren Konzessionsgebieten die Besserung der Verkehrsverhältnisse angelegen sein.

Zunächst wurde über den für Frachtwagen sehr schwer zu überwindenden Paß des Auas-Gebirges eine gut fahrbare 6 m breite Straße hergestellt; dann gelang es durch Erhebung einer Wagensteuer,**) genügende Mittel flüssig zu machen, um die der Verbesserung sehr bedürftige Straße nach der Küste, den sogenannten Baiweg, in Angriff zu nehmen, und zwar insbesondere auf den Strecken Salem—Tsaobis—Groß-Barmen—Otyiseva und an anderen Orten. Die Schutztruppe beteiligte sich durch Stellung von Offizieren,***) Unteroffizieren und Mannschaften als Aufsichtspersonal an dem Wegebau, während als Arbeiter Eingeborene und zwar meist Bergdamara fungierten, welche von den Herero-Kapitänen gegen Verpflegung gestellt wurden. Auch im Süden des Schutzgebietes, auf dem Wege Lüderitzbucht—Keetmannshoop durch das Naiams-Gebirge und zwischen Warmbad und dem Orange-Flusse,

*) Die Reise über Kapstadt ist natürlich bedeutend teuerer als die direkte Route. Das Billet I. Klasse Europa—Kapstadt—Swakobmund kostet etwa 1050 Mark.

**) Dieselbe beträgt jährlich für jeden Lastwagen 40 Mark, für jedes leichtere Gefährt 20 Mark und hat im ersten Jahre 20 000 Mark eingebracht.

***) Hauptmann v. Estorff, Premierlieutenant Heldt, Lieutenant Helm.

sind ebenfalls Wegebesserungen teils bereits ausgeführt, teils in Aussicht genommen worden.

Ferner hat die Regierung begonnen, für die so dringend notwendige Erbohrung von Wasserstellen und Aufstellung von Pumpen an den wichtigeren Transportwegen Sorge zu tragen, um auch in dieser Beziehung die Schwierigkeiten des Reisens und der Güterbeförderung thunlichst zu vermindern.

Während der Zustand der Straßen von Swakopmund und Walfischbai nach Windhoek, Rehoboth ꝛc. aus den von mir gegebenen Schilderungen zur Genüge ersichtlich sein dürfte, bin ich jedoch nicht in der Lage, über den Zustand der Straßen im Süden aus eigener Anschauung zu berichten. Ich gebe daher in Nachstehendem einen Auszug aus der kleinen Schrift von Seidel*) über die Beschaffenheit der Straße von Lüderitzbucht ins Innere:

„Namentlich von Lüderitzbucht aus sind für Mensch und Tier große Schwierigkeiten zu überwinden. Von der Küste giebt es auf eine Entfernung von etwa 130 km absolut kein Futter für das Vieh, und nur auf einem Umwege findet man inzwischen einmal Wasser, aber auch dieses ist völlig salzig. Kommen nun die armen Ochsen müde und ausgehungert nach der Küste, so bekommen sie zunächst von dem mitgebrachten Gras; bevor dieses noch völlig aufgezehrt ist, sind die Wagen, welche mit 40 bis 60 Centnern, je nach der Güte der Ochsen, beladen werden, fertig bepackt, und, nachdem die Ochsen sich noch eine Stunde ausgeruht haben, setzt sich die Karawane wieder in Bewegung. Auf einige Stunden geht der Weg zwischen felsigem Gelände durch und teilweise auch über dasselbe hinweg; dann kommen einzelne schwere Sandstellen, und hier wird die erste Rast von einer halben Stunde gehalten. Jetzt kommen die Wanderdünen; es ist dies ein äußerst schwieriges Terrain. Der beinahe unaufhörlich wehende Südwind, der oft zum Sturm ausartet, treibt den Sand von einer Stelle zur anderen; hier weht er ihn von einer Düne ab, dort häuft er ihn zu einer Düne an. Oft stehen Hunderte solcher wandernden Kolosse dicht beieinander, und dadurch muß man sich in allen möglichen Schlangenwindungen den Weg bahnen. Dann und wann kommt es wohl auch vor, daß man nicht anders kann, als quer hinweg über einen dieser Wegelagerer, und dann müssen Mensch und Vieh alle Kraft aufwenden, um das Hindernis zu überwinden.

Die Dünenstrecke ist etwa 12 km breit, und durch das gleiche Aussehen der vielen nahe zusammenstehenden Sandberge ist es namentlich zur Nachtzeit unendlich schwierig, den richtigen Kurs zu halten; oft findet man die Spur, welche der Wagen auf dem Wege nach der Bai machte, bei der

*) Seidel, Deutschlands erste Kolonie. Busch, Hamburg 1898.

Rückkehr bereits unter einer hohen Düne begraben. Auf dieser Strecke, die wir kurzweg den „Sand“ nennen, giebt man den Ochsen spätestens alle Stunden eine kleine Rast, und wenn alles gut gegangen ist, also wenn durch Überladen des Wagens derselbe nicht manchmal stecken geblieben ist, oder nicht etwa die Ochsen bereits schwach geworden sind, kann man innerhalb 16 Stunden den Sand hinter sich haben. Man fühlt sich erleichtert, wenn dieser schwierigste Teil des Weges abgethan ist. Die Ochsen bedürfen nun aber auch einer größeren Rast und bekommen hier das auf der Hintour abgeladene Gras zu fressen. Und da die Menschen von dem Antreiben der Tiere und dem Gehen im schweren Sande auch ermüdet und hungrig sind, bleibt man hier etwa zwei Stunden und kocht sich das alle Tage gleichmäßig wiederkehrende Gericht, Fleisch und Reis. Doch allzulange darf man sich nicht der süßen Ruhe hingeben, gilt es doch zum nächsten Wasser zu kommen, das die Ochsen vor drei Tagen verlassen haben, und namentlich die schwere Arbeit des dritten Tages hat die armen Tiere sehr durstig gemacht; also immer vorwärts! Man versucht nun wieder regelmäßige Touren von zwei Stunden mit $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunden Rast zu machen, und so gelangt man in weiteren etwa 24 Stunden zum ersten Wasser, Ugama genannt.

Wenn wir nun aber glauben, eine schöne, frisch sprudelnde Quelle zu finden, haben wir uns getäuscht; in einem nicht übermäßig großen Loch hat sich ein schmutziges, riechendes, salziges Wasser angesammelt, aber die durstigen Ochsen, die also unter den günstigsten Umständen volle $4^1/_2$ Tage ohne Wasser waren, trinken es doch.

Manchmal ist aber auch nicht genügend Wasser für alle Ochsen da, und dann müssen die armen müden Tiere von zwei Leuten nach einer 6 Stunden weiter südlich gelegenen Wasserstelle getrieben werden. Nachdem die mitgeführten Wasserfässer mit diesem selben Wasser zum Gebrauch für das Wagenpersonal gefüllt sind, geht es wieder weiter, und man erreicht den ersten bewohnten Platz, Kubub, der etwa 18 deutsche Meilen von Lüderitzbucht entfernt ist, nach 48 Stunden. Hier ist auch das erste Weidefeld, wo sich die Ochsen 24 Stunden lang satt fressen dürfen. Die angeführten Zeiten, welche also von Kubub und zurück acht volle Tage betragen, können natürlich nicht immer innegehalten werden: oft kommt es vor, daß der eine oder andere Ochse vor Überanstrengung niederfällt und liegen gelassen werden muß, so daß durch die dadurch entstehende Verminderung des Gespannes die Sache langsamer geht.

Es ist sogar vorgekommen, daß Leute von einem Spann, also von 20 Ochsen, 12, 13, auch 16 verloren haben und den Wagen mitten im

Wege stehen lassen mußten. Bisweilen stehen solche Wagen wochenlang allein mit all den Waren darauf. Nur ganz selten jedoch wird einmal etwas davon gestohlen. — Man sieht aus dieser Schilderung, daß der Weg zur Küste sehr schwierig ist: aber meistens ist es die Nachlässigkeit der Leute, wenn viele Ochsen verloren gehen und dadurch andere Unannehmlichkeiten entstehen. —

Ich selbst bin in den Jahren 1890 bis 1895 31 mal nach Angra gefahren und habe nur einen einzigen Ochsen verloren ...." — Soweit Seidel!

Güterbeförderung. — Frachtsätze.*) — Bei diesem mit Ausnahme weniger Stellen meist noch ganz ursprünglichen Zustande der Straßen, bei den ganz außerordentlichen Schwierigkeiten der Futter-, insbesondere der Wasserbeschaffung beim Durchfahren der fast ganz vegetations- und wasserlosen Wüstenstrecken sind natürlich die Frachtsätze außerordentlich hoch und erreichen die größte Höhe zur Zeit der nicht selten eintretenden Viehkrankheiten. Die zuverlässigsten Angaben über die Höhe der Frachtsätze bilden die von der Landesverwaltung gezahlten Preise.

Dieselben betrugen für 100 Pfd. engl. in den Jahren 1894 bis 1896:

1. Auf der etwa 184 km langen Strecke Swakobmund—Otyimbingwe zwischen 11,15 bis 13,17 Mk. oder im Durchschnitt 1,32 Mk. für 1 Tonnenkilometer.

2. Auf der etwa 360 km langen Strecke von Swakobmund bis Windhoek 15,80 bis 20 Mk. oder im Durchschnitt 1 Mk. für 1 Tonnenkilometer.

Ferner betrugen nach den Angaben von Seidel die Frachtsätze für 100 Pfd. engl. von Lüderitzbucht bis Keetmannshoop 20 Mk., mithin bei etwa 300 km Entfernung 1,33 Mk. für 1 Tonnenkilometer, und von der Lüderitzbucht bis Gibeon 26 Mk., mithin bei etwa 360 km Entfernung 1,44 Mk. für 1 Tonnenkilometer.

Hierbei will ich nicht unerwähnt lassen, daß im September 1897 die Firma Seidel & Mühle sechs Kamele beschafft und mit günstigem Erfolge zum Tragen von Lasten (je 400 Pfd. Mehl) zwischen Lüderitzbucht und dem etwa 135 km entfernten Kubub benutzt hat.

Personenbeförderung. — Nachdem durch die Verbesserung der Straßen und die darauf durch Kontrakt mit dem Ansiedler Gathemann bewirkte Einstellung von Ochsenkarren zur Post- und Personenbeförderung bereits ein wesentlicher Fortschritt in der Verbindung Windhoeks mit der Küste erzielt worden war, wurden im Jahre 1896 die immerhin schweren und langsam fahrenden Ochsenkarren durch Pferdekarren ersetzt. Die Poststalterei übernahm kontraktlich der Farmer Heyn, und wenn auch infolge der

*) Eisenbahn-Frachtsätze siehe Seite 423.

schlechten Weideverhältnisse die mit sechs Pferden bespannten, leichteren Fahrzeuge zunächst fast dieselbe Zeit gebrauchten wie die Ochsenkarren, nämlich für den Weg Windhoek—Swakobmund 10 bis 11 Tage, so wurde doch bald die Fahrzeit auf 7 bis 8 Tage herabgedrückt.

Die Postverwaltung war somit in der Lage, monatlich außer zwei durch Fußboten oder Reiter expedierten Posten zwei weitere durch Pferdekarren nach und von der Küste zu senden. Bei den Karren war vorgesehen, daß außer dem Postillon ein bis zwei Passagiere Platz fanden und so gleichzeitig ein geregelter Personenverkehr stattfand. Das Passagiergeld betrug für die etwa 360 km lange Strecke Swakobmund—Windhoek 120 Mk., mithin für 1 km 33,3 Pfg. Welche Erleichterung das für den einzelnen Reisenden war, kann wohl nur der ermessen, der einmal vier Wochen oder länger in Swakobmund auf Reisegelegenheit ins Innere gewartet hat, denn Pferde oder Ochsen und Wagen sind dort keineswegs immer zu kaufen. Neuerdings ist infolge Kündigung des Vertrages seitens des Herrn Heyn die Posthalterei an den Kaufmann Schmerenbeck übergegangen. Dieser läßt vierzehntägig mit acht Ochsen*) bespannte Karren von 500 kg Tragfähigkeit verkehren, die den Weg „unter Mitbenutzung des bereits fertiggestellten Teiles der im Bau begriffenen Eisenbahn“ in sieben Tagen zurücklegen.

Eisenbahnen. — Die am Ende des Jahres 1896 dem Schutzgebiete immer näher rückende Rinderpest, sowie die vorerwähnten, für die Ein- und Ausfuhr und die wirtschaftliche Entwickelung des Landes überaus ungünstigen Verhältnisse forderten im Frühjahr 1897 energische Abhülfe. Ein aus dem Geheimen Regierungsrat Schwabe und Premierlieutenant Troost gebildetes Privatkomitee stellte unter meiner Mitwirkung zunächst ein Projekt für die Anlage einer Feldbahn von 0,60 m Spurweite von Swakobmund bis Otwimbingwe in einer Länge von etwa 184 km auf und kam zugleich bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes um die Erteilung der Konzession zum Bau dieser Bahn ein. Nachdem diese Verhandlungen ebenso wie die mit der „Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“ wegen unentgeltlicher Hergabe des erforderlichen Grund und Bodens und mit der „South West African Company“, an welche, da ihr in der „Damaraland-Konzession“ das Eisenbahnmonopol verliehen war, bei Einführung des Lokomotivbetriebes an Stelle tierischer Kraft eine Entschädigung gezahlt werden mußte, bereits dem Abschluß nahe waren, entschloß sich im Juli die Kolonialabteilung, die Bahn aus Reichsmitteln ausführen zu lassen. Ein Kommando der Eisenbahn-Brigade**) wurde im August nach dem Schutzgebiete entsandt. Im Januar 1898

*) Die Pferdekarren scheinen sich also nicht bewährt zu haben.

**) Premierlieutenant Kecker, Sekondlieutenant Schultze und einige Unteroffiziere.

veröffentlichte ich in der Kolonialzeitung eine Reihe von Abhandlungen über den Bahnbau, aus welchen einige Stellen hier Platz finden mögen:

„Gehen wir nun zur Betrachtung derjenigen Linien über, welche für den Bau der Bahn voraussichtlich in Frage kommen werden.

Auf dem nördlichen Ufer des Swakob gelegen, werden dieselben von der Küste aus zunächst eine entweder direkt östliche oder mehr nordöstliche Richtung südlich der Hanoas-Berge einschlagen. Die Namib-Wüste, welche sich vom Meeresstrande bis in die Höhe des Geiseb-Gebirges hinzieht und welche in ihrer ganzen Breite durchschnitten werden muß, wird dem Bahnbau nur in der Kreuzung des Khan-Flusses Schwierigkeiten bereiten. Diese Namibflächen bestehen aus ausgedehnten Sand- und Steinwüsten ohne nennenswerte Vegetation. Wasser ist nur in den tief eingeschnittenen Flußbetten erhältlich. Es ist ein eintöniges, trostloses Bild, diese teils ganz ebene, teils sanft wellige Wüstenfläche, welche Dr. Dove in treffender Weise folgendermaßen charakterisiert: »Die Höhe dieses Landstriches steigt ziemlich gleichmäßig nach dem Inneren an und schwankt an ihrer Ostgrenze zwischen 400 und 500 m. Der Boden der Namib ist fest und hart, meist von gelblicher und rotgelber Farbe, und das Land macht den Eindruck einer wirklichen, nach Westen langsam sinkenden Ebene, welche nur von isolierten und meist rundlichen Kuppen überragt wird.«

Der Khan-Fluß, welcher von Nordosten kommend bei Haigamkab in den Swakob mündet, durchbricht mit seinem tiefeingeschnittenen Bett diese Ebene und wird das erste wesentliche Hindernis für den Bahnbau sein. Von einer Ueberbrückung wird man der großen Kosten wegen absehen müssen, und es dürfte das Einfachste sein, das Gleis durch das während des größten Teils des Jahres trockene Flußbett hindurchzulegen, wobei nur *eine* — allerdings aber große — Schwierigkeit besteht, nämlich, eine Stelle am Flusse zu finden, an welcher die Gestaltung und Anordnung der Uferberge und Felsen es gestattet, an der Westseite hinunter und an der Ostseite hinaufzubauen, ohne das Gleis auf längere Strecken *im Flußbette selbst* fortführen zu müssen. Letzteres ist meiner Erfahrung nach deshalb besonders bedenklich, weil der Khan einer der periodischen Flüsse ist, welche *fast alljährlich* „abkommen", d. h. in der Regenzeit Wasser führen und dann zu reißenden Gebirgsströmen werden, deren zu Thal stürzende Wassermassen kein Hindernis kennen. In den Regenperioden 1892/93, 1893/94, 1894/95 und 1895/96 erreichte z. B. der Swakob nur 1892/93 das Meer, während der Khan seine trüben, tosenden Wasser alljährlich bis in den Swakob führte. Beide Flüsse, darauf sei noch besonders hingewiesen, zeigen cañonartige von Höhenzügen und Uferfelsen begleitete Betten, doch finden sich immerhin Stellen, an welchen ein Durchqueren nicht allzu schwierig ist.

Es sind vier Hauptlinien, welche für die Anlage der Eisenbahn in Betracht kommen können:

1. Längs der Randgebirge des Swakob möglichst nahe am Flusse auf Modderfontein—Otyimbingwe.
2. Dicht südlich der Khuos-Berge auf Jakalsfontein oder Modderfontein—Otyimbingwe.
3. Nördlich der Khuos-Berge über Ubib auf Okongava.
4. Über Hoeseb—Oukas auf Karibib.

Obwohl nun die unter 1 und 2 genannten Linien sowohl den Vorteil des kürzesten Weges wie auch den einer direkten Verbindung Swakobmunds mit Otyimbingwe haben, scheint es mir dennoch der Ueberlegung wert zu sein, ob nicht doch eine der Linien 3 oder 4, wobei auch eine Trace nördlich der Hanoas-Berge in Frage kommen könnte, den Vorzug verdient. Wie aus der Karte ersichtlich ist, lassen diese Otyimbingwe südlich liegen. Dies würde den großen Vorteil mit sich bringen, daß die Bahn zwischen Otyimbingwe und Omaruru — bei Karibib ziemlich in der Mitte! — hindurch gehen, dem sehr regen Verkehr des nördlichen Damaralandes bequemer liegen und eine Anschlußbahn nach Norden leicht anzulegen sein würde. Ferner ist zu bedenken, daß sich von der Küste aus über Hoeseb, Oukas bis nach Karibib und ebenso bis Ubib weite Flächen hinziehen, die für die Anlage einer Bahn nicht allein in technischer Beziehung sehr günstig sind, als auch besonders deswegen, weil sie in ihren östlichen Teilen ausgedehnte und reiche Gras- und Weideländer aufweisen, so daß ein reger Ochsenwagenverkehr zu der Bahnlinie hin, wie er besonders an deren Endpunkte sich entwickeln wird, auf lange Zeit hinaus keinen Schwierigkeiten — Wasser- und Weidemangel — begegnen wird. Die Entfernung Otyimbingwe—Okongava, bezw. Karibib, ist außerdem eine so kurze, daß sie mit Ochsenwagen jederzeit leicht wird überwunden werden können, und es fragt sich, ob die Ansiedelungen in Otyimbingwe wirklich schon so bedeutend sind, daß, um sie direkt mit der Küste zu verbinden, der Vorteil des besseren Weges aufzugeben ist. Es scheint mir also nicht absolut notwendig zu sein, Otyimbingwe direkt anzuschließen, als vielmehr die Bahn bis in die Höhe dieses Ortes fortzuführen und somit zunächst in das Centrum des Verkehrs im westlichen Damaraland zu gelangen. Die Hauptsache aber ist und bleibt, den Ochsenwagen den furchtbaren Weg durch die Namib-Wüste zu ersparen, auf welchem die Frachtfahrer besonders in den letzten Jahren arge Verluste an Zugtieren zu beklagen hatten.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Linien genauer zu beschreiben, und es genüge daher, zu sagen, daß es als die Hauptaufgabe der Bauleitung erscheint, selbst auf Kosten einer kürzeren Verbindung die günstigsten Gelände-

verhältnisse aufzusuchen und sich um die Gebirge gewissermaßen herumzuwinden, wo es nur irgend möglich ist. Daß an einzelnen Stellen die Linie dennoch den Charakter einer Gebirgsbahn tragen wird, ist wahrscheinlich, doch dürfte es nicht allzu schwierig sein, mit den im Lande schon vorhandenen Hilfsmitteln auch hier Rat zu schaffen. Hat doch bereits in den Jahren 1895/96 Premierlieutenant Heldt bei dem Bau der Straße Otwimbingwe—Windhoek gezeigt, was sich mit eingeborenen Arbeitern unter der Aufsicht von wenigen Weißen leisten läßt. Denn was dort mit ganz geringen Hülfsmitteln unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen geleistet worden ist, beansprucht die höchste Anerkennung. Allerdings will der eingeborene Arbeiter unaus-

Eisenbahnzug in Südwestafrika.
(Nach einer Photographie des Lieutenants Schultze.)

gesetzt beaufsichtigt sein, und ein gewisser Druck muß stets, auch bei dem Anwerben und Zusammenbringen von Arbeitskräften, ausgeübt werden, da der Herero sowohl wie der Bergdamara unseres Schutzgebietes noch lange nicht soweit erzogen ist, daß er, selbst wenn es ihm materiell miserabel geht, auch nur daran dächte, sich freiwillig zur Arbeit zu melden. Solche Freiwilligen sind überaus selten; darüber darf man sich keinen Illusionen hingeben. Weit arbeitsamer als die obengenannten Nationen sind die Ovambo, welche z. B. auf den Guanofeldern bei Kap Cross fast ausschließlich die Arbeit verrichten. Ueberaus zu bedauern wäre es daher, wenn man Arbeiter aus anderen Ländern in unser Schutzgebiet einführte. Dann zwinge man lieber die Beschäftigungslosen und Arbeitsscheuen unter den Eingeborenen des Landes

zum Arbeiten, denn dem Neger in seinem Hange zum Nichtsthun nachzugeben, halte ich wohl nicht mit Unrecht für eine falsche und verderbliche Rücksichtnahme. Deutsche Arbeiter*) werden im Lande selbst bei Bedarf in genügender Anzahl erhältlich sein, wie mir mehrere Briefe und Gesuche von Leuten gezeigt haben, welche infolge der durch die Rinderpest erlittenen Verluste gezwungen sind, Arbeit zu suchen. Die Unterstützung solcher Stellungsuchenden durch Übertragung von Arbeit scheint mir ein nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Vorteil des Bahnbaues zu sein. Man suche daher vor allem die Arbeitskräfte im Lande selbst und führe nicht mehr, als unbedingt notwendig sind, ein. — Soviel über die Arbeiterverhältnisse!

Welche der obengenannten Linien nun ausgeführt werden wird, scheint noch nicht absolut sicher zu sein, jedenfalls verdienen, wie ich bereits anführte, die nördlichsten meiner Ansicht nach besondere Beachtung,**) und schon im Jahre 1895 wurde in Südwestafrika selbst eine Linie über Karibib oder Okongava für sehr aussichtsvoll gehalten. Zu dieser Zeit bereits beschäftigte ich mich als Distriktschef von Otyimbingwe mit Untersuchungen über die günstigste Lage einer zu bauenden Eisenbahn und auf häufig ausgeführten Reisen zur Küste hatte ich ausreichend Gelegenheit, die oben angeführten Erfahrungen zu sammeln. — Sei es nun, daß die Bahn zunächst mit tierischer Kraft betrieben, sei es, daß sofort Lokomotivbetrieb eingeführt wird, stets wird die Wasser- und Weidefrage die wichtigste sein. Ich glaube, daß nach Ausführung von Bohrarbeiten in den Flußthälern Wasser in vollständig genügender Menge erhältlich sein wird. Schwieriger dürfte es schon sein, bei einem Betrieb mit Zugtieren für diese das nötige Futter allerorts zu beschaffen, und bis in die Höhe von Modderfontein wird Hafer oder Mais und Preßheu stets mitgeführt werden müssen, da — besonders nach regenarmen Jahren — erst dort ausreichende Weideflächen vorhanden sind. Deshalb halte ich es auch für vollständig ausgeschlossen, Modderfontein oder Jakalsfontein auf längere Zeit als Endpunkt der Bahn zu belassen, denn die dortigen Grasbestände werden ein Zusammenströmen solcher Mengen von Zugtieren, wie es am Endpunkt der Linie stattfinden wird, auf die Dauer nicht aushalten können.

Daher ist auch die Fortführung der Bahn bis in die Höhe von Otyimbingwe in Aussicht genommen worden.

*) Als Vorarbeiter und Aufsichtführende.

**) Neuerdings wird aus dem Schutzgebiete berichtet, daß man sich für eine nördliche Trace, die sich dem Orte Ubib stark nähere und dann auf Okongava, bezw. Karibib führe, entschieden habe. Vergl. auch weiter unten die Angaben des „Windhoeker Anzeigers".

Die wirtschaftlichen Vorteile der Anlage sind in erster Linie: Sicherstellung und Verbilligung des Frachtverkehrs*) sowie Beschleunigung des Post- und Personenverkehrs. Auch wird jetzt erst die Rentabilität gewisser Erwerbszweige festgestellt werden können, so z. B. der Wollschafzucht, die bisher durch die hohen Frachtsätze zur Küste kaum rentabel gewesen sein würde. Ebenso läßt sich für die Rindviehzucht Günstiges erhoffen, denn diese hatte durch den infolge des Transportfahrens durch die Wüste bis zur Küste hervorgerufenen fortwährenden Verbrauch von frischen und starken Tieren besonders gelitten.**) —"

Nach den neuesten Nachrichten ist das Bahngleis bis ungefähr 100 km, der Unterbau und die Telephonanlage etwas weiter fertiggestellt. Der in Windhoek erscheinende „Windhoeker Anzeiger" führt Folgendes an:

„Die Tracierungsarbeiten für die Eisenbahn Swakobmund—Windhoek sind durch Premierlieutenant Kecker von der Eisenbahn-Brigade beendet. Die Länge der Bahn beträgt im ganzen 380,9 km; die Bahn geht über Nonidas (10 km), Richthofen (20 km), Rössing (40 km), durch den Khan-Fluß von km 54 bis 57, nach Jakalswater (km 96), dann in nordöstlicher Richtung nach Okangava (km 187), nördlich von Otyimbingwe. Otyimbingwe selbst kann nicht berührt werden, weil ein benutzbarer Zugang durch die Berge fehlt. Bei km 250 wird dann die Bahn die Straße Otyimbingwe—Okombahe schneiden, bei km 303 erreicht die Bahn Okahandya, bei Osona wird sie über den Swakob geführt, der hier 400 m breit ist. Es folgen dann die Flüsse Okapuka, Brakwater, bis bei 380,9 km Windhoek erreicht ist. Der Bahnhof soll auf dem Höhenzuge westlich von Windhoek errichtet werden. Der Fertigstellung der ganzen Strecke bis Windhoek dürfte binnen zwei

*) Ganz besonders wird es die Aufgabe der Verwaltung sein, die Sätze für Rückfrachten nach der Küste so billig wie nur irgend möglich festzusetzen, ja sogar Ausnahmetarife zu schaffen, wenn es sich darum handelt, den Export irgend eines neu auftretenden Produkts (Bergbau) zu fördern und der Einführung dieses Produkts auf dem Weltmarkt die Bahn zu ebnen. Der sonst recht verständliche Wunsch, mit der Bahn von Anfang an gut zu verdienen, muß diesen Rücksichten gegenüber, soweit es nur irgend kaufmännisch zu verantworten ist, zurücktreten. — Nach einer Bekanntmachung des Gouvernements sind die Tarife vom 15. Oktober 1898 an folgendermaßen festgesetzt worden:

	pr. Ctr (deutsch) und km
Güter in der Richtung von Swakobmund ins Innere	2,5 Pf.
In umgekehrter Richtung	1,0 "
Für Vieh, Baumaterial, Steine und Kohlen, landwirtschaftliche Geräte, Maschinen, tritt eine Ermäßigung in der Weise ein, daß für ganze Wagenladungen (100 Centner deutsch) der Tarif beträgt:	
In der Richtung Swakobmund—Inneres	1,0 "
" " " Inneres—Swakobmund	0,6 "

**) So z. B. in erster Linie bei den Bastards von Rehoboth.

Jahren entgegen gesehen werden. Die Bahn wird in einer Spurweite von 60 cm gebaut. Der ordentliche Betrieb findet jetzt nur noch mit Dampf statt. Die zur Verwendung kommenden Maschinen sind die bei der Eisenbahntruppe für Kriegszwecke eingeführten Zwillingsmaschinen. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt vorläufig 12 km in der Stunde, kann aber bis 15 km gesteigert werden. Die Bahn ist derart angelegt, daß durchschnittlich alle 20 km Ausweichen vorhanden sind, so daß am Tage acht Züge fahren können. Mit jedem Zuge können zehn Wagen à 7 t (wovon 2 t auf das Gewicht der Wagen kommen), also zusammen 50 t Güter befördert werden. Die mögliche Tagesleistung würde also 400 t = 8000 Ctr. betragen."

Man sieht hieraus, daß die bereits im Januar 1898 von mir warm empfohlene Linie nördlich von Otwimbingwe gewählt worden ist. An dem Bahnbau waren bisher thätig: 2 Offiziere, 1 Rechnungsbeamter, 14 Unteroffiziere, 240 weiße und 230 farbige Arbeiter.

Ich habe alles gesagt, was sich vorläufig über die Eisenbahnfrage sagen läßt, und es erübrigt nur noch, mitzuteilen, daß auch für die projektierte Bahnlinie Lüderitzbucht—Kubub bereits Vermessungsarbeiten im Auftrage der South African Territories Company ausgeführt worden sind. An die ebengenannte Gesellschaft hat inzwischen das bereits öfter angeführte Karaskhoma Syndikat seine Rechte abgetreten. Die Bahn soll über Aus geführt werden: der Wanderdünengürtel wird dem Bau erhebliche Schwierigkeiten bereiten.

Postwesen. — In dem dem Weltpostverein angehörenden Schutzgebiet befinden sich zwölf Postanstalten, welche dem „Postamt" in Windhoek unterstellt sind. Alle Postanstalten befassen sich mit dem Briefpost- und Zeitungsdienst; bei denjenigen in Windhoek, Swakobmund, Otwimbingwe, Omaruru, Okahandya und Lüderitzbucht besteht außerdem der Postpacketdienst, und bei den Postanstalten Windhoek, Swakobmund, Keetmannshoop und Otwimbingwe noch der Postanweisungsdienst. Die Beförderung von Postsendungen aus Deutschland nach dem Schutzgebiete erfolgt entweder mit den direkten deutschen Dampfern der Woermann-Linie nach Swakobmund bezw. Lüderitzbucht, oder mit den englischen Dampfern der Union- und Castle-Linie über Kapstadt, von wo aus die Post alle vier Wochen durch den R. P. D. „Leutwein" nach Lüderitzbucht, Walfischbai, Swakobmund und Kap Croß in einer fahrplanmäßigen Fahrzeit von sieben Tagen befördert wird.

Im Jahre 1898 bestanden folgende Postverbindungen:

Swakobmund — Otwimbingwe — Gr. Barmen — Windhoek wöchentlich (Ochsenkarre, 7 Tage, Fußboten, 9 Tage). Swakobmund—Walfischbai wöchentlich (Fußboten, $^1/_2$ Tag). Otwimbingwe—Omaruru 14 tägig (durch Ochsen-

A. Einfuhrzölle.

Tarif-Nr.	Warengattung	Zolltarifsatz	Bemerkungen.
1	Bier aller Art	brutto 1 kg 0,06 Mk.	
2	a) Hüte aller Art	pro Stück 1,00 =	
	b) Mützen aller Art	= = 0,50 =	
3	Kaffee und Kakao	brutto 1 kg 0,20 =	
4	Konserven sowie Verzehrungsgegenstände aller Art (Fleisch, Gemüse, Früchte, Saucen, Milch, Butter, Fette, Biscuits, Konditor- und Zuckerwaren ꝛc.), welche in hermetisch verschlossenen Dosen, Flaschen, Kruken oder nur getrocknet, gesalzen oder sonst präserviert eingehen	= 1 = 0,20 =	
5	Mineralwasser, künstliche wie natürliche .	= 1 = 0,06 =	
6	Petroleum	= 1 = 0,05 =	
7	Schießbedarf und Sprengstoffe:		
	a) Patronen aller Art	= 1 = 0,20 =	
	b) Schießpulver, Schrot, Zündhütchen .	= 1 = 1,00 =	
	c) Blei	= 1 = 0,10 =	
	d) Dynamit und sonstige Sprengstoffe	= 1 = 0,40 =	
8	a) Sattlerwaren aller Art	= 1 = 1,00 =	
	b) Schuhwaren	pro Paar 1,00 =	
9	Seife	brutto 1 kg 0,05 =	
10	Spirituosen aller Art (mit Ausnahme von Bier, Wein und Schaumwein), alkoholhaltige Parfümerien, Essenzen, Tinkturen, auch zum Medizinalgebrauch	pro 1 l 2,00 =	Bei der Berechnung des Liter-Inhalts werden Flaschen, Kruken ꝛc. bis zu 1/4 l Inhalt zu 1/4 l, über 1/4 bis zu 1/2 l zu 1/2 l ꝛc., jedes angebrochene Viertelliter für ein volles Viertelliter gerechnet.
11	Streichhölzer	brutto 1 kg 0,50 =	
12	Tabak:		
	a) Cigarren, Cigaretten, Plattentabak .	= 1 = 2,00 =	
	b) Rohe Tabakblätter, roher und geschnittener Rauchtabak sowie Kau- und Schnupftabak jeder Art . . .	= 1 = 1,50 =	
13	Salz	= 1 = 0,02 =	
14	Thee	= 1 = 0,75 =	
15	Waffen:		
	a) Hinterladegewehre aller Art mit Ausnahme der Teschins	pro Stück 20,00 =	
	b) Teschins, Vorderlader und sonstige Schuß- und Stichwaffen	= = 5,00 =	
16	Weine und Schaumweine	brutto 1 kg 0,15 =	
17	Zeuge und Zeugwaren aller Art aus Wolle, Halbwolle, Baumwolle, Leinen und Seide (fertige Kleider, Leibwäsche und Putzwaren aller Art, Decken und Teppiche ꝛc.)	netto 1 = 1,00 =	
18	Zucker, roher und raffinierter aller Art .	brutto 1 = 0,10 =	

Die Einführung von Feuerwaffen, Munition oder Pulver jeder Art sowie der Handel damit ist nur der Kaiserlichen Landeshauptmannschaft gestattet.

Auf Grund eines schriftlichen, von der zuständigen Bezirkshauptmannschaft auszustellenden Erlaubnisscheines kann Nichteingeborenen die Erlaubnis zur Einführung von Feuerwaffen und Munition zum eigenen Gebrauch gestattet werden, sofern sie hinreichende Sicherheit dafür gewähren, daß sie dieselben nicht an Dritte vergeben oder verkaufen werden.

B. Ausfuhrzölle.

Tarif-Nr.	Warengattung	Zolltarifsatz.
1	Guano aller Art:	
	a) bei der Ausfuhr in Schiffen, welche mit Guano vollbeladen oder mit mehr als drei Vierteln ihres Registertonnengehaltes beladen sind, für jede auch nur angefangene Registertonne laut Meßbrief . .	Registertonne 35 Mk.
	b) bei der Ausfuhr in Schiffen, welche nur bis zu drei Vierteln ihres Registertonnengehaltes mit Guano beladen sind, sowie bei der Ausfuhr über Land . .	100 kg 3,00 Mk.
2	Robben- und Seehundfelle	1 Stück 1,00 Mk.
3	Straußfedern, rohe und gereinigte	netto 1 kg 4,00 Mk.
4	Großvieh (Ochse, Bulle, Kuh)	1 Stück 60,00 Mk.
	Kleinvieh (Schaf, Ziege)	1 = 10,00 Mk.

Handelsfirmen, Hotels u. s. w.

(E. bedeutet: zugleich bedeutendste Exporteure.)

Firma	Ort der Niederlassung	Bemerkungen.
Bahr	Swakobmund, Outyo	
T. Bohsen	Windhoek	
Brandt & Mühler	Marienthal	Kaufladen und Plantage (Tabak)
Frhr. v. Brockdorf & Schuster	Hohe Warte (früher „Wieses Farm" genannt)	
H. W. Burmester	Bethanien, Keetmannshoop	E.
Corlais	Tsaobis	Gastwirtschaft und Kaufladen
Julius Dannert	Otyimbingwe	
Erhard & Schultz	Swakobmund, Omaruru	E.
C. Glöditsch	Otyimbingwe	Wagenbauanstalt, Gastwirtschaft und Hotel
H. Groeneveld	Bersaba	
Habermann & Denecke	Omaruru	
E. Hälbig Wwe.	Otyimbingwe	Wagenbauanstalt und Kaufladen
E. Heyn	Gr. Barmen	
Heinemann	Swakobmund	Gastwirtschaft
Keetz	=	Hotel „Fürst Bismarck"
Köstens	Nonidas	Schlächterei
Krabbenhöft	Gibeon	
Th. Lambert	Outyo	

Firma	Ort der Niederlassung	Bemerkungen.
Mauer	Salem	Gastwirtschaft und Kaufladen
Merker	Okombahe	〃 〃 〃
G. Mertens	Windhoek, Rehoboth	
Mertens & Sichel	Walfischbai, Swakopmund, Windhoek, Rehoboth	E.
C. Ohlsen	Gobabis	
Poolmann	Grootfontein	
Pürainen	Omaruru	
Rascher & Thielecke	Swakopmund	
W. Redecker	Otjimbingwe	
Le Riche & Co.	Warmbad	
C. W. Rolfs	Franzfontein	
H. Rosenhauer	Gibeon	
Sabatta	Franzfontein	
A. Schmerenbeck	Windhoek	
Schröder	Nitdraai	Gastwirtschaft und Kaufladen
Seidel & Mühle	Keetmanshoop, Bethanien, Gibeon, Lüderitzbucht, Jes-Kamelbaum	E.
Stern & Henker	Windhoek	Wagenbauanstalt
Suntheim & Titus	Otjimbingwe	〃
G. Tatlow	Omaruru, Okombahe	E.
v. Tippelskirch & Co.	Swakopmund	E.
Wecke & Voigts	Swakopmund, Windhoek, Okahandya	E.
Wronsky & Co.	Omaruru	Gastwirtschaft und Kaufladen
C. Wulff & Co.	Swakopmund, Windhoek, Otjiseva	

Handelsgesellschaften.

(E. bedeutet: zugleich bedeutendste Exporteure.)

Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft	Swakopmund, Rehoboth	E.
Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika	Swakopmund, Spitzkoppje, Lüderitzbucht	
South African Territories Co.	Warmbad	

Bauunternehmer, Bautischlereien, Bauhandwerker u. s. w.

Frommann	Otjimbingwe	Maler
Gathemann	Windhoek	〃
Glöditsch	Otjimbingwe	Bautischlerei und Schmiede
E. Hälbig Wwe.	〃	〃 〃 〃
Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika	Swakopmund	Bauunternehmung
G. Rösemann	Otjimbingwe	〃
Stern & Henker	Windhoek	Bautischlerei und Schmiede
Tünschel & Wilke	〃	Bauunternehmung
Wede	〃	Ziegelei

Sitz	Firma	Stationen
London	The South African Territories Limited. Gegr. 1895. Kapital: 10 000 000 Mk. Vertreter: P. A. Scratchley, London E. C., Canon Street 81.	
=	South West African Company Ltd. Gegr. 1892. Kapital 10 000 000 Mk. Vertreter der Gesellschaft in Deutschland: Dr. Scharlach, Hamburg, Nobelshof.	

Preise der Lebensbedürfnisse. — Infolge der hohen Schiffs- und Überlandfrachtsätze sind die Preise aller Lebensbedürfnisse überaus hohe und dabei großen Schwankungen unterworfen. Vom Oktober 1893 bis März 1894 stiegen die Preise infolge des Krieges und der Lungenseuche ununterbrochen, sanken dann wieder bedeutend und wuchsen bei Ausbruch der Rinderpest zu alter Höhe, die aber nach Einführung des Zolls noch übertroffen worden sein wird.

Die nachfolgende Tabelle wurde ohne Rücksicht auf die durch den Zoll erfolgte Preissteigerung zusammengestellt. So weit als möglich wurde versucht, den Durchschnitt zu geben.

Vergleichung der Preise.

	In Swakobmund (Walfischbai) Mk.	In Otyimbingwe Mk.	In Windhoek Mk.	In Rehoboth Mk.
A. Lebensmittel.				
Hartbrot (Schiffszwieback) 100 Pfd.	60—75	80—100	100	—
Reis . . . . . 100 =	40—50	60—75	80	—
Kaffee . . . . 100 =	130—150	160	180—200	200
Zucker . . . . 100 =	—	45—50	70—100	100
Mehl . . . . . 100 =	30	50	80—90	—
1 Dutzend Eier	2	1,20	1,20—2,00	—
1 Pfd. Kartoffeln	—	0,40	0,75	—
1 Büchse Frankfurter Wurst .	2,75	3,50	4	—
1 Pfd. ger. Speck	1,50	—	—	—
1 Dose präserv. Butter . . .	2,50	—	3	4
1 Büchse Corned beef (2 Pfd.)	—	—	—	2
1 kl. Dose Erbsen in Wasser .	1,50	—	—	2,50
1 Pfd. Pfeffer	2	—	—	—
1 Pfd. Paprika	2	—	—	—

	In Swakobmund (Walfischbai) Mk.	In Otyimbingwe Mk.	In Windhoek Mk.	In Rehoboth Mk.
1 Pfd. Lorbeerblätter	2	—	—	—
1 Pfd. Zwiebeln	0,30	0,40	—	—
1 Pfd. Rosinen	0,50	1	—	—
1 Dose Fruchtjam	0,60—1	1	—	—
1 Dose kondens. Milch	1	—	—	—
1 Fl. Essig-Essenz	2	3	—	4
1 Fl. eingem. Früchte	1,50—2,50	2,50—3,25	—	—
1 Fl. Speiseöl	0,75—1	—	—	3
1 Fl. Citronensaft	3—4,50	—	—	7
1 Fl. Mineralwasser	0,50—0,70	1	1—1,50	1,50
Plantentabak, 1 Pfd.	—	4	5	5—6
B. Wein, Bier ꝛc.				
1 Fl. leichten Moselwein z. B. Zeltinger	1,75—2	3	3—4	4—5
1 Fl. Kapwein, gewöhnlicher	1—1,50	1,75—2	2	2,50
1 Fl. Münchener Bier	1,50	1,75—2,25	2—2,50	—
1 Fl. Pilsener Bier	1,50	—	2	—
1 Fl. Weißbier	1	—	2	3
1 Fl. Cognak, geringere Sorte	5—6	6—7	8	10
1 Fl. Cognak, beste Sorte, z. B. Hennessy***	9—10	10	10—12	12—15
1 Fl. Gin, große	6	—	—	—
1 Fl. Gin, kleine	2—3	3—5	4—6	6
1 Kiste helles Bier (48 Flaschen)	30	65	75—80	96—100
1 Kiste Münchener Bier (48 Fl.)	72	84—108	96—120	120
C. Kleidungsstücke.				
1 Filzhut mittl. Qualität	6—8	—	8—12	—
1 Anzug aus leichtem Tuchstoff	von 30 an	—	—	—
1 Jagdjoppe aus Lodenstoff	15	—	20—30	—
1 weiße Leinenhose (I. Qual.)	12	—	—	—
1 weiße Leinenjacke (I. Qual.)	13	—	—	—
1 Paar starke braunled. Schuhe	10—12	—	12—16	—
1 Dtzd. gewebte leichte Strümpfe	12	—	18	—
1 Yard Kordstoff	2,50	—	—	—
1 Yard Kattun	0,40—0,70	—	0,60—1	1
1 Yard Leinwand	0,40—0,70	—	0,60—1	1
1 guter Woylach	12	—	15—25	—
D. Verschiedenes.				
1 Tabakspfeife	1 1,50	1—1,50	1,50 2	2
1 starkes Messer (1 Klinge)	1	1—1,50	1,50	2
1 Wassersack	—	2,50		4,50
1 Paar Pferde-Spannfesseln	5—7,50		—	10

Auch die Fleischpreise sind, allerdings in ganz abweichender Form von der Preissteigerung der Importwaren, gestiegen. Während im Jahre 1893 das Pfd. Rindfleisch 9 bis 11 Pfg., im Jahre 1894/95 in Otyimbingwe 11½ bis 12 Pfg., in Windhoek bis 20 Pfg. kostete, stieg der Preis für ein Pfd. in und nach der Zeit der Rinderpest auf 50, ja 60 Pfg.!

Ähnliche Verhältnisse finden wir bei der Wertschätzung der Zug-, Reit- und Zuchttiere, so z. B.:

Preis eines Zugochsen:

vor 1893: 70 bis 80 Mk.; 1894/95 (Krieg, Lungenseuche): 90 bis 120 Mk.; 1897: 150 bis 160 Mk.;

Durchschnittspreis eines Reitpferdes:

vor 1893: 200 bis 300 Mk; 1894 (infolge des Krieges: starker Verbrauch und Nachfrage) 300 bis 400 Mk.

Weitere Viehpreise:

1893: 1 Hammel 8 bis 10 Mk.; 1894/95: 12 Mk.; an der Küste nicht unter 15 Mk. (40 bis 50 Pfd. Fleisch).

1893: 1 Ziege 5 bis 6 Mk.; 1895: 8 bis 10 Mk.

vor 1893: 1 Herero-Kuh 50 bis 60 Mk.; 1895: 80 bis 100 Mk.

1893: 1 fünfjähriger starker Schlachtochse 60 Mk.; 1895: 90 bis 100 Mk.

Verwaltung. — Die Verwaltung leitet der Kaiserliche Gouverneur Major Leutwein (Stellvertreter Regierungsrat v. Lindequist). Ihm unterstehen die vier Bezirkshauptmannschaften Windhoek, Otyimbingwe, Outwo, Keetmannshoop und die selbständigen Distrikte Swakobmund und Gibeon. Die ersteren zerfallen in verschiedene Distrikte, in denen die Ortspolizeibehörden die Organe der Verwaltung sind.

Das Schutzgebiet ist in drei Gerichtsbezirke eingeteilt, und zwar in einen Nord- (Windhoek), West- (Otyimbingwe) und Süd- (Keetmannshoop) Bezirk. Der Sitz des Gerichtes 2. Instanz ist Windhoek.

Kaiserliche Schutztruppe. — Der Etat der Schutztruppe beträgt: 31 Offiziere (einschließlich Sanitätsoffiziere und obere Militärbeamte), 6 Zahlmeisteraspiranten, 710 Unteroffiziere und Reiter.

Einteilung: 4 Feldkompagnien, 1 Feldbatterie, Handwerkerabteilung, Distrikts- (Polizei-) Truppen.

1897 Pferdebestand: rund 1000 Stück, Maultiere: rund 500 Stück, Zugochsen: rund 800 Stück.

Kirche und Schule. — Die Seelsorge und der Schulunterricht liegen fast ausnahmslos in den Händen der Missionare der Rheinischen Missionsgesellschaft, zu deren Hilfe in besonderen Anstalten in Okahandya und Keetmannshoop Eingeborene zu Schullehrern ausgebildet werden.

In Otwimbingwe und Windhoek bestehen Schulen für weiße Kinder, die von Herrn Pastor Olpp, bezw. Fräulein Helene Nitze geleitet werden. Diese Schulen erhalten einen Staatszuschuß.

Seit 1896 hat sich auch der katholische Orden der Oblaten in Windhoek und im Bezirk Keetmannshoop niedergelassen.

Ansiedlung. — Betreffs dieses Themas verweise ich auf die Ausführungen Dr. Doves und führe anschließend für Auswanderungslustige die Auskunft an, welche das Kaiserliche Gouvernement selbst vor kurzem über die Ansiedlungsverhältnisse gegeben hat:

„Ansiedler, d. h. Leute, die sich dem Landbau und der Viehwirtschaft widmen wollen, haben ohne Vermögen geringe Aussichten. Zur Ansiedelung sind mindestens 10000 Mk. erforderlich. Mit diesem Mindestkapital ausgerüstet, können praktische und nüchterne Leute, die persönlich vor keiner Arbeit zurückscheuen, auf Erfolg rechnen. Tüchtige Handwerker, besonders vom Baugewerk, haben, auch ohne im Besitz größerer Kapitalien zu sein, immer Aussicht auf Arbeit und Verdienst. Auch beim Bahnbau werden noch weiße Arbeiter gegen einen monatlichen Lohn von 100 Mk. und freie Verpflegung angenommen. Kaufleuten, die auch im Besitz genügender Mittel sind, um selbständig zu arbeiten, kann die Einwanderung nur dann angeraten werden, wenn sie mit einem festen Engagement kommen, Kaufgeschäfte sind bereits sehr reichlich hier. Nach der Rinderpest ist der Binnenhandel so beträchtlich zurückgegangen, daß schon diese zum Theil sehr mäßigen Umsatz haben. Für tüchtige Leistungen werden durchschnittlich hohe Löhne gezahlt, besonders an Handwerker. Der Lebensunterhalt kommt dementsprechend teuer zu stehen, dürfte aber im allgemeinen nur wenig teurer sein als in Südafrika. Für den Landerwerb gelten die nachstehenden Bedingungen:

Der Erwerb von Regierungsländereien in Südwestafrika.

Bedingungen für den öffentlichen Verkauf von Regierungsfarmen.

§ 1. Der Zuschlag wird nach Wahl des Kaiserlichen Gouvernements einem der drei Höchstbietenden erteilt, wenn das Gebot mindestens die Höhe von ½ bis 1 Mk. für den cap'schen Morgen (= 4 pr. M.) erreicht.

§ 2. Durch den Zuschlag geht das Eigentum an der Farm unter der im § 11 näher bezeichneten Bedingung auf den Käufer über.

§ 3. Der Kaufpreis kann in einer Summe auf dem Verkaufstermin oder in Teilzahlungen bei der Hauptkasse des Kaiserlichen Gouvernements erlegt werden.

§ 4. Auf dem Verkaufstermin muß mindestens ein Zehntel des Kaufpreises in bar angezahlt werden. Ein zweites Zehntel ist spätestens nach Ablauf eines Jahres bei der Kasse des Kaiserlichen Gouvernements in Windhoek einzuzahlen.

§ 5. Binnen 15 Jahren vom Verkaufstermine ab muß das Restkaufgeld getilgt werden. Vom zweiten bis zehnten Jahre sind in gleichen jährlichen Raten mindestens vier Zehntel desselben zu zahlen; die dann noch verbleibenden vier Zehntel verteilen sich in gleicher Weise auf die letzten fünf Jahre.

§ 6. Was an Verkaufsgeld am Verkaufstage nicht bar bezahlt wird, ist von diesem Termin ab mit jährlich vier Prozent zu verzinsen.

§ 7. Die Zinsen sind in halbjährlichen oder jährlichen Raten im Laufe desjenigen Monats, in dem sie fällig sind, bei der Hauptkasse des Kaiserlichen Gouvernements von dem Schuldner einzuzahlen.

§ 8. Für das Restkaufgeld bleibt das Grundstück dem Kaiserlichen Gouvernement mit der Maßgabe verpfändet, daß nach Anlegung eines Grundbuches das Restkaufgeld als erste Hypothek in dasselbe eingetragen ist.

§ 9. Die Kosten für die Vermessung und die Verlochsteinung des Grundstückes, sowie für die Ausstellung einer Besitzurkunde hat der Käufer zu tragen; ebenso sämtliche bei etwaiger späterer Anlegung eines Grundbuches entstehende Kosten. — Soweit diese Kosten sich schon jetzt feststellen lassen, sind sie am Verkaufstage, die übrigen auf Erfordern des Gouvernements bar an die Hauptkasse zu entrichten.

§ 10. Der Käufer ist verpflichtet, die Bewirtschaftung des Grundstückes innerhalb eines Jahres nach dem Kaufe in Angriff zu nehmen und dasselbe während eines Zeitraumes von zehn Jahren in eigenem Besitz und eigener Bewirtschaftung zu behalten. Abweichungen sind nur mit Genehmigung des Kaiserlichen Gouvernements gestattet.

§ 11. Wenn der Käufer die in den §§ 4 bis 10 einschließlich aufgeführten Bedingungen nicht erfüllt, fällt das Grundstück in das Eigentum des Kaiserlichen Gouvernements zurück, welches dasselbe sofort wieder zum öffentlichen Verkauf bringen kann.

§ 12. Abzahlungen auf das Restkaufgeld im Betrage von mindestens 500 Mk. können jederzeit an die Hauptkasse in Windhoek geleistet werden.

§ 13. Hinsichtlich der Aufsuchung und Gewinnung von Mineralien wird auf die Kaiserlichen Verordnungen, betreffend das Bergwesen im südwestafrikanischen Schutzgebiet vom 15. August 1889 und 6. September 1892 verwiesen.

§ 14. Nach Ablauf des 10. Jahres vom Verkaufstermine ab haben die Käufer der Grundstücke und deren Rechtsnachfolger eine Grundsteuer von jährlich 200 Mark zu zahlen. Die etwaige Einführung einer besonderen Gebäudesteuer wird hierdurch nicht berührt.

§ 15. Die Besitzer der Farmen haben die Verpflichtung, für die Instandhaltung der durch ihre Grundstücke gehenden, noch zu legenden oder die Grenzen derselben berührenden öffentlichen Wege, sowie für die Instandhaltung der Wasserstellen und der Grenzmarken nach Maßgabe der hierüber noch zu erlassenden Verordnungen Sorge zu tragen. — Abholzungen dürfen nur zu eigenem Gebrauch vorgenommen werden. Für die abgeholzten Bäume sind andere in gleicher Zahl zu pflanzen.

Windhoek, den 25. Juni 1894.

Vorzugs-Bedingungen für den Verkauf von Regierungsfarmen in den eroberten Gebieten bei Outyo und Gobabis für wehrpflichtige Deutsche.

§ 1. Zum Verkauf werden Farmen in einer Größe von 5000 Hektaren zu [illegible] Preise von 50 Pfg. für den Hektar gestellt. – Um jede Farm wird eine Fläche [illegible] etwa gleicher Ausdehnung freigelassen und dem Käufer auf dieselbe das Vorkaufsr[illegible] unter den allgemeinen Bedingungen für Regierungsland eingeräumt. — Sind für ei[illegible] und denselben Platz mehrere Kauflustige vorhanden, so findet eine öffentliche Versteiger[illegible] statt. Der Zuschlag wird nach Wahl der Regierung einem der drei Höchstbieten[illegible] erteilt. — Hat die Regierung auf der Farm Meliorationen, wie Anlegung von Brunnen[illegible] vorgenommen, so wird der Selbstkostenpreis auf den Kaufpreis aufgeschlagen.

§ 2. Der Kaufpreis kann in einer Summe auf dem Verkaufstermin oder in [illegible] zahlungen, die nicht weniger als 1/15 des Kaufpreises betragen dürfen, bei der Gouve[illegible]ments- oder zuständigen Bezirkskasse entrichtet werden.

§ 3. Am Tage des Abschlusses des Kaufvertrages (Zuschlages) muß 1/15 de[illegible] Kaufgeldes angezahlt werden. Der Rest desselben ist bis zum Ablauf des 20. Jahre[illegible] zu erlegen. Hierfür bleibt die Farm mit der Maßgabe verpfändet, daß nach Anlegung [illegible]eines Grundbuches das Restkaufgeld als erste Hypothek in dasselbe einzutragen ist. Die Eintragung hat auf Verlangen der Regierung zu geschehen.

§ 4. Während der auf den Verkauf (Zuschlag) folgenden 6 Jahre ist der Käufer weder zu Abzahlungen noch zu Zinszahlungen verpflichtet. Vom Beginn des 7. Jahres an hat er jährlich mindestens $^1/_{15}$ des Kaufpreises abzuzahlen und das Restkaufgeld mit 4 Prozent zu verzinsen. Die Zinsen sind mit der fälligen Kaufgeldrate zu entrichten.

§ 5. Der Käufer muß die Farm während eines Zeitraumes von zehn Jahren und wenn das Kaufgeld bis dahin nicht bezahlt ist, bis zur Abzahlung des Kaufpreises im eigenen Besitz und Bewirtschaftung behalten. Abweichungen bedürfen der Zustimmung des Kaiserlichen Gouvernements.

§ 6. Sobald die Regierung es für notwendig erachtet, spätestens aber bei Zukauf von angrenzendem Regierungsland, muß der Käufer die Farm durch einen von der Regierung beglaubigten Landmesser vermessen lassen.

§ 7. Die Kosten für die Vermessung und Verlochsteinung sowie für die Ausstellung einer Besitzurkunde hat der Käufer zu tragen; ebenso sämtliche bei späterer Grundbuchsanlegung und Eintragung entstehenden Kosten.

§ 8. Die Farm muß innerhalb 6 Monaten nach erfolgtem Kaufabschluß (Zuschlag) von dem Käufer in eigene Bewirtschaftung genommen werden.

§ 9. Der Käufer ist ferner gehalten, die Farm rationell zu bewirtschaften. Insbesondere ist er verpflichtet: 1. die Farm innerhalb zweier Jahre nach Beziehung mit einem guten Stock ihm eigentümlich gehörenden Großviehs oder Kleinviehs zu besetzen; 2. Wasser zu schaffen oder die Wasserverhältnisse zu regulieren. Als Regel gilt, daß jede Farm zwei nicht unmittelbar nebeneinander liegende Wasserstellen haben muß; 3. ein Haus aus mindestens zwei Zimmern und Küche zu errichten; 4. nach Maßgabe der Verhältnisse einen Garten anzulegen oder Ackerland zu bestellen.

§ 10. Die Ausführung der im § 9 aufgeführten Bedingungen wird einmal und zwar nach Ablauf von 2, spätestens 3 Jahren nach Beziehung der Farm durch eine Kommission geprüft, welche aus dem zuständigen Bezirkshauptmann, einem von dem Gouvernement und einem von dem Käufer zu ernennenden Sachverständigen besteht.

§ 11. Die nach Stimmenmehrheit entscheidende Kommission hat über die stattgehabte Besichtigung ein ausführliches Protokoll aufzunehmen, aus dem auch die etwaige abweichende Ansicht der Minderheit deutlich ersichtlich sein muß. Dasselbe ist dem Gouvernement einzureichen. — Sind nach dem Gutachten der Kommission die Bedingungen des § 9 nicht erfüllt, so läßt das Gouvernement bei Anerkennung des Gutachtens dem Käufer eine Verwarnung zukommen. Nach Ablauf eines Jahres findet in diesem Falle abermals eine Besichtigung statt. Sind die gerügten Mängel auch dann noch nicht gehoben, so fällt die Farm auf die von dem Gouvernement zu erlassende Ausschlußverfügung in das Eigentum desselben zurück, ohne daß der Käufer eine Vergütung für die gemachten Aufwendungen und die geleisteten Kaufgeldzahlungen verlangen kann. — Bei Beurteilung der vom Käufer aufgewendeten Arbeit wird Verhinderung durch höhere Gewalt (Krieg, Epidemien, Heuschrecken ꝛc.) besonders in Berücksichtigung gezogen werden.

§ 12. Werden die Bedingungen der §§ 5 und 8 trotz Mahnung nicht erfüllt, so fällt die Farm auf die von dem Gouvernement zu erlassende Ausschlußverfügung von selbst in das Eigentum der Regierung zurück. Das Gleiche findet statt, wenn bis zur Eintragung in das Grundbuch der Käufer mit zwei Jahresraten trotz Mahnung im Rückstande bleibt. Hierbei werden jedoch frühere, den in den §§ 3 und 4 festgesetzten Mindestbetrag übersteigende Abzahlungen dem Käufer auf seine Verpflichtungen in Anrechnung gebracht.

§ 13. Der Käufer und seine Rechtsnachfolger haben für die Instandhaltung der Grenzmarken und der an öffentlichen Wegen liegenden, in seinem Farmgebiet befindlichen Wasserstellen und für gute Zufahrtswege von dem Farmgehöft zu den nächsten öffentlichen Straßen Sorge zu tragen. Abholzungen dürfen nur zum eigenen Gebrauch vorgenommen werden. Die abgeholzten Bäume sind durch neu zu pflanzende zu ersetzen.

§ 14. Die Auferlegung einer Grund- oder Gebäudesteuer durch allgemeine Verordnung bleibt der Kaiserlichen Regierung vorbehalten.

§ 15. Die Aufsuchung und Gewinnung der Bergwerksmineralien unterliegt innerhalb der verkauften Farm den Vorschriften der Kaiserlichen Verordnung vom 15. August 1889, betreffend das Bergwesen im südwestafrikanischen Schutzgebiet, vorausgesetzt, daß keine in den §§ 54 und 55 dieser Verordnung bezeichneten Sonderrechte oder andere von der Kaiserlichen Regierung verliehene Konzessionen auf derselben bestehen.

§ 16. Für frühere Angehörige der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, welche sich während ihrer Militärdienstzeit tadellos geführt haben und auch sonst einer besonderen Unterstützung würdig erscheinen, kann der Kaufpreis (§ 1) bis auf 30 Pfg. für den Hektar von dem Kaiserlichen Gouverneur ermäßigt werden.

Windhoek, den 12. Mai 1898.

Zusatz-Paragraph (§ 17) zu den Vorzugsbedingungen für Farmverkäufe vom 12. Mai 1898, betreffend geschenkweise Ueberlassung an ausscheidende Mitglieder der Schutztruppe.

Nach dem 1. Juli 1898 entlassenen Angehörigen der Schutztruppe, welche sich während ihrer Militärdienstzeit tadellos geführt haben und ein Betriebskapital von 2500 Mark nachzuweisen vermögen, wird der Kaufpreis für Farmen bis zu 5000 Hektar ganz erlassen. Für dieselben kommen außer den Gebieten von Outyo und Gobabis auch das bei Grootfontein (Bezirk Gibeon) gelegene und das von der Siedelungsgesellschaft zurückgegebene Land in Frage. Bei der Wahl einer Farm innerhalb des früheren Gebietes der Letzteren (östlich Windhoek sowie im ehemaligen Gebiete der roten Nation und der Khauas-Hottentotten) gilt indessen die kostenlose Ueberlassung nur für 1500 Hektar, während für den Rest 16 bis 20 Pfg. zu Gunsten der genannten Gesellschaft zu entrichten sind.

Windhoek, den 5. August 1898.

Alphabetiſches Inhaltsverzeichnis.

A.

Aais 144, 248, 291.
Aasgeier 47, 170, 398.
Ababes 199, 238, 284.
Ackerbau 379, 391, 401, 405.
Aden 342.
Afrikaner-Naman 54, 400.
Albrecht, Major 327.
Alſchäfsky, Unteroffizier 298, 346.
Altrock, v., Lieutenant 319.
Amboland,
  Munitionsſchmuggel 279.
  Ratſchläge für die Erſchließung 279.
  Waldungen 394.
  Wert des Landes 280.
  Zuſtände im portugieſiſchen Amboland 258.
Anaſchoten 117.
Anawood 103.
Anchaub 182.
Angola 389.
Angra Pequeña ſiehe Lüderitz-Bucht.
Annykurumaſſib ſiehe Vogelſchlafberg.
Anſiedelung ſiehe Siedelung.
Antelmann, Bruno 425.
Antilopen 395.
Apelt, Unteroffizier 218.
Apotheken, für Anſiedler 389.
Areb 137, 273.
Aredareigas 28, 36, 275.
Aris 35, 59, 136, 254.
„Arkona", S. M. S. 49, 75.
Auas-Gebirge 28, 390, 414.
Aub, nördlich Rehoboth 35, 66.
Aub, ſüdlich Rehoboth 182.
Aufforſtung 379.
Augenerkrankungen 386.
Aukaigas, bei Windhoek 40.
Aus 146, 390.
Ausfuhr-Handel 353, 401.
Ausfuhrzölle 427.
Auskunft für Auswanderer 433.

B.

Badke, Gefreiter 290, 298.
Bahleke, Gefreiter 345.
Baiweg 156, 166, 264.
Balzar, Reiter 65, 68.
Bam, Albertus 166.
Bam, Miſſionar 154.
Bambuſe 41.
Bank (Bankwaſſer) 378.
Banken, Die 17.
Bannach, Lazarettgehilfe 290, 346.
Barmen, Groß-, ſiehe Groß-Barmen.
Barmen, Klein-, ſiehe Klein-Barmen.
Bartolomeo Diaz 349.
Bartſch, Reiter, Guſtav 32, 344.
Bartſch, Reiter, Auguſt 211, 344.
Baſtards, Die, von Rehoboth 39, 61, 400.
  Bündnis mit ihnen 39, 40.
  Geſchichte der Baſtardnation 268.
  Hilfstruppen 46.
  Militäriſche Ausbildung 266, 319.
Baſtard-Dornbaum 41.
Baſtard-Gemsbock 395.
Baumgarten, Trompeter 84.
Bauunternehmer u. ſ. w. 428.
Becker, Reiter, ſpäter Unteroffizier 142, 263.
Beira 335.
Bergbau 409.

Bergdamara 260, 267, 399.
Gründung einer Bergdamara-Station in Okombahe 250.
Bersaba 146, 400.
Bethanien 146, 400.
Bethe, Premierlieutenant 102, 135, 140, 143, 146, 187.
Betschuanaland, Britisch- 186, 389.
Betschuanen 144.
Beukes, Hans 93.
Beukes, Lukas 160, 168.
Bevölkerung 399, 401.
Bienen, wilde 44, 399.
Bloemfischrivier 183, 398.
Bloemfontein 327.
Blum, Reiter 345.
Bock, Reiter 344.
Bodenbeschaffenheit 390.
Bodengestaltung 374.
Böhm, Missionar 3, 127, 263.
Bönsch, Ansiedler 300.
Boeren-Siedelung 254, 368.
Am Kunene 280.
Erste Einwanderung 370.
Sie rüsten gegen die Aufständischen 295.
Stellungnahme im Aufstand 1896: 371.
Zur Geschichte der Boeren 350.
Börtz, Reiter 345.
Bohr, Unteroffizier, später Feldwebel 59, 71, 81, 83, 248.
Bondelzwart-Naman 75, 400.
Borchmann, Tierarzt 315.
Boser, Reiter 65.
Boysen, Kaufmann 101.
Brakwater 24, 313.
Brandt, Farmer 406.
Bremen, Ansiedler 274.
Broen, v., Ansiedler 110, 119, 121, 124, 262.
Brunnen 385, 391.
Buschleute 260, 399.
Büffel 395.
Büllsbout 103.
Bülow, v., Premierlieutenant a. D. 24, 27, 36, 75, 88, 102.
Büllspoort 142, 184, 190.
Bunsen, v., Lieutenant 147.
Busch, Reiter 297.
Buschbock 395.
Burgsdorff, v., Premierlieutenant 198, 203, 216, 235, 244, 253, 278, 296, 304, 319.

C.

Christy, Ansiedler 250.
Cleverly 75, 125, 169.
„Condor", S. M. S. 322, 334.
Croß, Kap 121, 351.
Die Guanokompagnie 264, 408.
Säule Diogo Cãos 129.
Czapla, Lazarettgehilfe 160, 163.

D.

Damara siehe Herero.
Damaraland,
Damaralandkonzession 418.
Erwerbung von Landbesitz für Weiße 153.
Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft 255, 428, 429.
Damm siehe Stauwerk.
Dann, Reiter 344.
Dannert, Kaufmann 15, 427.
Dar-es-Salaam 336.
Dattelpalmen 379, 394.
Dawidraai 22.
Dawitsaub 15, 162.
Dehneke, Kaufmann 290.
Delagoa-Bai 334.
Denneville, Reiter 65.
De Tuin 268.
Deubel, Unteroffizier 299.
Deutschtum in Südafrika 363.
Dewitz, v. 332.
Diepdal, Überfall 93.
Diergaard, Hans 50, 63, 65, 133, 187, 237.
Diestel, Premierlieutenant 198, 203, 204, 209, 221, 224, 232, 345.
Döring, Reiter 65.
Dorisib 138.
Dorstrivier 103,
Dove, Dr. 19, 24, 59, 61, 66, 71, 75, 96, 102, 112, 361, 365, 366.
Dünen,
Bei Walfischbai 6.
Dünengürtel am Kuiseb 286.
Dünengürtel des Schutzgebietes 352, 390.
Düßler, Reiter 299.
Duft, Vorsteher der Bergbehörde 24, 75, 95, 411.
Duiker 395.
Duncan 187.
Dupas-Berg 125.
Durchschlag 6.

E.

Ebenholz 41, 394.
Ebisch, Reiter 346.
Eckhardt, Reiter 345.
Eggers, Lieutenant 102, 131, 135, 139, 143, 169, 172, 253, 258, 265, 274, 276, 290, 299, 319, 321.
Eidechsen 398.
Einfuhrhandel 357, 363.
Einfuhrzölle 426.
Eingeborenenbehandlung 360, 369, 421.
Einwohnerzahl 389.
Eisenbahn, Südwestafrikanische 123, 254, 409, 414, 418.
Eland-Antilope 395.
Elefant 395.
Elson, Kapitän 335, 338.
Elsterpapagei 16.
Eltermann, Matrose 263, 346.
Erckert, v., Lieutenant 240, 245, 345.
Erdferkel, kapisches 395.
Erdmännchen 397.
Erhard & Schultz 427.
Ertel, Reiter, später Sergeant 235, 305, 308.
Esser, Dr., über Angola 280.
Estorff, v., Hauptmann 198, 210, 253, 258, 264, 265, 282, 291, 296, 304, 305, 308, 414.
Etiro, 257.
Etosha-Pfanne 395.
Evenson 104.
Erner, Reiter 290, 346.
Expeditionen, Bergmännische 411.

F.

„Falke", S. M. S. 112.
Farmen, Größe der 382.
Fasan 16.
Fata Morgana 171.
Feige 394.
Feldbrände 90.
Felsenbai 120.
Erkundung und Bericht des Lieut. z. S. Hering 257.
Fettschwanzschaf 381.
Ficke, Unteroffizier 296.
Fieber, siehe Malaria.
Fieke, Reiter 133.
Fisch, Sergeant 290.
Fische 121, 398.
Fischfluß 370, 398.
Fischer, Reiter, später Unteroffizier 57, 61, 64, 159.
Flächeninhalt 389.
Flamingo 398.
Fleck, Dr. 412.
Fleischer, Reiter 240, 345.
Fliegen 399.
Flotte, Notwendigkeit einer starken 364.
Flüsse 390.
Flußpferd 395.
Fontein (Quelle) 378, 390.
Frachtpreise,
der Eisenbahn 423.
der Ochsenwagen 417.
der Schiffe 413.
Frachtverkehr 413, 423.
François, v., Frau 24, 28.
François, v., Hauptmann, später Major 1, 21, 24, 27, 28, 29, 30, 32, 36, 48, 59, 75, 77, 81, 97, 135, 143, 357, 366.
Über Expeditionen in Südwestafrika 247.
François, v., Premierlieutenant 2, 5, 11, 15, 18, 20, 25, 30, 32, 42, 49, 59, 74, 144.
Franke, Premierlieutenant 319.
Fransmann-Naman 252, 400.
Franz, Reiter, später Sergeant 161, 305.
Bericht über die Gefechte am Dorisib 135.
Bericht über das Gefecht bei Otwunda 308.
Fredericks, Paul 146.
Fredericks, Jakobus 186, 243.
Frei, Reiter 345.
Frickow, Zahlmeisteraspirant 264.
Fröde, Unteroffizier, später Feldwebel 81, 193, 227, 297.
Frommann, Ansiedler 428.

G.

Gärtner, Landmesser 253.
Gamikaub 104.
Gammams, bei Windhoek 40.
Gams 218, 239, 242.
Ganab 36.
Gansberg 29, 180.
Gartenbau 379, 391, 401.
In Okahandna 313.
Als Erwerbszweig 367.
Gathemann, Ansiedler 417, 428.

Gawieb am Swakob 8, 170.
Gemsbock 395.
Gemüse, anbaufähige 379, 402.
Geritzmann, Reiter 227.
Gertze, Pineas 294.
Gesellschaften 429.
Gessert, Farmer 405.
Gesundheitsverhältnisse 383.
Gibeon 147.
Giczewski, v., Unteroffizier, später Feldwebel 196.
Giese, v., Premierlieutenant 255, 265.
Gilsoul, Sergeant 194, 212, 237.
Giraffe 395.
Giraffenakazie siehe Kameldornbaum.
Glatz, Unteroffizier 40, 83, 97, 163.
Glödițsch, Kaufmann 263, 427, 428.
Gnu siehe Wildebeest.
Goabrivier 49, 137.
Gobabis 265, 279.
Gefecht 289, 291.
Gobamnas siehe Büllspoort.
Gochas 145, 252.
Görcke, Reiter 345.
Goering, Dr., Reichskommissar 12, 356.
Goldammer, v., Proviantmeister 25.
Gollinelli, Assessor 315, 319.
Gräber, Reiter 299, 346.
Graue Katze 396.
Green, Kaufmann 283.
Grenzen Deutsch-Südwestafrikas 389.
Griqualand-West 353.
Groot-Dode 183, 400.
Grootfontein im Damaralande 254, 265, 295, 391.
Ackerbau 405.
Boerensiedelung 370.
Grootfontein im Namalande 146.
Grosse, Reiter 344.
Groß-Barmen 19, 20, 154, 313.
Wegebau 263.
Großer Fischfluß 254.
Großfluß siehe Orange-Fluß.
Groß-Namaland, Einwanderung der Bastards 269.
Groß Tinkas 173, 178, 258.
Großvieh, Zoll 427.
Groß-Windhoek 275, 390.
Beschreibung 25.
Gründung 357.
Grotewohl, Lazarettgehilfe 65, 68.
Grünberg, Trompeter 84.
Guano 408, 427.
Gubub 146, 416.
Zerstörung durch die Witboois 110.
Guder, Reiter 139.
Güterbeförderung 417.
Gummi, Handel 356.
Gurumanas 30, 37, 84.
Gurus-Schlucht 184.
Gutsche, Kaufmann 71.

H.

Häfen 389.
Hafer 402.
Vorzüge des australischen 167.
Hälbich, E. Wwe., Firma 15, 263, 412, 427, 428.
Hagen, v., Frln. 3.
Hagen, v., Ansiedler 3, 131.
Hagenstein, Reiter 298.
Hahn, Missionar 154.
Hahn, Professor 324.
Haifisch 120.
Haigamkab am Swakob 8, 107.
Halberstadt, Reiter 297.
Handel 425.
Art und Weise des Handels 362.
Erste Handelsbeziehungen des Schutzgebietes mit Südafrika 353.
Firmen 427.
Handelsartikel in Südwestafrika 358, 360.
Mit geistigen Getränken 150.
Mit Munition 354.
Straußenfedern 353.
Handwerker, Niederlassung von 367, 433.
Hannemann, Unteroffizier, später Feldwebel 6, 110, 114, 121, 124, 132, 158, 255, 258, 283, 305, 308.
Hanoas-Gebirge 109.
Hansen, Kapitän 112.
Haris 27.
Hartebeest 395.
Hartmann, Lieutenant, Dr. 3, 24, 26, 124, 254, 295.
Expedition durch das Kaoko-Feld 265.
Hartmann, Reiter 298.
Hase 395.
Berghase 44.
Hauffe, Reiter, später Unteroffizier 84.
Haukubib 180.

Heidmann, Missionar 56, 63, 266, 278.
Sein Wirken unter den Bastards 268.
Heiße Quellen 391.
Klein-Barmen 19.
Rehoboth 62.
Heldt, Premierlieutenant 255, 263, 274, 283, 288, 414, 421.
Heller, Feldwebel 38, 74, 80, 81, 182.
Helm, Lieutenant 262, 265, 282, 296, 299, 414.
Hendrik Witbooi 27, 34, 79, 168, 181, 357, 360.
Als unser Bundesgenosse 253, 296, 304.
Bei Horebis 92.
Charakter 57.
Er unterwirft sich 241.
Im Groß-Namaland 76.
Im Lager Witboois 242.
In der Naauwkloof 183.
Herero 400.
Abneigung gegen Handel 356, 359.
Charaktereigenschaften und Rechtsanschauungen 148, 156, 361.
Die Herero überschreiten ihre Grenzen 274, 276.
Erbschaftsrecht 155.
Unterschied zwischen christlichen und „Feld"-Herero 155.
Viehdiebstähle 275.
Zur Geschichte der Herero 352.
Herff, v., Generalkonsul 331.
Hering, Lieutenant z. S., Bericht über die Felsenbai 257.
Hermann, Generalvertreter 110, 282, 297, 305, 319.
Herwoltheimer, Gefreiter 397.
Herz, Unteroffizier 217.
Heuschrecke 43.
Heusis 162.
Heydebreck, Paul v., Premierlieutenant 95, 98, 137, 248, 262, 396.
Heydebreck, v., Premierlieutenant 315.
Henn, Ansiedler 100, 277, 417, 427.
Hill 38.
Hindorf, Dr. 124.
Hochtritt, Reiter 227.
Höhn, Reiter 346.
Hölscher, Reiter 143, 344.
Höltermann, Reiter 345.
Hoeseb 420.
Hollams Vogelinsel 121.
Honig 44.
Honigbier 44.
Honscha, Reiter 299.
Hoornkrans 27, 135.
Ablösung der Besatzung 78.
Die Besetzung von Hoornkrans 51.
Erster Sturm auf Hoornkrans 31.
Gefechte der Besatzung 57.
Zweiter Zug auf Hoornkrans 48.
Horebis,
Beschreibung des Engpasses 92.
Ueberfall 92.
Hottentotten siehe Naman.
Hottentottenbai 410.
Hübner, Kaufmann 290.
Humpata 280.
Husab siehe Usab.
Hyäne 17, 396.

J.

Iben, Trompeter 65.
Ichaboe (Itschabo-) Insel 389.
Industrie 412.
Irle, Missionar 295, 315.

J. (j.)

Jagdzüge 353.
Jager Afrikaner 54.
Jonker Afrikaner 54.
Jan Jonker Afrikaner 54, 269.
Jakalsfontein 103, 105, 420.
Jakalswasser siehe Jakalsfontein.
Jakobus Frederiks siehe Frederiks.
Jameson, Dr. 277.
Jendges, Reiter 290, 346.
Johannesburg 329.
Johr, Ansiedler 49, 89, 182.
Josaphat Kamatotto 279.
Joubert, General 331, 364.
Junker, Bureauvorsteher 126, 170, 176.
Jurisch, Kaptn. 324.

K.

Kaan-Fluß (bei Otjimbingwe) 162.
Kämmerer, Reiter 344.
Kaffern, Charaktereigenschaften der 361.
Kageneck, Graf v., Lieutenant 301, 308.
Kahimemua 302, 307.
Kajaëta 274.
Kalahari- (Wüste- Steppe 60, 248, 394.
Schilderung der Landschaften an der Kalahari 251.

Kallweit, Unteroffizier 15.
Kambazembi 258, 295, 359.
Kamel 417.
Kamelzucht 381.
Kameldornbaum 41.
Kamgams 182.
Kanikontes am Swakob 8, 107, 131.
„Kanzler", R. P. D. 335.
Kaokofeld 282, 395.
Kap Croß siehe Croß.
Kapkolonie, Reise durch die 321.
Entdeckung des Kaps 349.
Zur Geschichte der Kapkolonie 350.
Kappe, Matrose 262.
Kapstadt 321.
Karas-Gebirge 412.
Karaskhoma-Syndikat 366.
Karibib 257.
Karnap, v., Ansiedler 101.
Karru 326.
Kawasis 35.
Kecker, Premierlieutenant 418, 423.
Kedor, Gefreiter 293.
Keil, Reiter, später Unteroffizier 158, 240, 289.
Keetmannshoop 146, 400.
Ackerbau 405.
Keister 169, 243.
Kepler, Lieutenant 315.
Khan-Fluß 419.
Khauas-Naman 143, 248, 252, 275, 291, 400.
Khuos-Berge 105, 420.
Kimberley, Gründung 353.
Kirche 432.
Kirchgatter, Unteroffizier 346.
Kirschner, Reiter 58.
Kläwe, Unteroffizier 108.
Kleen-Hendrick 57, 169, 242.
Klein-Barmen 18, 19.
Kleinschmidt, Missionar 269.
Kleinschmidt, Heinrich, Kaufmann 15.
Kleinsiedelung 367.
Klein-Tinkas 172.
Kleinviehrassen 381.
Kleinvieh, Zoll 427.
Kleinviehzucht 106.
Klein-Windhoek 25, 26.
Erste Siedelung 267.
Klima 375, 384, 390.
Klipneus 284.
Klippbock 395.
Klippdachs 44, 395.
Kluth, Reiter 345.
Kobus, Reiter 65.
Koch, Landungsagent 3, 126.
Koch, Geh. Rat Prof. 324.
Köhler, Regierungsassessor 24, 71, 75, 126.
König, Unteroffizier, später Feldwebel 60, 64, 236, 275.
König, Oberkanonier 252.
Körner, Ansiedler 274.
Köstens, Unteroffizier 53, 65, 135, 427.
Kohlstock, Stabsarzt Dr. 324, 407.
Kolonialgesellschaft, Deutsche 126.
Kolonialgesellschaft, für Südwestafrika 282, 366, 414, 418, 428, 429.
Verpachtung der Guanolager bei Kap Croß 264.
Kolonialhaus, Deutsches 425.
Kolonialwirtschaftliches Komitee 425.
Kolonist, Der Deutsche als 364.
Komas-Berge 23, 29.
Komas-Hochland 29, 162, 393.
Konrad, Kaufmann 68, 278.
Koopmann, Willem 62.
Koran (Trappe) 16, 398.
Koranna-Naman 269.
Korinthe, Namab 93, 197.
Kramarz, Reiter 142, 344.
Kramarz-Berg 143, 204, 207.
Krankheiten 383.
Kranoneus 35, 37.
Krebs, Händler 70, 144.
Krudewig, Reiter 65, 216.
Kru-Neger 6, 121, 126.
Krüger, Präsident 332, 364.
Krügersdorp 277.
Kubub siehe Gubub.
Kuddu-Antilope 16, 395.
Kühnel, Reiter 299.
Kuhn, Assistenzarzt Dr. 407.
Kuiseb-Fluß 284.
Beschreibung des Kuiseb-Wegs 285.
Wasserverhältnisse 4.
Kunene 279, 280, 395.
Kupfer 109, 410.
Kurikaub-Fluß 15.
Küste 389.
Längenausdehnung 389.
Tierleben 115, 398.

Vegetation 131.
Veränderungen durch Sturmflut 129.

L.

Ladewig, Reiter 346.
Läuffgen, Unteroffizier 206.
Lambert, Andreas 71, 144.
Lambert, Eduard 249, 290.
Lampe, Lieutenant 95, 99, 103, 135, 140, 143, 186, 198, 204, 206, 224, 226, 234, 244, 258, 265, 279, 290, 346.
Landpreise 365, 433.
Lange I, Reiter, später Unteroffizier 71.
Lange II, Reiter, später Unteroffizier 132, 143, 222, 241, 301.
Lange, Reiter 240, 345.
Langheld, Stabsarzt, Dr. 407.
Leopard 17, 181, 396.
„Leutwein", R.-P.-Dampfer 282, 413, 429.
Leutwein, Major 126, 143, 145, 185, 198, 211, 235, 265, 296, 304, 320.
Briefwechsel mit Hendrik Witbooi 200.
Lewinski, v., Lieutenant 302, 304, 321.
Lewis 356, 396.
Liebert, Oberst und Gouverneur 343.
Lieven-Berg 15, 162.
Lindau, Unteroffizier 161.
Lindequist, v., Regierungsassessor, später -Rat 170, 250, 254, 258, 278, 291, 297, 304, 407, 414.
Löwe 396.
Loschke, Lazarettgehilfe 58, 310.
Lourenço Marques 334.
Ludwig, Ansiedler 274.
Ludwig, Reiter 346.
Lübbert, Oberstabsarzt 407.
Lüderitz-Bucht 146, 320, 351.
Ein- und Ausfuhr 357.
Weg ins Innere 415.
Lüderitz, Kaufmann 355.
Lungenseuche 89, 263, 408.
Lungershausen, Reiter 299, 310, 346.

M.

Maczkewicz, Unteroffizier 299.
Mähler, Ansiedler 250.
Maharo, Samuel 152, 250, 275, 278.
Mais 167, 402, 405.
Malaria 167, 385.
Mall, Reiter 65, 81, 163.
Mambo 274.
Manasse Noreseb 73.
Manasse Tjiseseta 250, 279, 292, 295.
Marmor 410.
Marwitz, v. der, Lieutenant 336.
Matchleß-Mine 162.
Maultier 381.
Einfuhr 407.
Meisenholl, Missionar 258.
Melchior, Gefreiter 236.
Mertens, Kaufmann 110, 124, 428.
Mertens & Sichel 3, 25, 359, 428.
Meyer, Hermanus, Boer 92.
Meyer, Reiter 51, 344.
Meyer, Missionar 15.
Miethke, Unteroffizier 301.
Mineralien 409.
Minen 410.
Mittelstedt, Ansiedler 101.
Moçambique 335.
Modderfontein 105, 420.
Modler, Unteroffizier 297.
Mönch, Marinehafenbaumeister 282.
Moltke, Graf, Korvettenkapitän 113.
Morhenne, Unteroffizier 112.
Moritzen, Matrose 263, 346.
Müller, Major 262, 274, 288, 295, 300, 302, 308.
Munition, Verbot des Handels mit 356.
Zoll 426.
Munitionsschmuggel 76, 265, 283, 356.
In Amboland 279.
In Angola 281.

N.

Naauwkloof 141.
Beschreibung 183.
Die innere Kloof 208.
Die Kämpfe in der Naauwkloof 183 bis 247.
Ihre Umschließung durch unsere Posten 199.
Näfe, Gefreiter 65, 81, 221, 226, 241.
Namab, der, Singular von Naman.
Naman, die,
Charakter 361.
Sitten und Fechtweise 53.
Stämme 400.
Zur Geschichte der Naman 352.
Namaqua = die Sprache der Naman.
Namib-Wüste 170, 419.
Marsch durch die Wüste 7.

Naos 29.
Gefecht 80.
Naosannabis 144.
Narra 285, 394.
Natzmer, v., Oberführer 336.
Nauchas, Pferdedepot 272.
„Nautilus", englischer Dampfer 4, 112, 282.
Ngami-See 354.
Niederschläge 376.
Niemeyer, Ansiedler 205.
Nikodemus 278, 292, 300, 302, 307.
Nitzsche, Kaufmann 71, 75, 127.
Nitze, Oberamtmann 96, 403.
Sein Garten 26, 402.
Nitze, Frl. Helene 432.
Nolsib-Bley, Überfall 64, 68, 189.
Nomtsas 141.
Nonidas am Swakob 8, 109.
Nordenflycht, Frhr. v., Generalkonsul 77, 113.
Nuberowkop 109.
Nugauais 36.

O.

Oasib 269.
Obstbäume, Anbau 403, 406.
Ochsenwagen, Beschreibung 9, 10.
Ogden-Hafen 121, 390.
Ohlsen, Ansiedler 250.
Omtjes 16, 184, 394.
Okahandya 154, 293.
Beschreibung 313.
Okandjose 304.
Okaputa 23, 313.
Okawango 279. 395.
Okombahe (Ratbout), Gründung der Bergdamara-Station 250.
Okongava 420.
Olifantskloof 265, 279, 296.
Olpp, Pastor 432.
Omaheke 395.
Omaruru 254.
Major Leutwein in Omaruru 250.
Unruhen 279.
Omuramba Uamatako 395.
Onanis 174, 180.
Ongeama 28.
Oniap-Schlucht 184, 198.
Okiep 410.
Opara, Reiter 159.
Orange-Fluß (Großfluß) 326, 352.
Orange-Freistaat, Reise durch den 326.
Zur Geschichte des Freistaats 350.
Orlam-Stämme der Naman 53.
Osona 302, 313.
Oswells-Werft 284.
Otavi 410.
Otto, Ansiedler 274.
Otyihavera 313.
Otyihaenena 274.
Otyikango siehe Groß-Barmen.
Otyikango okatiti siehe Klein-Barmen.
Otyimbingwe 147, 154, 254, 390.
Ausbau der Station 260.
Beschreibung des Orts 14, 15.
Ein Tag auf der Militärstation 158.
Einteilung des Distrikts 168.
Verkehr 163, 167.
Verteidigungsplan 157.
Weideverhältnisse 167.
Otyiseva 21, 97,
Geschichte der Station 22.
Otyosasu 295, 314.
Otyosondyupa siehe Waterberg.
Otyunda, Gefecht bei 311.
Oukas 420.
Outyo 391.
Ovaherero siehe Herero.
Ovambandjeru, Erste Unruhen 275.
Ovambo (siehe auch Amboland) 258, 279. 401, 412, 421.

P.

Palgrave 355.
Palla-Antilope 395.
Panslaw, Ansiedler 205.
Pascha, Reiter 346.
Paschke, Unteroffizier 226.
Passagepreise 413.
Passavant, Lieutenant 336.
Paul Frederiks 146.
Pauw (Riesentrappe) 16, 398.
Pavian 397.
Peeken, Reiter 65.
Pelikan 398.
Pella 268.
Perbandt, v., Premierlieutenant 198, 204, 207, 229, 264, 274, 290, 293, 304.
Periodische Flüsse 391.
Perlhühner 16.
Personenbeförderung 417.
Pevesdorf, Reiter 58.

Pfefferfresser 16.
Pfeil, Graf Joachim 365, 368.
Pferdedepot 273.
Pferdesterbe 5, 28, 408.
Pferdezucht 381, 407.
Pinske, Reiter 345.
Pitt, Unteroffizier 199, 297, 346.
Planetzky, Reiter 345.
Plattklippe 14.
Plüm 125.
Pohl, Sergeant, später Feldwebel 45, 58, 78, 138, 344.
Pohland, Reiter 345.
Pokjesdraai 24.
Postwesen 124.
Pot-Mine 103.
Prätoria 330.
Preise der Lebensbedürfnisse 430.

Q.

Quaaipütz, Tierleben auf der Hochfläche von Quaaipütz 16.
Quarz (Adern) 130.
Quelle siehe Fontein.
Quitzow, v., Ansiedler 111.

R.

Raffel, Dr. 337.
Rath, Missionar 154.
Raubvögel 398.
Rechenberg, Frhr. v., Konsul 340.
Reck, Frhr. v. der 245.
Redeker, Ingenieur 412.
Redeker, Kaufmann 15, 428.
Regenmenge 376.
Regenzeit 384.
Ihr erstes Einsetzen 89.
Regierungsfarmen 433.
Rehbock, Reg. Baumeister 320, 378, 406.
Rehoboth, 35, 40, 182, 266, 319.
Beschreibung des Ortes 61.
Geschichte 269.
Reichelt, Sekretar, später Landrentmeister 25.
Reuß, Reiter 346.
Rheinische Missions-Gesellschaft 153.
Erfolge unter den Herero 154.
Rhinoceros 395.
Rhoden, v., Missionsinspektor, Urteil über die Herero 153.
Rhodes, Cecil 112, 188, 277, 355.
Riarua, Feldhauptmann der Herero 292, 300.
Riarua, Asser 292, 300.
Richter, Dr., Assistenz-, später Stabsarzt 2, 17, 25, 28, 34, 42, 49, 72, 75, 88, 135, 267, 312, 414.
Richter, Frau Dr. 315.
Richter, Gefreiter 209.
Rickmann, Roßarzt 198, 211, 229, 235, 239, 258, 302, 315, 319, 407.
Ried 170.
Riesenschlange 398.
Rietfontein 147, 279.
Rinderpest 360, 362, 406.
Erste Maßnahmen in Südwestafrika 315.
Prof. Koch in Südafrika 324.
Wirtschaftliche Umwälzung durch die Rinderpest 372.
Rindviehzucht 406.
Robbe 121, 408.
Robben-Insel 321.
Robinson, Sir Herkules 277.
Rocher, Reiter 344.
Rockbai siehe Felsenbai.
Rösemann, Ansiedler 428.
Rößler, Matrose 263, 346.
Rohloff, Feldwebel 142.
Rolfs & Nebel 329.
Rooibank 125.
Rooigrawater 296.
Rooikamps (Wespen) 18, 399.
Rosenhauer, Kaufmann 182, 428.
Rosinen 403.
Roter Berg 50.
Kämpfe am roten Berg 98, 136.
Rote Katze 396.
Rote Nation 400.
Sie zieht durch Windhoek 73.
Rothe, Unteroffizier 290, 298.
Ruhr 386.
Rusch, Kaufmann 71, 102, 110.

S.

Sachs, Postsekretär 262.
Sack, v., Hauptmann 198, 236, 252, 262, 265, 274, 278, 281, 283, 301, 304, 397.
Sakolowski, Reiter 32, 344.
Saldanha-Bai 321.
Salem am Swakob 8, 390.
Salzpfanne 119.
Samuel Isaak, Unterhäuptling Hendrik Witbooi's 26, 27, 57, 85, 185, 243, 304.
Samuel Maharo siehe Maharo.

Samuel Dragonder, Korporal 192, 243.
Sander, Dr., Marineſtabsarzt a. D. 126, 198, 210, 315, 373, 407.
Sandfontein, Dorf der Topnaars bei Walfiſchbai 4.
Sandwich-Hafen 390.
Sanitäre Verhältniſſe 383.
Savannenhühner 16.
Schaack, Unteroffizier, ſpäter Feldwebel 37, 52.
Schäfer, Matroſe 263, 346.
Schaf-Fluß 89, 368.
Boerenſiedlungen 370.
Schafzucht 381.
Schakal 17, 396.
Scharfſcheer 324.
Schern, Unteroffizier 237, 344.
Schiel, Hptm. 331.
Schiffsverkehr 413.
Schildkröte 398.
Schiller, Bootsmannsmaat 112, 120.
Schinz, Dr. 353, 392.
Schlangen 260, 388, 399.
Schluckwerder, sen., Kaufmann 38, 61, 102, 112, 255.
Schluckwerder, jun., Kaufmann 319.
Schlüter, Bootsmannsmaat 262, 346.
Schmerenbeck 36, 71, 186, 359, 418, 428.
Schmidt, Gefreiter 290.
Schmidt, Obergrenzkontrolleur 275, 296, 302.
Schmidt, Lieut. der Reſ. 290, 346.
Schmidt, Lieutenant der Schutztruppe 262, 274, 293, 299, 346.
Schnake, Kaufmann 260, 290.
Schneidewind, Reiter, ſpäter Unteroffizier 33, 42, 80, 81, 86, 99, 161, 211, 230, 302.
Schönau-Wehr, Frhr. v., Lieutenant 319.
Schöpwinkel, Dr., Aſſiſtenzarzt 198, 237, 250, 400.
Schreiber, Miſſionsinſpektor 245.
Schröder, Farmer, 312.
Schröder, Kaufmann 428.
Schuckmann, v., Generalkonſul 306, 324.
Schücke, Reiter, ſpäter Unteroffizier 58, 84, 283.
Schule 432.
Schultz, v., Farmer 321.
Schultze, Lieutenant 418.
Schulz, Lieutenant 315.
Schulz, Unteroffizier 290.
Schuppentier 395.
Schutztruppe,
Einteilung 432.
Morbidität 387.
1. Verſtärkung 95.
2. " 187.
3. " 262.
4. " 301.
5. " 306.
Schwabe, Geheimer Regierungsrat 343.
Anerbietungen für den Bau und Betrieb von Telegraphenlinien 254, 425.
Vorarbeiten für den Eiſenbahnbau 418.
Schwartz, v., Lieut. z. S. 298.
Schwarzer-Roſob 248.
Schweinezucht 407.
„Seeadler", S. M. S. 298.
Seeis 274.
Seidel, Kaufmann 415.
Seidel & Mühle 406, 417, 428.
Seidler, Unteroffizier 345.
Seiler, Unteroffizier 141, 143, 344.
Seuchen ſiehe Viehſeuchen.
Shambock 97.
Sichel, Kaufmann 3, 284, 320.
Siedelung 371.
Amtliche Auskunft für Anſiedler 433.
Anſiedelung Deportierter 368.
Die Boeren-Siedelung 254, 369.
Erſte Verſuche in Südweſtafrika 365.
Siedelungsgeſellſchaft 366, 368, 371, 414, 429.
Siegfeld, Gefecht bei 297.
Sievert, Reiter 345.
Siewelies, Unteroffizier 241, 293.
Simon, Reiter, ſpäter Unteroffizier 65.
Simon Kopper 143, 252, 304.
Simpſon, Chief-Conſtable 130.
Skolik, Reiter 143, 344.
Skorpion 388, 399.
Sneyrivier 18, 258.
Sobotta, Stabsarzt 302, 304.
Somerſet-River (Swakob) 122.
South African Territories Co. 428, 430.
South Weſt African Company 366, 418, 430.
Spangenberg, Agent Witbooi's 77.
Spatz, Unteroffizier 140, 194, 196.
„Sperber", S. M. S. 257, 262.
Sperlingsluſt, Berg 25.
Springbock 11, 17, 395.
Jagd 179.

Springbockfluß 130.
Springhase 395.
Springmaus 124.
Stachelschwein 395.
Staginus, Unteroffizier 299, 346.
Stauwerk 378, 405.
Stellbrink, Wachtmeister 216, 263.
Sterbeplatz, Pferde- 28, 273.
Stern & Henker 263, 428.
Storys 116.
Stoß, Lieutenant a. D. 26, 402.
Straßen 414.
Strauß 16, 326, 397.
Jagd 258.
Unerlaubte Jagd 118.
Straußenfedern,
Handel 353, 356.
Preise 353.
Schmuggel 118.
Zoll 427.
Strunk, Reiter 158, 305, 310.
Studt, Reiter 345.
Südafrikanische Zeitung 247, 364.
Südfrüchte, Anbau 379.
Susath, Unteroffizier 290, 346.
Swakob-Fluß (Swakop, Tsoachaub, Somerset-River) 6, 419.
Swakobmund 110.
Befestigung 116.
Ein- und Ausfuhr 357.
Überflügelt Walfischbai 282.
Vorteile vor Walfischbai 6.
Syndikat für Bewässerungsanlagen 429.

T.

Tabakstuin 20.
Tafelberg, bei Kapstadt 321.
Talaska, Reiter, später Unteroffizier 94, 158, 240, 290, 298.
Tanga 342.
Tatlow, Kaufmann 428.
Tauben 16.
Telegraphen- und Telephonanlagen 425.
Temperatur 375, 384.
Der Küstengewässer 131.
Messungen im Bastardland 67.
Termiten 399.
Theimann, Reiter 344.
Thomä, Trompeter 211.
Tierwelt 394.
Tigerbai 280.
Tinkas siehe (Groß- und Klein-Tinkas.
Tippelskirch, v., & Co. 428.
Topnaar-Naman 400.
Transvaal, Reise durch 328.
Zur Geschichte Transvaals 350.
Treckboeren 369.
Treßke, Reiter, später Unteroffizier 94, 164.
Troost, Lieutenant 170, 205, 210, 217, 222, 229, 235, 252, 282, 289, 343, 418.
Trotha, v., Lieutenant 336.
Tsams 238.
Tsaobis (Wilhelmsfeste) 9.
Beschreibung 12—14.
Gründung der Station 12.
Tsaobismund 104.
Tsauchab-Fluß 183.
Tsebris 132, 135.
Tsoachaub siehe Swakob.
Tsondab-Fluß 183, 190.
Tünschel & Wilke 428.
Twee-Rivier 133.

U.

Ubib 420.
Überfall, Ein mißlungener 52.
An der Rolsib-Vley 64.
Bei Diepdal 93.
Bei Horebis 92.
Ugama 146, 416.
Uhabis 147.
Uhunis 192, 194.
Hauptmann v. Sacks Kämpfe bei Uhunis 236.
Uitdraai am Swakob 16.
Unglaube, Ansiedler 112, 162.
Upingtonia, Boerensiedlung in 370.
Ururas 125, 284.
Usab am Swakob 8, 390.
An der Usab-Pforte 105.
Usib-Fluß 60.

V.

Vaalgras 50.
Vahlkampf, Feldwebel 266.
Vegetation 393.
Am Swakob-Cañon in der Namib 106.
An der Küste 123, 391.
Bei Okahandya 313.
Veldschoendrager-Naman 400.
Verwaltung 432.
Viehe, Missionar 293, 300, 306, 313.
Vieh, Handel mit lebendem 353.
Ausfuhr 356.
Viehrassen 380.
Viehseuchen 408.

Viehzucht 367, 406.
Anfangskapital des Viehzüchters 382.
Vledermuis, Feldkornet 145, 249.
Vley 28, 46, 378.
Vogelschlafberg 11, 93.
Vogt, Tierarzt 315.
Voigts, Gustav, Kaufmann 152, 278, 304, 406.
Voigts, Albert, Kaufmann 293, 298, 299.
Voigts, Frau 293, 295.
Volkmann, Lieutenant 198, 210, 219, 228, 250, 258, 265, 292, 295.

W.

Wagensteuer 414.
Wagentreiben 42.
Wahlen, Reiter 65, 68.
Wale 120.
Waldbrand 97.
Walfischbai 110, 352.
Beschreibung 3, 4.
Ein- und Ausfuhr 357.
Erster Anblick 2.
Überschwemmung der Baifläche 129.
Walser, Farmer 405.
Wannob (Rehoboth-Fluß) 29.
Warmbad 147.
Wasseranlage siehe Stauwerk.
Wasserbock 395.
Wasserwachteln 19, 398.
Waßmannsdorff, Intendant 298.
Waterberg 265, 391.
Watermeyer, Ingenieur 320, 406.
Wecke & Voigts 313, 359, 428.
Wede, Ansiedler 428.
Wege, Bau und Beschaffenheit 263.
Weigt, Reiter 164.
Wein, Anbau 403, 404.
Weiß, Carl 254, 257, 296, 319, 321, 410.
Weißer Nosob 248, 274.
Welwitschia mirabilis 106.
Wespen 388.
Wheeler, Farmer 405.
Wieland, Reiter 134, 290.
Wiese, Boer 91.
Wijk, van, Büll 237.
Wijk, van, Hermanus 38, 63, 266.
Wijk, van, Koetje 16, 59.
Wijk, van, Nels 92.
Wildebeest (Gnu) 395.
Wilde Hunde 396.
Wildkatzen 17, 396.
Wildschwein 395.
Wilhelmsfeste siehe Tsaobis.
Wilke, Reiter 346.
Wilsonsfontein 11, 264.
Windhoek siehe Groß-Windhoek.
Wipper, Matrose 344.
Witbooi siehe Hendrik Witbooi.
Witbooi, Margarete 35.
Witbooi, Moses 54.
Witbooi-Raman (siehe auch Hendrik Witbooi) 400.
Kriegslieder 56.
Sie erscheinen vor Windhoek 73.
Verluste im Gefecht bei Hoornkrans 35.
Witkamp 64.
Witwater 181.
Woermann-Dampfer 1, 126, 255, 262, 264, 320.
Tarife 413.
Wothke, Unteroffizier 346.
Wrede, Sergeant 85, 98, 344.
Wüstenbai 119.

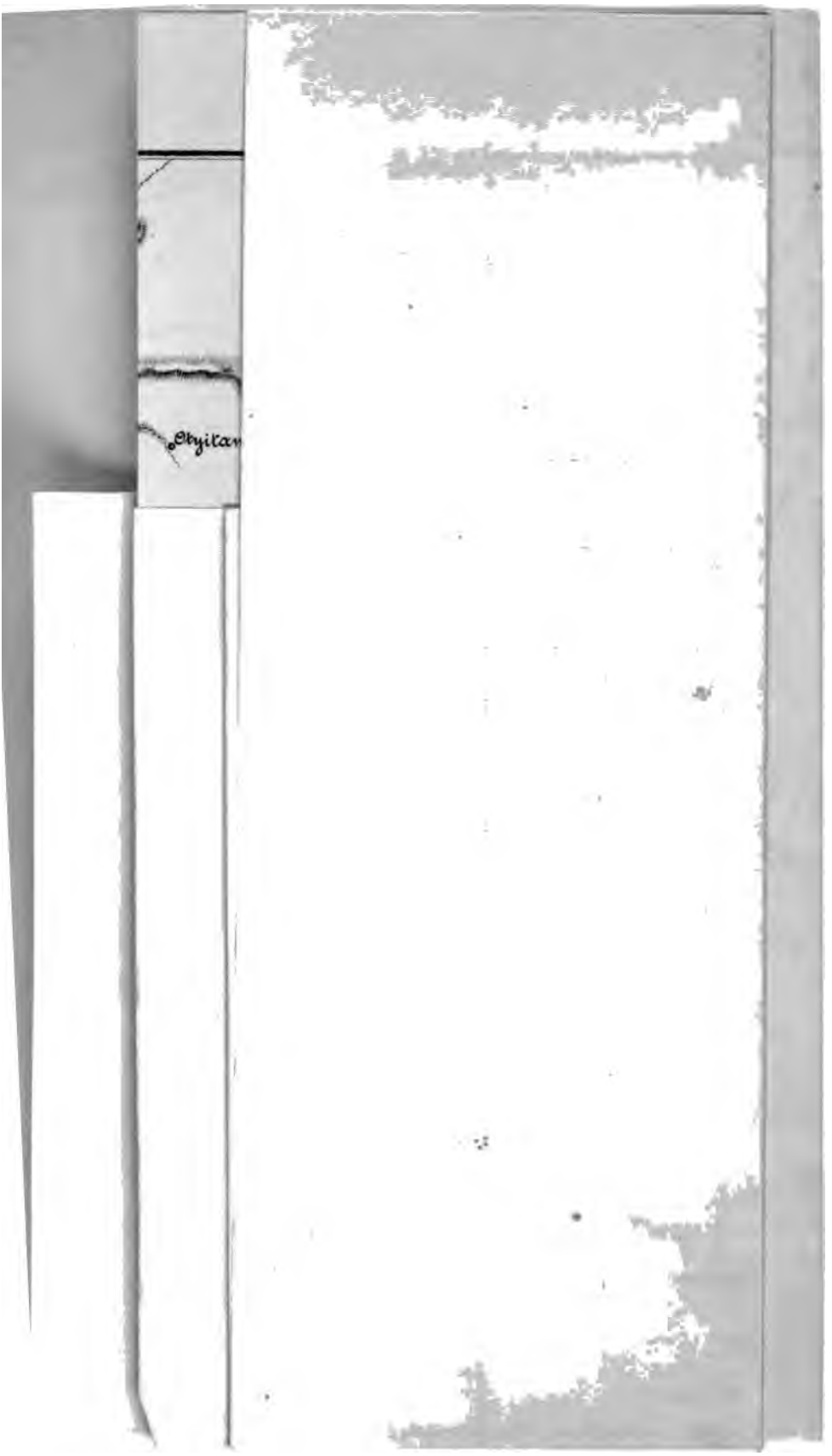
Y.

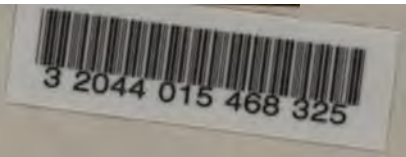
Yams 24.

Z.

Zachalowsky, Sergeant, später Feldwebel 75, 86, 207, 241, 289.
Zacharias Zeraua 250, 401.
Zama (Melone) 394.
Zambesia 389.
Zanzibar 338.
Zarp, Reiter 346.
Zarradt, Unteroffizier 158, 199, 279, 290.
Zarris, Tafelgebirge 196, 203.
Zebra 395.
Jagd 172, 174.
Zes, Hendrik 269.
Zesfontein 400.
Zesriem-Berg 199.
Zibethkatze 397.
Ziegler, Lieutenant 315.
Ziehm, Reiter 345.
Ziethen, v., Lieutenant 95, 102, 110, 118, 141, 272, 293, 301, 308, 319.
Zijl, van 243.
Zimmermann Sergeant, später Feldwebel 12.
Zülow, v., Lieutenant 302, 306, 315.
Zugtiere 381.
Zwartbank 284.
Zwartbooi Raman 53, 269, 292, 400.
Zwartfontein 137, 273.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68–71.





The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413

Please handle with care.
Thank you for helping to preserve library collections at Harvard.